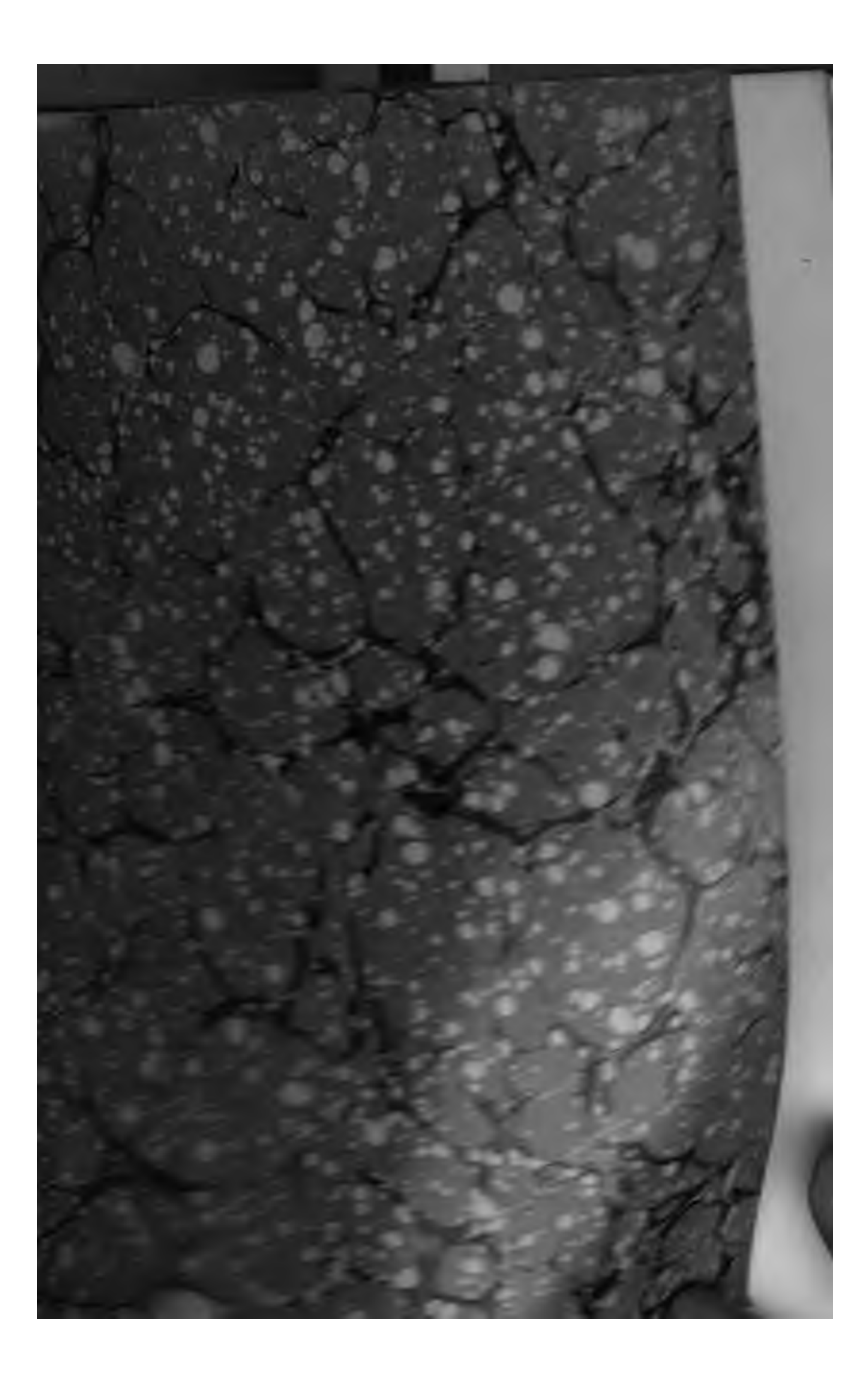
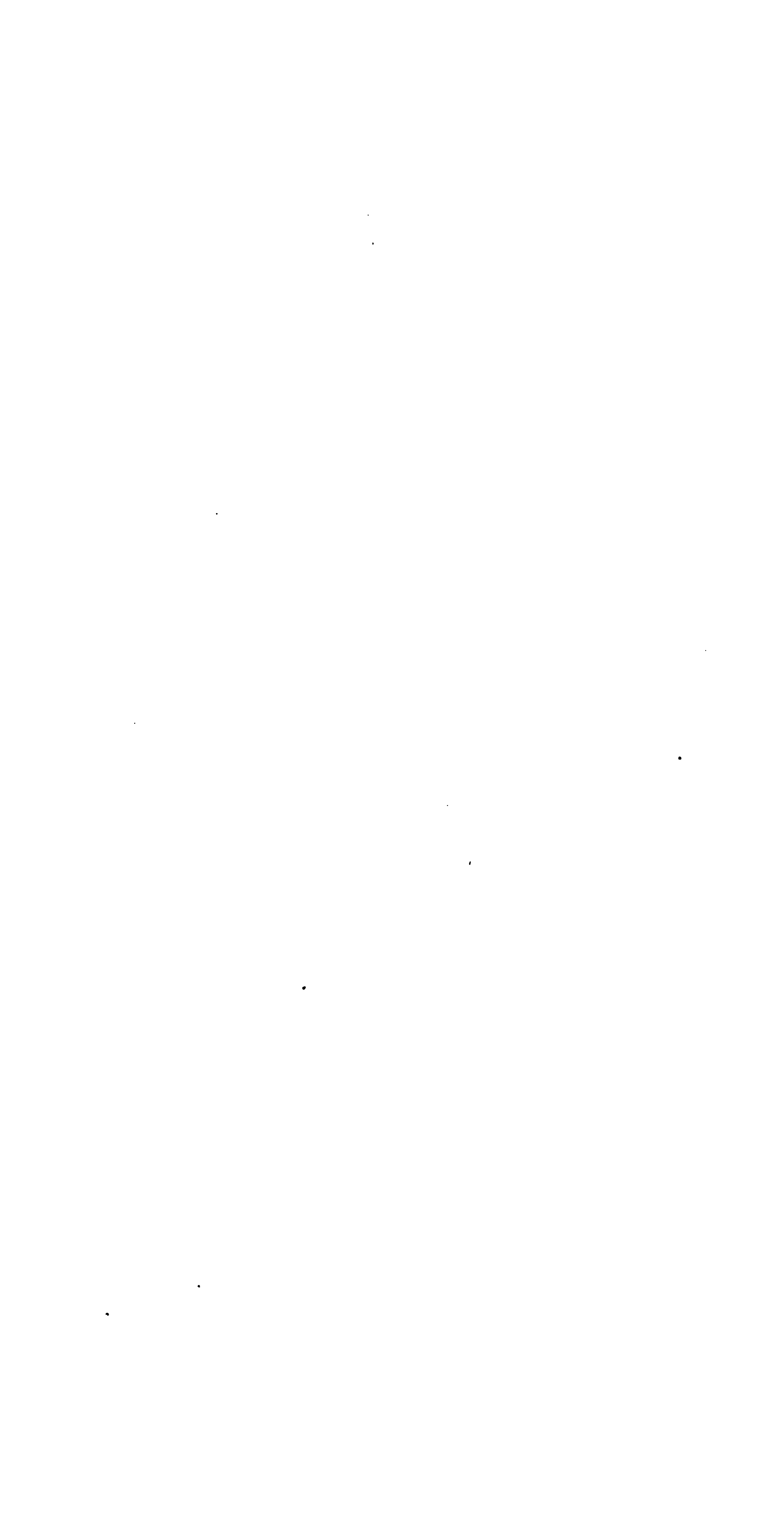














ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

ACHTUNDDREISSIGSTER BAND

HEFT 1

(AUSGEGEBEN IM JANUAR 1906)

HALLE A. S.
VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES
1906.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

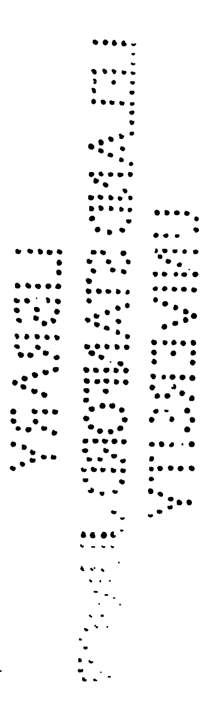
HUGO GERING UND FRIEDRICH KAUFFMANN

ACHTUNDDREISSIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1906.



INHALT.

Miscellen.

Litteratur.

WOLFRAM UND KIOT.

I. Wolframs treue gegen seine vorlage.

Es sind einige stellen in Wolframs Parzival noch nicht verwertet worden, die zusammengefasst beweisen: nicht nur, dass er für alle bücher des gedichts eine einheitliche unmittelbare vorlage gehabt hat, sondern auch, dass er bestrebt war, sie mit möglichster treue, wenigstens in allem tatsächlichen, widerzugeben.

1. P. 14, 4 werden zwei brüder Pompeius und Ipomidôn genannt. Hier steckt ein fehler. Wenn der eine bruder Hippomedon heisst, so kann der andere nicht oder nur durch ein versehen den hierzu nicht passenden namen Pompeius erhalten haben, und es ist sicher, dass Pompeius hier ebenso irrtümlich für Parthenopaeus steht, wie Pompeius für Parthenopaeus in der 1474 geschriebenen hs. w von Veldekes Eneide v. 3315 sich eingestellt hat. In diesem vers sind *Ypomêdon end Partônopeus* vereinigt, also waren die namen der gebrüder von hier, wo später die gleiche verlesung des zweiten namens vorkommt, durch Wolfram zu entnehmen? Diese ansicht wird verboten durch den umstand, dass und durch die art, wie er P. 101, 29—102, 3 auf den namen Pompeius zurückkommt. Mögen ihm selbst nachträglich bedenken gekommen sein oder mögen kritische zuhörer anstoss genommen haben: in dem fall, dass er die namen aus der Eneide oder anderswoher als aus seiner unmittelbaren vorlagé entnommen hätte, konnte der offene und freimütige Wolfram nicht einen entschuldbaren irrtum durch eine minder verzeihliche unwahrheit verschlimmern. Es gab doch ausserdem einfachere möglichkeiten, die in rein dichterischer beziehung unbedeutende sache zu erledigen: er hätte die bedenken ignorieren oder sich damit begnügen können, sie durch die worte: *daz was ein stolz werder man (niht der von Rôme entran Julîus dâ bevor)* zurückzuweisen, aber eine unter den obwaltenden umständen abgegebene versicherung an dieser zweiten stelle: *den nennet d'âventiure alsus* ist ein zeugnis, das einen zweifel an der wahrheit ausschliesst. Der name eines geschichtlich bekannten Römers mag aufgefallen sein, es ist aber

auch sehr wol möglich, dass die entstellung des zugrunde liegenden namens damals nicht unbemerkt blieb, da Hippomedon und Parthenopaeus nicht nur bei Veldeke zusammenstehen, sondern auch in der gelehrten französischen epik öfter vorkommen. Und den gelehrten des mittelalters war *inclutus armis Parthenopaeus* ferner nicht nur aus Verg. Aen. 6, 480 bekannt. Wie Protesilaus (P. 27, 24) in der Achilleis des Statius so treten Hippomedon und Parthenopaeus, „dessen fall vom dichter zu einem schönen bild ausgestattet wird", in der Thebais des Statius auf, die, „jetzt fast ein totes produkt, das nicht viele leser mehr an sich zieht" im mittelalter „aufs eifrigste" gelesen wurde (vgl. Schanz, Röm. litteraturgesch. 2, 311—325).

So ergibt sich, dass Kiot *Parthenopaeus* geschrieben hat und dass in *Pompeius* ein lesefehler Wolframs oder seines vorlesers oder der ihm vorliegenden hs. zu sehen ist. Unter diesen umständen ist es begreiflich, dass der deutsche dichter noch einmal auf den tatsächlich unpassenden und augenscheinlich damals schon beanstandeten namen von Hippomedons bruder zurückkommt und ein dichter ohne gelehrte bildung ist subjectiv wenigstens völlig im recht, wenn er für diesen fall die quelle verantwortlich macht und zu verteidigen sucht, die er nach bestem wissen, das einen irrtum nicht ausschliesst, widerzugeben sich bemüht hat. Es ist also psychologisch erklärlich, dass Wolfram gerade an dieser merkwürdigen stelle seine vorlage heranzieht.

2. Mit einem namen bezeichnet W. seine Quelle zuerst P. 416. Es war mir immer eines der grössten rätsel im Parzival, wie W. auf den gedanken kam, gerade hier zuerst den namen seiner vorlage bekannt zu geben. Eben darin, dass er dies so und nicht anders getan hat, liegt ein starker beweis gegen die annahme einer fiktion und wer diese annahme noch aufrecht erhält, müsste wenigstens versuchen, durch eine erklärung der hier sich bietenden schwierigkeit herr zu werden. Ganz anders steht die sache, wenn wir W. glauben schenken. Von allen namen, die über das gedicht ausgestreut sind, macht keiner so wie Liddamus — bekanntlich stammt der 770, 4 genannte Liddamus aus Solin — den eindruck, als ob es sich um einen Römer wie Pompeius handele. Der name des Pompeius im Parzival hat berechtigten anstoss erregt, Caesars gegner gehört nicht in das gedicht, wie W. selbst sagt, sollte da nicht auch das auftreten eines Liddamus kritischen bedenken unterliegen? W. ändert den namen nicht, deckt sich aber mit den worten: *Kyôt in selbe nennet sus.* So ist es widerum psychologisch erklärlich, dass wie bei *Pompeius* der quelle erwähnung geschieht, ihre erste namensnennung nicht bei einer anderen wichtigeren gelegenheit,

auch nicht bei einem beliebigen andern namen, sondern gerade bei Liddamus erfolgt. Dass W. erst im achten buch Kiot mit namen kennt, ist nicht auffällig, da der verfasser sich eben auch erst an der stelle genannt haben wird P. 453, wo aufklärungen seiner ansicht nach gegeben werden mussten. Wenn Wolfram die wechselrede zwischen Liddamus und Kyngrimursel weiter ausgestaltet, so ist das sehr wol vereinbar damit, dass er den namen Liddamus und die tatsächlichen angaben der erzählung Kiot verdankt.

3. Ein bisher nicht beachtetes misverständnis ist P. 481 festzustellen. Nach dem zusammenhang der ganzen stelle, an welcher Trevrizent die verwundung des königs Anfortas berichtet und eine reihe von heilmitteln genau angibt, ist es auffallend, dass schlangen aufgezählt werden, dagegen *swaz iemen dâ vür weiz* überhaupt nicht namentlich erwähnt wird, obwol vorausgeht die bemerkung *swaz man der arzetbuoche las.* Die hauptsache, die bei W. fehlt, d. h. aus den arzneibüchern zu entnehmende heilmittel gegen schlangengift — *die argen slangenz eiter heiz tragent* —, die jetzt — *des küneges wunde geitert was* — in erster linie in betracht kommen und daher vor den mancherlei andern heilversuchen, die dann genau aufgezählt werden, genannt sein müssen, hat in seiner vorlage gestanden. Das ist zu beweisen.

a) *mêatrîs* = lat. meatrix dürfen wir (entgegen Germ. 35, 58 und Z. f. d. a. 45, 209) nicht anders auffassen als es bezeugt ist. Es bedeutet (s. Mhd. wb. I, 66 und Diefenbach, Gloss. lat. germ. p. 352) den attich, der auch *nigella,* gewöhnlich aber *ebulus* heisst und als heilmittel schon Plinius bekannt ist (25, 119: ebuli quoque, quam nemo ignorat, fumo fugantur serpentes und 26, 81: ebulum tenerum cum foliis tritum ex vino potum calculos pellit, inpositum testis sanat). Vgl. P. 479, 12 *durch die heidruose sîn.*

b) *lysis* — diese schreibung von D. ist beizubehalten — kann schwerlich (vgl. die gezwungene vermutung Zs. f. d. a. 45, 208) als schlangenname erklärt werden, sondern ist *lysas,* nach Apul. Herb. 11 (in Parabilium medicamentorum script. ant. ed. Ackermann p. 164 nebst anm.) gleichbedeutend mit artemisia, der pflanze beifuss, von der Pl. 25, 130 sagt: artemisiam quoque secum habentibus negant nocere mala medicamenta vel bestiam ullam, ne solem quidem. Zu *lysis* < *lysas* vgl. *ehcontius* < ἀκοντίας.

c) Weniger sicher ist *jêcis* zu deuten. Man könnte an *jacea, jacia* „heidensch wunt crut" (s. Diefenbach, Gl. p. 282 und Novum gl. p. 207) denken, doch liegt wahrscheinlich ἔχις zugrunde, das im lat. aber

anscheinend nur als pflanzenname bezeugt ist seit Pl. 22, 50: est et alia similis pseudoanchusa ob id appellata, a quibusdam vero echis aut doris et multis aliis nominibus . . . contra serpentis efficacissima potu foliorum vel seminis. folia ictibus inponuntur. virus serpentis fugat. cf. 25, 104, Diefenbach, Gl. p. 197, und Novum gl. p. 144 *echion, echis* „wild ochzenzungenkraut", *eicion* und in Durhamer glossarien *ecios.*

So stehen mindestens zwei, sehr wahrscheinlich drei heilmittel nach drei vorausgehenden schlangennamen. Daraus dass W. jene zu diesen hinzugerechnet hat, wird ihm zwar niemand einen vorwurf machen dürfen, der selbst die pflanzen für schlangen angesehen hat, aber weil es ausser jenen beiden tatsachen, dass hier heilmittel genannt aber von W. als schlangennamen aufgefasst sind, nach dem zusammenhang in erster linie auf die heilmittel ankommt, so ist es klar, dass W. an dieser stelle nur der unmittelbaren vorlage folgt, auf die er an andrer stelle verweist. Andrerseits ergeben sich von hier aus starke bedenken gegen die annahme, dass W. sich der unterstützung gelehrter freunde erfreute. Leichter als manches andere hätte ihm doch wol durch den verkehr mit gelehrten ein lateinischer name für *atich* oder *bîbôz* bekannt werden können. Da dies nicht der fall gewesen ist und diese stelle ebenso wie der name Pompeius nur auf eine directe vorlage weist, so wird man auch die übrigen namen und die übrige gelehrsamkeit auf diese und nicht auf Wolfram zurückführen dürfen.

4. Ferner ist wichtig 805, 3—10, eine stelle, in deren auffassung und verwertung ich von Heinzel, Über W. v. E. P. s. 2. 25. 26. 45 abweiche. Der sinn der stelle ist: Kondwiramur beklagt den tod Sigunens schmerzlich, weil Schoysiane, die mutter Sigunens, sie als kinder auferzogen hatte. Das steht in doppeltem widerspruch zu der vorausgehenden erzählung; denn aus 477, 1—8 wissen wir: Schoysiane stirbt bei der geburt Sigunens, kann also nicht diese und Kondwiramur zusammen auferzogen haben und zweitens wird Sigune in Herzeloydens obhut gegeben: *Sigûn, des selben töhterlîn, bevalch man der muoter dîn* 477, 7. 8 übereinstimmend mit 141, 13 *dô zôch mich dîn muoter.* Diesen doppelten widerspruch zu der vorausgehenden erzählung hat Wolfram sicher empfunden, das zeigt sein einen starken zweifel ausdrückender zusatz: *op der Provenzâl die wârheit las.* Deshalb ist diese stelle ein zwingender beweis nicht nur für die existenz Kiots sondern auch dafür dass Wolfram ihm in tatsächlichen angaben genau gefolgt ist oder genau zu folgen bestrebt gewesen ist, sogar da, wo er selber an der richtigkeit zweifelt und mit vollem recht zweifelt. Was hier stehen müsste, ist aus dem Parzival nicht zu entnehmen, wol aber aus

dem Titurel. Im Titurel 18 fgg. erzählt W. übereinstimmend mit P. 477, 1—8 dass Schoysiane bei der geburt Sigunens stirbt; weiter dann, dass Tampunteire, Sigunens vatersbruder, das kind zu seiner tochter, der noch an der mutterbrust liegenden Kondwiramur führt und dass die beiden kleinen bis zum fünften jahr zusammenbleiben. Da stirbt Tampunteire, der als vatersbruder der mutterlosen waise sich zuerst angenommen hat. Nicht seiner gattin, mit der Sigune nicht blutsverwandt ist, liegt nunmehr naturgemäss die pflicht der erziehung in erster linie ob, sondern Herzeloyden, der mutterschwester Sigunens, der jungfräulichen witwe des Castis (Tit. 35, P. 494): *Diu küngîn Herzelôude an Sigûnen dâhte: si warp mit al ir sinnen, daz man die von Brûbarz ir brâhte* (Tit. 29, 1. 2). Diese erzählung steht durchaus im einklang mit P. 141, 13 und 477, 1—8; denn an beiden stellen kommt durch den zusammenhang nur der aufenthalt Sigunens bei Parzivals mutter in frage; dass sie ihre ersten kinderjahre anderswo verlebt hat, war für diese beiden stellen bedeutungslos, die erwähnung also mindestens überflüssig, wenn nicht eine störende abschweifung. Umgekehrt liegt die sache 805, 3—10 so, dass hier der aufenthalt Sigunens bei Herzeloyden als unwesentlich ausgelassen werden und nur ihr zusammenleben mit Kondwiramur in den ersten kindheitsjahren erwähnt werden muss. Kondwiramur nimmt an dem tod Sigunens zwar insofern schon gewissen anteil als es sich um eine verwandte von ihr *(ir veteren tohter)* handelt, sodann weil die tochter von Schoysiane, *diu Parzivâles muome was,* eine verwandte ihres gatten ist; der hauptgrund aber, weshalb sie *wart vil freuden âne,* weshalb *si freude vlôch,* ist doch der, dass sie die gespielin der ersten kinderjahre tot widersieht. Darauf beruht das menschlich ergreifende und dichterisch schöne der stelle. Als sich *die jungen zwuo gespilen, niht die alten* einst trennen mussten (Tit. 28): *Kondwîrâmûrs begunde weinen, daz si gesellekeite und der stæten liebe an ir solte vereinen* (Tit. 29). Damals hat sie das leben voneinandergerissen, jetzt der tod. Jetzt da Kondwiramur Sigune tot widersieht, da muss sie an die gemeinsam verlebte erste kinderzeit zurückdenken und in der erinnerung daran vor allem den tod der einstigen gespielin schmerzlich empfinden.

Was mithin 805, 3—10 stehen müsste, ist aus dem Titurel klar zu ersehen. Wenn Tampunteire die mutterlose Sigune zu seiner tochter Kondwiramur führt, die *dannoch an der brüste lac,* so hat die mutter Kondwiramurs die beiden kleinen genährt und auferzogen bis zum fünften jahr. Es ist also nirgends ein widerspruch vorhanden und alles passt vortrefflich, wofern nur 805, 3—10 von der mutter Kondwiramurs

statt der mutter Sigunens die rede wäre. Und das wird auch bei Kiot gestanden haben, eine verwechslung war hier nur zu leicht möglich. Sollte die teilnahme von Kondwiramur an dem tod Sigunens genau erzählt werden, so musste hervorgehoben werden, dass sie eine verwandte von ihr, von ihrem gatten, besonders aber ihre milchschwester und jugendgespielin war. Es konnte also etwa gesagt werden: Kondwiramur beklagte ihres vatersbruders tochter, deren mutter Schoysiane, die mutterschwester Parzivals, war, weil ihre mutter sie als kleine kinder auferzogen hatte. Wessen mutter? Wer nur den Parzival und noch nicht den Titural kennt, wird eher an die genannte mutter der Sigune — sie musste auch deshalb genannt werden, um an ihren früher erzählten tod bei der geburt Sigunens zu erinnern und dâmit das gemeinsame aufwachsen der beiden kinder in der für eine episode gebotenen kürze zu motivieren — als an die mutter der Kondwiramur denken. Dann ist aber sofort der widerspruch da nicht nur zum Titurel, sondern auch zu den angeführten beiden stellen des Parzival. W. merkt diesen widerspruch, wie der ausdruck starken zweifels *op der Provenzâl die wârheit las* beweist, beseitigt ihn aber nicht. Wenn er selbst in diesem fall nicht ändert oder auslässt, sondern sich damit begnügt, sein bedenken zu äussern, so zeigt das deutlich, dass er bestrebt war, seine vorlage möglichst treu widerzugeben.

Die stelle macht ausserdem sehr wahrscheinlich, dass er den Titurel damals noch nicht gedichtet hatte, da die erzählung im Titurel ihm die andere auffassung der stelle, bei der er selbst bedenken gehabt und geäussert hat, recht nahe gelegt hätte. Derselbe grund spricht auch gegen die von Heinzel, Über W. v. E. Parz. s. 2. 22. 25. 27 bevorzugte annahme, dass W. den Schionatulanderstoff aus der vorlage des Parzival ausgeschieden und nicht einer besonderen quelle entnommen habe.

5. An andern stellen tritt ein so merklicher widerspruch wie P. 805, 3—10 nicht hervor und dem entspricht, dass Wolfram mit einem so starken ausdruck des zweifels wie *op der Provenzâl die wârheit las* v. 10, nachdem schon v. 4 *hôrt ich sagen* auf die quelle hingewiesen ist, im ernst sonst nicht auf seine vorlage bezug nimmt. Im scherz gebraucht er an zwei stellen eine gleichartige wendung, bei dem unglaublich günstigen besoldungsmodus der vom grafen Nârant geführten soldaten P. 210, 18 *ob d'âventiure sagt al wâr* und bei der vom realistischen (vgl. Martin z. P. 551, 27) standpunkt aus zu bezweifelnden angabe, daß die frauen nicht geschminkt waren P. 776, 10 *ob Kyôt die wârheit sprach.* Ein ähnlicher ausdruck steht P. 224, 26. Wolfram leitet zunächst mit den worten 224, 22 *uns tuot diu âven-*

tiure bekant die bemerkung ein, dass Parvizal schneller und weiter geritten ist, als ein vogel fliegen könnte, und fügt dann mit nochmaligem hinweis auf die quelle unter dem vorbehalt *mich enhab diu âventiure betrogen* hinzu, dass Parzival hiernach an diesem tage eine bei weitem grössere wegstrecke zurückgelegt haben muss als bei seinen früheren ritten P. 161 und 180, bei denen er gleichfalls dem ross die zügel lässt, obwohl das pferd nach P. 161, 17—20 damals schon das äusserste geleistet hat. Wie hier Wolfram (vgl. P. 536, 11. 12 *sagte ich iu nu daz der flüge, mit der rede ich iuch betrüge*) einen leise spottenden zweifel betreffs des den flug eines vogels überbietenden rittes auszudrücken scheint, so sagt er bei der märchenhaften bewirtung durch den Gral P. 238, 8 *man sagte mir, diz sag ouch ich ûf iwer ieslîches eit . . . sol ich des iemen triegen, sô müezt ir mit mir liegen* und bei der ungewöhnlich weiten ausdehnung der fahrten des ruhelosen Gahmuret P. 15, 10 *ob ich iu dâ nâch swüere, sô saget iu ûf mînen eit mîn ritterlîchiu sicherheit als mir diu âventiure giht. ine hân nu mêr geziuges niht.*, ebenso P. 381, 28 *geloubetz, ob ir wellet: geziuge sint mir gar verzagt, wan als diu âventiure sagt.* Dass Wolfram, der die richtigkeit der von ihm dargebotenen erzählung P. 826, 21. 827, 4. 5. 10 betont, seiner eigenen dichtung in dieser art gegenüber getreten wäre, ist schwer denkbar, und ausserdem wäre die heranziehung der vorlage, wenn sie nicht wirklich vorhanden gewesen wäre, doch nicht notwendig gewesen. An einer stelle, wo Wolfram selbst in die erzählung einen etwas übertreibenden vergleich P. 216, 12 einfügt, ist von der vorlage auch gar keine rede, vielmehr macht er auf die absichtliche übertreibung aufmerksam mit den worten: *ob ich iu niht gelogen hân.* So sagt Wolfram einmal auch bei der erzählung, dass ein schwert durch eintauchen in einen see wider ganz wird P. 435, 1 *Swerz niht geloubt, der sündet,* ohne berufung auf die quelle, aber wol nur, weil er fortfährt *diu âventiure uns kündet.* Die abweichung von der regel, dass Artus sonst mit der blütezeit des mai verbunden erscheint (vgl. P. 216, 14), entgeht Wolfram nicht s. P. 281, 14—22 vgl. Martin z. st. u. einl. s. LXXIII. Er scherzt P. 730, 11. 12 darüber, dass Artus alle damen auf Schastel Marveil mit ausnahme seiner mutter verheiratet vgl. Martin, einl. s. LXII. Ferner, ist es nicht ein wunderbares walten des zufalls, dass das schiff, das von Fridebrant zu Belakanen abgesandt ist, auf weiter meeresbahn gerade mit dem schiff Gahmurets zusammentrifft? Wolfram leitet die erzählung von der begegnung der schiffe nicht etwa ein mit worten, welche die aufmerksamkeit erwecken, sondern fügt nachträglich hinzu P. 58, 14—16 *hie*

mugt ir grôz wunder losen, daz im der kocke widerfuor, als mir diu âventiure swuor. Wenn Wolfram P. 431, 2 ausdrücklich bemerkt: *ich sage iu als Kyôt las*, so konnte er hier anlass haben, auf seine quelle zu verweisen für eine ihm fremde lebensgewohnheit. Denn 426, 14. 15 heisst es: *dô man den mitten morgen sach unt dô man messe gesanc* und dann nach den vorgängen, die inzwischen berichtet werden, P. 431, 1 *Dô Gâwân enbizzen was.* Jetzt erst? Vgl. über die verschiedenen tagesstunden der frühmahlzeit A. Schultz, D. höf. leben z. z. d. ms. I, 280. Zu geringfügig wäre ein bedenken wegen der späten frühmahlzeit nicht, wird doch P. 760, 7 (vgl. P. 761, 11) die früher als gewöhnlich stattfindende abendmahlzeit motiviert.

P. 481, wo, wie wir sahen, Wolfram von seiner vorlage abhängig ist, kommt es nach dem ganzen zusammenhang, wie die aufzählung der verschiedenen heilmittel beweist, auf die nennung eben von heilmitteln an. Einige mittel gegen schlangengift stehen da tatsächlich, wenn auch von Wolfram nicht als solche erkannt. Wenn ausser den schlangen dann noch *ander würm diez eiter tragent*[1] erwähnt werden, so fehlt hier, während sonst die mittel genau angegeben sind, eine ausdrückliche nennung dessen, worauf es hier eigentlich ankommt: *swaz die wîsen arzt dâ für bejagent mit fisiken liste an würzen.* Man könnte also vermuten, dass Wolfram hier genannte arzneimittel ausgelassen hat, und wirklich sagt er an dieser stelle oder läßt Trevrizent sagen: *lâ dir die rede kürzen*, während die aufzählung der übrigen heilversuche dann in voller ausführlichkeit weitergeht. Sind diese worte hier aber keine redensart, so dürfte Wolfram auch, wenn er die ausführlich begonnene schilderung des für die bewirtung der gäste hergerichteten zeltes Gawans, bei der er P. 760, 20 bemerkt *sus hôrt ich sagen*, nicht zu ende führt, sondern plötzlich abbricht mit den worten: *unbescheidenlîche ich füere, wolt ich d'âventiur fürbaz lân*, eine kürzung seiner vorlage andeuten. Vielleicht hat er auch P. 403, 15 fgg. an die stelle einer genaueren beschreibung der burg seine eigenen ausführungen gesetzt.

Die unter 1. bis 4. behandelten stellen erweisen die angaben Wolframs über eine vorlage, die nicht Crestiens werk gewesen ist, als wahr, die unter 5. herangezogenen stellen sprechen entschieden eher

1) Etwa die *mures aranei* und *phalangia*, die neben den *serpentes* in der aus dem 4. jh. stammenden Medicina Plinii 3,33 genannt werden. „Die Medicina Plinii erfreute sich eines reichen fortlebens. Receptsammler griffen mit vorliebe zu dem praktisch angelegten Breviarium aus Plinius", das seinerseits wider „der grundstock für neue kompilationen" wurde (Schanz, Gesch. d. röm. litt. IV, 1, 182).

für als gegen ihre richtigkeit und alle zusammengenommen führen zu dem ergebnis: Wolfram gibt seine vorlage möglichst treu wider und betätigt seine kritik absichtlich nicht durch änderungen, sondern beschränkt sie auf gelegentlich hinzugefügte bemerkungen. Zu demselben ergebnis führt folgende überlegung. Es ist nicht anzunehmen, daß Wolfram mit seinen berufungen bald wirklich auf die quelle sich bezogen, bald aber sie für eigene gestaltung oder weiterbildung verwandt hätte. Demnach ist an allen über das ganze gedicht zerstreuten stellen, in denen der vorlage mit mehr oder minder formelhaften wendungen erwähnung geschieht, diese tatsächlich massgebend gewesen. Dazu stimmen im besonderen noch P. 236, 12 *dez mære giht:* „bei Crestien steht nichts davon" (Martin z. St.), P. 280, 7 „ist *diz mære giht den ahten tac* wenigstens durch Crestien nicht gestützt" (Martin, einl. S. XXXIX), P. 565, 6 *uns tuot diu âventiure kuont:* „diese berufung auf die quelle kann Crestien nicht meinen" (Martin z. st.). Dazu stimmen ferner die bekannten misverständnisse an einzelnen stellen, die ausbreitung der gelehrsamkeit über das ganze gedicht, die kenntnis von mancherlei namen und sachen, die für Wolfram unerklärlich ist.

Mit diesem ergebnis stimmt aber nicht überein die geltende ansicht, dass Wolfram zu P. 481, 30 fgg. und 589, 18 fgg. Veldeke als vorbild gehabt hat. Eine dritte stelle P. 419, 12. 13, die auch auf diesen zurückgeführt wird, würde zwar auch bei dieser auffassung sich damit vereinigen lassen, dass Wolfram Kiot in allem tatsächlichen treu folgt und ihm den namen Liddamus verdankt, weil diese ansicht eine freiere ausgestaltung einer wechselrede nicht ausschliesst, ist aber im zusammenhang mit den beiden andern stellen ebenfalls zu prüfen. Am wichtigsten ist die ersterwähnte beziehung zu Veldeke, die dem aus der betrachtung von P. 481, 8 fgg. (s. s. 3) wie aus der gesamtauffassung sich ergebenden schluss, dass Kiot auch P. 481, 30 fgg. gehabt hat, zu widerstreiten scheint. Aber es scheint nur so; denn sie ist als eine directe nicht anzuerkennen. Es ist wenig wahrscheinlich, dass Wolfram, der Veldeke P. 292. 404. Wh. 76 preist und ihn an den letzten beiden stellen sogar allzuhoch über sich selbst stellt, seinen „meister" verbessert haben sollte, und dies wird schier unmöglich dadurch, dass er, obwol Veldeke ohne änderung mindestens ebensogut zu gebrauchen war, auf Vergil zurückgegangen sein müsste. Die verschiedenheit zwischen Wolfram und Veldeke ist eine doppelte: bei jenem ist der zweig das von Sibylle empfohlene schutzmittel *für den Flegetônen rouch,* bei letzterem dient ein von Sibylle zum essen gegebenes kraut *weder den hellisken stanc* v. 2855, *dat hem enmocht geskaden niet der ovel stanc*

noch der rouch v. 2858. 9 und eine salbe (wie Eneas 2393 *un oignement* gegen *la fort puor*) *wider den hellefiure* v. 2862, d. h. eben gegen den brennenden und rauchenden (v. 3142—5. 3361—6) fluss, den Homer κ 513 bezeichnend *Πυριφλεγέθων* nennt: der zweig ermöglicht nur die überfahrt über den Flegeton v. 3130. Zweitens spricht Wolfram von mehreren flüssen der unterwelt ausser dem Flegeton, während Veldeke neben ihm nur noch den *pol Oblivio* v. 3159 (entsprechend En. 2504 *Lethes a nom cestes oblianre*) nennt. Die ausdrückliche erwähnung einer mehrzahl von flüssen wie die alleinige erwähnung des zweiges führt nicht zu der deutschen oder französischen, sondern zur lateinischen Aeneide, die von salbe und kraut nichts weiss und als grenze der unterwelt die drei zusammenhängenden flüsse Acheron Cocytus und Styx angibt, über den der zweig (VI. 406) die überfahrt erwirkt. Der Phlegethon (Aen. VI 265 und 551), bei dem der französische und deutsche dichter dies geschehen lassen, umgibt dagegen bei Vergil nur einen teil der unterwelt, den Tartarus (VI. 550 fgg.), in den Aeneas und Sibylle, die ihrem begleiter einiges über dies jedem reinen verschlossene gebiet mitteilt, nicht eindringen. Eben deshalb hatte Kiot, der die mehrzahl der flüsse aus Vergil herauszog, keinen anlass, gerade den Phlegethon allein namentlich anzuführen. Er wird entweder alle mit namen genannt haben — dann ergab sich die parallele von den vier flüssen der unterwelt zu den kurz vorher genannten vier strömen des paradieses, wie auf das paradisische lebenskraut der für den bereich der hölle wirksame zweig folgt — oder keinen. Im ersten fall hätte Wolfram den aus Veldeke bekannten namen beibehalten und die andern namen durch die allgemeinere angabe ersetzt, im zweiten fall den aus Veldeke bekannten fluss namentlich hinzugefügt. Derartige geringfügige abweichungen, zu denen gelegentlich auch vers und reim drängen mochten, sind natürlich mit der absicht eines möglichst genauen anschlusses an die quelle vereinbar. Da Wolfram hier, wo eine änderung zu gunsten des von ihm gekannten und z. b. in der hinzugefügten bemerkung P. 588, 14—16 angezogenen werkes (vgl. Eneit 9404) eines von ihm überaus geschätzten dichters leicht möglich war, auf grund desselben weder die mehrzahl der flüsse beseitigte noch kraut und salbe statt des zweiges oder neben ihm einsetzte, die doch bei der verwundung des Anfortas nicht minder passend gewesen wären, so dürfte sich hieraus vielmehr eine stütze der anderweitig gewonnenen ansicht ergeben, dass er in allem tatsächlichen der erzählung seine vorlage möglichst treu wiederzugeben bestrebt war. Jedenfalls bestätigt die einzelbetrachtung von P. 481, 8 fgg. nur die natürliche schlussfolgerung, dass, weil P. 481 fgg. (s. oben s. 3) auf Kiot

zurückgehen, auch die übrigen dort aneinandergereihten mittel und heilversuche bei ihm standen.

Wenn es sich mit dieser beziehung zwischen Wolfram und Veldeke verhält, wie eben ausgeführt ist, so wird dies und der umstand, dass name und persönlichkeit des Liddamus — er „zeigt einen typus, der in der französischen epik wurzelt“ (Heinzel, Über W. v. E. Parz. s. 91) — Kiot eigen waren, bei der parallele mit Drances und Turnus, die an und für sich von Kiot wie von Wolfram gezogen sein könnte, für ersteren sprechen. Schon bei Vergil und im französischen Eneas erbietet sich Turnus, von Drances gereizt, zum zweikampf mit Aeneas, wie Kingrimursel in dem parallelen wortwechsel mit Liddamus zum zweikampf mit Gawan, und die ähnlichkeit des Liddamus mit Drances ist aus Verg. Aen. XI, 338 *largus opum et lingua melior, sed frigida bello dextera* wie aus der französischen charakteristik, die v. 6634 beginnt *uns riches oem bien enparlez* und v. 6642 *mais n'esteit pas chevaleros* schliesst, zu entnehmen, während die abweichung Veldekes, der Drances v. 8772 doch mit in den kampf ziehen lässt, die hervorgehobene ähnlichkeit des Drances mit dem den kampf durchaus ablehnenden Liddamus etwas unvollkommener und weniger genau erscheinen lässt. Das ist insofern vielleicht nicht ganz belanglos, als der gegner bei dem wortwechsel diesen nur bei Veldeke vorkommenden zug hätte benutzen können, um den Liddamus noch unter den Drances zu stellen. Auch die einzigartige häufung der parallelen und anspielungen deutet wol darauf, dass schon der französische dichter Turnus, Drances und Segramors heranzog, dass Wolfram den diesem gleichartigen (P. 421, 20 sagt nichts anderes als P. 420, 22) deutschen typus unbändiger kampfeslust, Wolfhart, hinzufügte und noch mit dem hinweis auf Sibeche und Rumolts rat das thema weiter verfolgte, das ihn, der auch die ritterliche kampfespflicht und den sängerruhm gegeneinander abwägt (P. 115, 11 fgg.), besonders interessieren musste.

Drittens ist eine directe beziehung zwischen P. 589, 19 fgg. und Veldeke v. 9470 fgg. von mir (Germania XXXVII, 86) angenommen worden. Die annahme gründete sich darauf, dass hier wie dort fenster erwähnt werden, die aus edelsteinen bestehen, und dass von den jedesmal genannten 8 edelsteinen 6 die gleichen sind. Durchschlagend ist dieser grund aber kaum, da naturgemäss bei jeder derartigen aufzählung einige edelsteine widerkehren. So kommen von den 12 edelsteinen, die Ex. 28, 17 fgg. (ebenso 39, 10 fgg.) und Apoc. 11, 19. 20 aneinandergereiht sind und unter sich 8 gleiche und 4 verschiedene haben, sowol bei Veldeke wie bei Wolfram an diesen stellen jedesmal 4, bei V.

allein 6, bei W. 5 vor und merkwürdigerweise — man sieht wider, wie der zufall in diesen dingen mitspielt — kehren drittens auch noch gerade 4 sowol bei V. als bei W., 6 bei V. und 5 bei W. wider von den 11 edelsteinen, die bei Herbort v. 9231 fgg. jetzt noch[1]) stehen. Daher kann auch die etwas stärkere übereinstimmung von 6 steinen unter 8 — ebenso kehren von den 8 steinen Veldekes und Wolframs jedesmal auch 6 wider nebst dem reim *rubîne : sardîne* unter den 7 steinen, die bei Ulrich v. Zatzikhoven v. 4128—4131 zusammenstehen — in den beiden voneinander unabhängigen werken Kiots und Veldekes zufällig eingetreten sein, zumal da ihre verwendung als fenster die passende auswahl wol auf einen kleineren kreis beschränkte. Ferner ist doch nicht zu übersehen, dass zu den beiden an erster stelle genannten steinen, *adamas* und *amatiste,* eine berufung auf die quelle von Wolfram hinzugefügt ist und dass eben diese beiden Veldeke, der dafür den sapphir und beryll hat, nicht nennt. Und wie endlich hätte Wolfram, wenn er hier nur Veldeke als vorbild hatte, etwas, was er diesem verdankte, seiner französischen quelle zuschreiben können, zumal unmittelbar nach seiner eigenen anspielung auf denselben abschnitt derselben deutschen dichtung? Ganz natürlich ist es dagegen, dass er nach seiner einschaltung, durch welche er das kunstwerk, von dem er erzählt, über den vergleichbaren bau aus Veldeke stellt, mit einem hinweis auf die quelle fortfährt, welche dies wunderwerk (vgl. P. 589, 30) beschrieben hat.

So bleiben von den quellenangaben Wolframs — dass die anführung eines von seiner vorlage benutzten arabischen buches nicht anstössig ist, habe ich Q. u. F. 85 zu zeigen gesucht — als befremdend allein übrig: 1. der name Kiot, 2. dass der verfasser des epos ein französisch dichtender provenzalischer lyriker war 3. dass er nach P. 158, 13 die deutschen kunststätten Köln und Maastricht genannt hat, während ein Franzose doch wahrscheinlich, wie Heinzel, Über W. Parz. s. 8 und Martin, einl. s. XXXIX hervorheben, andere städte erwähnt haben würde. Einstweilen müssen wir uns mit dieser feststellung begnügen; gelingt es, den verfasser zu ermitteln, so können diese drei punkte als kriterien für die richtigkeit des nachweises von bedeutung sein.

1) Ursprünglich sind es auch hier 12 gewesen, wie sich aus dem einen fehlenden reim ergibt. es ist m. e. zu vermuten, dass nach *saphirus* hier *sardinus* als reim zu *rubinus* wie bei V. und W. ausgefallen ist, wonach dann 5 bei V. und W., 7 bei V. und 6 bei W. wideranzutreffen sein würden.

II. Zusammenhang des werkes mit der entwickelung der französischen litteratur.

Wolframs vorlage ist in der litteraturgeschichte einer gruppe von dichtungen anzureihen auf grund der art, wie Crestiens gedicht bearbeitet worden ist.

Die namen Pompeius d. h. Parthenopaeus und Ipomidôn P. 14, 4, Prôthizilas 27, 24, Antanor 152, 23, die im anfang des Parzival zur benennung von personen herangezogen werden, kommen allerdings bei Veldeke vor. Während aber ihre entlehnung aus Veldeke seitens Wolframs bedenken (vgl. s. 1) unterliegt und ausserdem auf einer rein zufälligen wahl beruhen würde, erklärt sich ihre verwendung für einen französischen dichter durch anknüpfung an die gelehrte französische epik, deren einfluss und nachwirkung im Parzival auch sonst noch sichtbar ist. Was seinen zusammenhang mit ihr veranschaulichen kann, sei im anschluss an Gröbers Grundriss II, 1, 578fgg. kurz aufgeführt.

Der unbekannte westfrz. dichter des Eneas (um 1160) macht über besonderheiten des tierlebens und der edelsteine angaben, die dem mittelalter aus der antiken naturlehre zuflossen. Dem westen (Poitiers ist v. 972 wol nicht zufällig genannt) gehören auch an die Estoire de Thebes, eine bearbeitung der Thebais des Statius, (um 1165), von einem unbekannten verfasser, und die Estoire de Troie des Beneeit de Ste. More (zw. 1165 u. 1170), des reimchronisten des englischen hofes unter könig Heinrich II. Er schaltet sowol in die chronik als auch in den Trojaroman eine erdbeschreibung ein, die auf Isidor beruht (Suchier, Gesch. d. frz. litt. s. 126), wie im Parzival geographisches wissen ausgebreitet wird. Aus den dichtungen von Theben und Troja gehen die antikisierenden namen über in den Ipomedon des anglofrz. Hue de Rotelande (zw. 1174 u. 1190) aus Herfordshire, der sich in Credenhill aufhielt. Desselben verfassers ungedruckter Prothesilaus enthält die geschichte von Ipomedons söhnen, Daunus und Prothesilaus, die in der Aeneas- und Trojadichtung auftraten, und sich wie Eteocles und Polynices in der Estoire de Thebes gegenüberstehen. Martin (zu P. 27, 24) hat schon darauf hingewiesen, dass in dem roman von Prothesilaus der bruderkampf mit erkennung und versöhnung endet und so an den Parzivals mit Feirefiz erinnert. Und Ipomedon besiegt einen indischen riesen und schliesslich einen halbbruder (Gröber II, 1, 585), wie Parzival mit seinem indischen halbbruder kämpft. „Hue de Rotelande hofft auf nachruhm (Ipomedon v. 15fgg.), wird aber nirgends erwähnt und ist über England hinaus leider nicht bekannt geworden.“ Auch das ent-

kräftet wider jenen beweisgrund gegen die existenz Kiots, dass wir von seinem werk ausser durch Wolfram nichts wissen. Wenn der name Kiot, wie wahrscheinlich ist, auf einem misverständnis beruht, so ist der verfasser unbekannt wie die dichter des Eneas und der Estoire de Thebes und wie der verfasser des wertvollen Partonopeus. Dieser, der vor 1188 schrieb, beschränkt sich auf Partonopeus, der in der Thebanerdichtung und im Eneas öfter genannt war, und nun zum nachkommen Hektors von Troja gemacht wird, von dem Partonopeus als neffe Chlodwigs abstammt. Im Parzival ist Pompeius-Parthenopaeus, der bruder des Ipomidon, neffe von Nabchodonosor und nachkomme von Ninus, eine dem wesen nach gleiche genealogische verknüpfung, die in ihrer besonderen art vielleicht dem zweck dienen soll, das milieu der kämpfe Gahmurets dem vorstellungskreis der hörer und leser näher zu rücken, denen zugleich mit dem bekannten Nebukadnezar das von ihm nicht zu trennende Babylon in den sinn gerufen wurde und ebenso Ninive durch den minder bekannten Ninus infolge des zusatzes *der selbe stift ouch Ninnivê* P. 102, 13. Endlich prunkt Aimon von Varennes in dem noch ungedruckten Florimont (1188) mit personen- und geographischen namen und hat eine wenn auch ganz äusserliche bekanntschaft mit dem griechischen. Beides tritt auch im Parzival zu tage, in dem das interesse für griechische worte wol noch in andern als den bisher von mir angeführten fällen (Z. f. d. a. 45, 193. 197. 206) erkennbar wird.

Die in 8 silb. versen geschriebenen nachdichtungen sind „für höfische kreise und „clercs“ bestimmt, vor denen ihr licht leuchten zu lassen die verfasser sich geradezu für verpflichtet halten (vgl. Thebes v. 13 fgg.; Troie v. 1 fgg.; Partonopeus, Ipomedon, Athis)“ Gröber II, 1, 579. Wie den bearbeitungen antiker epen die romantischen schicksalsdichtungen eines Hue de Rotelande folgen (II, 1, 584) und wie dieser von Crestien gelernt hat (II, 1, 585), so mochte der unvollendete Perceval Crestiens zur abschliessenden bearbeitung im anschluss an die gelehrte epik reizen und zugleich dazu, über die in dieser übliche gelehrsamkeit, die allmählich etwas abgenutzt wurde, noch mannigfach hinauszugehen. Das ist ja eine charakteristische eigentümlichkeit unseres Parzivalgedichts, dass nur im anfang noch die ganz traditionellen namen Parthenopaeus, Hippomedon, Prothesilaus, Antenor gebraucht werden.

Nicht nur an dem fehler bei Parthenopaeus, sondern auch an dem namen Antenor lässt sich im besonderen der nachweis erbringen, dass die unmittelbare vorlage Wolfram diese in der gelehrten französischen

epik üblichen namen dargeboten hat. Mindestens bei Antenor ist es noch möglich, die stelle des französischen werkes zu erkennen, auf die der blick Kiots bei der wahl dieses namens gerichtet war, und hier, wo Crestiens erzählung vorliegt, bestätigt diese einzelheit ausserdem den aus der verbreitung der namenfülle wie der quellenberufungen über das ganze gedicht zu ziehenden schluss, dass Kiot Crestiens gedicht bearbeitet hat. Bei diesem tritt hier ein narr auf, der vorausgesagt hat, dass die jungfrau nicht eher lachen werde, als bis sie den besten ritter gesehen habe. In der keltischen sage dagegen war, wie ein vergleich mit dem Mabinogi (s. Germania XXXVII, 124) lehrt, das motiv des nichtsprechens eines zwerges gegeben. Kiot, der die erzählung künstlerisch besser gestaltet als Crestien sowol wie Mabinogi, wie ich schon a. a. o. s. 126 bemerkt habe, behält Crestiens narren bei, führt aber statt der weissagung das ursprüngliche motiv des nichtsprechens wider ein und vereinigt dies mit der erzählung Crestiens dahin, dass der mann nicht eigentlich ein tor ist, sondern nur als ein solcher gilt, weil er das reden verschworen hat. Nun galt es noch, diesem menschen, für den eben charakteristisch ist, dass er den mund nicht auftut und deshalb wunderlich erscheint, einen passenden namen zu geben. Und da konnte Kiot in der tat keinen geeigneteren namen wählen als den, welchen ihm die stelle in Beneeits Trojaroman gab, wo Antenor als gesandter des Priamus zu Peleus kommt. Vgl. v. 3271 fgg.:

A Maresse prirent port dreit
Où Peléus li reis esteit;
La cité fu soe demeine,
Et Antenor et cels qu'il meine
Vindrent à lui, sis herberja.
Antenor treis jors sejorna,
Tant qu'il pristrent à merveiller
Qu'ilec esteit venuz espier
Antenor qui mot ne li sone,
Ne de naient ne l'aresone:
Molt se merveille qu'il a quis
En la terre et el païs.
Vers Troiens n'a nule pais,
Ne ne quidot aveir jamès,
Demanda (li) que il vint querre
En la contrée et en la terre.

Das wunderliche stummbleiben[1] des mit einer botschaft abgesandten wird Kiot ebenso befremdet haben wie Herbort von Fritslâr, der es

1) Wie Kiot auf grund dieser stelle einen nichtsprechenden Antenor benennt, so ist aus dem gleichen sagenkreis Pandarus noch über den charakteristischen

beseitigt hat und v. 1913—40 erzählt, dass Antenor nach der fahrt drei tage der ruhe pflegt, am vierten zu hofe reitet, nach der sitte des landes empfangen wird, in den palast vor den könig tritt und nun sofort seine botschaft ausrichtet. Beiläufig lässt sich der persönlichkeit, die das gegenteil von dem ist, was sie scheint, *dem witzehaften tôren* P. 153, 11 vgl. 152, 24, auch noch vergleichen, dass von dem bei Peleus durch sein schweigen auffallenden gesandten v. 3379 gesagt wird: *Anthenors fu sages parliers.*

Mit Antenor hören die in der gelehrten französischen epik fortwährend widerkehrenden namen auf, und es werden seltenere oder dort überhaupt noch nicht gebrauchte bevorzugt. Wie Antenor ist auch Antikonîe ein sinnname, der vielleicht, wie schon Martin zu P. 404, 23 bemerkt hat, aus einem der franz. romane mit antiken namen stammt, vielleicht aber auch unabhängig davon gewählt ist. Denn die neubearbeitung von sagen des altertums in lat. sprache hatte in Frankreich schon in der ersten hälfte des 12. jhs. begonnen (Gröber II, 1, 407), und schon der Tristandichter Berol spricht nicht nur von Dido und Aeneas, sondern auch von Ismene, ohne die namen erläutern zu müssen (Gröber II, 1, 578); vgl. auch Estoire de Thebes, Gröber II, 1, 583. Daher ist Antigone als das antike ideal heldenmütiger liebe und treue Kiot wahrscheinlich nicht unbekannt gewesen, und er hat ihren namen passend der gestalt der dichtung gegeben, für die eben heldenmütige liebe und treue charakterisch ist. Vgl. über die auf Solin zurückgehenden bezeichnenden frauennamen Olimpîe, Clauditte, Secundille Z. f. d. a. 45, 201.

Es ist nunmehr auch anzunehmen, dass der P. 416, 19 genannte Liddamus seinen namen nicht zufällig erhalten hat, wie ja auch der gleichnamige syrakusanische sieger in den olympischen wettkämpfen P. 770, 4 nicht ohne grund als rühmlicher gegner aufgeführt worden ist. Uns ist heute der bei Properz vorkommende Lygdamus und namentlich der von J. H. Voss zuerst als verfasser der 6 ersten Elegieen des dritten buchs der gedichte Tibulls erkannte Lygdamus bekannter, aber einen für P. 416, 19 verwendbaren namen scheint die lateinische litteratur überhaupt nicht zu bieten. Es ist daher anzunehmen, dass wie Antenor so auch Liddamus aus einem französischen

personennamen [illegible] völlig zum appellativ geworden und lebt durch Chaucer noch heute im englischen *pander* fort. Von Cassandra sagt Herbort [illegible] *Sybille was dise selbe magit.* Dazu [illegible] Frommann: „Herbort bedient sich hier des namens der Sybilla, die ihm schon aus Veldecks Eneit (2722 fgg. bekannt sein musste, wie eines nom. appellat., um damit ein weissagendes weib überhaupt zu bezeichnen."

roman entnommen ist. Ob aber der lateinisch aussehende name hier zu finden ist? Es wäre möglich, dass wie Pompeius, bei dem Wolfram später den zusatz *den nennet d'âventiure alsus* P. 101, 30 macht, auch Liddamus, bei dem er P. 416, 20 hinzufügt *Kyôt in selbe nennet sus,* auf einem fehler beruht. Dann könnte man an Polydamas (*lidamus* hat G. immer, fast allein nach Lachmann zu P. 416, 19), den sohn Antenors, denken. Aus Herbort ergibt sich freilich auch dann keine sachliche beziehung, aber da Dares erzählt, dass Antenor, an der spitze der verschworenen, den verrat der stadt an die Griechen veranlasst durch Polydamas (vgl. Frommann zu Herb. 16105), so könnten dessen taten oder worte in einem frz. roman vielleicht einen zusammenhang mit dem kampfesscheuen Liddamus im Parzival ergeben.

Die bezeichnende namengebung tritt ferner bei dem orientalischen fürsten, der P. 41, 9 Razalîc heisst, zutage und schon hier ist m. e.[1] entlehnung aus einem diesen namen für einen fürsten des orients bietenden lateinischen buch anzunehmen, das, wenn es nicht ein exemplar des Plinius war, so doch wesentlich auf Plinius-Solin beruhte. Diese[2] nennen bei Taprobane, der an einer andern stelle des gedichts erwähnten hauptstadt der Secundille, einen Rachia leg. principem: Pl. 6, 84 nobis diligentior notitia Claudi principatu contigit legatis etiam ex insula advectis. id accidit hoc modo .... et hoc maxume sollicitatus ad amicitiam legatos IIII misit principe eorum Rachia (v. l. Rachaia). Gemeint ist offenbar die uralte bezeichnung indischer fürsten (raja[h]). An den unmittelbar darauf genannten portum contra meridiem adpositum oppido Palaesimundo omnium ibi clarissimo könnte man vielleicht auch bei Pâtelamunt P. 17, 4 denken.

Da Antenor, obwol der name auch bei Heinrich von Veldeke wie bei Solin vorkommt, gleich Parthenopaeus von Kiot eingesetzt wurde, so stammt von ihm die fülle der namen und ihre der person oder dem zusammenhang entsprechende auswahl. Dasselbe ergibt sich 2. daraus, dass einige sinngemässe namen wie der böse könig (s. Heinzel, Über W. v. E. Parz. s. 89) Lähelîn, Sigûne, Turkentâls Wolfram nicht als solche und schwerlich überhaupt bekannt werden konnten; 3. daraus, dass Wolfram im Parz. auf den zusammenhang von person und namen so wenig sein augenmerk gerichtet hat, dass er die fee Terdelaschoye nennt und unmittelbar daneben das land Feimurgân, obwol von der

1) Der erklärung von Bartsch Germ. stud. 2, 147 kann ich mich nicht anschliessen.

2) Die durch Plinius beglaubigte form ist auch Solin 197, 19, wo die überlieferung t(h)racia bietet, von Mommsen eingesetzt.

fee dieses namens in dem ihm bekannten Erec Hartmanns nicht etwa beiläufig, sondern ausführlich v. 5153—5244 gesprochen wird; 4. daraus, dass in der erzählung nirgends, wol aber in der erweiterung Wolframs P. 420, 22 ein deutscher name als den träger kennzeichnend verwandt ist, dass bei Parzival zwar auf das frz. *percer* angespielt wird, dagegen bei Herzeloyde, wo eine deutsche anspielung so überaus nahe lag, nichts dergleichen bemerkt wird. Wolfram selbst knüpft dann später im Tit. 98, 4. 105, 4. 106, 1 ein wortspiel an den namen Sigune, aber weil es erst dort geschieht und die im Parzival treu bei dem geliebten ausharrende von Sigyn ihren namen haben dürfte, so widerstreitet das nicht dem für den Parzival gewonnenen ergebnis.

Unter diesen umständen gebe ich Roethe Zs. f. d. a. 45, 223 und Martin zu P. 791 zwar bereitwillig zu, dass meine frühere annahme, weil P. 770 Plinius und Solin benutzt seien, könnte ebendaher auch der ähnliche abschnitt 791 stammen, haltlos ist, nicht nur, weil für diesen ein steinbuch oder register ausreicht, sondern auch, weil für jenen die direkte benutzung der beiden in so viele rinnen abfliessenden wissensströme nicht erwiesen, wenn auch andrerseits noch nicht ausgeschlossen ist. Dagegen muss ich bei meiner damals geäusserten ansicht beharren, dass über den verfasser von 791 aus 791 eine entscheidung nicht möglich ist, dass dieser abschnitt vielmehr nur mit grosser wahrscheinlichkeit derselben persönlichkeit zuzuweisen ist, von der die ähnlichen abschnitte 770 und 772 herrühren. Diese aber sind Kiot zuzuschreiben, weil von ihm die namenfülle stammt, weil namen und sachen aus demselben wissenskreis und auch namen aus der liste 770 selbst in der erzählung vorkommen und weil die sinngemässe zusammenstellung von personen- und volksnamen in P. 770 dieselbe manier aufzeigt wie die sinngemässe namengebung Kiots in der erzählung. Dazu kommt, dass Beneeit, der reimchronist Heinrichs II., mit seiner verwendung einer erdbeschreibung wie vielleicht auch mit der aufzählung von 30 kebskindern des Priamus ein vorbild nach dieser richtung hin neben den listen der chansons de geste gegeben hat. Endlich lag dem französischen dichter die ausbreitung von namen, die doch in letzter linie grösstenteils aus Plinius-Solin stammen, auch sonst näher. Solin wurde durch Simon von Boulogne übersetzt, einen geometer, der in Guines lebte und 1198 den festungsgraben um die stadt Ardres anlegen half (s. Suchier, Gesch. d. frz. litt. s. 151). Plinius wurde durch Robertus de Monte, der sich der besonderen gunst Heinrichs II. und seiner gemahlin erfreute, zuerst nach der Normandie gebracht (s. Mon. Germ. VI, 282) und Heinrichs sohn, könig Johann, lässt

sich einmal vom abte von Reading sein exemplar des Plinius zurückerstatten (s. Pauli, Gesch. v. England 3, 486). Derselbe „sammelte habgierig allerlei schätze: von dem empfange von gold und silber, ringen und kostbaren edelsteinen liest man beständig in den urkunden" (Pauli a. a. o. 3, 473). Wenigstens diesen angehörigen des hauses Anjou mussten also zwei der trockenen namenlisten, die im Parzival angebracht sind, interessieren: das verzeichnis von edelsteinen P. 791 und der mit Plinius-Solin in zusammenhang stehende abschnitt P. 770.

Über P. 770 kann eine erneute untersuchung von anderer seite noch grössere klarheit verbreiten, wie ich denn selbst schon zu meinem ersten und daher nicht immer gelungenen versuch unten einige berichtigungen und nachträge zu geben anlass habe. Dabei würde dann auch nach der richtung hin umschau zu halten sein, ob eine sinngemässe verbindung von zwei zusammengestellten namen, die z. b. 770, 13 aus lateinischen quellen anscheinend nicht zu gewinnen ist, etwa durch das mittelglied eines französischen romans sich ergibt, wie ja der auch von Solin genannte Antenor aus dem Roman de Troie in den Parzival gekommen ist. Mit den namen des verzeichnisses zugleich wären auch die im gedicht zerstreuten noch einmal vollständig zu behandeln, wobei das sinngemässe und dem zusammenhang entsprechende der namengebung ein mittel ist, zwischen verschiedenen deutungen zu entscheiden und für den allmählich sich verringernden restbestand die erklärung zu finden. Namentlich hat die einzelerklärung dann noch bei P. 772 zu tun. Auch hier spricht das, was bisher von Martin in den anmerkungen beigebracht ist, eher für Kiot als für Wolfram. Wie sollte ferner der deutsche dichter ausser durch seine unmittelbare vorlage zu dem in das königreich der Anjous führenden namen Jerneganz P. 772, 11 gekommen sein, den ich zufällig als Jerneganus aus den Rotuli curiae regis ed. Palgrave (1835) I, 151 belegen kann? Bei Tutelêunz v. 13 kann man mit Martin an Tudela denken, aber auch an Leon in der Bretagne, das in der geschichte der Anjous von bedeutung ist: Eodem anno [1179] Gaufridus comes Britanniae, praecepto regis patris sui, transfretavit de Anglia in Britanniam; et congregato exercitu devastâvit terram Guiomarii de Leuns et eum ad deditionem coegit (Roger v. Hoveden II, 192). In ihrer geschichte werden Loudun (Touraine) und Mirabel (Anjou) zusammen genannt, wie P. 772, 19 Laudundrehte und v. 2 Mirabel, allerdings als personenname. Heinrich II. wollte Johann diese besitzungen gewähren, wogegen der jüngere Heinrich einspruch erhob: Et rex voluit ei concedere et dare castellum de Chinone et castellum de Loudun, et castellum de Mirabel cum

omnibus pertinentiis suis. Mirabel hat später noch einmal bedeutung für die Anjous: die drei söhne Heinrichs II. schliessen 1183 frieden zu Angers, der in Mirabel bekräftigt werden soll; vgl. Gesta Henrici II et Ricardi I ed. Stubbs I, 41 und 295. Roger von Hoveden II, 45 und 275. Ob mit Landunâl v. 8 zusammengebracht werden darf Roger I, 155: Christiani cum Lavedalio principe militiae et secundo in potestate totius regni Babyloniae, ante civitatem Ascalonam ... mirabili victoria potiti sunt [1099]?

III. Der verfasser der vorlage.

1. Die turnierfahrt Trevrizents und die kampfesfahrt Richards I.

Das ergebnis, zu dem wir bisher gelangt sind, ist an einer wichtigen stelle P. 496, 15—21 und 498, 20—499, 10 nachzuprüfen. Es ist, mindestens in der ausgesprochenen schroffen form, dass Wolfram mit möglichster treue die erzählung seiner vorlage widergibt, falsch, wenn die jetzt wol ausnahmslos herrschende ansicht richtig ist, dass eine so genaue kenntnis der Steiermark einem französischen dichter nicht zuzutrauen sei. Es erhält umgekehrt die denkbar sicherste stütze, wenn Haupt einst (Zs. f. d. a. XI, 48) das richtige gefühlt hat, der darauf hinwies, dass Wolframs ortskenntnis, wo er deutsche gegenden erwähnt, niemals in solche ferne reicht, und dass dies sonst nur in anspielungen geschieht, die nicht in die fabel eingreifen. Beides ist sehr beachtenswert, reicht aber zu einem beweis doch nicht aus. Man konnte dagegen die naheliegende annahme anführen, dass Wolfram die namen im freundschaftlichen verkehr etwa mit Walther von der Vogelweide erfahren hat, der nach Aquileja, an die Drau und die Mur gekommen ist. Neuerdings hat v. Siegenfeld (Das landeswappen der Steiermark s. 396—408) versucht, eine persönliche vertrautheit Wolframs mit steirischen gegenden glaublich zu machen (s. die besprechung von Schönbach Anz. f. d. a. 27, 149—155). Damit ist und bleibt aber immer noch unerklärt 1. warum Wolfram diese deutschen orte allein in die erzählung verflochten und 2. warum er gerade diese namen in dieser weise zusammengestellt hätte. Die steirische turnierfahrt Trevrizents in dem gedicht, welches das haus Anjou verherrlicht, ist m. e. nichts anderes als ein dichterisches abbild der geschichtlichen steirischen kampfesfahrt von Richard Löwenherz. Das ist in einer der wichtigkeit der sache entsprechenden ausführlichkeit zu untersuchen.

Welchen weg hat Trevrizent zurückgelegt? Er ist von Sevilla ausgefahren, an Aquileja vorbeigezogen durch Friaul nach Cilli, dann

für den Rôhas geritten und ist schliesslich nach Gandîne gekommen, d. i. Haidin bei Pettau (vgl. Muchar, Gesch. der Steiermark 5, 41. Haupt, Zs. f. d. a. XI, 48. Weiss, Zs. f. d. a. 28, 136. 139). Die angabe Trevrizents, dass Gandîne *lît aldâ, dâ diu Greian in die Trâ, mit golde ein wazzer, rinnet* ist von Haupt a. a. o. s. 47 als richtig bestätigt worden: „Die Greian ist die Grajena, ein bach, der nordwestlich von Pettau am Grajenaberge entspringt und dicht bei Pettau in die Drau fällt"; auch hat Haupt erwähnt, dass es goldwäscherei in der Drau im mittelalter gegeben hat.

Merkwürdig ist nun, dass eine angabe darüber, wo Trevrizent nach seiner von Sevilla aus unternommenen seefahrt ans land gestiegen ist, nicht gemacht wird. Wenn jemand nicht sagt, dass er *von Sibilje daz mer alumb gein Aglei* gefahren ist, sondern sich so ausdrückt: ich bin in Sevilla zu schiff gestiegen und dann an Aquileja vorbei *(für Aglei* vgl. P. 122, 15. 125, 18. G bietet *durch,* g hat *gein)* durch Friaul nach Cilli gezogen, so wird er eben nicht in Aquileja gelandet sein, sondern westlich davon die küste erreicht haben.

Darf dieser auffallende ausgangspunkt für die turnierfahrt Trevrizents nach der ausdrucksweise des dichters mindestens als möglich angenommen werden, so steht derselbe für die kampfesfahrt Richards als zweifellos sicher fest.

Die hauptquelle über diese ist der bei Roger von Hoveden erhaltene brief Heinrichs VI. an Philipp August. In demselben (Mon. Germ. 27, 159) wird gesagt: rex Anglie, cum esset in transeundo mare ad partes suas reversurus, accidit, ut ventus, rapta navi sua in qua ipse erat, duceret eam versus partes Histrie, ad locum qui est inter Aquileiam et Venecias, ubi ipse rex Dei permissione passus naufragium, cum paucis evasit. Vgl. ausser Rigordus, dessen bericht in den Gesta Philippi II Augusti (Mon. Germ. 26, 293) auf dem brief beruht, Willelmi Neuburgensis — „regis Ricardi peregrinantis acta, prout ab eis qui interfuere accepit l. IV. c. 18 enarravit" M. G. 27, 222 — Historia Anglicana (Mon. Germ. 27, 240): Porro rex, navi qua vehebatur inclementioribus auris arrepta, tractus est ad partes Histrie atque inter Aquileiam et Venetiam naufragium passus, egre cum paucis equoreum discrimen evasit. Chron. Normanniae (Mon. Germ. 26, 703): Li rois Richars ariva a Brandis [Brindisi]; mais quant il oi parler de l'agait qui faiz li estoit, il se remist en mer pour venir s'ent par devant Espaigne [Trevrizent kommt ja von Sevilla]; mais tormente le chaça entre Aquilee et Venice, ou il perilla, si que omques de sa nef n'en eschappa que lui sisime; vgl. Hist. ducum Normanniae et regum Angliae M. G. 26, 704.

Chron. Magni Presbiteri (M. G. 17, 519): proiectus est in partes vicinas Aquilegiensibus. Gesta episcoporum Halberstadensium (M. G. 23, 110): inter Aquilegiam et Venetias naufragium passus.

In dem brief heisst es dann weiter: Quidam itaque fidelis noster comes Mainardus de Gorzte [Görz][1] et populus regionis illius, audito quod in terra erat, et considerato diligencius, qualem nominatus rex in terra promissionis prodicionem et tradicionem et perdicionis sue cumulum exercuerat, insecuti sunt, intendentes eum captivare. Ipso autem rege in fugam converso, ceperunt de suis 8 milites. Demnach ist Richard von der stelle, wo er gelandet ist, *durch Frîûl ûz für Aglei* gezogen gleich Trevrizent, und es ist bei der sachlichen übereinstimmung kaum noch der hinweis erforderlich, dass in andern quellen, wörtlich genauer Wolfram entsprechend, gesagt wird: ad terram egressus, Forum Julii [vgl. Ansbert 114 per forum Julii] et Karinthiam, quinque tantum viris comitatus, ignotus et perfugus transivit (Continuatio Admuntensis M. G. 9, 587). Inde pertransiens Aquileiam (Ricard. London. Itinerarium Peregrinorum M. G. 27, 218).

Darauf berichtet der brief des kaisers: Postmodum processit rex ad burgum in archiepiscopatu Salzeburgensi qui vocatur Frisorum [Frisach], ubi Fridericus de Betesowe [Pettau], rege cum tribus tantum versus Austriam properante noctu, 6 milites de suis cepit. Rigordus (M. G. 26, 293), der vorher den comes Mainardus de Guorze richtiger benannt hat, bietet in seinem von dem brief abhängigen bericht Frisacum und Fridericus de Sancta Sowe. Wilhelm von Newborough erzählt: Deinde in archiepiscopatu Salburgensi loco qui vocatur Frisarium (Sfrisarium cod. s., Friscarium ed. Antw.) sex de comitibus eius a quodam Frederico [ebenso sagt er vorher nur: quidam comes Mainardus nomine] detentis, cum tribus tantum comitibus noctu ad partes Austrie properavit (M. G. 27, 240). Die Annales Marbacenses[2] (M. G. 17, 165) berichten: Quem persecutus comes Engelhardus et cum eo pugna congressus, multis ex parte regis captis vel occisis, ipse fuga lapsus et vulneratus,

1) Derselbe gibt dem bischof Gardolf von Halberstadt, der auch in dieser gegend strandet, das geleit. S. Gesta episcoporum Halberstadensium (M. G. 23, 112): domnus Gardolfus episcopus .... ad partes Histrie est advectus, indeque per terram nobilis viri Meyneri comitis de Gorze, ipso conducente sibique liberaliter ministrante, perductus ...

2) Wahrschl. Marbach in der nähe von Colmar (Elsass). „Der urheber der Marbacher annalen, wo er auch gelebt haben mag, ist ... entschieden staufisch gesinnt, und seine mitteilungen sind von grossem werte" Wattenbach, Deutschlands geschichtsquellen im Ma.[6] II, 452. Nach A. Schulte ist das werk eine zwischen 1210 und 1235 entstandene compilation, a. a. o. s. 451.

in Stirensem marchiam devenit. Nichilominus et ibidem insecutus a quodam ministeriali Salzburgensis ecclesie Friderico de Betouwe, ipse fugiens Austriam cum sex tantum comitibus intravit. Auch mag noch angeführt sein Chron. Normanniae (M. G. 26, 703): mais en l'arceveschie de Sazebourge a un chastel, qui est apelez Frisac, la fu aperceüs de la gent le duc d'Osteriche, la fu pris et chargies au duc.. und Hist.[1] ducum Norm. et regum Angliae (M. G. 26, 704): mais en la tierre le duc d'Osterrice fu apercheüs a un castiel que on apiele par non Firsac (v. l. Stisac), qui est en l'archeveschie de Sauseborc. La le prist li dus..

An der allgemein geltenden ansicht, dass nur das bekannte Frisach als ort dieses überfalls in frage kommen kann, soll hier nicht gerüttelt werden. Immerhin mag erwähnt sein, dass es sich um einen häufig vorkommenden namen handelt, da mehrere ortsnamen Brêze, Bresnica, Brezovo, die auf asl. *brêza* = birke zurückzuführen sind, in Friesach, Friesnitz, Fresen, Fressen verdeutscht worden sind; s. Egli, Nomina geographica (Leipzig 1893) s. v. Beresina. Auch möchte man nach den Marbacher annalen, die wissen, dass Friedrich von Pettau Salzburger ministeriale ist und seinen angriff doch in die Steiermark verlegen, eher als an das grössere Salzburger territorium in der gegend von Frisach an das dem erzbistum gehörige gebiet in der Steiermark (vgl. Spruner-Menke, karte 38 und Urkundenbuch des herzogtums Steiermark, bearb. v. Zahn I, 64 S. 73 und I, 121 S. 137) denken, in das der name des angreifers, eines der zahlreichen Salzburger ministerialen, weist, an der ungarischen grenze. Von Ungarn aus ist der könig nach Österreich gekommen nach Arnold von Lübeck, der im vierten buch der Slavenchronik (M. G. 21, 179) sagt: Nam cum transisset Ungariam peregrino more — nam Templariorum habitu se suosque induerat — captivatus est a duce Orientali sive Austrie, qui eum imperatori presentavit, nach der Continuatio Sanblasiana[2] (M. G. 20, 323): rex Anglorum Richardus de expeditione transmarina rediens, per Ungariam in fines ducis Leopaldi paucis comitatus devenit; nach den Chronica Albrici Monachi Trium Fontium (Cistercienser von Trois-Fontaine, départ. Marne, arrond. Vitry, Champagne) a Monacho Novi

1) Der verfasser stand in enger beziehung zu dem hause von Bethune, besonders zu dem neffen des Balduin von Bethune, eines der begleiter Richards auf seiner heimfahrt.

2) Otto von S. Blasius (kloster im Schwarzwald † 1223), der das 7. buch des Chronicon von Otto v. Freising († 1158) fortsetzt und die zeit v. 1146—1209 behandelt, „gibt viele schätzbare genaue nachrichten in ziemlich gutem stil“ (Potthast). Wattenbach [6] II, p. 284. 285.

Monasterii Hoiensis (Augustiner von Huy) interpolata (M. G. 23, 869): Rex autem Richardus per mare fugiens mutato habitu venit Ungariam, et exinde occulte ingressus Austriam.. Vgl. dagegen Chron. Magni Presbiteri (M. G. 17, 519): ipse cum paucissimis evadens, per partes Karintiae, nesciens quo iret, terram ducis Austriae ignorans ingressus est. Chuonradi Schirensis Annales (M. G. 17, 631): vagus Viennam devenit, ubi inditio ducis Karinthiae proditus, per cuius terram in Austriam transierat, a duce Austriae Liupoldo deprehensus captivatur; und vor allem die wichtigste quelle, an die wir uns zu halten haben, das kaiserliche schreiben, das bei dem überfall auf Salzburger gebiet ausdrücklich bemerkt, dass der könig versus Austriam geeilt ist, und unmittelbar darauf in dem schlusssatz über die gefangennahme Richards besagt: Dilectus autem consanguineus noster Limpoldus dux Austrie, observata strata impositis ubique custodibus, sepedictum regem iuxta Vienam [Wenam codd.] in villa viciniori in domo despecta captivavit. Dabei ist freilich merkwürdig, dass Richard, wenn er einmal in Frisach in Kärnten gewesen ist, dann wider — dass sein ziel war *ad nepotem suum ducem Saxonie pervenire* gibt an Sigeb. Cont. Aquicinctina (M. G. 6, 430) — so weit nach osten gewandert ist, dass er unweit Wien gefangen genommen wurde; doch vgl. Huber, Gesch. Östr. I, 277: „Vielleicht bewogen ihn die nachstellungen, denen er auf der kürzesten strasse überall begegnete, sich ostwärts zu wenden und die richtung über Wien einzuschlagen.“ Vgl. auch die kärntnischen und steirischen wegzüge, die aus der Reimchronik des Steirers Ottokar, der übrigens auch Frisach besonders genau kennt, erkennbar sind z. b. Klagenfurt, St. Veit, Friesach, Neumarkt, Judenburg, Knittelfeld, Kaisersberg, Leoben, Bruck, s. Seemüller, Vorrede S. 90 und 91.

So soll es auch uns als sicher gelten, dass der angriff bei dem bekannten Frisach stattgefunden hat. Dann hört hiermit freilich die genaue übereinstimmung zwischen dem zug Richards und dem Trevrizents auf, aber die auffallende tatsache bleibt zum vergleich, dass auch Richard und seinen kampfgenossen *dâ kom ein werdiu windisch*[1] *diet ûz durch tjoste gegenbiet* (P. 496, 17. 18), dass der kampfesfahrt einiger seiner begleiter durch Friedrich von Pettau ein ende bereitet wird und die turnierfahrt Trevrizents gerade bei Pettau endet.

1) Vgl. Schönbachs verbesserung von Ulrich v. Lichtenstein 132, 8 *bî den Winden* d. h. im windischen Untersteiermark Zeitschr. 28, 209. Zedlers Univ.-lex. s. v. Cilly: „Es gehöret zu dieser stadt ein grosses land, so sich gleich über der Pettauer brücken anfängt . . . , darzu auch die städte und festung Warasin, Coprainitz und andere im Windischen lande gehören.“

Die Friedrich von Pettau[1], Salzburger ministerialen, lernen wir aus dem von Zahn bearbeiteten Urkundenbuch des herzogtums Steiermark I, 798—1192 (Graz 1875) und II, 1192—1246 (Graz 1879) näher kennen.

Hiernach ist der erste dieses namens und stammes jener Fridericus de Petouea, der *5 huben apud Wurben* (wol am Radel in Untersteier vgl. I, 115 s. 128 und Zahn Index I, 935) widerrechtlich sich angeeignet hat, die nach einer von Zahn c. 1145 angesetzten urkunde I, 244 s. 250 seine witwe Benedicta ihrer mit Lantfrid v. Eppenstein vermählten tochter als mitgift gegeben hat.

Dann wird 1174 erwähnt (I, 559 s. 532) quedam nobilis femina (cognata eiusdem) H. (H. de Wildonia vgl. Zahn I, 935), uxor quondam F. de Bettouwe. Demnach wäre der zweite Fr. v. Pettau, der von 1153 bis 1167 bezeugt ist, vor 1174 gestorben. Die familie de Wildonia sowol wie Lantfrid von Eppenstein waren steirische ministerialen s. Zahn s. v. Steiermark in bd. I. u. II.

Dann ist ein Fr. v. Pettau von 1185 (bzw. 1184 I, 632 s. 604 fälschung) bis 1220 bezeugt, im jahr 1211 (II, 118 s. 179) zusammen mit dem sohn (Fridericus de Petowe et filius eius Fridericus), welcher 1222 dem deutschorden die widmung von liegenschaften zu Gross-Sonntag (nö. v. Pettau) anerkennt, welche weiland sein vater Fr. den Ungarn abgenommen und jenem zugedacht hatte: cum predictam terram memorandus pater noster de manibus Ungarorum eripiens, licet vacuam adhuc et inhabitatam primo sue subiugavit potestati (II, 203 s. 292); vgl. Huber, Gesch. Österreichs I, 269. Ein Fr. v. Pettau hat ein haus zu Frisach gekauft und widmet es im april 1218 dem deutschorden II, 152 s. 225.

Als bruder von Fr. v. Pettau wird Otto de Chunigesperc (Königsberg s. ö. v. Cilli) genannt 1201 II, 42 s. 72; 1207 II, 86 s. 134; 1213 II, 124 s. 188, der als Salzburger ministeriale bezeugt ist 1202 II, 54 s. 93 und 1205 II, 70 s. 114, wie Fr. v. Pettau c. 1185 I, 652 s. 633; 1197 II, 20 s. 142 („erzbischof Adalbert von Salzburg schlichtet den streit Fr. v. Pettau mit dem stifte Admont, betreffs besitzungen zu Muckenau bei Leibnitz dahin, dass ersterer für seine ansprüche mit 50 mark abgefunden wurde"); 1202 II, 54 s. 93; 1202 II, 58 s. 93; 1220 II, 171 s. 253 und schon der vater 1155 I, 357 s. 350; 1160 I, 405 s. 393;

1) Zahn a. a. o. I, 128 anm. verweist für ihren stammbaum auf die mir nicht zugänglichen Regesta archiepiscoporum Salisburgensium 1106 — 1246 von Meiller (Wien 1866). Pettau ist aus der litteraturgeschichte bekannt durch Victorinus, den bischof von Pettau und märtyrer aus dem ende des dritten jahrh., den ältesten exegeten der lateinischen kirche; vgl. Schanz, Röm. litteraturgesch. III, 356. Auch deshalb mochte vielleicht die stadt die von Fr. von Pettau gefangenen geistlichen interessieren, dass sie sich genauer über die gegend unterrichteten.

1161 I, 466 s. 432 („könig Geisa von Ungarn bietet dem erzbischofe von Salzburg seine hilfe gegen den deutschen kaiser an und bittet ihn, gegen Fr. v. Pettau strafend einzuschreiten“: Fridericum de Pettoue et quemlibet alium terram nostram perturbantem, graviter corripere non differatis); 1163 I, 447 s. 443 (ministeriales Salzburgensis ecclesiae). Der sohn des Fr. v. Pettau (Friderico de Petŏwe iuniori) ist vermählt mit einer tochter des Ortolf von Montpreis (s. ö. v. Cilli) 1213 II, 124 s. 188, die Herrad hiess: „bischof Walther von Gurk bestätiget Ortolf von Montpreis den besitz seiner lehengüter für seine frau Gerbirg und tochter Herrad und andere eventuelle nachkommen“ 1208 II, 89 s. 137. 138.

Was hier so eben aus der familiengeschichte der herren von Pettau[1] auf grund der urkunden zusammengestellt wurde, brachte schon eine erwähnung der von Wolfram genannten stadt Cilli mit sich. Die gefangenen begleiter Richards, die tatsächlich *durch Friûl ûz für Aglei* gezogen sind, konnten also von ihren gegnern, die unter führung des Fr. von Pettau gekämpft haben, gerade die namen leicht erfahren, die Trevrizent als bedeutungsvoll für seine turnierkämpfe anführt, die eben bei Pettau ihren plötzlichen auffallenden abschluss finden.

Denn nicht unfreundlich wird sich der verkehr zwischen den beiden parteien gestaltet haben. Nachdem der kampf einmal ausgefochten war, konnten die gefangenen, die wenigstens ihren könig er-

1) Die herren von Pettau, die schon im 13. jh. zu den reichsten und mächtigsten geschlechtern in der Steiermark gehören, spielen auch weiterhin eine rolle. Vgl. Bischoff, Das Pettauer stadtrecht vom jahre 1376 in Wiener sitzungsber. phil. hist. cl. 113. 1886. s. 695 fgg. Das hier vermerkte recht reicht in den ersten artikeln bis in die letzten decennien des 13. und in den anfang des 14. jh. hinauf. Laut dieser artikel hatten die Herren von Pettau „die hut der burg und stadt Pettau mit der verpflichtung, den erzbischof von Salzburg und dessen leute in und ausserhalb der stadt mit ganzen treuen zu beschirmen, demselben auf verlangen die burg zu räumen, einen getreidespeicher des erzstiftes darin zu dulden und von der burg aus gegen den landesherren oder gegen die nachbarn keinen krieg zu führen. Dafür gewährte ihnen das erzstift die behausung in der burg, 12 hofstätten am burgberg zur behausung ihrer leute und mautrechte nach altem herkommen“ (Bischoff a. a. o. s. 702). Die zur gewalttat neigende herrennatur, die schon dem ersten Pettouwære eigen ist, der sich fünf huben widerrechtlich aneignet, und dem zweiten, über den der könig von Ungarn beschwerde führt, hat sich bis in die späteren geschlechter fortgeerbt. Um 1279 ruft ein Fr. von Pettau durch ausschreitungen und bedrückungen der untertanen des erzstiftes den gerechten zorn seines dienst- und lehnsherrn hervor, und zerwürfnisse und rechtsstreitigkeiten zwischen den Salzburger kirchenfürsten und den herren von Pettau im letzten viertel des 13. und anfang des 14. jh. ziehen sich durch jahrzehnte hin vgl. Bischoff a. a. o. Über die massregelung des Pettauers 1286 s. Ottokars Reimchronik 21019 fgg. und Seemüllers anm. dazu und über Ottokars beurteilung der Pettauer Seemüllers vorrede s. 101.

folgreich gedeckt hatten, mit Trevrizent sich sagen: *mich dûhte ich het dâ wol gestriten* (P. 498, 23); auf der seite ihrer gegner aber hatte man zwingende gründe, die unterlegenen mehr wie turniergegner als wie gefangene zu behandeln und ihnen alle ehren zu erweisen.

Es ist schwer zu begreifen, wie ein Salzburger ministeriale es über sich gewinnen konnte, den könig und sein gefolge, wenn er sie erkannte, anzugreifen, da nach den bestimmungen Urbans II. jeder, der einen pilger schädigte, ohne weiteres dem bann verfiel (Toeche, Kaiser Heinrich VI. s. 569). Selbst Rigordus, der in den Gesta Philippi II. Augusti in seinem bericht über Richards gefangennahme sonst ganz von dem kaiserlichen schreiben abhängig ist, unterlässt nicht hinzuzufügen (M. G. 26, 293): intendentes ipsum captivare contra morem omnium peregrinorum per quascumque terras christianorum secure transeuntium. Wol kann man verstehen, dass graf Meinhard von Görz, ein neffe des markgrafen von Montferrat, dessen ermordung, wenn auch wol mit unrecht, dem englischen könig zur last gelegt wurde, der kirchlichen strafe nicht achtend ihn verfolgte, wol kann man verstehen, dass Leopold, der nicht nur mit dem ermordeten markgrafen, sondern auch mit dem kaiser verwandt und vor Accon durch Richard schwer beleidigt worden war (Toeche, Heinrich VI. s. 256 fgg., 558 fgg.) das vom kaiser erlassene manifest, jenen gefangen zu nehmen, besonders eifrig befolgte. Trotzdem aber erwachte bei Leopold, der eine eiserne willensstärke noch kurz vorher bei seiner operation bewiesen hatte — als man ihm das bein abnahm, hielt er selbst das beil, auf welches mit einem hammer losgeschlagen wurde, s. Pauli, Gesch. von England 3, 274 — in der todesstunde die gewissensangst und er bat unter tränen den erzbischof Adalbert von Salzburg um lossprechung vom bann (Toeche a. a. o. s. 568. Huber a. a. o. I, 279). Und da sollte der drohende bann nicht einen ministerialen von Salzburg abgeschreckt haben, dessen erzbischof nachher alles zur befreiung der geiseln aufbot? Vgl. den brief Richards an diesen im Chronicon Magni Presbyteri (M. G. 17, 523): Paternitati vestre multiplices referimus gratiarum actiones, quod tantam et tam efficacem in liberatione et quietatione obsidium nostrorum, quos dux Austrie tenebat, adhibuistis operam. Allerdings war Adalbert ein neffe von Heinrich II. von Österreich, dem vater Leopolds, aber Leopold hatte nichts für seinen verwandten getan bei dessen verdrängung aus dem erzstift, das er 1183 wider erhielt, trotz aufforderung des papstes, vgl. Huber, Gesch. v. Österr. I, 262. 266. 279.

Doch der überfall hat eben stattgefunden. Ob Friedrich von Pettau den könig, der kaufmannskleidung angelegt hatte, s. Toeche,

Heinrich VI. s 258 (vgl. Roger v. Hoveden M. G. 27, 158 noluit indicare, quod esset rex Anglie, sed peregrini essent; et quamvis ipse barbam haberet prolixam et capillos prolixos et vestes et cetera omnia ad similitudinem gentis terre illius, tamen celari non potuit propter nimias expensas quas faciebat contra consuetudinem illius patrie) nicht erkannt hat oder was den angriff verursacht oder veranlasst haben mag: ein andres antlitz zeigte die vollbrachte tat. Die bestimmung Urbans und das allgemein übliche verhalten gegen pilger musste im machtbereich des erzbistums Salzburgs zu den wolwollenden bemühungen um die gefangenen führen, die der erzbischof auch späterhin im interesse Richards betätigt hat.

Unter den begleitern Richards befanden sich geistliche, die auch im politischen leben hervorgetreten sind. So gut wie Ulrich von Zatzikhoven durch einen der von Richard Löwenherz gestellten geiseln seine vorlage erhielt, konnten solche leute während ihres aufenthalts in Friesach nicht bloss die paar namen erfahren, die bei Wolfram erscheinen, sondern von den Salzburger geistlichen noch eine viel weiter reichende und umfassendere kenntnis von gebietsgrenzen, orten und ihrer lage erhalten. Für den gebietsumfang der Steiermark bis 1192 ist zu beachten, dass in Obersteier das obere Murtal, die gegend von Neumarkt und in Untersteier das ganze heutige gebiet von der Drau zur Sawe teils Salzburg teils Kärnten unterstanden (Zahn, Vorrede z. Urkdb. I, s. XI). Im übrigen gehörte die Steiermark damals, als Richard jene gegenden durchwanderte — er war am 9. oct. von Accon abgefahren (Toeche s. 257) und übergab am 21. dez. 1192 sein schwert an Leopold (Toeche s. 259) — dem herzog Leopold von Österreich. Denn am 8. oder 9. mai desselben jahres war Otakar IV. in einem alter von kaum 30 jahren gestorben und schon am 24. mai hatte dann der kaiser auf einem hoftage in Worms dem herzog Leopold von Österreich und seinem sohne Friedrich das herzogtum Steiermark verliehen (s. Huber I, 273) und damit der vermächtnisurkunde[1] des verstorbenen von 1186 entsprochen.

Es sei das ergebnis noch einmal zusammengefasst und was für Wolfram, was für den französischen dichter spricht, gegenübergestellt und abgewogen.

1) Otakar, der *elephantica egritudine percussus* war, wurde zu diesem testament bewogen, weil, wie er in der urkunde sagt (Zahn I, 677 s. 651), beide fürsten freunde und verwandte seien, und weil die länder Österreich und Steiermark als benachbart besser von einem fürsten regiert würden s. Huber I, 270; vgl. auch Schulte, Zs. f. d. a. 41, 265.

Wolfram hat die gegenden, um die es sich handelt, schwerlich aus eigener anschauung gekannt, er konnte durch Walther oder sonst jemand von ihnen vielleicht gehört haben. Dann hat er sicher aber nicht ausschliesslich von diesen, sondern auch von andern orten einmal gehört. Dennoch aber erwähnt er nirgends sonst deutsche gegenden, die ihm so fern liegen, und wo er deutsche orte nennt, geschieht es in anspielungen und gelegentlichen bemerkungen, die ausserhalb des ganges der erzählung stehen. Weshalb er einzig in diesem falle von seiner gewohnheit in doppelter weise abweicht, warum er nur hier so specielle angaben über ihm fernliegende gegenden macht, warum er nur hier sie in die erzählung selbst unlöslich hineinverflochten hat, warum er sie für eine in dieser weise abgegrenzte kampfesfahrt verwendet, ist nicht abzusehen.

Auf der andern seite steht folgendes:

1. In einem gedicht, welches das haus Anjou verherrlicht, wird eine turnierfahrt erzählt; die sache liegt also von vornherein so, dass man sie für das dichterische abbild der geschichtlichen kampfesfahrt eines Anschevîn zu halten hätte, falls sich eine auch nur entfernte ähnlichkeit herausstellte. Nun ist aber die übereinstimmung keineswegs eine oberflächliche; denn

2. Trevrizent ist anscheinend, Richard sicher nicht in Aquileja, sondern in der Nähe von Aquileja gelandet.

3. Trevrizent und Richard ziehen beide *durch Frîûl ûz für Aglei.*

4. Der kampfesfahrt einiger begleiter Richards wird durch Friedrich von Pettau ein ende bereitet, die turnierfahrt Trevrizents findet ihren plötzlichen abschluss in Haidin bei Pettau.

5. Die durch Fr. von Pettau und seine kampfgenossen gefangenen konnten von Haidin, dem bei Pettau in die Drau fliessenden Grajenabach, vom Rohas und von Cilli sehr wol hören. Auch ist die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sie während der gefangenschaft oder auf der heimfahrt selbst dahin gekommen sind.

6. Die abweichungen der dichterischen darstellung von der wirklichkeit erklären sich völlig durch die verschiedenheit einer frei schaltenden dichtkunst und eines geschichtlich treuen berichts. Der dichter verlegt den kampf 498, 21—23 an einen berg, weil Trevrizent *vor dem berc ze Fâmorgân* 496, 8 und *vor dem berc ze Agremontîn* 496, 10 gekämpft hat, und nennt deshalb hier den Rôhas, der etwa 6 meilen von Cilli liegt. Er nennt statt des ortes, wo in wirklichkeit der kampfesfahrt mehrerer waffengefährten Richards durch Friedrich von Pettau ein ende bereitet wird, im hinblick auf den gegner als endpunkt der turnier-

fahrt Trevrizents Haidin, das nach Weiss (Zs. f. d. a. 28, 136—139) 1/2 st. von Pettau liegt, früher sich weiter gegen osten ausdehnte, also viel näher an Pettau lag und wahrscheinlich ehemals mit Pettau eine einzige stadt bildete.[1] Der name Gandîne bot zugleich anlass zu einer verknüpfung mit Gandîn.

7. Trevrizent hebt ausdrücklich mit den worten P. 495, 19—21 *die wilden âventiure mich dûhten sô gehiure daz ich selten turnierte* (vgl. v. 26 und P. 497, 14) hervor, dass es sich nicht um regelrechte turniere gehandelt hat. Das passt besonders gut, wenn eine erinnerung an die ernsthafteren fehden vorliegt, die Richard mit seiner kleinen gefolgschaft in eben jenen gegenden zu bestehen hatte, wo ihnen *kom ein werdiu windisch diet ûz durch tjoste gegenbiet.* Und was im munde des Trevrizent eine ziemlich nichtssagende phrase wäre: *mich dûhte ich het dâ wol gestriten* könnten die worte eines mannes sein, der mit stolzer befriedigung an die unvergesslichen tage zurückdenkt, da er mit wenigen waffengenossen leib und leben erfolgreich für seinen könig einsetzte.

8. Die turnierfahrt Trevrizents endet mit einem parforceritt: *dar nâch ich schierste kom geriten in die wîten Gandîne* (P. 498, 24. 25). Weshalb? Den gleichen abschluss findet die kampfesfahrt Richards, Rog. de Hov. (M. G. 27, 158): Et ipse cum uno solo comite, velocibus equis ascensis, sero viam carpsit, et properans die ac nocte, venit prope Vienam, et non longe ab ea in quadam parva villa ipse et comes suus hospicium ceperunt. Rad. de Cogg. (M. G. 27, 348): Rex vero latenter de urbe egrediens cum Willelmo de Stagno et quodam puero, qui linguam Theutonicam intelligebat, per tres dies et noctes sine cibo profectus est. Deinde, famis inedia urgente, ad quandam villam nomine Ginanam in Austria prope Danubium divertit, ubi tunc temporis ad cumulum omnium malorum dux Austrie morabatur. Von Friesach bis Wien! Man wird hier unwillkürlich an den ritt des Schwedenkönigs Karl XII. erinnert, der im nov. 1714 von Demotika bei Adrianopel in 16 tagen durch Ungarn und Österreich nach Stralsund gelangte, und man begreift, dass eine derartige strapaze, welcher schon so viele andere voraufgegangen waren, selbst die kräfte eines Richard Löwenherz erschöpfen musste: rex ex labore itineris fatigatus statim incubuit super lectum et

1) Worauf sich aber die behauptung a. a. o. gründet, dass die Anjous in Steiermark begütert waren und vielleicht auch in der gegend von Pettau eine besitzung hatten, ist mir unerfindlich. Möglich, dass sie für mehr als 100 jahre später zutreffend sein könnte, als die neapolitanischen Anjous in Ungarn herrschten, aber das geht uns nichts an.

dormivit. (Rog. de Hov.), per aliquot dies requiescere cupiens (Rad. de Cogg.).

9. Richard gelangt zuletzt nach einem parforceritt in ein dorf bei Wien, wo er dem herzog von Österreich sich ergeben muss. Trevrizent gelangt zuletzt nach einem parforceritt in ein dorf bei der stadt Pettau, nach welcher das geschlecht desjenigen heisst, der einige begleiter Richards gefangen genommen hat. Aber ist es denn ein dorf? Soll es nach Wolfram nicht vielmehr eine aussergewöhnlich grosse stadt sein? *in die wîten Gandîne!* Wird doch das gleiche beiwort in demselben gedicht zur bezeichnung einer der grössten städte, die es je gegeben hat, angewandt P. 687, 10 *ûz der wîten Acratôn,* 629, 22. 23 *diu ist grœzer danne Ninnivê oder dan diu wîte Acratôn,* 399, 17 fgg. *ir hete Acratôn genuoc, diu âne Babylône ie truoc ame grif die grœsten wîte nâch heiden worte strîte.* Eine beseitigung der schwierigkeit lässt sich auch nicht aus der tatsache herleiten, dass es zwei dörfer gegeben hat, die als *superior* und *inferior villa* unterschieden werden in einer urkunde vom 11. april 1202 (Urkdb. d. h. Steiermark v. Zahn, II, 48 s. 77), in der gesagt wird: confirmo donationem duarum villarum positarum in planitie iuxta Traam in confinibus civitatis Petouie, et appellatur tam una quam altera Candin. Die weite ausdehnung, die auf den ort nicht passt, wäre dagegen sehr wol zu verstehen für die grösste ebene Steiermarks, das Pettauer feld. Um so mehr könnte dessen erwähnung angebracht erscheinen, als es sich um eine turnierfahrt handelt, wie ja von der Lêoplâne, der *lée pleine* vor Kanvoleiz mehrfach (vgl. P. 59, 24. 25; 61, 16; 64, 14; 93, 27) die rede ist. Dass Trevrizent aus der bergigen gegend des Rôhas in die weite ebene bei Gandîne oder ins freie feld (vgl. *an die wîte* P. 411, 30; 434, 8) nach Gandîne geritten ist, steht jedoch nicht da. Ist aber nach analogie von P. 821, 13 entgegen dem sonstigen gebrauch nicht die weite ausdehnung, sondern die weite entfernung von Candin gemeint, wozu die genaue angabe der lage und die bemerkung P. 499, 9. 10 *swer schildes ambet üeben wil, der muoz durchstrîchen lande vil* sich fügen würde, so passt dies zusammen besser für einen mann — der den schnellen ritt über eine strecke von grosser entfernung hervorheben will in erinnerung an den abschluss von Richards kampfesfahrt oder auch der ihm nunmehr fernen heimat des Pettauers gedenkt, der damals seiner eigenen kampfesfahrt ein ende bereitet hat — als für Trevrizent, der sogar fern in Afrika und Asien gewesen ist, oder für Wolfram.

Im hinblick auf alles vorstehende dürfen wir sagen: die turnierfahrt Trevrizents ist ein dichterisches abbild der geschichtlichen kampfes-

fahrt Richards und kann daher nur von dem französischen dichter herrühren. So erhalten wir hiermit eine weitere und wichtige bekräftigung des in den ersten beiden abschnitten gewonnenen ergebnisses, dass Wolfram seiner vorlage in der erzählung stets und mit sichtlicher treue gefolgt ist.

2. Die kampfgenossen Richards.

Jetzt dürfen wir sofort einen schritt weiter gehen. Ist die eben begründete auffassung von der turnierfahrt Trevrizents richtig, so ist unter den begleitern Richards auf jener kampfesfahrt, weil sie allein die kenntnis der erwähnten orte haben konnten und den anlass, sie dichterisch so zu verwenden, Wolframs gewährsmann zu suchen. Die namen der hervorragendsten begleiter Richards werden genannt in der Historia Anglicana Radulfi abbatis de Coggeshale (M. G. 27, 348):

Rex vero Ricardus cum nonnullis suorum nimia maris tempestate vexatus per sex ebdomadas, cum devenisset versus Barbariem, trium dierum velificatione a Marsilia distans, famaque crebrescente iam cognovisset, comitem Sancti Egidii necnon et cunctos principes per quos transiturus erat contra eum unanimiter conspirasse insidiasque ei ubique tetendisse, disposuit per Theutonicam latenter repatriare. Retortisque velis apud Courefo insulam tandem applicuit; conductisque ibi duabus piratarum rostratis navibus, qui pirate regis navem audacter invaserant, sed a nauta regis recogniti et cum rege confederati ob eorum laudabilem fortitudinem et audatiam, ascendit rex cum eis, pancis suorum secum retentis, in quibus erat Baldewinus de Betun et magister Philippus clericus regis atque Anselmus capellanus, qui hec omnia nobis, ut vidit et audivit, retulit, et quidam fratres Templi; qui omnes in partes Sclavonie ad quandam villam nomine Gazaram [Görz, minime Jadera i. e. Zara M. G.] applicuerunt statimque nuntium ad proximum castellum dirigunt, pacem et conductum a domino [Meinhardo II comite Goritiae; cf. epistolam Henrici imperatoris ad regem Franciae apud Rogerum de Hoveden M. G.] provintie illius, qui nepos extitit marchisii, expetentes. Rex autem in reditu suo tres lapides pretiosos, scilicet tres rubiz, a quodam Pisano 900 bisantiis comparaverat, quorum unum, dum esset in navi, in anulo aureo includens, anulum illum domino castelli per predictum nuntium transmisit. Percunctatus vero nuntius a domino loci illius, quinam essent qui conductum petebant, respondit, peregrinos esse a Jerosolimis redeuntes. Deinde nomina eorum requisivit. At nuntius: Unus, inquit, eorum appellatur Baldewinus de Betun, alter vero dicitur Hugo mercator, qui etiam vobis anulum transmisit. At dominus ille diutius anulum intuitus: Non, inquit, Hugo, sed rex Ricardus appellatur, et subintulit: Licet ipse iuraverim, me omnes peregrinos de partibus illis adventantes comprehensurum nec aliquod munus ab eis accepturum, tamen pro dignitate muneris et mittentis domini, qui me ignotum ita honoravit, et munus missum remitto et liberam abeundi licentiam concedo. Reversus itaque nuntius omnia hec regi intimavit. At illi valde trementes, media nocte, comparatis equis, de villa predicta occulte exeunt sicque per terram illam diutius libere proficiscuntur. Sed dominus ille predictus latenter post eos exploratorem ad fratrem suum transmisit, ut regem in terra sua advenientem comprehenderet. Ubi cum rex advenisset et urbem, in qua frater

[Potius Fridericus de Betesowe (Pettau); cf. ep. imperatoris M. G.] predicti domini morabatur, fuisset ingressus, statim ille, accersito ad se quodam fidissimo homine suo Roger nomine, Normannicus genere de Argenton, qui cum eo per viginti annos extiterat, et neptim suam ei tradiderat, precepit ei, ut domos, ubi peregrini hospitabantur, diligenter perscontaretur, si forte regem per loquelam vel per aliquod signum explorare posset, promittens, se ei medietatem urbis daturum, si regem intercipere posset. At ille singulorum hospitia requirens et discutiens, tandem regem reperit; quo diutius dissimulante quod erat, tandem importunitate precum et lacrimarum pii inquisitoris compulsus, confitetur quod erat. Qui statim cum lacrimis fugam latenter arripere adhortatur, equum peroptimum regi tradens. Postea autem ad dominum suum revertens, dicit, frivolum esse quod audierat de regis adventu, sed esse Baldewinum de Betun et comites eius, qui de peregrinatione redibant. At ille furibundus iussit omnes comprehendi. Rex vero latenter de urbe egrediens cum Willelmo de Stagno et quodam puero, qui linguam Theutonicam intelligebat, per tres dies et noctes sine cibo profectus est. Deinde, famis inedia urgente, ad quandam villam nomine Ginanam in Austria prope Danubium divertit, ubi tunc temporis ad cumulum omnium malorum dux Austrie morabatur.

Dies zeugnis Raouls könnte uns insofern sehr gut passen, als hier ein Normanne Roger von Argentan als vertrauter und verwandter Friedrichs von Pettau bezeugt wäre. Was oben über den aufenthalt der vom Pettauer gefangenen begleiter von Ricardus (Dei gratia rex Anglie, dux Normannie et Aquitannie et comes Andegavie M. G. 27, 161) ausgeführt wurde, würde nur noch verstärkt werden, wenn sie mit dem Normannen Roger eine zeitlang hier zusammen gelebt hätten. Und noch ein anderes interessiert: man möchte an diese episode aus der geschichte der Anjous, wo ein längst fern von der heimatlichen Normandie lebender von rührung übermannt nur von dem gefühl der stammesverwandtschaft sich leiten lässt, denken bei dem hinweis P. 383, 11—16:

erekande wol der wâpen schîn:
dô liefen über diu ougen sîn.
er liez die von Bertâne
sus tûren ûf dem plâne:
er wolde mit in strîten niht,
als man n o c h friwentschefte giht,

während die letztvorhergehende anspielung des deutschen dichters auf ein geschichtliches ereignis P. 379, 18—20 umgekehrt an einen kampf zwischen söhnen desselben landes erinnert. Indessen ist die bemerkung: *als man noch friwentschefte giht* doch zu allgemein, als dass eine beziehung trotz der ähnlichkeit der situation mit wahrscheinlichkeit hergestellt werden könnte. Eher ist es möglich, dass das historische zusammentreffen Richards und seiner begleiter mit einem stammverwandten Normannen auf ihrem steirischen zuge den anlass gegeben

hat zu dem nebensächlichen und entbehrlichen motiv, dass bei jener turnierfahrt Trevrizents auch eine begegnung von zwei angehörigen des geschlechts, zu dem die Anjous des gedichts gehören, in der Steiermark stattfindet, das zusammentreffen von Lammire, der tochter Gandins nach P. 499, 3 — sie ist als solche auf den stammtafeln von Bartsch und Panzer nicht bezeichnet — und Ither, der gleichfalls von Mazadan abstammt und dessen verwandtschaft mit den Anjous des gedichts bei dieser gelegenheit besonders hervorgehoben wird. Mochte auch der name Gandin veranlassung zu einer verknüpfung geben, die übrigens ja auch wunderlich wäre, wenn der Pettauer und die Steiermark nicht tatsächlich mit der geschichte der Anjous verknüpft wären, so war damit doch noch keineswegs auch das für die turnierfahrt Trevrizents und für das gedicht bedeutungslose zusammentreffen von Ither und Lammire in jener gegend nahe gelegt.

In die erzählung von Raoul ist aber der Pettauer erst hereingebracht durch die beigefügte bessernde bemerkung in M. G., und diese haben wir, wenn es uns auch erwünscht sein könnte, sie unbesehen anzunehmen, doch erst einmal zu prüfen.

a) Es ist von vornherein nicht unbedenklich, einen aus erster quelle geschöpften bericht zu verbessern, den ein so ausgezeichneter gewährsmann gegeben hat: Anselmus capellanus, Ricardi regis per ducis Austriae terram profecti socius, qui Radulfum amicum induxit, ut quae iam de domino capto scripserat relatione multo uberiore exornaret (M. G. 27, 330).

b) Auf den Salzburger ministerialen passt nichts in der erzählung. Er ist weder verwandter des grafen Meinhard von Görz noch in der lage zu versprechen, *se ei medietatem urbis daturum, si regem intercipere posset.*

c) Allerdings lässt die angabe, dass der könig mit nur zwei begleitern entwichen sei, zunächst daran denken, dass vorher von dem überfall in Friesach die rede ist. Nun ist jedoch klar, dass Raoul entweder von dem angriff Meinhards oder von dem Friedrichs von Pettau nichts erzählt hat. Er wird aber den letzteren übergangen haben, weil Roger, der von Philipp, dem andern geistlichen fahrtgenossen, beraten war, denselben ebenfalls in seiner erzählung unterdrückt und ebenso wie Raoul den ritt Richards aus Friesach unmittelbar an die angriffe des grafen Meinhard und seiner leute reiht. Das ist um so bemerkenswerter als Roger gleich darauf das kaiserliche schreiben widergibt, in dem beide angriffe erzählt und so deutlich als möglich auseinander gehalten werden. Die lücke in der eigenen erzählung ist daher bei

Roger wahrscheinlich eine absichtliche und ebenso wol auch bei Raoul, obwol sie hier allenfalls auch durch die spätere ersetzung eines kürzeren berichts durch den ausführlicheren bewirkt sein könnte: die geistlichen autoren und ihre geistlichen gewährsmänner wollten vielleicht den mit dem bann bedrohten angriff von pilgern im gebiet des erzbistums Salzburg, dessen inhaber durch seine bemühungen später sich Richards dank erwarb, mit dem mantel der liebe[1] und des stillschweigens, soweit es angieng, bedecken. Ein ähnlicher beweggrund könnte auch bei der einsetzung von Candin mitgewirkt haben.

d) Wir erfahren ja auch durch andere berichte, dass graf Meinhard nicht der einzige angreifer nach des königs landung gewesen ist. Brief des kaisers: comes Mainardus de Gorzte et populus regionis illius. Roger de Hoveden: homines illius provincie. Wilhelm von Newbury: nobilibus simul et populo ad vestigandum eum intentis. Chronicon Magni Presbiteri: a maioribus terrae illius valde iniuriatus et spoliatus bonis quae ei mare iratum reliquerat.

e) Es liegt also keinerlei grund vor, einen irrtum Raouls vorauszusetzen und an Friedrich von Pettau zu denken statt des von ihm genannten *frater predicti domini*. Vollends nicht, wenn ein bruder Meinhards nachweisbar ist. Aus dem steirischen urkundenbuch, auf das ich mich in dieser hinsicht beschränkt habe, ist mir ein bruder Meinhards nicht bekannt geworden, während sein vater Engilbertus (Albus), seine vettern (söhne von schwestern Engilberts) Otto de Rechperch (N.-Öst., b. Krems) und Perhtolt de Rechperch c. 1155 und Otto de Lenginpach (Lengbach, N.-Öst., westl. v. Wien) c. 1160, Meinhard selbst und sein sohn Meinhard daraus bekannt sind; letzterer ist als neffe des patriarchen Berhtoldus von Aquileja in einer urkunde von 1234 bezeugt. Jedoch verzeichnet Hopf, Histor.-genealog. atlas (Gotha 1858) s. 366 und 599, wo auch die bis dahin erschienene einschlägige litteratur nach-

1) Es ist schon oben ausgeführt worden, wie im Salzburgischen Friesach manches eine wandlung der gegnerschaft in freundschaft herbeiführen konnte. Wie leicht eine solche selbst unter viel ungünstigeren vorbedingungen möglich war, zeigt jetzt auch die erzählung Raouls von den seeräubern. Gegen die bewohner des kirchlichen gebiets scheint die erbitterung nirgends geäussert zu sein, die den Österreichern gegenüber in starken ausdrücken hervorbricht. Vgl. Raoul von Coggeshale: O gens cervicosa! O barbara tellus, que viros gigantea mole porrectos educare consuevisti, sed animi virtute ignavos, statura proceros, sed probitate inhertes! (M. G. 27, 349.) Und der decan an der Londoner St. Paulskirche Radulfus de Diceto sagt in den Ymaginibus historiarum (M. G. 27, 281): Homines siquidem regionis illius barbariem maxime redolentes horrent verbis, habitu squalent, inmundiciis feculescunt, ut intelligas eorum cohabitationem ferinam pocius quam humanam.

gewiesen ist, als söhne von Engelbert II, der 1149—1187 urkundlich bezeugt ist und 1187 gestorben sei, neben Meinhard II, der von 1187 bis 1232 bezeugt (doch wird bereits in einer von Zahn c. 1160 angesetzten urkunde [Steir. urkdb. I, 416 s. 402] puer Meinhardus comes erwähnt) und 1232 gestorben sei (in einer von Zahn c. 1235 angesetzten urkunde II, 331 s. 437 steht noch coram M. et M. comitibus de Gorz) Engelbert III, der von 1187—1217 bezeugt und c. 1220 gestorben sei. (Dagegen ist der in einer urkunde I, 720 s. 709, die Zahn c. 1190 ansetzt, als zeuge auftretende Engilbertus comes de Gorz nach Zahn s. 834 noch der vater Meinhards.) Die beiden namen sind zusammengeworfen in den Annales Marbacenses (M. G. 17, 165: Quem persecutus comes Engelhardus et cum eo pugna congressus).

Also wird es tatsächlich der bruder Meinhards gewesen sein, nicht aber der Pettauer, in dessen umgebung der Normanne lebte, zumal da endlich die erzählung Raouls, dass Meinhard zunächst den könig unbehelligt liess, dann aber seinem bruder den auftrag gab ihn festzunehmen mit den in dem officiellen bericht, dem schreiben Heinrichs VI., gebrauchten worten: *considerato diligencius* übereinstimmt. Ebensowenig als die bemerkung in den M. G. „potius Fridericus de Betesowe" annehmbar erscheint, ist diesmal Pauli folge zu leisten, wenn er in der Gesch. v. England III, 249 das vorstehende zeugnis Raouls mit dem schreiben des kaisers dahin combiniert: „Allein Richard war schon bis nach Frisach in Kärnthen gelangt, wo graf Friedrich von Petau, Meinhards bruder, herrschte". Fr. von Pettau ist weder graf noch Meinhards bruder noch herrscher in Friesach gewesen.

Doch zu lange schon haben wir bei dieser auf dem wege sich bietenden nebenfrage verweilt, ohne etwas von bedeutung für die uns interessierende hauptsache gewonnen zu haben. Nur müssen wir vielleicht mit der entfernteren möglichkeit rechnen, dass nicht nur einer der gefangenen des Pettauer, sondern vielleicht auch einer der gefangenen des grafen von Görz die bei der turnierfahrt gebrauchten namen erfahren haben könnte eben durch den verkehr mit dem normannischen landsmann, als die kunde von dem angriff des Pettauer in jenen gegenden sich verbreitete. Es mag daher nicht überflüssig sein, zunächst einiges über Balduin von Bethune zusammenzutragen.

Zu *Baldewinus de Betun* („Baldewinum advocatum Betunie" Roger de Hoveden M. G. 27, 158) wird hier M. G. 27, 348 angemerkt: „Balduinus de Bettona, miles regis in comitatu Bedfordensi Magn. Rot.[1]

1) Pauli 3, 893: „Rotuli magni pipae, weil sie röhrenförmig aufgerollt, katasterartige verzeichnisse für jedes jahr und jede grafschaft von allen aus den einzelnen

Pip. a. 1. Ric. p. 213, postea comes de Albemarle.“ Dieser Balduin, vogt von Bethune, der später die grafschaft Aumale erhielt, traf aus der gefangenschaft (des grafen von Görz, Toeche s. 282) am 28. juni 1193 zu den verhandlungen über Richards befreiung in Worms ein (Roger de Hoveden M. G. 27, 163), wurde dann nebst andern dem herzog von Österreich als geisel gestellt und reiste, als das lösegeld ausblieb und Leopold drohte, sich an die geiseln zu halten, nach England: ex communi obsidum consilio missus est ad regem Anglie ad indicandum ei ducis propositum (Rog. de Hov. M. G. 27, 171). Hier übergab ihm Richard seine nichte Eleonore von Bretagne, welche dem sohn des herzogs Leopold, Friedrich, zur gemahlin zu geben er sich verpflichtet hatte, und die tochter des kaisers von Cypern, die er ohne entschädigung in freiheit zu setzen versprochen hatte. Bevor Balduin mit diesen nach Österreich zurückkam, hörte er an der grenze von Leopolds tod und kehrte mit den beiden fürstinnen zu seinem herrn zurück. (Rog. de Hov. M. G. 27, 171. 172; Toeche s. 371; Pauli 3, 274: „Rog. de Hov. 748. 749 folgt augenzeugen, die kürzlich nach England gekommen, vgl. Guil. Neubr. V, 8 und die päpstliche bulle bei Rad. de Dic. 675“). Wie er die grafschaft Aumale erhielt, erfahren wir aus Lamberti Ardensis Historia comitum Ghisnensium (M. G. 24, 615): Sic et Balduinus, nobilis advocati Roberti de Betunia filius, quandoque propter eminentem in milicia, qua multis excellebat, nobilitatis et probitatis laudem et gloriam, mortuo Albemarle [Aumale, départ. Seine-Inférieure, arrond. Neufchâtel] comite [Gaufrido, a. 1191 ante Acron cf. Albricum SS. 23, p. 868], impregnatam eius viduam, opitulante, immo iubente Anglorum rege, cui diutius militaverat, Ricardo, duxit uxorem et Albemarle factus est comes et nominatus. Der graf von Aumale ist noch einmal wider nach Deutschland gekommen und zwar zusammen mit zwei andern genossen der kampfesfahrt Richards. Als der könig von England aufgefordert wurde, am 22. februar 1198 sich in Köln zur königswahl einzufinden, schickte er mit den deutschen boten, welche die einladung überbracht hatten (nuncii archiepiscopi Colonie et nuncii archiepiscopi Maguntini et nuncii aliorum magnatum Alemannie) als seine vertreter (ut ipsi interessent electioni imperatoris loco ipsius) acht männer nach Köln, unter ihnen Philippum Dunelmensem episcopum, Baldewinum de Betun comitem Albemarlie (nicht Wilhelm von Bethune, wie Pauli 3, 276 steht), Willelmum de l'Estang. (Rog. de Hov. M. G. 27, 177.) Aus der anmerkung in den M. G. z. st. sei hier noch angeführt: comes autem

kronlehen eingehenden gefällen und steuern, wie sie von den königlichen sheriffs und anderen beamten angefertigt wurden.“

Albemarliae latifundia prope Hoveden tenebat. In enger beziehung zu dem hause von Bethune, besonders zu dem neffen von Balduin von Bethune stand der verfasser der Histoire des ducs de Normandie et des rois d'Angleterre, hg. v. Fr. Michel. Paris 1840 (Publ. de la société de l'hist. de France. Auszug M. G. 26, 699fgg.; Duchesne, Hist. de la maison de Bethune).

Indessen müssen Balduin, der schon von dem grafen von Görz gefangen genommen wurde, und Wilhelm de l'Estang, der den könig noch über Friesach hinaus begleitet hat, für unsere frage zurücktreten oder ganz ausscheiden, weil keiner von beiden mit dem kampf gegen den Pettauer seine fahrt abschloss, noch auch die kenntnisse eines *meister wîs* (P. 455, 2), *maistre, magister* gehabt hat, die Wolframs gewährsmann eigen gewesen sein müssen.

Gerade die beiden von Raoul genannten begleiter gelehrten standes aber sind sicher nicht über Friesach hinausgekommen, mithin entweder wie Balduin schon von dem grafen von Görz oder aber eben von dem Pettauer gefangen genommen worden. Die entscheidung zwischen Raouls gewährsmann, Anselmus capellanus, der ein verlorenes werk über Richard I geschrieben hat (vgl. Mon. Germ. 27, 81 und 330, wo auf Stubbs ad Itinerarium Ricardi p. XXXIII verwiesen wird), und *magister Philippus clericus regis*, dessen unterstützung Roger de Hoveden sich zu erfreuen hatte (vgl. Mon. Germ. 27, 135), fällt zu gunsten des letzteren aus auf grund folgender überlegung. Beruht die gestaltung der turnierfahrt Trevrizents auf einem persönlichen erlebnis, dann mag auch in den mit ihr zusammenhängenden versen P. 497, 3—20 etwas persönliches in die dichtung hineinverflochten sein. Gleich Trevrizent hat Philipp als *clericus regis* ein königssiegel in händen gehabt, Trevrizent nimmt auf das siegel des königs hin aus einer grafschaft, welche durch verbindung mit dem Plym nach der südküste von England weist, abgaben entgegen wie Philipp als *clericus de camera* (s. Magn. Rot. Pip. a. 1. Ric. I p. 207; vgl. Roger de Hoveden IV p. 5), Trevrizent wird oft vom gralkönig ausgesandt, wie Philipp von Poitiers als gesandter der Anjous in wichtigen missionen nach Deutschland, Italien, Schottland gekommen ist, wofür ein hinweis auf den guten artikel über ihn im Dictionary of national biography 45, 154 zunächst genügt. Diese parallelen zusammen ergeben sich nur für diesen einen unter den uns bekannten begleitern Richards auf seiner kampfesfahrt.

(Schluss folgt.)

LÜBECK. PAUL HAGEN.

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DEN URSPRUNG UND DIE ENTWICKLUNG DER NIBELUNGENSAGE.

(Schluss.)

IX. Die localisierungen der Nibelungensage.

§ 38.

Wir gehen bei der besprechung der localisierungen vom Nibelungenliede aus. Gunther und Hagen wohnen in Worms, Attila der herrschenden ansicht nach in Ofen[1]. Das entspricht nicht genau, aber im grossen und ganzen den historischen verhältnissen der Burgundensage und kann nicht älter sein als die aufnahme der Burgunden in die sage. Das meiste ist damit in übereinstimmung gebracht. Die reise von Worms nach Ungarn geht an einer reihe süddeutscher ortschaften vorbei. Sigfrid wird im Odenwald ermordet; Volker ist in Alzeie zu hause. Wenn man das register in Zarnckes ausgabe nachschlägt, so findet man, dass von etwa 65 geographischen namen 35 nach Mittel- und Süddeutschland weisen[2]. Hierher gehört es auch, wenn mitteldeutsche überlieferung das Brünhildenbett in den Taunus verlegt.

Eine ältere namenschicht weist nach nördlicheren gegenden. Von diesen ist bei weitem der wichtigste der ort, wo Sigfrid in dem liede zu hause ist, Xanten. Es geht schwerlich an, diese localisierung für die erfindung eines dichters zu halten, der Worms als mittelpunkt wählte und von da aus sich die geographie der erzählung zurechtlegte. Denn Xanten ist allerdings eine alte stadt, aber im verhältnis zu ihrem abstand von Worms kaum wichtig genug, um diese localisation zu rechtfertigen, wenn nicht ein besonderer grund dazu vorhanden war. Soll Sigfrid dadurch im gegensatz zu den Burgunden als ein fränkischer held bezeichnet werden, so lag es weit näher an einen wirklichen mittelpunkt der fränkischen macht zu jener zeit, als die Burgunden am Rhein wohnten, zu denken, also z. b. an Doornik. Geht man von den späteren historischen verhältnissen aus, als die Franken in Worms wohnten, und werden Burgunden und Franken in diesem sinne als identisch gedacht, so war gewiss noch weniger grund vorhanden, einem fremden könige Xanten als wohnsitz zuzuweisen, denn diese stadt gehörte damals zu demselben gebiete wie Worms; sie war eine fränkische stadt. Aus späteren jahrhunderten, als eine immer grössere zahl von städten am Rhein Xanten an bedeutung weit überragte, kann die localisierung,

1) Über die berechtigung dieser ansicht wird in einer späteren fortsetzung gehandelt werden.

2) Etwa 23 sind für die localisierung von keiner bedeutung.

falls sie auf freier phantasie beruhen sollte, erst recht nicht stammen. Es muss also mit Xanten eine besondere bewandtnis haben.

Man pflegt die angabe damit zusammenzustellen, dass Xanten von alters her die Troja Francorum heisst; so schon bei Fredegar im 7. jahrhundert. Hagen heisst *von Tronege,* in der ÞS *af Troja,* und eine spätere bemerkung vom jahre 1463 in den Rechten ind gewoenten des Bischops Hoffs von Xanthen (Hds. n. 131 b) erzählt, dass Hagen die stadt zuerst befestigt habe. Aber wie die bezeichnung Troja Francorum einen grund abgeben konnte, Sigfrid dort zu localisieren, hat niemand uns gesagt. Heisst doch Sigfrid nirgends *von Trojen.*

Der name Troja Francorum zeigt, dass Sigfrids beziehung zu dieser stadt secundärer art sein muss. Er bietet eine directe gelegenheit zu der anknüpfung von Hagen, nicht von Sigfrid. Die bezeichnung Troja Francorum ist aber sehr alt. Wenn also ein zusammenhang zwischen diesen drei tatsachen, dass die stadt Troja Francorum heisst, dass Hagen von Troje genannt wird, und dass Sigfrid in Xanten wohnt, besteht, — und ein solcher lässt sich wol nicht leugnen, — so muss Hagen das bindeglied zwischen Xanten und Sigfrid sein, m. a. w. Hagens localisierung in Xanten ist älter als die des Sigfrid. Die stelle des bischofsrechts bekommt recht: derjenige, der von anfang an in Xanten zu hause war war nicht Sigfrid, sondern Hagen[1].

Der dichter, der zuerst Sigfrid in Xanten wohnen liess, kann nicht der ansicht gewesen sein, dass Hagen dort wohnte; das eine schliesst das andere aus. Die entstehung der vorstellung, dass Sigfrid in Xanten wohnte, hängt also damit zusammen, dass die andere vorstellung, dass Hagen dort seinen sitz hatte, aufgegeben wurde. Das geschah durch die anknüpfung der Burgundensage. Hagen wurde zu einem bruder resp. vasall der burgundischen könige. Sein sitz wurde nun nach Worms verlegt. Aber den namen von Troja behielt er. Sigfrid aber hatte in der sage bisher keinen festen sitz. Durch die verlegung von Hagens sitz wurde Xanten frei, und nun verband man den helden mit dieser stadt.

Sigfrids localisation in Xanten im Nibelungenlied öffnet uns also den einblick in ein entwicklungsstadium der sage, das vor der anknüpfung der Burgundensage liegt. Wir finden dadurch zunächst bestätigt, dass der alte könig der Nibelungensage nicht Gunther sondern Hagen war. Und wir bekommen die geographische erläuterung, dass

1) Aus der frühen localisierung Hagens in Xanten erklärt sich wol die bezeichnung *Franci Nebulones* im Waltarius und die früh bei den Franken auftretenden namen *Nibelunc* und dgl.

das relativ ursprüngliche local nicht Worms, sondern eine niederdeutsche stadt am Rheine war[1]. Es wird erlaubt sein, diese localisierung mit der niederdeutschen tradition der sage in verbindung zu bringen.

Wo wohnen Hagens feinde? Sigfrid hat in der sage keinen festen sitz. Als Attilas wohnort gibt die Þiðrekssaga Soest an[2]. Das stimmt vortrefflich zu Xanten. Die beiden städte liegen in einer geraden linie nur ca. 110 km voneinander entfernt; keine alte stadt von einiger bedeutung liegt dazwischen. Der geringere abstand bestätigt unser resultat, dass die sage aus geringeren proportionen sich entwickelt hat.

Fragt man nach dem grunde der localisation des Attila in Soest, so scheint es mir, dass zwei dinge feststehen: 1. mit der historischen person des Attila hat dieselbe von anfang nichts zu schaffen. Denn die verbindung der örtlichkeiten Xanten-Soest als sitze der beiden hauptpersonen der zweiten hälfte der Hagensage in ihrer noch nicht mit der Burgundensage contaminierten form zeigt, dass diese localisation älter als die anknüpfung an die katastrophe von 436, also auch älter als die an den historischen Attila ist. 2. sie ist nicht etwas für die NS eigentümliches, denn auch die alte redaction ÞS, die nur einen geringen teil der NS enthielt, aber von Attila viel erzählt, verlegt Attilas sitz nach Soest.

Die niederdeutsche tradition stellt sich Attilas residenz in allen erzählungen, in denen er auftritt, an demselben orte, in Soest, vor. Es bleibt nichts anderes übrig, als die localisation mit dem Hûnennamen in verbindung zu bringen. Also hiess Westfalen vor dem auftreten der asiatischen Hunnen in der geschichte Húnaland. Das zeigt, dass wir es hier mit dem alten volksnamen Hûnen, über den zuletzt Hoops (Germanistische abhandlungen, Strassburg 1902, s. 167fgg.) sehr lehrreich gehandelt hat, zu tun haben[3]. Und dasselbe wird für die altnordischen quellen gelten müssen. Wenn hier durchgehend Húnaland

1) Das bett des Rheins hat sich, wie bekannt, seit dem altertum verlegt; damals lag Xanten am Rhein.

2) Über die berechtigung, diesen angaben der saga glauben zu schenken, siehe cap. X. Wenn die sage als wohnort der Nibelunge einige male *Vernica, Verminza* (d. i. Worms) angibt, so beruht das auf einer quellenmischung (s. cap. X); die durchgehende bezeichnung ist Niflungaland; s. daselbst.

3) Wenn Hoops s. 179 darin recht hat, dass die germanische benennung *Hūnīz* das volk als die schwarzen andeutet, so ist es vielleicht eine erinnerung daran, wenn Vǫls. s. c. 25, 9 erzählt, Atli sei 'schwarz' gewesen. Zugleich wird er 'gross' genannt, was auf die asiatischen Hunnen nicht passt, aber zu dem vom 13. jahrhundert an belegten sprachgebrauch *hiune*, 'riese' trefflich stimmt.

in Westfalen liegt, so beruht das nicht darauf, dass Attilas sitz durch einen unverständlichen geographischen irrtum aus Ungarn nach Norddeutschland verlegt worden ist, sondern umgekehrt, Attila ist zu einem könige in Westfalen geworden, weil er der typische repräsentant des Hunnentums ist, während Westfalen von alters her Húnaland hiess.

Die sage hatte demnach kurz vor der aufnahme der Burgunden folgende gestalt: könig Hagen von Troja, der in Xanten regiert, wird von seinem schwager, dem könige der Hûnen, der in Soest regiert, eingeladen und erschlagen. Ich glaube, dass sich daraus auch eine absolut genügende erklärung für die verbindung mit der Burgundensage gewinnen lässt. Wir brauchen weder zu dem schatze noch zu der namensähnlichkeit Grímhild-Hildico unsere zuflucht zu nehmen. Als die Franken, denen die alte Nibelungensage, wie diese localisation erweist, bekannt war, die niederlage von 436 vernahmen, bot sich ihnen eine gleichung dar. Die sage lautete: Hagen wird von dem Hûnenkönig erschlagen. Die geschichte erzählte: die burgundischen könige wurden von dem Hunnenkönig erschlagen. Die aus dem namen auf natürliche weise gefolgerte identität des gegners führte zu der identification der angegriffenen könige, und darum wurde Hagen mit den Burgunden verbunden. Nicht einmal der name Attila stand der identificierung im wege. Denn dieser ist in der Burgundensage ebensowenig wie in der Hagensage ursprünglich; in beiden vertritt er das hunnische wesen. Also ist die einzige voraussetzung der verbindung die identification *Hûnen* = *Hunnen*[1], die in der heldensage durchaus herrscht. Wie die folge der verbindung war, dass Hagen nach Worms übersiedelte und Sigfrid, freilich jahrhunderte später, in Xanten seinen wohnsitz erhielt, wurde oben gezeigt. Daraus folgt aber nicht, dass Hagens übersiedelung zuerst bei einem stamm geschehen ist, der die alten sitze der Burgunden einnahm. Die verbindung kann gerade so gut bei den damaligen pflegern der sage zu stande gekommen sein. Als die Franken südwärts sich ausbreiteten, werden sie die Nibelungensage mitgebracht haben. Aber ihre heimat lag nördlicher und dort entwickelte sie sich nach der aufnahme Gunthers weiter[2]. Die verbindung mit den helden der süddeutschen dichtung ist um jahrhunderte jünger. Wir haben keinen grund, züge oder helden, die aus Norddeutschland stammen,

1) Und nicht einmal das steht fest, dass diese namensformen ursprünglich verschieden sind. s. Hoops a. a. o. s. 177.

2) Wilmanns hat ganz gewiss recht, wo er (Untergang der Nibelunge s. 23) Gêrnôt und Gîselher für jünger erklärt. Über diese beiden gestalten, sowie über Guttormr s. § 47.

aus diesem einzigen grunde für jünger als die süddeutschen helden zu erklären. Auch das wird die kritik der ÞS durchaus bestätigen.

Es lässt sich kaum leugnen, dass sich in der sage, so wie sie in Norddeutschland localisiert erscheint, ein gegensatz zwischen Franken und Sachsen ausspricht, der in den jahrhunderten, die vor dem fall des Burgundenreiches liegen, in blutigen kriegen zum ausdruck kommt. Um den besitz Westfalens wurde lange gestritten; am ende behaupteten die Sachsen ihre macht.

Wenn also erzählt wird, dass Attila, der in Soest regiert, daselbst den könig von Xanten erschlagen habe, so muss das vor dem bewusstsein jener zeit und noch lange nachher wie ein sieg der Sachsen über die Franken, die sie aus ihren sitzen vertrieben, gestanden haben. Dieser gegensatz hat auch den keim der freilich erst sehr spät entwickelten dichtung von dem kriege mit Liudegêr und Liudegast geschaffen[1]. Die Franken, die in der sage die niederlage erleiden, wollen es in der dichtung ebensowenig wie in der wirklichkeit dabei bewenden lassen.

Wie hier so erscheinen auch beim letzten kampf die Dänen mit den Sachsen verbunden. An Attilas hof treten die, nach der auffassung des NL, dänischen helden Hâwart und Îrinc auf. Dass diese helden aus niederdeutscher tradition stammen, hat man längst anerkannt, aber sie werden gewöhnlich einem späten entwicklungsstadium der sage zugeschrieben. Es liegt jedoch ganz nahe, ihre aufnahme mit der lange vor der verbindung mit den Burgunden bestehenden localisierung in Norddeutschland in verbindung zu bringen[2]. Die einzige frage dabei ist, ob die quellen eine solche auffassung bestätigen. S. über diese frage cap. XI.

Auch Irnfrit, der von Îrinc in gewisser hinsicht nicht zu trennen ist (Zschr. f. d. alt. 17, 57fgg.), weist nach Norddeutschland. Ein thüringischer fürst als vasall des Hunnenkönigs ermangelt jeder voraussetzung, wenn man sich diesen in Wien oder Ofen wohnend vorstellt; hingegen lassen die alten verbindungen von Thüringen mit Norddeutschland es als durchaus verständlich erscheinen, dass ein solcher am Sachsenhof auftritt. Henning hat in seinen Nibelungenstudien die geschichte von dem untergang des Thüringischen reiches verglichen. Wenn Îrinc von

1) Die litterargeschichtliche stellung der episode wird in der fortsetzung dieser untersuchung besprochen werden.

2) Daraus folgt natürlich nicht, dass sie früher als Gunther aufgenommen sind. Denn die sage lebte in Norddeutschland fort, und nicht einmal das, dass Gunthers aufnahme in Mitteldeutschland zu stande gekommen ist, lässt sich beweisen, vgl. oben s. 42.

der königin Amelburg als das werkzeug ihrer rache gegen ihren bruder, den Frankenkönig Theodorich, benutzt wird, so kann mit Îrincs rolle in der Nibelungensage ein zusammenhang bestehen. Dieser zusammenhang kann sehr alt sein, denn die ereignisse fallen in den anfang des sechsten jahrhunderts. Îrinc tritt in der sage in eine alte rolle ein, Irnfrit, dessen namen die sächsische tradition in verbindung mit Îrinc erhalten hatte, wird später in eine statistenrolle aufgenommen. Aber beachtung verdient es, dass auch in der Irnfritsage das von Îrinc angegriffene volk die Franken sind. Also gerade wie die Nibelunge der alten sage. Dass damals die Franken mit den Sachsen verbündet waren, ist hier vergessen. Wenn eine jüngere tradition Îrinc nach Dänemark verlegt, so beruht das auf derselben auffassung der verhältnisse, die in dem kriege wider Liudegêr und Liudegast die Dänen als verbündete der Sachsen erscheinen lässt.

Eine reminiscenz an diese ältere localisierung ist es auch, wenn die Klage einmal und andere mhd. gedichte mehrfach an stelle der Burgunden die *Rînvranken* nennen (s. die stellen bei Grimm, Heldensage[3] 75).

Es ist möglich, an der hand der geographischen berichte noch einen schritt weiter zurückzugehen. In der darstellung des Nibelungenliedes ist es höchst auffällig, dass das einzige abenteuer der langen landreise von Worms nach Wien, das auf ein nicht geringes alter anspruch erheben darf, ein abenteuer zu wasser ist. Die Burgunden reisen 'gegen den Meune durch Ôstervranken, gein Swanevelde, bis an dem zwelften morgen der künic zer Tuonouwe quam'. Dann folgt eine ausführliche erzählung von der überschiffung des stroms, und von nun an wird die erzählung breiter, aber alles was folgt, sind jüngere zutaten (Gelfrât und Else; Rüedegêr). Die wasserfahrt aber ist ein altes element der sage. Sie kehrt in Atlamál wider, und dass das kein zufall ist, zeigt eine stelle wie 37, 5—6 *hǫmlur slitnuðu, háir brotnuðu* im vergleich mit ÞS c. 366, 8 *brytr hann svndr árarnar oc af keipana,* vgl. auch z. 18. Der gleichheit gegenüber ist also die landfahrt der Atlakviða als eine neuerung zu betrachten.

Auch die unbeholfenheit der darstellung des Nibelungenliedes zeigt die altertümlichkeit des zuges. In éinem ruderboote führt Hagen 1000 ritter und 9000 knechte über den fluss; der dichter findet es nötig zu sagen, dass die ritter um schneller hinüber zu gelangen, die pferde schwimmen liessen. Das fehlte nur noch, dass auch die pferde in dem schiffe platz finden mussten.

Die wasserfahrt muss auch zu der niederdeutschen überlieferung, die Hagen von Xanten nach Soest reisen liess, gehört haben. Sie ist dort notwendig, denn Xanten liegt links vom Rhein. Die ÞS gibt zwei darstellungen durcheinander, über deren verhältnis später gehandelt werden wird. Die kürzere, die in die andere aufgenommen ist, erzählt (c. 366): Gunnarr und die seinen haben ein sehr kleines schiff bekommen. In diesem schiffe werden *nockorer menn* über den fluss gesetzt, aber das schiff ist umgeschlagen, und nur mit mühe haben sie das ufer erreicht. In diesem zusammenhang interessiert es uns nur, dass die kolossalen proportionen des Nibelungenliedes auf mögliche verhältnisse reduciert erscheinen. In einem ruderboote fahren *nockorer menn*, nicht ein heer von 10000 rittern und knechten samt ihren pferden über.

Es wäre aber zu viel gesagt, dass die erzählung von der wasserfahrt von anfang an das local der niederdeutschen überlieferung voraussetze. Denn in geringerem grade gilt hier derselbe einwand, wie bei der Donaufahrt: die wasserfahrt ist nur ein geringer teil der reise; weshalb wird von der fortsetzung nichts erzählt? Es fehlt auch nicht an andeutungen, dass es das wasser war, das das land der beiden feinde trennte. Nur dann, wenn man im Hunnenlande angekommen ist, hat es für die entwicklung der begebenheiten bedeutung, wenn das schiff während oder nach der fahrt verloren geht. Aber das ist weder bei den geographischen verhältnissen des Nibelungenliedes noch der Þiðrekssaga möglich. Im liede setzen die Burgunden im Baiernlande über die Donau; eine grenze gegen das Hunnenland bildet der fluss nirgends, und auch wenn man das für eine strecke vorraussetzt, so würde nichts die Burgunden hindern, auf dem rückwege so lange dem rechten ufer zu folgen, bis sie aus Attilas bereich gekommen wären; eine gelegenheit überzufahren konnten sie natürlich an vielen stellen finden. Aber auch zwischen Xanten und Soest kann der fluss unmöglich eine grenze zwischen dem gebiete der Nibelunge und der Hunnen gebildet haben; er fliesst an Xanten vorüber, und die möglichkeit überzufahren kann hier nicht von dem besitz eines bestimmten bootes abhängig gewesen sein. Die bedeutung des verlustes des schiffes setzt voraus, dass man im feindlichen lande ist, und dass jede möglichkeit, es auf einem anderen wege als zu schiff zu verlassen, fehlt. An dem éinen schiffe hängt die rettung, denn alle andern schiffe gehören den einwohnern des landes; die einwohner aber, das sind die feinde.

Dass man im feindlichen lande eingetroffen ist, geht weiter daraus hervor, dass man unmittelbar nach der überfahrt auf den hunnischen

grenzwächter stösst. Wenn dieser dann den Burgunden zu Rüedegêr den weg weist, so zeigt das nur, dass die Rüedegêrepisode jünger ist. In der ÞS wird dasselbe weiter dadurch bewiesen, dass man ganz durchnässt zuerst bei Roðingeirr, dann in Soest ankommt (über die motivierung s. § 41). Das schiff ist umgeschlagen, die männer haben nicht die gelegenheit gehabt ihre kleider zu trocknen, und schon ist man an Attilas hof.

Aus dem allem geht hervor, dass die feinde ursprünglich nicht durch einen fluss und ein breites land, sondern durch das offene meer oder einen meeresarm voneinander getrennt waren. Es ist sogar möglich, darüber aus denselben quellen noch etwas näheres zu erfahren. C. 363 findet sich die wunderliche stelle, wo die Donau und der Rhein zusammenfliessen. Hier verbinden sich die beiden vorstellungen, die in der ÞS durcheinander gearbeitet sind, zu einer geographischen unmöglichkeit. Die Donau aus der südlicheren tradition, der Rhein aus der nördlicheren. Dass jedoch für die sage der Rhein das echte ist, zeigt das folgende capitel, wo nur vom Rhein die rede ist.

Aber noch ein drittes wasser wird genannt, das wasser *Mœre*, in dem die seeweiber sich aufhalten. Statt dessen erzählt das Nibelungenlied (1591), dass die Burgunden bei Mœringen über das wasser setzen. Dass die saga das richtige hat, zeigt NL 1533. Der verfasser der saga wundert sich darüber, dass die frauen anstatt im Rheine, über den die Nibelunge setzen wollen, und an dessen ufer Hagen auf und ab geht, in einem anderen wasser sich aufhalten. Das war gewiss nicht die natürliche auffassung. Deshalb erzählt er, dass die frauen eigentlich im Rhein wohnten, sie hatten sich aber aus dem Rhein in jenes wasser begeben *at skemta ser*. Wenn also die quelle nicht berichtet hätte, dass die frauen sich in dem wasser *Mœre* befanden, so hätte der sagaschreiber das gewiss nicht ersonnen. Die zwei verschiedenen wasser finden wir nun im Nibelungenliede wider. Hagen geht an der Donau entlang, er findet aber die *wîsiu wîp in einem schœnen brunnen*. Also dieselbe wunderliche vorstellung wie in der ÞS. Nur hat der dichter des NL *Mœre* mit *Mœringen* in verbindung gesetzt und daraus abstrahiert, dass die Burgunden dort über den fluss setzen; das wasser aber, in dem die seefrauen sich aufhalten, bleibt bei ihm unbenannt.

Also nannte die quelle der ÞS, die auch das NL benutzt hat, an dieser stelle zwei gewässer, den Rhein und *Mœre*. Ursprünglich kann das nicht sein. Der verfasser der Þiðrekssaga hat richtig gesehen, dass die wasserfrauen natürlich in demselben wasser wohnen, an dessen ufer Hagen auf und ab geht und über das er seine genossen führt. Aber

Mœre stand einmal in der überlieferung als der aufenthalt der wasserfrauen fest. Also liegen schon in dieser quelle, die nur éine der quellen der erzählung der saga ist, zwei schichten übereinander. Die relativ jüngere vorstellung ist die, dass Hagen über den Rhein setzt; die ältere ist, dass er über das wasser *Mœre* setzt. Das muss also der seearm sein, der in einer noch älteren fassung der sage Hagens land von demjenigen seines feindes trennte. In der ÞS finden wir die drei aufeinander folgenden vorstellungen Mœre-Rhein-Donau nebeneinander; das NL hat die dritte und eine reminiscenz an die erste.

Also waren Hagen und sein feind inselbewohner. Wir finden das in der einzigen angabe aus alter zeit über seine heimat bestätigt. Wídsíð berichtet: *Hagena (weold) Holmrygum.* Ich wüsste nicht, welchen grund wir hätten, diesem bericht glauben zu verweigern[1].

Wo sind diese Holmryge zu suchen? Der angelsächsische dichter hat an die norwegischen Rygir gedacht, wie die verbindung mit den Glommen zeigt. Ausserdem sind sie seit Tacitus zwischen Weichsel und Oder bezeugt. Allein der name Holmryge passt für keinen der beiden stämme. Die norwegischen Rygir sind nichts weniger als inselbewohner, und Müllenhoff macht (DAK 4, 494) wahrscheinlich, dass die deutschen Rugier nicht auf den Weichselinseln, sondern westlicher, also auf dem festlande, gewohnt haben. Den namen Holmrygir muss der stamm bekommen haben, als sie tatsächlich inselbewohner waren, und zwar im gegensatz zu anderen Rugiern, die keine inselbewohner waren. Wenn die norwegischen und die deutschen Rugier sich von éinem centrum aus verbreitet haben, was sich wol nicht bestreiten lässt, so werden wir schon durch ihre geographische lage auf die dänischen inseln verwiesen. Der name Holmryge bestätigt das. Es müssen Rugier gewesen sein, die auf den inseln zurückblieben, als ihre stammesgenossen nach nord und ost zogen. Als ihre nächsten nachbarn und freunde erscheinen die Heruler, denen es ganz ähnlich ergieng. Auch von diesen zog eine abteilung südostwärts; später erscheinen sie zusammen mit den Rugiern an der Donau (s. Müllenhoff a. a. o. s. 495), aber die hauptmacht blieb bis tief in das 5. jahrhundert auf den dänischen inseln sesshaft. Wir dürfen aus diesen gründen annehmen, dass die Holmryge auch auf den dänischen inseln zugleich mit und neben den Herulern gewohnt haben. Über diese Holmryge herrschte Hagen, und hier wird das wasser *Mœre* zu suchen sein.

1) Dass unmittelbar darauf Heoden genannt wird, kann uns nach § 4 nicht irre machen. Hagen, Heðins feind, kann von Hagen, Attilas feind, nicht getrennt werden.

Man kann daher mit recht fragen, ob nicht die localisation der Hvenschen chronik, deren inhalt übrigens von anderen bekannten quellen durchaus abhängig ist, nicht ein rest einer uralten auffassung der sage ist. Die antwort wird davon abhängig sein, ob sich eine richtige anknüpfung für den namen des wassers *Mœre* in jener gegend ausfindig machen lässt. Übrigens scheint Atlam. 4, 7 *um fiorð Líma* nach Nordjütland zu weisen[1].

Ob die Mecklenburgische stadt Hagenow eine station für die wanderung Hagens von den dänischen inseln nach Xanten bildet, bin ich nicht im stande zu entscheiden; vielleicht lässt sich auf antiquarischem wege einiges ermitteln.

X. Die Þiðrekssaga und das Nibelungenlied.

§ 39. Die hauptereignisse bis zu Sigfrids tod.

Im vorhergehenden wurde auf die localisation in Soest grosses gewicht gelegt. Aber hier erhebt sich eine schwierigkeit. Der untergang der Nibelunge ist in der Þiðrekssaga in einer form erzählt, die dem Nibelungenliede nahe steht. In die darstellung sind viele züge aufgenommen, die nur aus einer südlicheren tradition stammen können und die eine andere localisation als im süden fast als unmöglich erscheinen lassen. Wenn man annimmt, dass die quelle eine süddeutsche überlieferung war, so kann die localisierung in Soest kaum echt sein, und man wird zu der annahme genötigt, die ich auch früher Arkiv 17, 354 ausgesprochen habe, dass der interpolator der saga auf eigene faust die geschichte in Soest spielen lässt, weil nun einmal in der saga Attila in Soest wohnte. Man gelangt aber dadurch in widerspruch mit c. 394, das in klaren worten sich auf die aussage der männer beruft, die die stätte besucht haben, wo die Nibelunge gefallen sind, und alles gefunden haben wie es früher war. Nimmt man eine süddeutsche quelle an, so muss man diesen bericht, der den stempel der wahrhaftigkeit trägt, für eine fälschung halten. Unsere untersuchung muss sich also den zweck stellen, zu erforschen, ob sich in der darstellung, die die ÞS von dem untergang der Nibelunge gibt, spuren verschiedener darstellungen nachweisen lassen. Ergibt sich dann die darstellung der saga als eine in ihren grundzügen einheitliche, in die aber züge aus abweichenden vorstellungen organisch aufgenommen sind, so werden wir daraus schliessen müssen, dass die quelle der saga zwar nieder-

1) Herr dr. Kålund teilt mir auf anfrage freundlichst einige an *Mœre* anklingende namen in Dänemark mit. Von diesen könnte vielleicht *Mors*, *Morsø* im Limfjord in betracht kommen. Sicherheit wird hier kaum zu erreichen sein.

deutsch war, dass aber diese niederdeutsche tradition alle hauptzüge der hochdeutschen in sich aufgenommen und nur das local und vielleicht einige andere züge bewahrt hatte. Sollte es sich hingegen ergeben, dass abweichende quellen nebeneinander benutzt worden sind, so müsste vielleicht meine frühere ansicht, die ich zuletzt in meiner recension von Bertelsens buch über die saga ausgesprochen habe, dass die ganze Nibelungensage interpoliert ist, dahin berichtigt werden, dass eine einfachere darstellung der begebenheiten in der saga vorhanden war, die aber später von dem ersten interpolator umgearbeitet ist. Das würde seiner behandlung der Vilkinasaga und anderer erzählungen entsprechen. Für unseren nächsten zweck haben wir es also bloss mit dem untergang der Nibelunge zu tun. Es wird sich aber empfehlen, hier im anschluss an frühere erörterungen kurz auch das was vorhergeht revue passieren zu lassen.

Über Sigfrids jugendgeschichte ist hier nur zu bemerken, dass die tradition durchaus einheitlich ist. Spuren doppelter darstellung sind nicht vorhanden.

Mit Gunnars hochzeit beginnt die doppelheit. Wir finden hier die verbindung zweier sagenformen. Die werbung repräsentiert die älteste gestalt von Br II, 1, damit war ursprünglich die erzählung zu ende. Aber hier folgt die scene im schlafgemach, die auf der als Br II, 4 erkannten stufe steht; daraus erklärt es sich, dass Brynhild c. 228 das verweigert, wozu sie sich c. 227 bereit erklärt hat. Die scene im schlafgemach ist eine directe vorstufe des Nibelungenliedes; für c. 226. 227 erhellt das nicht sofort, und man kann die frage aufwerfen, ob c. 226. 227 und 228—230 zugleich entstanden sind. Näheres darüber § 48. Der streit der köoniginnen und Sigfrids tod werden nur nach éiner einheitlichen quelle erzählt. Über die altertümlichkeit der darstellung s. § 21, das verhältnis zur Sigurðarkviða yngri § 22.

§ 40. Hagens abstammung.

Hagens geburt erzählen ausführlich c. 169. 170. C. 170 ist das alte; c. 169 bringt eine berichtigung, die darin besteht, dass an die stelle eines königs Íringr — der, wie man annimmt, richtige name von Hagens vater, oder nach der auffassung der stelle muttermann — Aldrian gesetzt wird. Übrigens stimmen die beiden darstellungen in bezug auf Hagen überein. Hagen hat dieselbe mutter wie Gunnarr und die übrigen brüder, aber einen anderen vater. Daneben hat einer der beiden bearbeiter noch eine andere vorstellung gekannt, die c. 361 zweimal ausgesprochen wird: Hagen hat denselben vater wie die brüder aber eine andere mutter;

s. 309, 27 fg.: *þetta ráð gefr þu mer eptir þvi sem þin moðer gáf minum feðr. er hvert sinni var verra et siðarra en et fyrra.* A ändert nach c. 169. 170: *þinn faðir gaf minni mæðr,* was unmöglich ist. S. 310, 10 fg.: *Hogna verðr nv hermt við er sva opt er i brigzli fært hans moðerne.*

Wir können aus diesen berichten im zusammenhang mit der auffassung der nordischen quellen und des Nibelungenliedes die geschichte des motivs ablesen. Als Gunther in die sage aufgenommen wurde, drückte man die doppelheit, dass Hagen anfangs, Gunther aber von nun an der könig war, so aus, dass man sie zu brüdern machte. Hagens sonderstellung den andern brüdern gegenüber fand ihren ausdruck in der vorstellung, dass sie keine vollen brüder waren, und seine dominierende stellung darin, dass er der sohn einer *alfkona* war. Daraus erklärte sich auch seine grimmige kampflust. Also das Skuld-motiv (Hrólfs s. kraka c. 11). Eine rohere auffassung des motivs dreht die sache um und lässt Hagens mutter von einem elben vergewaltigt werden. Für die draussenstehenden galt Hagen nun für einen vollbruder des königs. Das konnte auf zwei weisen aufgefasst werden. Legt man den nachdruck darauf, dass von einer verschiedenheit in der abkunft zwischen Hagen und Gunther nichts bekannt ist, so werden beide zu vollen brüdern. Das ist im norden geschehen[1]. Legt man hingegen darauf mehr wert, dass doch der vater nicht derselbe ist, so wird Hagen zu einem fernen verwandten oder dienstmann des königs. So im Nibelungenlied[2]. Ein unterschied zwischen der ÞS und der nordischen tradition ist, dass diese den namen von Gunnars vater, jene den von Hagens vater bewahrt; sie stimmen darin überein, dass sie den einen namen über beide ausdehnen. Auch in den quellen des NL, die, wie sich zeigen wird, mit denen der saga identisch sind, hat diese vorstellung gegolten. Daher kennt auch das lied Gibiche nicht. Aber da das lied die wunderbare geburt Hagens aufgibt und für dessen vater den namen Aldrian beibehält, führt es als vater der Burgunden Dancrât ein. Die vollständige trennung beruht wol auf dem bewusstsein, dass Gunther eine historische persönlichkeit war; vgl. die übrigen mhd. gedichte, die Gibiche noch kennen.

1) Diese auffassung von Hagens abstammung braucht freilich als vorstufe die zuletztgenannte nicht. Sie kann sich auch direct aus der c. 361 belegten entwickelt haben.

2) Das ist jedoch eine neuerung des lieddichters oder eher eines umarbeiters des NL. An zwei stellen hat er seine quelle zu corrigieren vergessen; str. 2223 nennt Hagen Gêrnôt seinen bruder, und nach C auch Rüedegêr seinen schwäher. Und str. 1697 heisst Hagen einfach *der künec*. Mehrfach wird Hagen Kriemhilts, Sigfrids, des königs, Gîselhers (1133, wo *bruoder* metrisch richtiger ist) *mâc* genannt; str. 1136 heissen Gunther und Hagen Dancwarts *mâge*.

§ 41. C. 363—378.

In diesem abschnitt lässt sich eine doppelte darstellung in der ÞS deutlich verfolgen. Spuren davon hat Wilmanns schon 1877 in seinen Beiträgen zur erklärung und geschichte des Nibelungenliedes, und später namentlich Busch, Die ursprünglichen lieder vom ende der Nibelungen (1882), dieser im anschluss an Lachmanns liedertheorie, nachgewiesen. Aber Wilmanns verfolgt den gedanken nicht und Busch ist soweit ich sehe nicht zu einer richtigen würdigung der saga gelangt, obgleich er richtig gesehen hat, dass hier der schlüssel auch zum verständnis des Nibelungenliedes liegt. Beide haben nicht gesehen, dass die doppelte darstellung von anfang bis zum schlusse der erzählung reicht. Ich sehe mich daher genötigt, auch bei der besprechung von Lachmanns sogenanntem sechzehntem und siebzehntem liede, auf die Busch ausführlich eingeht, die frage vom grund auf wider aufzunehmen. Wenn ich die untersuchung mitten in der erzählung anfange, so veranlasst mich dazu der umstand, dass hier die quellen am deutlichsten nebeneinander liegen.

C. 363 zeigt sich eine spur doppelter darstellung in der schon besprochenen stelle von der Donau und dem Rhein. Die worte *þar sem saman kem(r) Dúná oc Rín* lassen sich leicht entfernen; sie sind ein zusatz des umarbeiters, der südlichere quellen benutzte. C. 364 zeigt, dass der Rhein zu der alten vorstellung gehört, und ebenso das wasser Mœre, über welches § 38 gehandelt ist. Die scene mit den meerweibern ist nur éinmal erzählt, und zwar wie Mœre erweist, nach der alten quelle, näheres § 43.

C. 364—366 berichten die überfahrt. Dass hier zwei darstellungen ineinandergeschoben sind, hat uns gleichfalls schon beschäftigt. Die ältere ist die einfachere. Wenige männer fahren über; das sind natürlich ursprünglich alle Nibelunge, die zugegen sind[1]. Die andere darstellung ist die des Nibelungenliedes. Nur einige jüngere zusätze, der auftritt mit dem pfaffen sowie die breite ausführung, fehlen noch. Aber die scene mit dem fährmann ist schon da. Und da Hagen ihn bittet *einn Elsungs mann* überzuschiffen, lernen wir daraus, dass es diese tradition ist, die später den kampf mit Gelpfrât und Else entwickelt hat. Die zahl der überschiffenden ist 1000 wie im NL, das freilich noch 9000 knechte hinzufügt. Dass man mehr als einmal fahren muss, da das schiff alle männer nicht aufnehmen kann, ist zwar nicht sagengemäss, aber es stand doch in der quelle. Das NL macht daraus, dass Hagen in

1) Doch ist zu bemerken, dass nach c. 385 auch schon in der älteren quelle die zahl der Nibelunge 1000 war. Das kleine schiff ist also eine reminiscenz an einfachere verhältnisse, die diese quelle bewahrt hat.

einer fahrt die tausend recken über den fluss setzt, darauf aber ist er den tag über damit beschäftigt, die knechte überzuführen. In beiden darstellungen schlägt das schiff um, wodurch die männer nass werden. Der zug ist alt und findet seine erklärung in Atlam. 37, 2: *rifu kjǫl halfan*. Denn daraus folgt, dass die helden nass werden, was nachträglich durch das wälzen des schiffes erklärt wird. Über das zerschlagen des schiffes durch Hagen im NL wird in der fortsetzung dieser untersuchung gesprochen werden.

Dann folgt die begegnung mit Ekkinvarðr. Dass dieser ursprünglich ein wächter des Hunnenlandes ist, hat Wilmans (Anz. f. d. a. 18, 102) richtig bemerkt. Denn er ist ein *Kriemhilde man*. Aus seiner warnung der Nibelunge habe ich (Zschr. f. d. a. 47, 155) geschlossen, dass er eine alte sagenfigur ist; er gehört der vorstellung an, dass Grímhild ihre brüder zu retten sucht. Seine klage, dass er geschlafen hat, ist auch nur so zu verstehen, dass es jetzt zu spät ist sie zu retten[1]; denn dass feinde in das land seines herrn gekommen sind, ist eine sinnlose behauptung; die Nibelunge sind ja eingeladen. Also hat Grímhild den Ekkinvarðr an die grenze, d. h. an das gestade geschickt, um ihre brüder zu warnen und zur schleunigen rückkehr zu bewegen. Das kann jetzt nicht mehr geschehen, da sie ihr schiff zerschlagen oder in die flut zurückgestossen haben. Das motiv ist der warnung durch ein wolfshaar in der Atlakviða parallel.

Daraus folgt, dass alles was zwischen der begegnung mit Ekkinvarðr und der ankunft in Soest steht, nicht sagengemäss ist. Aber quellengemäss kann es sein. Es sind lauter scenen, die auch das Nibelungenlied enthält. Der kampf mit Else und Gepfrât, der auf grund der unterredung mit dem fährmann entstand, fehlt noch, aber die ankunft und bewirtung bei Roðingeirr werden ausführlich erzählt.

Dass auch diese geschichte aus der zweiten quelle, also derselben, zu der die fährmannsscene und das grosse schiff gehören, stammt, zeigt nun das folgende. Das schiff ist mit den Nibelungen umgeschlagen, und demzufolge sind sie ganz durchnässt. C. 371 kommen sie in Soest an, und richtig heisst es: *allir Niflvngar eru nv uater oc þeirra clæðe*, und c. 373 trocknen die Nibelunge sich in der halle. Das wird zwar

1) Dass Eckewart schläft, hat also seinen guten grund. Wenn Eckewart nicht geschlafen hätte, so wären die brüder umgekehrt. Es scheint mir unstatthaft, wenn Wilmanns, Untergang der Nibelunge s. 15, darin einen mythischen zug finden will, weil 'der zug, den Hagen auf zerbrechlichem bot in das reich der Kriemhild führt, als eine fahrt in das reich der abgeschiedenen seelen, das stumme reich der toten, erschienen' sei. — Mit Vingi in Atlamál, der sich feindlich benimmt, hat Eckewart nichts gemein.

secundär dadurch motiviert, das es an jenem tage stark regnete, aber man hat bemerkt, dass das, wenigstens wenn die darstellung einheitlich ist, schon deshalb kaum richtig sein kann, weil Grímhild c. 372 auf einem turm stehend ihre brüder ankommen sieht. Dieses argument ist nun freilich für uns von zweifelhaftem werte, da die zugehörigkeit von c. 372 noch nicht entschieden ist, aber die bemerkung über den regen und die nässe steht ganz bedeutungslos da; auf die handlung hat das gar keinen einfluss, und die nässe ist also nur als eine folge davon zu verstehen, dass das schiff umgeschlagen ist. Dasselbe motiv findet sich nun c. 368—370 bei der ankunft bei Roðingeirr. Aber hier ist die schiffahrt kurz vorher erzählt worden und es brauchte deshalb keiner motivierung durch das regenwetter. Die nässe ist hier auch in der saga die folge des umwerfens mit dem schiffe.

Wir erkennen schon sehr deutlich zwei redactionen, eine längere, die jüngere elemente in fülle enthält, eine kürzere, die davon frei ist. Ich nenne im folgenden die kürzere I, die längere II[1]. — Das Nibelungenlied folgt bis hierher hauptsächlich II, wie eine einfache vergleichung unmittelbar zeigt.

Einer parallele zu Eckinvarðr begegnen wir c. 371 gleich am anfang. In Þorta angekommen, begegnen die Niflungar einem boten des Attila; er soll Roðingeirr zum feste einladen — das wird zur verbindung hinzugefügt, tatsächlich ist seine rolle eine ganz andere; sein name wird aus gründen, die sich noch ergeben werden, hier nicht genannt; später in der erzählung kehrt er zurück, und dort erfahren wir den namen. Ein absoluter unsinn ist es, wenn er damit beginnt, dem Roðingeirr, bei dem die Niflungar zu gast sind, als etwas neues aus Soest mitzuteilen, dass die Niflungar in Húnaland angekommen sind, und dass Attila deshalb den markgrafen zum feste einlädt. Die sache ist, dass der verfasser des capitels hier noch nicht II verlässt und deshalb den *maðr* mit einer figur seiner quelle identificiert. Er lässt ihn die botschaft nach Soest bringen. Das entspricht str. 1713 bis 1715 des NL. Der bote berichtet Attila die ankunft der Nibelungen, dann sendet dieser am schluss des capitels Þiðrekr den helden entgegen, und dieser reitet zu ihnen und wendet darauf mit ihnen um, wie im NL. Dass nun der *maðr* niemand anders als Þiðrekr ist, wird schon aus seinem gleichen verhalten ziemlich klar, noch mehr aber aus der inhaltslosigkeit seiner botschaft. Es nimmt denn auch kein wunder,

1) Diese ziffern deuten sowol die quellen wie die entsprechenden teile der saga an. Wo ein unterschied gemacht werden muss, werden I II Q für die quellen, I II S für die saga benutzt.

dass das was er weiter berichtet, dass nämlich Grímhilldr männer versammelt, die ihr beistehen werden, eine reminiscenz an die warnung durch Dietrich ist, die das NL hier richtig mitteilt. Aber die stelle ist verwirrt, und das hat seinen grund darin, dass II zwar Þiðrekr die Niflungar begleiten lassen will, aber die warnung auf eine anderen zeitpunkt verschoben hat. Wir müssen dort auf diese stelle zurückkommen.

Der empfang in Soest ist bunt zusammengesetzt. C. 372 sieht Grímhild die brüder ankommen (= NL 1716). Sie redet von den waffen, die sie nach Hunaland bringen (= NL 1717). Dann folgt eine wunderliche begrüssung: Grímhild heisst die Nibelunge willkommen und küsst sie alle. Das widerspricht der auffassung der einen quelle wie der anderen. Sogar eine reminiscenz an die älteste sagenform, etwa in I kann es nicht sein. Denn einmal sind wir hier mitten in II und auch mit I verträgt es sich nicht. Es wird ein teil einer kaum ursprünglichen officiellen begrüssung sein, bei der Grímhild ihre wahre sinnesart noch nicht zeigt.

Das NL hat nichts entsprechendes. Dann folgt eine officielle begrüssung durch Attila, der die Niflungar in die halle führt. Auch diese fehlt im Nibelungenlied, kann aber echt sein. Denn es fällt auf, dass die erste begegnung mit Attila sonst erst bei tische stattfinden würde[1]. Nachdem die Niflungar in der halle angelangt sind, folgt die echte begrüssung durch Grímhild nach II. Die Nibelunge bleiben gewaffnet, Grímhild erscheint, Hǫgni bindet seinen helm fester, Grímhild fragt, ob er ihr den schatz zuführe; er antwortet unfreundlich; sie küsst Gislher; es folgen die klage über Sigurðs tod und Hǫgnis antwort; sie verlässt den saal. — Dieses stück stimmt im wesentlichen vollständig mit NL 1737—1749 überein. Das einzige was hier fehlt, ist der teil der unterredung zwischen Hagen und Grímhild, der über Sigfrids tod handelt; dieser ist im liede in ein gespräch zwischen Hagen und Dietrich aufgenommen, das in der saga später folgt (wörtliche übereinstimmung 1724, 4. 1725). Das lied enthält umgekehrt eine klage der Kriemhilt, dass die brüder gewarnt sind, und eine antwort Dietrichs, die in der saga unmöglich sein würde, da Dietrich die brüder noch nicht gewarnt hat.

1) Correcturnote. Ich halte jetzt dafür, dass die begrüssung durch Attila am anfang von c. 373 zu I gehört. Man bemerke, dass die brüder z. 5 sich trocknen (vgl. s. 83). Die begrüssung durch Grímhild c. 372, 8—11 beruht auf der spaltung einer einzigen scene, die ihren grund darin hat, dass hier mitten in II neun zeilen aus I folgen. Die worte *kyssir þann er henne var næstr oc hvern at oðrum* (c. 372, 8fg.) sind von II 8 aus dem folgenden (c. 373, 14) vorweggenommen. Näheres in den anmerkungen unter der ausgabe von I und II am schluss der sonderausgabe dieser untersuchungen.

Dann kommt Þiðrekr und lädt die Nibelunge zu tisch. Gunnarr trägt Attilas söhnchen aus dem saal. Der zug fehlt im liede, aber 1913 fgg. folgt eine entsprechende scene, eine unterredung über den knaben mit Etzel vor tische. — Þiðrekr und Hagen geben einander die hand (= NL 1750). Hagen wird auf dem wege von allen seiten angegafft. Im NL ist diese scene vor den empfang durch Kriemhilt gerückt (1732 fgg.).

C. 374. Man geht zu tische (= NL 1816. 1817) — im NL ist zuvor die scene *wie er niht gên ir ûf stuont* hinzugefügt — darauf geht man schlafen (= NL 1818). Im NL folgt die nachtwache, die hier fortgelassen ist, darauf jüngere scenen, der kirchgang und der buhurt.

C. 375 beginnt eine neue darstellung. Þiðrekr und Hildibrandr kommen morgens früh zu den Niflungar, um zu fragen, wie sie geschlafen haben. Bei dieser gelegenheit werden sie von Þiðrekr gewarnt. Und nun ist Þiðrekr der erste, der sie gewarnt hat!! Das ist so unsinnig, dass A den satz fortlässt, während B hinzufügt: *í Susa.* Wilmanns hat Anz. 18, 102 daraus den richtigen schluss gezogen, dass die stelle zu einer parallelen überlieferung gehört, in der Dietrich eine ähnliche rolle wie Eckewart zufiel; dem weiteren schluss, dass einmal auch Eckewart eine rolle spielte, die der des Dietrich ähnlich war, kann ich nicht beistimmen. — Die überlieferung gestattet uns schon jetzt einen tieferen einblick in die beiden quellen. Wenn wir uns erinnern, dass die darstellung am schluss von c. 371 I verlässt und sich II zuwendet, ferner, dass sie hier von neuem die quelle wechselt und sich I zuwendet, so zeigt es sich, dass die erste begegnung mit Þiðrekr und die warnung durch ihn, die wie der wortlaut dieser stelle sowie die darstellung des NL zeigen, zusammengehören, durch ein zusammenhängendes stück aus II voneinander getrennt worden sind. Der mann, der bei Þorta den brüdern begegnet, ist niemand anders als Dietrich, der gekommen ist, die brüder zu warnen.

Also zwei vollständige parallelen. In I und in II begegnen die Niflungar unmittelbar nachdem sie über das wasser gesetzt einem warner. In I Dietrich, in II Eckewart[1]. In dieser hinsicht ist II ursprünglicher.

1) Die entwicklung des motivs von der warnung der Nibelunge ist demnach die folgende:

Ursprüngliche darstellung

1. Eckewart warnt die Nibelunge. 2. Er ist bote an Attila.

I	II
Dietrich tritt an Eckewarts stelle. Er ist von Attila gesandt, um den Nibelungen	Eckewart bleibt der warner. Er ist der bote der Nibelunge an Rüedegêr. Ein neuer

Die änderung in I erklärt sich daraus, dass Eckewart als ein mann der Grímhild nicht dazu geeignet ist, die brüder zu warnen. Er ist eine aus einer älteren sagenform zurückgebliebene versteinerung in II. Dietrich ist dazu sehr wol geeignet, namentlich in I, wo er, wie sich zeigen wird, noch an den kämpfen keinen anteil nimmt, sondern durchaus als ein freund der Nibelunge auftritt. Ein solcher zug zeigt, dass II nicht direct aus I abgeleitet werden kann, denn II hat hier I gegenüber etwas altes bewahrt.

Man steht auf und begibt sich auf die strasse; Attila steht gleichfalls auf *oc gengr ut i sualernar oc ser til huar ganga Niflungar.* Er zeigt auf Hǫgni, Folker und die übrigen Niflungar und fragt wer sie seien; Bloðlinn gibt ihm auskunft (= NL 1755—57, nur dass hier ein *Kriemhilde man* die mitteilungen macht). Die stelle (c. 375, 16—27) gehört II; die ihr entsprechende aus I folgt später.

Attila lässt in einem *apaldrsgarðr* die veranstaltungen zu dem fest treffen (I).

C. 376. Grímhild bittet Þiðrekr und Blóðlinn, darauf Attila sie zu rächen. Die bitte an Blóðlinn gehört II. Alles vergebens (die bitte an Dietrîch und Blœdelîn = NL 1899—1910; dann geht sie zu Etzel, den sie doch nicht zu bitten braucht, da Blœdelîn die rache auf sich genommen hat).

C. 377 (I) kommt man in den c. 375 (schluss) genannten *apaldrsgarðr* zum fest. Das correspondiert mit NL 1898. Grímhild, die auch da ist, obgleich ihre ankunft nicht erzählt worden ist, redet die Niflungar an, und es folgt eine begrüssung, die der in c. 373 sehr ähnlich ist. Die bitte, die waffen abzugeben, das aufbinden des helms, die unfreund-

entgegen zu reiten. Er wendet mit ihnen um. So im NL und in I der ÞS.

bote nach Attilas hof wird eingeführt, der die botschaft (wie es scheint der Kriemhilt) meldet. So im NL.

II der ÞS ändert I wie folgt: Aus Þiðrekr werden zwei personen. 1. *einn maðr* (von Attila gesandt). Dieser wird mit dem boten in II identificiert und bringt die botschaft an Attila, der ihn ja nach I gesandt hat. Der bearbeiter bringt hier einige reminiscenzen an Þiðreks botschaft (die warnung) an. Ein rest der ursprünglichen darstellung ist, dass der *maðr* zunächst umwendet und die Niflungar begleitet. 2. Þiðrekr, der, nachdem Attila die botschaft bekommen hat, von ihm — also zum zweiten male — den Niflungar entgegengesandt wird. Zwischen der begegnung mit den Nibelungen und der ausrichtung seiner botschaft schiebt der bearbeiter nun die darstellung der ankunft nach seiner quelle (II), nimmt aber den bericht, dass Þiðrekr mit den Nibelungen nach dem hofe reitet aus dem folgenden vorweg und lässt Þiðrekr c. 375 von neuem zu ihnen kommen, um nach ihrem wolbefinden zu fragen. Versetzt hat er also nur die worte: *oc riða aller saman til borgar* (371 schluss). Ihr platz ist c. 375, 9 nach: *er varat hever Niflunga.*

liche unterredung mit Hǫgni (NL 1745. 1746). Es ist die mit c. 373 (II) correspondierende stelle in I. Der könig fragt Þiðrekr, wer sich so unfreundlich benimmt. Dieser gibt ihm auskunft. Das ist die c. 375, 16 — 27 entsprechende stelle in I (NL 1752 — 54). Darauf geht er zu ihnen und begrüsst sie. Die begrüssung durch den könig erzählt das NL an einer früheren stelle (1816). Man geht zu tische (= NL 1911).

C. 378. Grímhild geht zu Írungr und fleht ihn an, ihr zu helfen. Das correspondiert nicht mit NL 2025 fgg., denn dieser stelle entspricht c. 387 der saga.

Wir haben hier zwei vollständig parallele darstellungen vor uns; das meiste wird nacheinander erzählt; nur selten greifen sie ineinander.

I 1. Begegnung mit einem mann bei Þorta. 2. Der mann ist Þiðrekr, der sie warnt. 3. Empfang im *apaldrsgarðr* durch Grímhild, wobei Attila sich zurückhält; unterredung zwischen Grímhild und den brüdern. 4. Attila sieht die brüder und fragt nach ihnen. 5. Begrüssung durch Attila. 6. Beginn der mahlzeit. 7. Grímhild bittet Írungr.

II 1. Begegnung mit Ekkinvarðr, der sie warnt und 2. ihre ankunft dem Roðingeirr meldet. 3. Besuch bei Roðingeirr. 4. Grímhild sieht sie ankommen. 5. Kurze begrüssung durch Attila[1]. 6. Unfreundliche unterredung zwischen Hagen und Grímhild; begrüssung des Gíslher. 7. Þiðrekr ruft die helden zu tische. 8. Erscheinen des jungen Aldrian. 9. Man sieht nach Hagen. 10. Mahlzeit. 11. Nacht. 12. Attila fragt nach den brüdern. [Mahlzeit des zweiten tages, zusammenfallend mit der mahlzeit in I]. 13. Grímhild bittet (Þiðrekr und) Blóðlinn (und Attila).

Beide darstellungen sind bis auf geringe, leicht erklärliche ausnahmen vollständig in das Nibelungenlied aufgenommen. Aber nicht nebeneinander, sondern durcheinander, um eine zusammenhängende erzählung zn bekommen. Die reihenfolge ist, abgesehen von weiteren zusätzen: Begegnung mit Eckewart, warnung (1635) II, 1. Er ist bote (an Rüedegêr [1641]) II, 2. Besuch bei Rüedegêr II, 3. Kriemhilt sieht die brüder ankommen II, 4. Þiðrekr reitet ihnen entgegen und warnt sie, auch begleitet er sie I, 1. 2. Bei der ankunft werden die Burgunden angegafft II, 9. Kriemhilts gespräch mit Hagen und den anderen II, 6 (darin auch I, 3). Þiðrekr mischt sich darein (auf grund von I, 2) und führt die brüder zu tische II, 7. Attila fragt nach den brüdern

1) Vgl. jedoch die anmerkung zu s. 54.

I, 4 + II, 12. Man ist in Etzelenburg angekommen (1816) und geht nach der begrüssung durch Etzel (I, 5) zu tisch II, 10. Nacht II, 11. Man geht widerum zu tisch I, 6 [correspondierend II nach 12]. Kriemhilt bittet, während man zu tische sitzt, den (Dietrîch und) Blœdelîn II, 13. Erscheinung des knaben Ortlieb II, 8.

Sieht man zu, so ist innerhalb jedweder darstellung die richtige reihenfolge bis auf geringe ausnahmen bewahrt. Die reihenfolge ist:

I,		1. 2.	3.	4.	5.	6.
II,	1. 2. 3. 4.	9. 6.	7.	12.	10. 11.	13. 8.

Es fehlt also so viel wie nichts: aus I Kriemhilds bitte an Îrinc, die später nach II folgt (s. unten s. 69), aus II eine unsichere kurze begrüssung durch Attila, die nach I dargestellt ist. Die wunderliche begrüssung durch Grîmhild, die c. 372 schluss mitteilt, stand entweder in keiner der beiden quellen des liedes, oder in II; dann hat das lied sie fortgelassen, was nur natürlich ist[1].

Versetzt ist in I nichts; in II ist der zug, dass Hagen von den leuten angegafft wird, vor die unterredung mit Kriemhilt gesetzt. Das hängt damit zusammen, dass eine ähnliche scene aus I + II, wo Attila nach den brüdern sieht und sich über ihre identität belehren lässt, auf dieses gespräch unmittelbar folgt. Die verbindung von I, 4 mit II, 12 zu éiner scene ist der grund der versetzung von II, 12. Eine weitere abweichung von der saga ist es, dass die erste einführung des knaben Ortlieb an einer anderen stelle stattfindet. Aber hier hat das lied das richtige bewahrt. Die einführung des knaben bildet die einleitung zu seinem tod. Er kommt aber nicht bei jener mahlzeit, die c. 374 erzählt, sondern bei der mahlzeit des zweiten tages um. Der verfasser, der II für die ÞS bearbeitete, hat diese scene nach der ersten mahlzeit verlegt, weil die zweite mahlzeit, bei der der knabe umkam, schon nach I erzählt worden war. Die richtige stelle von II, 8 ist also dort wo der auftritt im NL steht, nach II, 13[2].

Es muss hier auf die frage eingegangen werden, ob denn tatsächlich II zwei mahlzeiten kannte. Die erste mahlzeit in der saga und in dem liede stammt aus II, die zweite wird in der saga nach I erzählt, und wenn auch in dem liede hier das meiste nach II berichtet

1) Beide scheinbare abweichungen finden ihre erklärung durch die s. 54 anm. mitgeteilte auffassung von c. 372, 9 bis 373, 6.

2) Die erste begegnung mit dem knaben ist freilich in der Þs ganz anders erzählt als im NL, und man könnte die frage aufwerfen, ob nicht eine der beiden scenen aus I stammen könne. Aber der auftritt der Þs steht mitten in II, erst c. 375 folgt die ankunft in Soest nach I. Und dass der auftritt des liedes nicht aus II stammen kann, hoffe ich weiter unten nachzuweisen.

ist, muss darum II zwei mahlzeiten enthalten haben, und kann nicht die vorstellung, dass man zu tische sitzt, hier auch im liede ausschliesslich aus I stammen?

Darauf ist zu erwidern: auch in II fieng der kampf bei der mahlzeit an. Das kann unmöglich die mahlzeit sein, die c. 374, NL 1816/7 erzählt wird, denn auf diese mahlzeit folgt eine nacht, während der die Nibelungen in ruhe schlafen. Auch wenn man das absolute alter dieser scene nicht gelten lassen wollte, so würde es doch nicht angehen, sie so zu erklären, dass sie von dem interpolator der ÞS behufs der verbindung von II. I hinzugedichtet wäre, damit die darstellung von I mit einem neuen tag anheben könne, denn da auch das NL die nacht kennt, so würde daraus folgen, dass die ÞS und das NL unabhängig voneinander die nacht hinzugedichtet hätten. Dieses mittel, abweichende darstellungen zu vereinigen, liegt nicht so nahe, dass das wahrscheinlich ist. Auch wird im NL der zweite tag bis zu der mahlzeit von begebenheiten eingenommen, für die am ersten tag kein platz ist. Also kannte schon die quelle des liedes eine nacht, und daher notwendigerweise zwei mahlzeiten. Da nun die quelle des liedes die der saga ist, bleibt nur die erklärung übrig, dass diese quelle (II) auch in der fassung, die der saga zu grunde liegt, die beiden mahlzeiten und die dazwischen liegende nacht kannte.

§ 42. C. 379—394.

Mit c. 379 hebt eine erzählung an, die nur éinmal mitgeteilt wird. Ebenso im NL. Aber die quelle ist nicht dieselbe; die saga folgt I, zeigt aber spuren von II, das lied hält sich hauptsächlich an II.

Die vorstellung der saga ist die, dass Grîmhild ihr söhnchen auffordert, dem Hagen ins gesicht zu schlagen. Das veranlasst Hagen, den knaben und seinen erzieher zu töten und zugleich den kampf zu beginnen. Im liede entsteht der kampf auf Kriemhilts anhalten zwischen Blœdelîn und den knechten unter Dancwarts führung, die nachricht vom tode der knechte ist der grund, der Hagen zu der ermordung des knaben und dem angriff auf die Hunnen bewegt. Um das verhältnis von I zu II zu verstehen, ist es nötig, der geschichte des angriffs auf die Nibelunge von ihren anfängen an nachzugehen.

II hat die nachtwachtscene, die in I fehlt. Infolgedessen kennt II zwei säle, den, in dem man schläft, und den, in dem gekämpft wird. I kennt nur einen baumgarten, der an die stelle des zweiten saals tritt. Das sieht einfacher aus, aber doch ist das nicht ursprünglicher. Das alter der scene im schlafsaal wird durch die in allen einzelheiten übereinstimmende erzählung der Finnsage bewiesen. Hier hat also I etwas

altes verloren. Dass der saal, in dem die Nibelunge schlafen, derselbe ist, in dem in der alten überlieferung gekämpft wird, weiss NL C noch, wo es (1824) von diesem saal heisst: *dar inne si sît nâmen den tœtlîchen val.* Die übrigen hss. drücken sich anders aus, aber enthalten gleichfalls in diesem zusammenhang (z. 4) eine andeutung des todes der Burgunden; dass sie den wortlaut änderten, hat darin seinen grund, dass die in C erhaltene lesart der darstellung des liedes widerspricht. Also ist der kampf im speisesaal resp. im baumgarten jünger. Was ist der grund dieser neuerung?

Ursprünglich wurden die helden in der nacht von einer von Attila gesandten kriegerschaar bedroht, die sie zu überfallen gedachte, aber von Hagen und seinen kriegsgefährten entdeckt wurde. Daraus entspann sich der kampf. Das ist die darstellung der Finnsage, und dem entspricht der gang der begebenheiten im liede vollständig, nur mit dem unterschiede, dass die schar der angreifer von Kriemhilt gesandt ist — was freilich noch so undeutlich ist, dass C Jd eine strophe hinzufügen, um das besonders mitzuteilen (s. Cauer, Zschr. f. d a. 34, 137), — und dass sie sich zurückzieht, als sie sich entdeckt sieht. Namen sind nicht genannt; die helden der jüngeren sage sind noch nicht in die überlieferung aufgenommen.

Als die auffassung der sage entstand, nach der Grímhild, nicht Attila, der feind der brüder war, behielt man diese scene bei. Aber um den kampf einzuleiten, dazu war sie nicht mehr geeignet. Denn am morgen würde Attila bemerken, was geschehen war, und dazwischen treten. Diesen gedanken drückt das lied widerholt aus, einmal tritt Attila tatsächlich dazwischen, nachdem einer der Burgunden, ohne jeden grund, einen Hunnen erschlagen hat (1894 fgg.). Grímhild musste also ein mittel anwenden, das Attila unwiderruflich zur teilnahme an dem kampf bewegen würde[1].

Die sage kannte schon das motiv, dass sie ihre kinder ihrer rache zum opfer bringt. Dieses motiv ergriff die poesie und bildete es nach den neuen verhältnissen um. Der tod des kindes, der früher der rache an Attila diente, musste nun der rache an Hagen dienstbar gemacht werden. Schon dieses verhältnis zu der alten sage zeigt, dass die darstellung von I älter als die von II ist.

1) Wenigstens ist das die spätere auffassung. Es wird sich aber unten zeigen, dass es in I so starker mittel nicht bedurfte, um Attila an dem kampf teilnehmen zu lassen. Also ist anfänglich Grímhilds aufhetzung ihres söhnchens nur eine tat der grausamkeit, die höchstens den zweck hat, den ausbruch des kampfes zu beschleunigen. I zeigt sich hier, wie sonst, als eine übergangsform von der alten auffassung, nach der Attila der feind der brüder war, zu der neuen.

Die scene mit dem knaben konnte nur bei tage stattfinden. Darum wurde eine mahlzeit hinzugedichtet, bei der der kampf anhob. Die nächtliche scene erhielt nun den ausgang, dass die von Kriemhilt gesandten männer zurückweichen, als sie sich entdeckt sehen[1].

Aber wie entstand aus dieser vorstellung vom tode des knaben die jüngere? Diese ist euphemistisch. Sie sträubt sich, Grímhild in so grausamer weise ihr eigenes kind opfern zu lassen. Deshalb führt sie ein neues motiv ein, den tod der knechte. Den angriff auf die knechte benutzt Grímhild, um den kampf zum ausbruch zu bringen. Dabei speculiert sie darauf, dass Hagen in seinem zorn über die nachricht etwas tun wird, wodurch ein bruch entsteht, der nicht zu heilen ist. Sie opfert also auch jetzt ihren sohn, aber in weniger brutaler weise, und da Attila widerstrebt, ist auch die notwendigkeit eines äussersten mittels grösser. Erst daraus konnte die vorstellung entstehen, dass Grímhild durch den blossen angriff auf die knechte ihren zweck erreichen wollte, und dass sie an die möglichkeit nicht dachte, dass ihr söhnchen als erstes opfer fallen würde.

Diese vorstellung konnte entstehen; aber überliefert ist sie nicht. Die vorstellung des liedes ist deutlich die, dass Kriemhilt in verräterischer absicht den knaben herbeiholen lässt. Wir haben deshalb keinen grund, hier an quellenmischung zu denken und mit Wilmanns, Beitr. zur gesch. d. NL s. 27fg., Rieger, Zschr. f. d. a. 11, 207 und anderen anzunehmen, dass str. 1912—20 *(dô der strît niht anders kunde sîn erhaben ... dô hiez si tragen ze tische den Etzelen sun ...)* aus einer anderen quelle, also aus I stammen. Im gegenteil, eine entscheidende abweichung von der saga zeigt, dass das unmöglich ist. Der knabe der ÞS ist in einem solchen alter, dass er im stande ist, Hagen einen schlag zu geben, der ihm weh tut: *En þat hogg uarð meira en von vere at af sua ungum manne.* Der knabe läuft zu Hǫgni, er läuft auch seiner mutter entgegen, als sie in den baumgarten tritt. Das kind des Nibelungenliedes wird zu tische getragen; es kann noch nicht gehen. Dieses kind wäre unmöglich im stande gewesen, seinem oheim einen tüchtigen schlag zu versetzen. Hagens grausamkeit wird dadurch noch abscheulicher, dass er ein absolut wehrloses und unschuldiges kind trifft, und Etzels stimmung muss um so unversöhnlicher werden[2].

1) Die mahlzeit des ersten tages in I hat nur den zweck, den tag zu füllen. Zur bewirtung gehört ein festessen. Es geschieht bei dieser gelegenheit nichts, was für die entwicklung der begebenheiten die geringste bedeutung hat. Man speist und geht zu bett.

2) Ein beweis, dass das NL auch hier neben II I benutzt, ist die nachricht, dass Hagen (str. 1962) unmittelbar nachdem er den knaben erschlagen auch dem *magezogen*

Also repräsentiert auch II ein übergangsstadium, über das die sage nicht hinausgekommen ist; Grímhild hat noch den bösen zweck, sie vermeidet aber den schein[1].

Diese änderungen haben andere wichtige neuerungen zur folge. Wenn Grímhild vorsätzlich den kampf zum ausbruch bringt, so kann es nicht in ihrer absicht gelegen haben, die sache dahin zu leiten, dass die Hunnen in dem saal nicht nur von Hagen angegriffen werden, sondern auch in der ungünstigeren lage sich befinden. Dennoch ist das die vorstellung sowol der saga wie des liedes. In der ÞS nach dem empfangenen schlage, im NL nach der nachricht vom tode der knechte erschlägt Hagen den knaben und seinen erzieher; darauf — in der saga jedoch erst nachdem Attila seine mannen aufgefordert hat, die Niflungar zu töten — beginnt er zu toben und schlägt blindlings um sich, und es entsteht ein allgemeiner Hunnenmord.

Dieses benehmen Hagens ist nur im liede motiviert. Es ist durchaus verständlich, dass die nachricht vom tode der knechte den Hagen in eine solche wut versetzt, dass er von keinem frieden wissen will und nur blindlings dreinschlägt. In der Þiðrekssaga liegt dazu kein grund vor. Nachdem der knabe Hǫgni geschlagen, lässt es sich verstehen, dass er ihn erschlägt, aber das ist schon blutige rache für eine geringe beleidigung, und wenn Hǫgni nun auch noch den *fóstri* tötet, so hat er sich doppelt gerächt. Dass es dabei bleibt, geht auch aus der rede, die Hǫgni hält, und aus Attilas aufstehen und seiner aufforderung an seine mannen noch klar hervor. Die beleidigte partei ist jetzt Attila, und ihm steht es zu, den kampf zu beginnen. Das ist auch in übereinstimmung mit Grímhilds plan, die Attila dazu bringen will, seine versöhnende haltung aufzugeben.

Dass ursprünglich Attila, nicht Hagen der angreifer war, geht auch aus dem folgenden hervor. Sowol im liede wie in der saga geschieht das unbegreifliche, dass während die Niflungar alle Hunnen, die sich in dem saal befinden, töten, Attila und Grímhild beide entkommen. Die darstellung ist nicht in beiden quellen dieselbe. Im liede halten

das haupt abschlägt, was die saga durchaus richtig motiviert: *Nu er launat drotningo sem uert er. huersu þu getter þessa sueins*, vgl. NL a. a. o. z. 4 *es was ein jæmerlicher lôn, den er dem magezogen wac*, was aber gar keinen sinn hat, wenn das kind sich nichts hat zu schulden kommen lassen.

1) Wenn auch in c. 373 der saga, das auf II beruht, das kind ein schon einigermassen erwachsener knabe zu sein scheint, so ist das neben c. 379 nicht anders möglich; doch ist zu beachten, dass Gunnarr das kind zu tische trägt. Dass das kind Þiðrekr begleitet, ist auch nur eine ungeschickte combination des umarbeiters, der das erste auftreten des kindes hierher versetzt hat (s. oben s. 58).

Volkêr und Dancwart den ausgang besetzt. Kein sterblicher vermag den saal zu verlassen. Dann bittet Dietrîch für sich und seine mannen, die an dem streit nicht teilnehmen, um die erlaubnis, sich zu entfernen. Das wird ihnen gewährt. Unter Dietrîchs bedeckung entfernen sich nun auch Etzel und Kriemhilt. Wie es kommt, dass niemand sich ihrem fortgang widersetzt, erfahren wir nicht. Wol wird erzählt, dass ein Hunne, der mit Attila fortzuschleichen versucht, von Volkêr erschlagen wird (1999), aber dadurch wird die sache nicht besser, denn gerade dadurch wird Volkêrs aufmerksamkeit auf Etzel gelenkt: *dô sach ein Hiunen recke Etzelen gân bî Dietrîche nâhen; genozzen wold ers hân.* Also: Dietrîchs nähe schirmt Etzel, aber dass nun auch Etzels nähe einen Hunnen schirmen sollte, ist dem dichter doch zu viel. Die ungeschickte strophe zeigt, dass der dichter das unwahrscheinliche davon gefühlt hat, dass Etzel entkommt; er wollte es dadurch gutmachen, dass er Volkêr einen anderen Hunnen, der mit Etzel zu entkommen wünscht, erschlagen liess. Aber die unwahrscheinlichkeit wird dadurch nur in ein helleres licht gerückt.

In der saga wird nicht erzählt, dass Attila den baumgarten verlässt, aber im folgenden capitel (380) befindet er sich draussen und Grímhild mit ihm. In gewissem sinne ist das noch befremdlicher. Aber hier besteht der unterschied, dass der eingang nicht von einem der Niflungar, sondern von Attilas vasallen Íringr bewacht wird. Hier beginnt auch Attila den kampf: *stande upp Huner aller minir menn oc vapne sic oc drepe Niflunga.* Die Hunnen müssen sich waffnen; sie sind also, wie sich versteht, ungewaffnet, und um die waffen anzulegen, müssen sie den saal verlassen. Freilich werden darauf c. 380 alle Hunnen im baumgarten von den Niflungar erschlagen. Aber das sind nur die Hunnen, die noch zurückgeblieben sind, nachdem die Nibelunge sich gesammelt und schon einen vergeblichen versuch gewagt haben, den baumgarten zu verlassen[1]. Nach I, die zu grunde liegt, entschliesst sich Attila nach dem tode seines sohnes zum kampf. Er verlässt mit den seinen den saal, und er kann das tun, da kein Nibelung den ausgang besetzt hat. Sobald man sich zum streit gerüstet hat, wird man den feind angreifen. Inzwischen sorgt Íringr, der am eingang steht, dafür, dass kein Nibelung entkommt. Nach II tötet Hagen den knaben und beginnt darauf den kampf; kein Hunne kann entfliehen; der eingang ist auch nicht von Írungr, sondern von Nibelungen besetzt. Wie Attila und Grímhild entkommen, wird nicht klar; der dichter des Nibe-

1) Die saga teilt den Hunnenmord zweimal mit, c. 379, 27—29. 380, 2—5. Erstere darstellung beruht auf II.

lungenliedes legt es sich auf seine weise zurecht. Aus einer combination von I und II entstanden c. 379. 380. Das lied benutzt ausschliesslich II.

Wo Attila den kampf beginnt, ist der tod des knaben, wo Hagen angreift, ist der tod der knechte die nächste veranlassung des kampfes. Also enthielt II den tod der knechte, I aber nicht. In der saga liegt hier I zu grunde, aber doch findet sich widerum eine spur von II. C. 378 bittet Grímhild Írungr, ihr zu helfen. Sie rät ihm, zuerst die knechte, die draussen sind, zu töten[1]; dann darf er keinen von denen, die draussen sind, in den saal lassen (bezieht sich auf den vorhergehenden befehl), und keinen, von denen, die drinnen sind, hinaus. Von dem tode der knechte hört man dann nichts mehr. Aber c. 379, nachdem Attila sich zu dem kampf entschlossen hat, wollen einige Niflungar entfliehen. Das gelingt ihnen nicht, denn draussen steht Írungr und tötet alle, die sich hinauswagen. Das wird ihm durch eine list der Grímhild, die vor dem ausgang frische häute hat ausbreiten lassen, erleichtert.

Wir können jetzt unseren schluss ziehen. In I folgte auf Grímhilds bitte an Írungr, sie zu rächen, ein versprechen von seiner seite. Darauf stellt er sich mit einer gewaffneten schar vor den eingang des

1) Derselbe verfasser hat c. 377, 32 fgg. aus II den bericht aufgenommen, dass die Niflungar ihre schilde und lanzen den knechten in verwahrung gegeben und zwanzig knechte draussen aufgestellt haben, um sie, wenn es not tut, zu warnen. Dass das nicht in I gestanden haben kann, geht daraus hervor, dass es als eine anweisung von Hǫgni und Gernoz dargestellt wird. Gernoz aber hat in I erst unmittelbar vorher (c. 377, 13 fgg.) bemerkt, dass Hǫgni böses vermutet. Als er das bemerkte, waren die Nibelunge schon in dem *garðr* und sofort darauf wurden sie von Attila angeredet, der sie zu tische führt. In II aber waren sie nach den ereignissen des vorigen tages (und der nacht) auf die drohende feindschaft vorbereitet. Übrigens zeigt sich hier auch ein rest der zweiten mahlzeit von II. Denn nachdem die häuptlinge sich schon zu tisch gesetzt haben (mit *sem fyrr war sagt* verweist II auf c. 374 — die bemerkung bedeutet, dass die ordnung der sitze dieselbe ist), vernimmt man zunächst, dass jetzt die Niflungar in den *garðr* gekommen sind, und darauf wird von neuem zu der anordnung der sitze zurückgekehrt (c. 374 nennt von den gästen zuletzt Folker, hier wird zunächst mitgeteilt, wer neben Folker sitzt). Also gehört c. 377, 28: *sua sem fyrr war sagt* und 32 (*ec þar* — 37 (schluss) dem verfasser II. — Wilmanns, Untergang der Nibelunge s. 29, glaubt, dass der tod der knechte ein alter zug ist. Da aber I von den knechten nichts weiss, während in II, wie das NL zeigt, der tod der knechte mit Blodelins geschick eng verknüpft ist, und da die entwicklung von I über II zum NL sich quellenmässig verfolgen und psychologisch verstehen lässt, da endlich in I c. 380 eine musterung abgehalten wird, wobei es sich ergibt, dass 300 gefallen sind — auch hier ist von keinen knechten die rede — während 700 noch am leben sind, zusammen accurat die zahl der nibelungischen helden, so muss dieser zug notwendig einem jüngeren entwicklungsstadium der überlieferung zugeschrieben werden.

baumgartens, um zur hand zu sein, sobald die feindseligkeiten eröffnet sein werden, und die flucht der Nibelunge zu verhindern. Grímhild bringt durch die aufreizung ihres söhnchens die feindschaft zum ausbruch. Darauf entfernen die Hunnen sich, um sich zu waffnen und die Nibelunge anzugreifen. Als diese sich gleichfalls entfernen wollen, werden sie durch Írungr darin verhindert.

In II bittet Grímhildr Blœdelîn, ihr zu helfen. Er lässt sich überreden und erschlägt die knechte. Die nachricht erreicht die im saal zum feste vereinigten Hunnen und Nibelunge. Dancwarts heldentat war noch nicht in die überlieferung aufgenommen; die botschaft gelangte auf eine einfachere weise, über die sich nichts sagen lässt, an ihre adresse. Dann folgte der tod des knaben und Hagens angriff auf die Hunnen. So im Nibelungenlied.

Aus I und II bildet die saga eine fortlaufende erzählung, nicht ohne widersprüche. Auf Grímhilds bitte an Blóðlinn (II) folgt eine weigerung; natürlich, denn die eröffnung des kampfes ist nach I erzählt. Blœdelîns angriff auf die knechte (II) wird deshalb auf Írungr (I) übertragen, und keine nachricht davon erreicht den saal. Die bitte an Írungr und seine überwachung des eingangs (I) [darin der tod der knechte (II)]. Der tod des knaben (I). Attila befiehlt seinen männern sich zu waffnen (I) [und verlässt mit ihnen den baumgarten; nicht direct mitgeteilt aber aus c. 380 zu schliessen (I)]. Die Niflungar töten viele hunderte von Hunnen (II). Die Niflungar können nicht hinaus (I). Die Niflungar töten alle im baumgarten zurückgebliebenen Hunnen (I).

Vergleichen wir I mit II, so zeigt sich auch hier die grössere ursprünglichkeit von I. Denn 1. kennt I noch die ursprünglichere form von Grímhilds opferung ihres sohnes (s. s. 60 fg.). 2. Der kampf mit den knechten, eine jüngere ausführung, fehlt noch. 3. Aus der unmöglichkeit, in der II sich befindet, zu erklären, wie Attila und Grímhild aus dem saal entkommen, ersieht man, dass die situation in II auf einer neuerung beruht. Auch in II müssen Attila und Grímhild während der folgenden kämpfe draussen sein, aber die möglichkeit dazu besteht nur bei der situation, die I voraussetzt.

Ursprünglich in II I gegenüber ist der saal. Der baumgarten ist eine sächsische änderung, die sonst nirgends belegt ist[1]. Und der saal entspricht der ältesten sage, die gleichfalls als schauplatz des kampfes einen saal — den schlafsaal — kannte. Reminiscenzen an den saal werden wir unten in I noch begegnen.

1) Ein anfang einer ähnlichen vorstellung findet sich doch Atlam. 42, 3—4: *ganga svá gervir at garðr var í milli.*

Der eigentliche kampf wird in der ÞS zweimal erzählt. Und zwar zuerst nach I. C. 387, 9 geht die darstellung auf II über; c. 380—387, 9 enthalten den schluss von I und einige vermittelnde stücke.

Am anfang von c. 380 ist die situation die, dass die Niflungar im garten eingeschlossen sind. Weiter erzählt das capitel noch, dass Þiðrekr am kampfe nicht teilnimmt, und dass Attila und Grímhild stets neue streiter in den kampf senden. Also wie es c. 381 heisst: *Huner sekia garðenn. en Niflungar veria.* So geht es c. 381; viele Hunnen fallen, aber sie sind in der mehrzahl. Man kämpft aus der ferne; die geschosse werden durch den eingang, — die einzige öffnung in der den garten umgebenden mauer, — geworfen; die gelegenheit *hǫggvápn* anzuwenden, ist nicht vorhanden (z. 17). Darum versuchen die Niflungar, die mauer auf der anderen seite zu durchbrechen, und das gelingt. Durch die so entstandene öffnung brechen sie aus; der weitere kampf wird im freien geführt.

Von da an geht die darstellung sehr in die breite und entfernt sich von der einfachheit, die die früheren teile von I charakterisiert. Der zweck der erweiterungen ist derselbe, der die zusätze in II verursacht hat: die Nibelunge sollen nicht ungerochen fallen. Aber der gang der ereignisse ist doch noch sehr deutlich. Von einer teilname des Þiðrekr oder Roðingeirr an dem kampf weiss die darstellung nichts. Einmal, c. 382, ist davon die rede, dass Þiðrekr eingreifen werde, aber zu gunsten der Nibelunge. Gernoz fordert ihn dazu auf, aber er weigert sich; er will nicht wider die männer *Attila konungs mins herra* kämpfen. Sein verhalten im kampfe setzt dasselbe verhältnis zu den parteien voraus, wie seine warnung der Nibelunge. Þiðrekr verhält sich noch untätig, er ist ein zuschauer bei den begebenheiten an Attilas hof wie in dem dritten Guðrúnliede. Nur scheinbar tritt Roðingeirr tätig auf. C. 386 schluss fasst er den entschluss, die Nibelunge zu bekämpfen, aber einzelheiten folgen erst später in c. 388 (II), und dass schon hier die anknüpfung von II vorbereitet wird, geht daraus hervor, dass es Blóðlins fall ist, der ihn den entschluss fassen lässt. I kannte weder Blóðlinn noch Roðingeirr. Blóðlinn bereitete dem verfasser von II S verlegenheit. In seiner quelle fiel dieser held beim angriff auf die knechte. Er war nun vorher genannt worden, wo Grímhild ihn um hilfe angeht, aber da der bearbeiter den angriff auf die knechte, soweit er ihn erzählt, auf Írungr übertragen hatte, blieb Blóðlinn übrig; er musste fallen, bevor die fortsetzung von II folgte, und so wird denn auch kurz vor dem schluss c. 386 sein tod ohne einen einzigen charakteristischen zug erzählt; er wird von Gernoz erschlagen. Das war nun

zugleich eine gelegenheit, Roðingeirs eingreifen zu motivieren. Die zweite hälfte von c. 386 ist demnach nur ein anlauf um zu II zurückzukehren. Näheres über die anknüpfung von Roðingeirs eingreifen an dieser stelle unten s. 72.

C. 387, 6 vernehmen wir, dass Hǫgni sehr ermüdet ist. Er ist von seinen mannen getrennt, eine änderung von II, der die geschichte weiter erzählte, für: seine mannen waren alle gefallen. Der natürliche ausgang ist, dass Hǫgni hier fällt oder gefangen genommen wird (näheres unten); auch Gunnarr ist schon gefangen. Statt dessen wendet er sich *at æinni holl,* er bricht die halle auf, — eine widerholung des motivs, dass er in die mauer des baumgartens eine öffnung bricht, — und damit ist die für die fortsetzung von II nötige situation erzielt.

Der gang der begebenheiten ist nun dieser. Die Niflungar, die den garðr durchbrochen haben und aus dem baumgarten gestürzt sind, überfallen die Hunnen draussen. Dann ein anlauf nach II. C. 381 schluss begegnet Blóðlinn ihnen. Die ursprüngliche absicht war wol, ihn hier fallen zu lassen, aber der verfasser von II überlegte sich die sache und beschloss, ihn für eine spätere stelle aufzubewahren, wo er ihn brauchen konnte. So läuft die begegnung auf nichts hinaus: *uerðr þar nu þeirra i milli snorp orosta*!

Die nichtigkeit der behauptung, dass hier Blóðlinn den Niflungar begegnet, geht auch daraus hervor, dass unmittelbar darauf am eingang von c. 382 das erzählt wird, was die directe folge des ausfalls ist: *Nu lata Huner við kueða sina luðra, oc kalla at Niflungar eru ut komner ór garðenum. oc þar til driva nu aller Hunar.* Dann berichtet II von neuem: *oc nu er hertoge Blóðlin kominn i orustu vid Niflunga.* Der name Blóðlinn lässt dem bearbeiter keine ruhe, obgleich er nichts von ihm erzählen kann, bis er ihn endlich fallen lassen kann (s. unten s. 68 fg.).

Die Niflungar werden in den garðr zurückgedrängt; Hǫgni aber wird *at upp hollinne* gedrängt und wehrt sich von dort aus. Was das für eine halle ist, wird aus der darstellung nicht klar; AB haben daher *hollinne* zu *holl einni* gebessert, was Unger in den text setzt. Man könnte widerum an II denken und glauben, er hätte schon jetzt daran gedacht, zu der situation seiner quelle (die Niflungar in der halle) zurückzukehren. Später werden sich gründe dafür ergeben, dass der ausdruck wirklich I gehört und eine reminiscenz daran ist, dass auch in I ursprünglich in einer halle gekämpft wurde. — Dann folgt Gernoz vergebliche bitte an Þiðrekr um hilfe; sie zeigt, dass nicht alle Niflungar in die halle zurückgedrängt worden sind. — Gunnarr vernimmt dann

c. 383, dass Hǫgni hilfe von nöten hat; — also war Hǫgni noch in der unmittelbaren nähe; — er verlässt den garðr durch die neue öffnung, fällt aber in die hände der feinde; er wird von Ósíð gefangen genommen, vor Attila geführt und in den schlangenturm geworfen.

Der weitere kampf enthält wenig interessantes. Das meiste ist eine erweiterung. Hǫgni bringt es zu einer förmlichen belagerung der Hunnen und nötigt Írungr (und Blóðlinn fügt II hinzu), seine zuflucht in 'einer halle' zu suchen[1]. In der nacht aber bekommen die Hunnen verstärkung; jetzt wird von neuem gekämpft; Blóðlinn und Írungr zeichnen sich aus, — wodurch, wird nicht gesagt; Blóðlinn fällt. Dann der schluss, ursprünglich gewiss die gefangennahme Hǫgnis.

Diese kämpfe unterscheiden sich durch ihre farblosigkeit. Blóðlins fall gehört zu II, übrigens töten die Niflungar eine ungeheure menge Hunnen, aber kein einziger einzelkampf wird erzählt, nichts weckt das interesse des lesers; am ende erleiden die Niflungar die niederlage. Es ist ein auswuchs, ähnlich dem kampfe mit Liudegêr und Liudegast, und ohne zweifel verfolgt er einen ähnlichen zweck. Wenn man erwägt, dass in I die Niflungar in einem kleinen schiff über den fluss gesetzt sind, dass zwar in den heldenaufzählungen aber nirgends in der darstellung der ereignisse ausser Gernoz andere Nibelunge als Gunnarr und Hǫgni auftreten, dieselben, die die nordische tradition handelnd kennt, so kann man in diesem übertriebenen massenkampf nur den jüngsten auswuchs einer sich stets in grösseren zahlen gefallenden überlieferung sehen. Das interessante ist, dass hier eine entwicklung vorliegt, die in dieser hinsicht mit der fränkischen überlieferung parallel geht, obgleich sie davon gar nicht berührt ist.

Aber so inhaltlos die erzählung sein mag, éin altes motiv ist infolge der aufnahme von II verloren gegangen. I liess Írungr tief in die handlung eingreifen; diese quelle muss auch von seinem tod berichtet haben. Und dafür sind andeutungen vorhanden. Zweimal wird Írungr in diesem stück (384 — 387, 8) genannt, beide male zusammen mit Blóðlinn. C. 384 zieht er sich in eine halle zurück, c. 386 nimmt er am kampf teil. Da nun Blóðlinn in I nicht vorkam und von II dem Írungr zugesellt worden ist, was nur den zweck gehabt haben kann, Blóðlinn halb oder ganz an Írungs stelle zu schieben, so hat man allen grund zu der annahme, dass dasselbe, aber consèquenter, am schluss von c. 386 geschehen ist, und dass hier ursprünglich nicht Blóð-

1) Ist der sinn, dass er sie in dieselbe halle drängt, aus der er selbst entkommen ist? Vgl. unten.

lins, sondern Írungs tod erzählt wurde. Es war ein grund vorhanden, Blóðlinn zu eliminieren. Denn er musste, wie oben gezeigt, vor c. 387, 9 gestorben sein. Aber es lag auch grund vor, Írungr am leben zu erhalten. Denn in II tritt er später noch auf. Darum liess der verfasser von II c. 386 schluss Blóðlinn an Írungs stelle umkommen, und darum schrieb er c. 384 und c. 386 mitte Blóðlinn neben Írungr[1].

Dass diese auffassung der stelle die richtige ist, dass nämlich auch I eine darstellung von Írungs tod enthielt, beweist die erzählung, die c. 387 von dieser episode gibt. Die darstellung ist eine zusammenarbeitung von I und II. Die hauptquelle ist hier wie in dem ganzen abschnitt II. Grímhild treibt Írungr an, den kampf mit Hǫgni zu wagen (= NL 2025 fgg., hier eine aufreizung im allgemeinen, der Îrinc gehör gibt). Írungr geht zu Hǫgni in den saal, verwundet ihn, verlässt den saal, wird von Grímhild von neuem mit bitten angegangen, erneut den kampf, wird getötet (= NL 2029—2064, wo er indessen noch mehr heldentaten vollbringt). Sogar die waffe, mit der er erlegt wird, ist in beiden quellen dieselbe, ein speer[2]. Aber éin ding stammt aus I, die localität, wo Írungr fällt. Wie im liede, so wird in der saga in dem saal gekämpft; im liede eilt der totwunde Îrinc zu den seinen zurück und stirbt dort. In der saga stirbt er auf der stelle. Das würde eine unbedeutende variante sein, wenn hier das local nicht in folgender weise angedeutet wäre: *við steinveginn oc þesse steinueg heitir Irungs vegr enn i dag. Oc spiotit Hogna nemr staðar i steinveginum.* Man kann unmöglich denken, dass dieser *steinveggr* die wand der halle sei; sowol

1) Wenn wir an allen stellen, wo c. 380—387, 9 Blóðlinn und Írungr oder Blóðlinn allein schreibt, einfach Írungr lesen, so wird die darstellung verständlich: 1. c. 381 schluss und 382 anfang; beim ausbruch der Niflungar, geraten sie mit Írungr in einen kampf, — natürlich, denn er hält ja die wache. 2. c. 384 wird Írungr mit seinen mannen in die halle, für die sonst der baumgarten gesetzt wird, gedrängt (ist es kein unsinn, wenn im selben augenblick áuch Blóðlinn mit samt seinen mannen in eine andere halle sich begibt? 3. c. 386 mitte und schluss: das ist die hier in rede stehende stelle. Der wortlaut dieser stelle gehört freilich ganz II; in I wurde Írungs tod anders erzählt, s. unmittelbar unten.

2) Die neuerung in Q II ist so zu verstehen. In I ist Îrinc der einzige angreifer, der auf Grímhilds geheiss den kampf eröffnet. Die eröffnung des kampfes überträgt Q II auf Blœdelîn. Dadurch wird Îrincs kampf zu einer episode, und da er nun als türhüter keine rolle mehr hat, eröffnet er die reihe der zweikämpfe und kommt so mit den jüngeren gestalten Rüedegêr und Dietrîch auf einer linie zu stehen. Seine alte bedeutung zeigt sich noch darin, dass er Hagen verwundet. Das muss also auch in I gestanden haben. Der widerholte angriff und im NL das sterben unter seinen freunden stammen wol aus der alten quelle von I II, die hierin auf der stufe I stand. Denn beides lässt sich besser verstehen, wenn draussen gekämpft wird.

der ausdruck, wie die topographische bemerkung, dass diese mauer bis heute Írungsmauer heisse, genügen zum beweise, dass nicht von einem *hallarveggr*, sondern von der starken steinernen mauer, die den baumgarten umgibt und dessen eingang Írungr vom anfang des kampfes an gehütet hat, die rede ist. Noch deutlicher spricht c. 381, das in denselben worten von der mauer, die den apaldrsgarðr umgibt, redet. Z. 18: *En steinveggr var gerr um þenna garð limðr sem borgarveggr oc same steinveggr er enn um hann i dag*; vgl. noch z. 20 *steinveggrenn*; 21 *veggenn*. Der bearbeiter von II, der c. 386 Blóðlinn an Írungs stelle fallen liess, wollte doch diese historisch-topographische bemerkung nicht entfernen und nahm sie in seine darstellung von Írungs tod auf, obgleich er dadurch eine unmöglichkeit in sie hineintrug; denn wer in einem saal getötet wird, kann nicht zu gleicher zeit bei einer einen baumgarten umgebenden mauer fallen.

Es wird uns jetzt möglich, I zu übersehen. Die ältere darstellung lautete wie folgt: die Niflungar brechen eine bresche in die mauer um den apaldrsgarðr. Bei dieser gelegenheit fällt Gunnarr, der etwas später als die übrigen den baumgarten verlässt, in die hände seiner feinde. Dann stossen sie auf Írungr, der noch bei dem eingang steht und mit einem teil der Niflungar, die zurückgeblieben sind, kämpft. Dieser fällt nach tapferer gegenwehr. Bald darauf muss Hǫgni den kampf aufgeben. Über seinen tod s. unten.

In diese tradition war ein heftiger angriff der Niflungar auf die Hunnen aufgenommen. Derselbe fand seine stelle zwischen Gunnars gefangennahme und Írungs fall. Die Hunnen wurden von den Niflungar belagert, und auch Írungr flüchtet sich 'in eine halle'. Aber der schluss war richtig bewahrt: Írungr fiel, wie vor der erweiterung, dort, wo er seine grosstat vollbracht hatte, bei der mauer, bei der er vom anfang des kampfes an die wache gehalten hatte.

Diese tradition ist die sächsische. Aus südlicheren gegenden hat sie wenig aufgenommen: von den namen der burgundischen brüder nur Gernoz. Gunnarr nimmt wie im norden die stelle von Hǫgnis altem kriegsgefährten ein; Gislher wird nur in von II S stammenden aufzählungen ein paar mal genannt (s. § 47). Þiðrekr ist noch kaum bekannt; er warnt die Nibelunge und verhält sich beim kampfe neutral. Rüedegêr, Blœdelîn, Hildebrand sind unbekannt. Es ist diese tradition, die in Soest localisiert ist, und auf die c. 394 deutet. Alle örtlichkeiten, die hier genannt werden, sind solche, die I erwähnt: *staðinn . . . huar Hǫgni fell eða Irungr var veginn. eða ormaturninn er Gunnarr konungr fekk bana. oc garðinn er enn kallaðr Niflungagarðr oc standr*

nv allt a somu læið. sem þa var er Niflungar voro drepnir. oc hliðin. hit forna hliðit hit æystra er fyrst hofz orrostan. oc hit væstra hliðit er kallat er Haugna hlið er Niflungar bruto a garðinum. þat er enn kallat a samu læið sem þa var.

Also: der baumgarten mit seinen zwei zugängen, der ordentliche eingang und die bresche, die die Nibelunge in die mauer gebrochen haben. Die stelle, wo Hǫgni fiel[1], die stelle, wo Írungr fiel. Mehr nicht. Das ist alles, was in I steht. Aber keine einzige localangabe aus II.

Das gibt uns auch eine wichtige aufklärung über die composition der saga. Als c. 394 geschrieben wurde, war I mitgeteilt, aber II war noch nicht in die saga aufgenommen. Das zeigt, dass die darstellung der Nibelungensage in der ÞS nicht auf eine schon früher combinierte quelle zurückgeht, sondern dass die combination in der schriftlichen tradition der saga zu stande gekommen ist. Also ist die vorliegende Niflungasaga eine umarbeitung. Und es ist auch klar, dass wir I dem verfasser der saga zuschreiben müssen. Die geschichte ist ein erlebnis des Þiðrekr an Attilas hofe. Der erste interpolator hat II daneben aufgenommen; er hat die Niflungasaga bearbeitet wie die Vilkinasaga und andere erzählungen. Seine quelle ist zugleich die hauptquelle des Nibelungenliedes. Nur in ganz vereinzelten fällen enthält dieses ihr gegenüber etwas ursprüngliches. Doch zeigt das, dass die quelle von II S einige geringe änderungen erfahren hatte. Wo sich dazu nur die gelegenheit bot, hat das NL neben II auch I benutzt.

Wir kommen zu der fortsetzung von II. Hǫgni ist in der halle angelangt. Nun folgt die Írungepisode (= NL 2029—64), s. oben. Aber schon zuvor hat Grímhild den saal anzünden lassen[2]. Hier besteht eine geringe abweichung von der zeitfolge der begebenheiten im NL, wo das nach Îrincs fall geschieht. Dann folgt die Roðingeirepisode. Im NL geht ein versöhnungsversuch voran, der in der saga später folgt; s. darüber zu c. 390. Im NL veranlasst Îrincs tod Kriemhilt, sich mit ihren bitten an Rüedegêr zu wenden. Auch hier folgen Roðingeirs heldentaten auf Írungs tod. Aber schon früher hat der verfasser mitgeteilt, dass er am kampfe teilnahm. C. 386 nach Blóðlins fall heisst es, dieser sei der grund für Roðingeirs eingreifen in die handlung ge-

1) Diese stelle lehrt uns, dass Hǫgni in I gefallen ist. Also war der parallelismus mit Gunnarrs tod aufgehoben. Das nähere unten s. 75 fgg.

2) Das trinken des blutes fehlt; die dänischen lieder aber haben es bewahrt, was freilich nicht beweist, dass es in II stand. Denn sie sind, wie ich später nachzuweisen hoffe, von der im NL vorliegenden combination I + II abhängig.

wesen. Wir haben aber gesehen, dass hier Blóðlinn an Írungs stelle getreten ist. Der grund, Roðingeirr hier zuerst handelnd auftreten zu lassen, war also der, dass an dieser stelle in der alten saga Írungr fiel. Aber der bearbeiter bemerkte bald, dass die stelle sich doch für Roðingeirs heldentaten nicht eignete, und so verschob er die einzelheiten bis zu der stelle, die seiner quelle entsprach.

Wenn wir in diesem teile der darstellung, wo der hauptteil von II an I geknüpft wird, und wo viele helden kämpfen, bei dem bearbeiter ein gewisses schwanken wahrnehmen, so nimmt das nicht wunder; es war keine leichte arbeit, die zweite darstellung mit der ersten so zu verbinden, dass möglichst wenige widersprüche entstanden, und noch während der arbeit hat der verfasser von II, wie es scheint, widerholt seinen plan geändert. Es ist ganz interessant, ihn am schreibtisch zu beobachten.

Nach Roðingeirs fall kommt Folker kämpfend zu Hagen in den saal. Der verfasser von II braucht ihn im folgenden und geht davon aus, dass er draussen zurückgeblieben ist. Tatsächlich war er im vorhergehenden nicht genannt, da I ihn nicht kannte. Diese scene ist also nicht alt, sondern sie ist behufs der verbindung entstanden. Doch benutzt der bearbeiter ein motiv, das in seiner quelle früher anwendung fand, NL 1975/6. 2006/7 [1].

Dann folgt wie im NL der kampf mit Þiðrekr. Die junge scene, dass die Nibelunge die leiche des Rüedegêr herauszugeben sich weigern, fehlt noch. Den einzelkämpfen geht noch eine wunderliche folge der verbindung von II mit I voran. Hǫgni und Folker sind allein im saal. Die Aumlungar töten viele Niflungar. Das geschieht also draussen. Nun müssen im folgenden auch Gernoz und Gíslher umkommen. Aber auch diese stellt der bearbeiter nach I sich draussen vor. Das einfachste wäre gewesen, sie wie Folker in die halle dringen zu lassen, in der Hagen kämpft. Aber das ist nicht geschehen. C. 388 sind sie in Attilas halle eingedrungen. Es scheint, dass der verfasser das local aus dem brennenden saal nach einem anderen saal verlegen wollte, oder dass er wenigstens sich gesträubt hat, die brüder in eine brennende halle eindringen zu lassen, um sich dort zur wehr zu stellen. Aber nun sind Hǫgni und Folker von Gernoz und Gíslher getrennt, während der schluss der erzählung verlangt, dass sie beisammen sind. Darum

1) Die widerholung im wortlaut fällt auf: c. 388 schluss: *Haf mikla guðs þauk firir huersu þu lezt syngia þitt suerð i hialmum Huna;* vgl. c. 387 schluss: *þa hefða ek latit drengilega syngia mitt suerð i Hunalande.*

vernehmen wir nun, dass Hǫgni und wie aus dem unmittelbar folgenden hervorgeht, auch Folker zu der halle fliehen, in der Gernoz und Gislher sich befinden. Dass sie den brennenden saal verlassen, wird nicht gesagt; es wird wunderlicherweise davon ausgegangen, dass sie draussen sind, wol eine folge davon, dass Dietrîch mit den übrigen Nibelungen draussen kämpft.

Es folgen die einzelkämpfe. Þiðrekr kämpft mit Folker und später mit Hǫgni, Hildibrandr mit Gernoz und Gislher. Die scene wird durch einen versuch Gislher zu retten, dem ein früherer auftritt des NL (2088 bis 2108) entspricht, unterbrochen. — Hǫgni wird zuletzt dadurch besiegt, dass Þiðrekr in wut flammen über ihn ausspeit.

Die verteilung im NL ist eine andere. Giselher ist schon früher gefallen, er und Wolfart haben einander gegenseitig getötet, ebenso Gêrnôt und Rüedegêr. Volkêr fällt von Hildebrands hand. Hagen wird, wie in der saga, von Dietrîch bezwungen. In gleicher weise Gunther, der in der saga schon umgekommen ist.

Was Gunther betrifft, seine gefangennahme war schon nach I ausführlich berichtet und konnte hier nicht widerum erzählt werden. Wir dürfen das fehlen von Gunther an dieser stelle also der bearbeitung II der saga zuschreiben. Auch II muss Gunthers tod enthalten haben; alles spricht dafür, dass das NL hier das alte bewahrt hat. Der bearbeiter der saga hat ihn durch Gîselher ersetzt. Der dichter des NL aber hat die besiegung Gunthers von Hildebrand auf Dietrich übertragen, damit auch Gunther nur von dem heldenkönig überwunden werde, und als einen ersatz Volker dem Hildebrand gegeben.

Rüedegêrs einzelkampf entspringt dem bedürfnis, den tragischen conflict, der in der situation gegeben war, zur vollen entfaltung zu bringen. Vergleicht man die saga mit dem liede, so sieht man bald, welches die vorstellung der quelle war. In der saga tötet Gîslher Roðingeirr, später wird er selbst von Hildibrandr getötet. Er tritt hier also in die leere stelle von Volkêr, den der bearbeiter der saga dem Dietrîch übergeben hatte, ein. In der quelle fiel er an der stelle, wo auch das lied seinen tod kennt, aber durch eine andere hand. Aus dem Nibelungenlied geht hervor, dass Gîselher und Rüedegêr beide im kampf mit einem gegner fallen, der auch von ihnen getötet wird. Das ist eine verdopplung eines motivs, die den zweck hatte, den kampf zwischen Rüedegêr und Gîselher zu vermeiden. Auch hier lässt sich von neuem beobachten, wie das lied vor dem entsetzlichen zurückweicht; es setzt Gêrnôt an Gîselhers stelle und gibt diesem in Wolfhart einen gegner. Es bewahrt jedoch darin, dass Gîselher sich von seiner braut lossagt, die erinnerung

an die alte vorstellung. Denn dieser verzicht hat nicht den geringsten sinn, wenn er nicht mit Rüedegêr kämpft[1]. Also teilte II Rüedegêrs kampf mit Gîselher an der stelle mit, wo das lied Gêrnôts kampf mit Rüedegêr und wo auch die saga Rüedegêrs tod durch Gíslher kennt; das lied änderte aus dem eben besprochenen grunde, die saga liess nur deshalb Gíslher aus dem kampf siegreich hervorgehen, weil der bearbeiter ihn für den schluss sparen wollte.

Hingegen kann Gernoz fall durch Hildebrand in der saga wol das alte repräsentieren. Denn hier weicht das lied vom ursprünglichen ab. Doch ist auch die möglichkeit zu erwägen, dass die quelle (II) Gêrnôts tod nicht erzählte, und dass lied und saga (oder die directe quelle der saga) hier beide selbständig zu werke gehen. Gêrnôt ist eine durchaus nebensächliche gestalt.

Eine folge der versetzung von Gíslhers tod in der saga ist, dass auch der versuch Gíslher zu retten, der im NL zu einem versöhnungsversuch ausgebildet ist, versetzt wird. Denn dieser geht sagengemäss dem kampf, in dem der held fällt, unmittelbar voran.

Es ist ganz sagengemäss, dass die hauptpersonen zuletzt fallen. Als solche erscheinen im liede Volker-Hagen-Gunther. Das sind die verhältnismässig alten gestalten der sage. Auch dadurch, dass er früher fällt, zeigt Gîselher, dass er eine jüngere gestalt ist; seine bedeutung verdankt er der Rüedegêrdichtung. Dieses räsonnement dürfte dagegen sprechen, dass Gêrnôts fall ursprünglich in der letzten scene stand (vgl. jedoch über die bedeutung Gêrnôts § 47)[2].

So erklären sich auch hier alle abweichungen des liedes und der saga voneinander in absolut natürlicher weise, und es liegt nicht der geringste grund vor, hier an verschiedene quellen zu denken. Die quelle ist II, die änderungen der saga sind die ausschliessliche folge der verbindung mit I.

Nun folgt Hagens tod. Hier weichen die saga und das lied vollständig voneinander ab. Ich glaube Arkiv 20, 198 fgg. nachgewiesen zu haben, dass in dem bericht, dass Grímhild Gíslher und Gernoz einen

1) Hingegen hat das lied das gefühlselement in den vordergrund geschoben und die schöne unterredung mit Hagen vor dem beginn des kampfes neu eingeführt. In der saga schlägt Roðingeirr noch ohne sich lange zu besinnen, wie ein wütender auf die Nibelunge los.

2) Man könnte denken, dass Gîselher und Gêrnôt im liede einfach die stelle gewechselt hätten, dass also anfänglich Giselher mit Rüedegêr, Gêrnôt mit Wolfhart kämpfte. Aber auch in diesem fall wäre der zweite kampf nur eine widerholung des ersten, den II noch nicht kannte. Wolfhart fehlt in der saga.

brennenden holzscheit in den mund stösst, was Gíslhers tod zur folge hat, Gíslher an die stelle von Hǫgni gesetzt ist. In dieser auffassung bin ieh damals mit Wilmanns, Untergang der Nibelunge s. 10 zusammengetroffen. Ich schrieb die änderung dort einem bearbeiter zu, der c. 393 hinzufügte. Indessen beurteile ich jetzt c. 393 anders, und glaube, dass dieses capitel in der saga ursprünglich ist; näheres darüber unten § 44. Daraus folgt nun, dass die änderung des namens nicht einem späteren bearbeiter, sondern dem umarbeiter, der II aufnahm, zur last fällt. In seiner quelle stand Hǫgni; er fand aber c. 393 vor, in dem Hǫgni später noch am leben ist; deshalb schrieb er Gíslher. Nach allem, was wir jetzt von II wissen, dürfen wir annehmen, dass auch Gernoz hier nicht ursprünglich ist, sondern an der stelle von Gunnarr steht. In II Q wurden also Gunther und Hagen auf diese weise von Grímhild getötet.

Wir müssen nun untersuchen, wie diese darstellung sich zum NL und wie beide sich I gegenüber verhalten. Die grosse schwierigkeit ist darin gelegen, dass beide quellen stark geändert sind und ausserdem in beiden überlieferungen miteinander contaminiert erscheinen. Festzustellen sind für I: a) die form, die das NL benutzt hat; b) die, wie sich zeigen wird, geänderte form, die der saga zu grunde liegt; c) die form, die der sagaschreiber (I S) der erzählung gegeben hat; d) die änderung darin, die II verschuldet hat. Für II: a) die grundform; b) die darstellung der saga, d. h. des bearbeiters II (die beiden formen sind oben schon erschlossen); c) das verhältnis des NL zu II.

Im Nibelungenlied werden beide brüder lebend vor Grímhild geführt, die sie nach dem schatz fragt, und als sie ihn nicht herausgeben wollen, Gunther den kopf abschlagen lässt und darauf selbst Hagen den kopf abschlägt. Darauf wird sie in der saga durch Þiðrekr, im liede durch Hildebrand, — eine wie man mit recht annimmt jüngere vorstellung, — getötet.

Man kann schwerlich annehmen, dass nur für den tod der brüder die quellen der saga und des liedes verschiedene sein werden. Dann muss aber éine vorstellung aus der anderen entstanden sein. Und man kann darüber nicht lange im zweifel bleiben, welche vorstellung die ältere ist. Den saalbrand erzählt auch das lied, sogar sehr ausführlich. Es ist ganz consequent, dass ein hierher gehöriges motiv den alten abschluss bildete. Die entwicklung der überlieferung geht vom grausamen zum gemilderten; den euphemismus des NL hatten wir schon mehrfach gelegenheit zu beobachten. Die Grímhild der saga erweckte anstoss. Aber die gewaltige grausamkeit der rache entspricht

sowol Grímhilds furchtbarem hass wider ihre brüder, der durch die kampfwut noch gesteigert ist, wie der alten sage. Das ausschneiden des herzens, das werfen in den schlangenturm, das ist das ursprüngliche, und das lehrt, wie man sich das los der brüder nach ihrer gefangennahme vorstellte. Dieser behandlung entspricht die in der ÞS mitgeteilte grausamkeit. Die vorstellung des liedes entspricht einem zeitalter von milderen sitten.

In dieser richtung weist auch der umstand, dass Dietrîch und Hildebrand, obgleich jener älter als Rüedegêr ist, doch in der sage nicht ursprünglich sind. Ihre besiegung der brüder ist demnach eine jüngere zutat. Aber vor ihrer teilnahme an den begebenheiten müssen die brüder doch in irgend einer weise umgekommen sein. Der saalbrand zeigt den weg. Das ist der alte schluss von II. Nachdem Írungr vergebens versucht hatte, die helden zu bezwingen, wurde der saal angezündet; dieser brennt auf mit allen die sich drinnen befinden; Gunther[1] und Hagen werden auf die c. 392 mitgeteilte weise durch Grímhild zu tode gemartert.

In diese vorstellung sind die einzelkämpfe aufgenommen. Eine eigene redaction, die mit der genannten etwa secundär verbunden wäre, vertreten sie nicht; sie fügen sich nur in den rahmen der gegebenen vorstellung ein, und die vergleichung der saga mit dem liede zeigt auch ihr allmähliches wachsen. Die masse und die bedeutung der einzelkämpfe sprengt schliesslich den rahmen der erzählung. In der saga haben sie das hauptmotiv noch nicht verdrängt, im liede ist es so weit gekommen. Die unwahrscheinlichkeit, dass man so viele helden opfert, um eine handvoll männer, die in einem brennenden saal eingeschlossen einem gewissen tode geweiht sind, zu überwinden, wird gefühlt, und es fehlt nicht an versuchen, den widerspruch fortzuschaffen. Die feinde bleiben zu Kriemhilts erstaunen am leben, der saal ist gewölbt, Hagen gibt den rat, die feuerbrände im blute zu löschen, oder wie der bearbeiter II der saga erzählt, Hǫgni und Folker verlassen den saal und suchen einen anderen. Keinem dieser versuche gelingt es, eine befriedigende lösung des problems zu geben, weshalb man nicht wie in so vielen ähnlichen isländischen erzählungen einfach wartet, bis die trümmer des saals die

1) Dass Gunther schon tot ist, darf man aus c. 392, wo Gêrnôz nach seinem tode durch Grímhild auf die erwähnte weise behandelt wird, nicht schliessen. Denn dass Gêrnôz schon tot war, war im vorhergehenden nachdrücklich gesagt. Wenn aber Þiðrekr sagt: *Se huersu diovollinn Grimhilldr þin kona kuelr brœðr sina goða drengi*, so lässt sich daraus eher ableiten, dass beide noch leben. Das entspricht auch der marterung Gunnars in den anderen quellen.

feinde begraben, und sich damit begnügt, den eingang zu bewachen und zu sorgen, dass niemand hinauskommt.

In der linie dieser entwicklung liegt nun auch die erzählung von Gunthers und Hagens tod im Nibelungenlied. Es genügt nicht, dass sie von Kriemhilts helden besiegt werden, sie müssen auch von ihnen ihrer feindin überliefert werden; Dietrîch kommt alle ehre zu. In der saga mündet der kampf zwischen Hǫgni und Þiðrekr in wunderlicher, aber litterarhistorisch durchaus verständlicher weise widerum in das alte motiv aus. Hagen ist beinahe verbrannt; dann löst Þiðrekr die brünne von seinem körper. Das Hagen sich in diesem zustand befindet, wird aber statt dem feuer der brennenden halle den flammen zugeschrieben, die aus Þiðreks mund fliegen! Das ist ein notbehelf. Wir erkennen hier leicht eine übergangsform. Das relativ ursprüngliche war, dass Þiðrekr, der noch in I am kampf keinen teil nimmt, sich naht, um eine vermittelung zu stande zu bringen. Hagen ist durch die hitze des saals in einen solchen hoffnungslosen zustand versetzt *(Vera ec s(u)a fiskr sem nu em ec maðr. þa em ek sua steictr. at sumt mitt holld vere nu ett),* dass er Dietrîchs anerbieten annimmt, und dieser *nykir af honum brynionne.* Von dieser einfachheit ist II in der überlieferung der saga schon weit entfernt, aber die alte vorstellung scheint hier noch deutlich durch. Das NL hingegen hat das motiv der hitze in diesem zusammenhang ganz aufgegeben und verwendet es nur noch als nebenmotiv unter den vielen qualen, die die Burgunden heldenmütig aushalten.

Éinen alten zug hat aber das Nibelungenlied in diesem zusammenhang der saga gegenüber bewahrt. Nachdem Dietrîch die helden vor Kriemhilt gebracht, fordert sie Hagen auf, ihr den schatz auszuliefern; er wünscht zuerst den tod seines herrn zu vernehmen; darauf weigert er sich, und erst dann tötet sie ihn. Das alter dieses zuges wird durch die Atlakviða verbürgt, wo er doch nicht an Hǫgni, sondern an Gunnarr geknüpft erscheint. Wenn der zug aus II stammt, so muss er in der darstellung der ÞS oder ihrer directen quelle (II Q) verloren sein. Die erzählung lautete dann etwa so, dass Grîmhild nach dem brande zu den brüdern gieng, wo sie lagen, und die genannte frage an sie stellte. Als sie eine ablehnende antwort bekommen hatte, tötete sie sie mit einem feuerbrand[1].

Aber es lässt sich nicht leugnen, dass die vorstellung dem geiste von II wenig entspricht. In II ist selten von Grîmhilds goldgier, immer

1) So ungefähr stellt Wilmanns, Der untergang der Nibelunge in alter sage und dichtung s. 10 sich den alten schluss vor.

von ihrer liebe zu Sigfrid die rede[1]. Eher würde man einen solchen zug in I erwarten, die an vielen stellen die ältere sagenauffassung, zu der auch gehört, dass (Attilas) goldgier Hagens tod verursacht, durchblicken lässt.

Und da das NL I gekannt und benutzt hat, liegt die folgerung nahe, dass es diesen zug I entlehnt hat. Das lied, das den alten ausgang fallen liess, das weder den tod im schlangenturm und das ausschneiden des herzens noch die feuertortur berichten wollte, konnte dieses motiv gebrauchen, um seine blassere darstellung dennoch mit einem packendem schluss zu versehen.

Also stimmte die redaction von I, die der dichter des NL benutzt hatte, in ihrer schlussscene vollständig mit der nordischen darstellung überein; die vorstellung von Grímhilds goldgier im NL beruht auf einer recht jungen quellencontamination. Die redaction von I, die dem sagaschreiber vorlag, war in einer hinsicht abgewichen. Gunnars tod im schlangenturm war noch erhalten. Eine erinnerung daran, dass Hagen lebend in die hände der feinde fällt, ist vielleicht die bemerkung c. 387, 8 *nalega er hann nv móðr*, der letzte satz aus I, an den II seine abweichende darstellung knüpft. Aber aus c. 394, 4 *huar Haugni fell* geht doch hervor, dass Hǫgni gefallen ist. Das scheint in I Q sein ende gewesen zu sein. Die änderung zeigt eine neue geschmacksrichtung: der grösste held ist nicht der, der die furchtbarsten torturen am gleichmütigsten aushält, sondern der, der am längsten gegen die übermacht kämpft. Die frage nach dem schatz und die bedingung für die mitteilung, dass der genosse erst tot sein muss, muss diese redaction verloren haben. Eine weitere änderung stammt von dem sagaschreiber (I S). Er fügte die erzählung hinzu, wie Hǫgni einen sohn erzeugt (s. § 44). Deshalb durfte Hǫgni c. 387, 8 nicht sterben. Er hat das *fell* der quelle wol so aufgefasst, dass Hagen zwar fiel, aber nicht tot war; später kommt Þiðrekr zu ihm und fragt, ob er noch genesen kann. Schliesslich hat der umarbeiter (II S) den bericht, dass Hǫgni fiel, fort-

1) Nur an einer einzigen stelle in II, c. 373, 9 fragt Grímhild Hǫgni nach dem schatze: *Hogne sitt heill, hvart herer þr nu fært mer Niflunga skatt. Þann er atte Sigurðr sveinn.* Es ist nur eine unfreundliche anrede an Hagen; Grímhild glaubt keinen augenblick, dass er den schatz mit sich geführt haben werde, aber sie will ihm sagen, dass sie nicht versteht, welchen zweck seine reise sonst haben könne. Unmittelbar darauf folgt widerum die klage über Sigurðs tod. Aus dieser stelle, die im NL breiter ausgeführt ist, schliesst Wilmanns, dass habgier Grímhilds ursprüngliches motiv gewesen sei. — C. 376 schluss gehört nicht hierher; Grímhild versucht hier — freilich vergebens — Attila durch die aussicht, dass er den schatz besitzen wird, zu verführen. Übrigens gehört die stelle I.

gelassen. Er wollte ihn ja im folgenden noch auftreten lassen. Aber zufälligerweise ist der bericht c. 394 erhalten.

Die entwicklung des motivs zeigt folgende graphische darstellung:

Redaction I.

a. Gunther und Hagen vor Attila gebracht;
b. schlangenturm;
c. ausschneiden des herzens.
d. Frage nach dem schatz. Gunthers (Hagens) bedingung.

I Q

a. b. erhalten (a nur soweit es Gunther betrifft);
c. umgestaltet: Hagen fällt.
d. verloren (wenigstens d. bedingung).

I S

c. Hagen fällt, aber steht mit Þiðreks hilfe wider auf.

(II S)

Hagen fällt nicht, sondern *brytr upp hollena oc gengr inn.*

I NL

a. umgedeutet unter dem einfluss von II (brüder vor Kriemhilt gebracht);
b. c. werden entfernt;
d. erhalten.

Redaction II.

a. Saalbrand hauptmotiv. Gunther und Hagen kommen durch das feuer um.
b. Einzelkämpfe.

II Q

a. b. ungeändert erhalten.

II S

a. Gislher und Gernoz treten an die stelle von Hagen und Gunther.

II NL

b. wird hauptmotiv;
a. der saalbrand hat keine folgen.

§ 43. C. 356—362 (363. 364).

Auch im anfang der Niflungasaga lassen sich die beiden redactionen unterscheiden.

C. 356/7 sendet Attila Ósíð aus, um für ihn zu werben. Dass Ósíð mit Rüedegêr concurriert, hat man schon früher erkannt. Ósíð wirbt auch in der Vilkina saga um Erka, während die jüngere redaction, die von demselben bearbeiter wie II S stammt, an seine stelle Roðingeirr setzt. Und im NL wirbt Rüedegêr um Kriemhilt.

Aber auch diese werbung erzählt die saga; sie folgt c. 358. Um die beiden erzählungen nebeneinander behalten zu können, ändert II den ausgang von I. Zwar wird Grímhild dem Attila zugesagt, aber Ósíð bekommt sie nicht mit nach Susa; Attila muss sich selber anschicken, die braut zu holen. Aber Roðingeirr begleitet ihn. Im liede macht Rüedegêr die fahrt allein. Dass sie zusammen reisen, geschieht der verbindung von II mit I zu liebe.

Dass die erzählungen durchaus parallel sind, beweisen auch die geschenke, die die boten bekommen. Gunnarr gibt Ósíð c. 357 Sigurðs schild und helm, aber c. 358 verteilt er zwischen Attila und Roðingeirr Sigurðs pferd und sein schwert. (Das NL setzt an die stelle die beschenkung von Rüedegêrs mannen durch Kriemhilt, allerdings mit Sigfrids schätzen).

Ein eigentümlichr zug in I ist es, dass Kriemhild sich freiwillig zur ehe entschliesst. Daneben kommt aber ihrer langen weigerung, worüber die anderen quellen einig sind, ein höheres alter zu. Sie wird dadurch motiviert, dass Grímhild den Sigfrid nicht vergessen kann. Wenn aber das der wirkliche grund wäre, so würde die spätere entwicklung der begebenheiten eher die vorstellung wach gerufen haben, dass sie sich über die gelegenheit, sich zu rächen, die ihr durch die mächtige verbindung geboten wird, freut, und daneben die andere, dass die brüder die ehe verhindern wollen. Aber ihre weigerung hat ursprünglich einen tieferen grund: dieser ist in einem widerwillen gegen Attila und einer ahnung drohenden unheils gelegen. Das zweite Guðrúnlied hat diese einzig richtige motivierung auch behalten. Das zeigt von neuem, dass Grímhilds bruderrache älter als die verdoppelung des Hagenmotivs ist. Und das wird durch eine der alten varianten, die Sigmundsage, bestätigt: Signý weigert sich aus demselben grunde, dem Siggeirr zu folgen.

Für die deutsche überlieferung, die Grímhild zur feindin ihrer brüder macht, ist die einzig mögliche motivierung für ihre abneigung die, dass sie Sigfrid nicht vergessen kann. Es wird zu einem übergangsmotiv von der Sigfridsage zu der Attilasage. Wenn nun I dieses motiv fallen lässt, so deutet das wol darauf, dass in I Sigfrids tod nicht unmittelbar vorherging. Und das bestätigt die saga. Sigfrids tod ist nach II erzählt: die geschichte ist eine directe vorstufe des Nibelungenliedes. Wir lernen daraus, dass I ein lied vom untergange der Nibelunge war, während II eine darstellung des ganzen stoffes war, die schon Sigfrids tod und auch die werbung um Brynhild enthielt.

Im c. 356/7 hat II auch in der mitte eine geringfügige neuerung angebracht. Von ihm stammen nämlich c. 356 (schluss) die worte *í Ve*[illegible]. Die ortsbestimmung von I geht unmittelbar vorher: *í Niflungalandi*.

Die einladung der brüder konnte nicht zweimal erzählt werden. Hier hat II an verschiedenen stellen etwas hinzugefügt. I hat viele alten züge bewahrt, die II und dem auf II fussenden NL abgehen. Hierher gehört die vorstellung, dass Attila Hagens schatz zu besitzen wünscht

c. 359. 360. Attila redet c. 359 ganz wie einer, der das gold begehrt; sofort aber mildert er seine worte durch den zusatz: *en þo er Gvnnarr konungr várr enn kerste vin.* Dass er tatsächlich an der verschwörung teilnimmt, darf man aus c. 360, wo Grímhild eine verräterische botschaft an die brüder sendet, nicht schliessen. Die einladung, die regierung im Hunaland zu übernehmen, die Gunnarr auch c. 361 sich entschliessen lässt, die gefahrvolle reise zu unternehmen, kann unmöglich ehrlich gemeint sein, aber sie geht nicht von ihm aus. Doch ist die angeführte stelle c. 359, 11—17 eine sehr deutliche reminiscenz an die darstellung, die Attila als schuldig kennt. Insofern haben die forscher recht, die in der ÞS eine darstellungsform gesucht haben, in der Grímhild den Attila als werkzeug ihrer rache benutzt. Nur ist dazu zu bemerken: 1. dass Attila zwar nicht ihr werkzeug, aber doch einigermassen ihr mitschuldiger ist; 2. dass diese auffassung nicht für die ganze saga, sondern bloss für I gilt. Dazu stimmt, dass Gunnars tod in I nach der alten weise erzählt wird, und es zeugt auch für eine entsprechende darstellung von Hǫgnis tod. Dem entspricht, dass Gunnarr c. 383 vor Attila, nicht vor Grímhild geführt wird, worauf unmittelbar folgt: *er honum kastat i ormagarð.* Derjenige, der nach den schätzen fragt (der zug ist in der saga nicht bewahrt) ist Attila. II fügt hinzu: *eptir raði drottningar.*

Von diesem verhalten Attilas den brüdern gegenüber weiss das Nibelungenlied nichts. Es folgt hier ausschliesslich II. Aus II stammt in der saga zunächst die breite ausführung der beratung in c. 361. Nachdem Hagen schon von der fahrt abgeraten und seine gründe mitgeteilt und Gunnarr ihm seine feigheit vorgeworfen hat, hebt er von neuem an s. 310, 4—7: *eða — var systir* = NL 1459 (wo Hagen zum ersten mal redet). In I sagt Hǫgni nur, dass Grímhild untreu ist, in II erinnert er an Sigurðs tod. Das folgende, z. 7—8 *oc hon — Susa,* ist Hagens replik im NL (1461). Gunnars antwort entspricht der folgenden strophe des liedes (1462), wo im liede Gêrnôt redet. Das folgende *Hogna verðr nv hermt við* ist = NL 1464, 1[1]. Im NL folgt der jüngere Rûmoltauftritt, dann werden die vasallen aufgeboten, und hier wird zuerst Volkêr erwähnt. So in der saga, wo das aufgebot der männer später folgt, z. 11: *oc gengr inn i holl til sins frænda Folker.*

Auch Odas rat zurückzubleiben (c. 362) gehört II an. Die übereinstimmung mit NL 1509 fgg. ist zum teil wörtlich. Dass sie Gíslher

1) *Er sva opt er i brigzli fært hans moðerni* findet im NL keine entsprechung; diese worte dienen der verbindung; der vorwurf, auf den sie sich beziehen, findet sich in I (c. 361, 11). Also gehört die vorstellung, dass Hagens mutter eine andere als die der brüder war (oben § 40) I an.

behalten will, hat entweder das NL vergessen, oder es ist ausführung der scene in der quelle der saga. Es entspricht dem interesse, das II auch später für Gislher zeigt (c. 390).

Weshalb lässt II hier das aufgebot der mannen fort? Wenn man die frage so stellt, so muss die antwort lauten: weil das aufgebot schon c. 363 nach I erzählt worden war. Aber da in der saga auch Folker aufgefordert wird, mit seinen und Hagens mannen an der fahrt teilzunehmen, fasst man auch die beiden stellen besser als varianten auf. In II wendet Hagen sich unmittelbar nach dem vorhergehenden gespräch an Volker, und diese beiden versammeln ihre helden; die darstellung in I ist einfacher: Gunther ruft seine dienstmannen auf. Das NL hat die reihenfolge umgekehrt: Hagen gibt den rat, die männer zu versammeln (übergangsstrophe); das geschieht; unter den entbotenen helden ist auch Volkêr.

Von c. 363 an liegt also widerum I vor. Dass die zahl der krieger gerade 1000 ist, stand, wie die übereinstimmung von I und II zeigt, schon in der quelle der beiden lieder. Das kleine schiff, das I noch kennt, bewahrt die erinnerung an die geringere zahl. Die zahl 1000 findet sich auch im NL, wo widerum die 9000 knechte eine zutat sind[1].

Die alte saga enthielt demnach von c. 356—362: c. 356. 357 (hier fuhr Grímhild mit Ósíð nach Soest), c. 359. 360. 361 bis z. 21[2]. Das übrige gehört II.

C. 363 ist widerum alt bis auf die sinnlose bemerkung über den zusammenfluss von Donau und Rhein, die II gehört. II localisierte die begebenheiten in Süddeutschland.

Der auftritt mit den meerweibern c. 364 ist nur einmal erzählt (s. oben s. 51). Er gehört zu I, das beweist schon das wasser Mœre. Aber daraus folgt nicht, dass er nicht auch in II gestanden haben kann. Die abweichungen vom NL könnten darin ihren grund haben. Aber wahrscheinlich ist das nicht. Im NL wurde bereits von hier an der einfluss von I nachgewiesen. Es sieht nun ganz danach aus,

1) Freilich kannte II Q schon in der redaction, die II S zu grunde lag, die knechte. Aber sie wurden nicht mitgezählt, oder sie sind unter den *X hundrað manna* begriffen.

2) Der schluss von Hǫgnis rede ist jedoch von II S verstümmelt: *En ef þu vill fara i Hvnaland. þa vil ek epter sitia.* AB, die *eigi* nach *ek* hinzufügen, stellen das ursprüngliche richtig wider her. Dass *eigi* unentbehrlich ist, zeigt sowol der gegensatz zu dem vorhergehenden satze, den *en* ausdrückt, wie die gewöhnliche phraseologie. Es ist auch ganz undenkbar, dass Hagen sagen sollte, er wolle allein zurückbleiben. Aber II, der ihn noch weitere einwendungen machen lässt, konnte Hagens zusage nicht brauchen und strich *eigi*.

als ob die scene mit dem fährmann die variante ist, die II für die seefrauenscene bietet. Die ursprüngliche rolle der seefrauen war dann, dass sie, von ihm dazu genötigt, dem Hagen zu einem schiffe verhelfen [1]. Darauf weissagten sie ihm böses, wie elben tun, denen man eine gabe abnötigt. Im NL wurden die beiden motive nun so verbunden, dass die frauen dem Hagen den weg zum fährmann weisen, ihre weissagung wird zu einer gefälligkeit, womit sie ihre hemden zurückerlangen. In der saga, wo II den auftritt mit dem fährmann folgen liess, trennte er die erlangung des 'kleinen' schiffes, das von den frauen stammt, von der unterredung mit den frauen, und diese sank zu einer frage, wie oder ob man übers wasser gelangen werde, herab. Die construction *hvar(t)* .... *ivir þessa œ oc aptr* zeigt noch, dass *oc aptr* ein zusatz ist. Wenn Hagen in II den fährmann erschlägt, so entspricht das seiner behandlung der seefrauen in I. Über die folgenden capitel s. oben §§ 41. 42.

§ 44. C. 393 und Attilas tod.

Die erkenntnis der quellen der Niflungasaga eröffnet auch einen neuen einblick in die erzählung von Attilas tod. Was mich früher dazu geführt hat, diese geschichte von der NS absolut zu trennen, ist ihre völlige unvereinbarkeit mit der in dieser herrschenden vorstellung, dass Grímhild am tode der brüder allein schuld ist. Seitdem wir als ältesten bestand der NS eine erzählung erkannt haben, in der Attila nicht ganz ohne schuld ist, bedarf auch das verhältnis dieser erzählung zu der sage von Attilas tod einer neuen untersuchung. Es lässt sich nicht leugnen, dass sie sich mit dieser ohne grosse schwierigkeiten verbinden lässt. Zwar ist sie ein rest einer älteren sagenform, nach der Attila allein schuldig war, aber die frage ist nicht, ob die quelle von I diese fortsetzung enthielt, — das ist nicht wol möglich,

1) Darauf weist noch die variante in A: *hvar* (statt *hvárt*) *skulum vér koma yfir þessa á.* Dass Hǫgni in der saga die weiber bloss dazu aufhält, um sie zu fragen, ob es wol gelingen wird, über den fluss zu setzen, ist doch wirklich allzu einfältig. Übrigens beweist das NL, dass A hier das richtige hat. Str. 1529, 3 sagt Gunther zu Hagen: *den furt sult ir uns suochen,* was ganz mit Hagens frage an die weiber in hs. A der ÞS übereinstimmt. Hagen bittet die weiber, ihm eine seichte stelle zu zeigen; er erlangt darauf ein schiff. Den fährmann konnte er natürlich nur bitten ihn überzuschiffen. Wenn Hagen str. 1530 antwortet, er wolle sich *in diesen ünden breit* nicht ertränken, so ist das nur ein notbehelf, der die fährmannsscene vorbereitet. Noch deutlicher ist str. 1543, 4, die vollständig unserer stelle entspricht. Hagen sagt zu dem einen meerweibe: *nu zeige uns überz wazzer.* — Hier haben also M und B der ÞS unabhängig dieselbe ganz auf der hand liegende änderung, die der redactor II anzubringen versäumt hatte *(hvárt* für *hvar)*, eingeführt.

denn c. 393 bildet eine dürftige anknüpfung, sondern ob der bearbeiter von I, der niemand anders als der sagaschreiber war, auch die erzählung von Attilas tod aufgenommen haben kann[1]. Das ist um so eher möglich, als nach der darstellung von I diese strafe, — der tod in einem mit schätzen gefüllten keller, — logischerweise nur Attila treffen kann, denn obgleich Grímhild die hauptschuldige ist, ist es allein Attila, der bei dem überfall von habsucht getrieben wurde.

Von dem sagaschreiber stammt dann c. 393. Dieses capitel war in der alten saga von c. 387, 8 nur durch eine kurze von II fortgelassene bemerkung, dass Hǫgni zu boden fiel, getrennt. Der sagaschreiber hat nun c. 393 für die anknüpfung von Attilas tod die alte sage von Hǫgnis und Grímhilds sohn benutzt; er hat darin Grímhild, die früher die mutter dieses knaben war (Arkiv 20, 192 fgg.), durch Herrað ersetzt. Wenn er Þiðrekr zu Hǫgni gehen lässt, um ihm beizustehen, so entspricht das Þiðreks rolle in I, der von anfang bis zu ende den Niflungar wolgesinnt ist[2].

Für c. 392 gewinnen wir durch diese auffassung den vorteil, dass wir hier nicht zwei änderungen von verschiedenen verfassern anzunehmen brauchen. In IS waren sowol Gunnars wie Hagens tod in einer ausführlichen weise erzählt, die keine änderung gestattete. Der bearbeiter II, in dessen quelle Gunnarr und Hǫgni beide von Grímhild durch einen feuerbrand getötet wurden, hat also, wie oben § 42 angenommen wurde, beide namen durch andere ersetzt, und der zweite

1) Oben s. 75 wurde unter verweisung hierher davon ausgegangen.

2) Dass die verbindung der beiden erzählungen alt und etwa eine nach neuen gesichtspunkten umgedeutete fortsetzung der nordischen darstellungen, in denen Attilas tod zusammen mit dem untergang der Nibelunge erzählt wird, sei, ist kaum anzunehmen. Denn Þiðrekr ist in der sage eine junge gestalt, und c. 394 sieht wie ein abschluss aus. Dennoch ist die möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen. Die alte sage von der rache an Attila enthielt die folgenden züge: 1. das opfer der kinder; 2. einen saalbrand; 3. den sohn des Hagen und der Grímhild, der an der rache beteiligt ist. Die beiden ersten züge wurden aus diesem zusammenhang fortgenommen und in die rache an Hagen übertragen. (Über die übertragung des saalbrandes s. unten § 45.) Von dem dritten zug konnte Grímhilds mutterschaft bei der neuen auffassung nicht erhalten bleiben. Also blieb nur übrig, dass Hagen einen sohn erzeugt, der ihn rächt (Arkiv 20, 202 fgg.), aber mit einer anderen frau. Das kann in der gemeinsamen quelle von I II gestanden haben. Während II die geschichte fallen liess, teilte I die rolle der Herrað zu (Þiðrekr war ja in I aufgenommen). Die alte form der rache aber war ganz zerstört; dafür wurde ein neues motiv, das sich direct auf Attilas habsucht bezog, aufgenommen. Wenn diese auffassung der erzählung richtig ist, was ich freilich nicht für bewiesen und kaum für richtig halte, so muss auch in I Q Hagen nicht tot niedergefallen, sondern nur schwer verwundet gewesen sein.

interpolator, der romantische erzählungen hinzufügte, hat sich an dieser stelle nicht versündigt.

Der erzählende teil von c. 393 schloss in I wol mit den worten *Oc her eptir dœyr Hogni* (z. 13). Das folgende mit Hildebrand, mit der verweisung auf *þyðeskir menn,* die unmittelbar vor c. 394 mit seinen genauen angaben sehr überflüssig und charakterlos ist, gehört II. Nur die verweisung auf Erkas weissagung am schluss gehört noch I (s. § 48).

Es ist nicht ohne interesse, dass Hǫgni in der erzählung von Attilas tod dreimal *Hogni af Troie (Troiu)* heisst[1], während von *Verminza* nicht die ist. Gunnarr tritt ganz in den hintergrund.

§ 45. Das verhältnis der beiden quellen I und II zu einander.

Es ist leicht zu sehen, dass I bei weitem die ursprünglichere quelle ist. Sie enthält die ältesten motive und die wenigsten zusätze. Sie ist eine übergangsform. Die neue auffassung der saga, die in ihr zu worte kommt, ist in II consequent ausgebildet.

Aber I ist nicht die directe quelle von II. Denn II enthält einzelne, obgleich wenige, züge, die über I hinausgehen. II ist auf grund einer nahen variante von I entstanden. II ist ein ganzes epos. Es beginnt mit Gunthers hochzeit und schliesst mit dem tode der Burgunden. I beginnt mit Attilas hochzeit und schliesst gleichfalls mit dem untergang der Nibelunge. I setzt Sigfrids tod voraus, II erzählt die geschichte im anschluss an Sigfrids tod. Aus der vergleichung von I und II ergibt sich eine sagenform, die in einigen punkten über beide hinausgeht.

1. Attila sendet einen boten, um für ihn um Grîmhild zu werben. Grîmhilds anfängliche weigerung, in II erhalten, ist in I verloren. Grîmhild reist mit den boten heim. Ósíð ist vielleicht verhältnismässig alt; Roðingeirr gehört der sonderentwicklung von II an.

2. Mit Attilas zustimmung lädt Grîmhild in verräterischer absicht ihre brüder Hagen und Gunther ein. Von den anderen brüdern war nur Gêrnôt aufgenommen. Dieses verhältnis ist in I bewahrt; näheres darüber § 47. In II herrscht die neuerung, dass Attila es vollständig aufrichtig meint; nur Grîmhild hat böse pläne. — Hagen rät von der reise ab. Eine warnung durch die mutter oder die frau war auch schon vorhanden (vgl. Am. 14fgg.). In II ist sie belegt; ob I sie verloren hatte, lässt sich nicht entscheiden. Die zahl der genossen scheint schon 1000

1) Dieselbe bezeichnung begegnet einmal in II, c. 389, 11.

gewesen zu sein, aber die erinnerung daran, dass sie geringer war, war noch nicht verloren (s. unten 3).

3. Am Rhein angelangt, wird eine gelegenheit zur überfahrt gesucht. Hagen findet die seeweiber, nötigt sie, ihm ein schiff zu verschaffen. Sie weissagen ihm darauf, dass er nicht zurückkehren werde. Er tötet die seeweiber. In II wird die scene durch den auftritt mit dem fährmann ersetzt. Einführung Elses.

4. Man rudert so stark, dass die ruder zerbrechen. In I verloren, in II Q durch das steuer ersetzt; erhalten in den dänischen liedern. Das schiff schlägt um (erhalten in I II).

5. Am anderen ufer steht Eckewart und warnt die brüder. Ein alter zug der sagenform, in der Grímhild ihren brüdern treu war. Er zeigt ihnen den weg nach Attilas burg. In I ist Eckewart durch Þiðrekr ersetzt. In II ist er erhalten, aber die lange Rüedegêrepisode ist eingeschoben. Durchnässt kommen die brüder bei Attila resp. Rüedegêr an.

6. Ankunft bei Attila. Attila schaut nach den brüdern aus (vgl. Akv. 14); in II ist Attila durch Grímhild ersetzt. In I schaut Attila zwar nicht nach ihnen aus, aber er empfängt sie unmittelbar nach ihrer ankunft freundlich (vgl. s. 54 anm.). Dann folgte der empfang durch Grímhild, ein rest der alten auffassung, wo Grímhild warnt, vgl. Akv. 15 und Signýs warnung c. 5 der Vǫlsungasaga. Der empfang ist schon umgedeutet; unfreundliche unterredung mit Hagen. In II folgt eine mahlzeit.

7. Die nächtliche scene (vgl. Finn). Sie schloss schon damit, dass die Hunnen sich zurückziehen. Erinnerung an den tod im schlafsaal im NL, in I ist die scene verloren; doch ist eine deutliche reminiscenz erhalten, s. unten.

8. Eine begrüssung durch Attila, in der alten sage nicht vorhanden, war dadurch notwendig geworden, dass der kampf bei einer gemeinsamen mahlzeit anhub. In II und I erhalten. Gemeinsame mahlzeit in einem saal. In I durch einen baumgarten ersetzt.

9. Vor dem beginn des kampfes hat Grímhild Írinc gebeten den ausgang des saales zu besetzen. Jetzt fordert sie ihr söhnchen auf, dem Hagen eine maulschelle zu versetzen. Hagen tötet den knaben und dessen erzieher; Attila fordert die Hunnen auf, sich zu waffnen und die Nibelunge zu töten; die Hunnen verlassen den saal. Vollständig in I erhalten. Neuerungen in II: hinzufügung der knechteepisode; umdeutung der ermordung des knaben; die Nibelunge besetzen den eingang, wodurch die alte situation der nachtwachtscene erreicht wird

(das kann insofern alt sein, als sie den eingang gegen die feinde draussen hüten); die übertriebene darstellung des Hunnenmordes im saal.

10. Von hier an gehen I und II vollständig auseinander. Mit hilfe verwandter darstellungen lässt sich vielleicht doch auch hier das ursprüngliche herausfinden.

Dass das alte lied einen saalbrand kannte, der also nicht zuerst in II hinzugefügt worden ist, geht aus einer stelle in I, die oben unberücksichtigt geblieben ist, hervor. C. 385 (schluss) ärgert Hǫgni sich darüber, dass er bei nacht wegen der dunkelheit nicht kämpfen kann: *Oc nu snyr Hogni brutt með fa menn. oc þar var æitt steikara hus. oc þar fa þeir ser elld. oc kasta þegar þeim elldi i husit oc brenna upp. oc nu gerer liost um alla borgena.*

Dass Hǫgni eine küche anzündet, um bei deren schein kämpfen zu können, ist mindestens ein wunderliches motiv. Und dass der schein eines brennenden *steikarahús* die ganze stadt erleuchtet, klingt nicht weniger übertrieben. Das *steikarahús* kann in der sage unmöglich alt sein. Aber die feuersbrunst entspricht dem gleichen motiv in II, und wenn es der grosse saal war, der aufbrannte, so versteht man, dass die lohe die ganze stadt erhellte.

I hat also das *steikarahús* oder ein ähnliches gebäude anstatt des saales eingeführt, und das ist eine directe folge davon, dass in I der saal, in dem die Nibelunge sich befinden, durch einen baumgarten ersetzt ist. (Der grund dieser änderung wird sein, dass man sich einen so grossen saal nicht vorstellen konnte). Also erzählte eine ältere redaction von I, dass in der nacht bei dem schein des brennenden saales draussen gekämpft wurde. Daraus folgt aber, dass der saalbrand nicht nur in der gemeinsamen quelle von I und II stand, sondern sogar älter als die mahlzeit und die dabei vorgefallenen begebenheiten ist. Denn es wird bei nacht gekämpft. Also ist der saal, der angezündet wird, ursprünglich der schlafsaal der Nibelunge. Die alte quelle von I II hatte den nächtlichen kampf beim schein des brennenden saales behalten, obgleich sie schon die mahlzeit, die über tag gehalten wurde, aufgenommen hatte[1].

1) Aus dieser unzweideutigen erinnerung an den saalbrand in I ergibt sich, dass wir oben s. 67. 69 anm. 1 mit recht in c. 382, 6: *en Hogni at upp hollenne* und c. 384, 16 fg.: *(Hertugi Bloðlin) ferr i eina holl við sina menn ok Irungr við sina menn* reminiscenzen an den kampf im saal in I erkannt haben. Die änderung des saales in einen *apaldrsgarðr* ist also, obgleich man in Soest die stelle anwies, nicht durchgreifend gewesen.

Aber éin unterschied bleibt auch so zwischen I und II bestehen. In I wird draussen gekämpft, in II drinnen im saal, oder besser, nachdem der saal angezündet, hört in II ursprünglich der kampf auf.

Beiden quellen gemeinsam muss gewesen sein, dass der saal über den häuptern der Nibelunge angezündet wurde. Denn das ist der einzige zweck des brandes, *at brenna þá inni.* Eine nächtliche mordbrennergeschichte im stile der sǫgur. Der unterschied zwischen I und II ist dieser, dass in I die Nibelunge die wand des brennenden saales forcieren und ausbrechen[1], während sie in II, solange sie leben, mit wurfgeschossen sich verteidigen, aber alle im brennenden saal umkommen. Die gleichheit mit den ähnlichen scenen der sǫgur ist ganz ausserordentlich. Auch die varianten fehlen nicht. Bei der Njálsbrenna bricht Kári in ähnlicher weise aus; die anderen kommen in den flammen um. Die einzelheiten sind stereotyp: der eingang wird besetzt, dass keine seele herauskommt; man kämpft erst einige zeit (so in der Njála), aber es kostet zu viele männer, und man entschliesst sich zu dem letzten, weniger ehrenvollen mittel zu greifen; man trägt feuer herbei und zündet das haus an; als jede hoffnung, sich durch waffengewalt zu retten, verloren ist, bittet der angegriffene um frieden für sich oder für seine unschuldigen hausgenossen. Auch das fehlt hier nicht: die bitte für Gislher!

Also haben beide vorstellungen ihre litterarhistorische anknüpfung, aber eine von beiden muss die relativ ursprüngliche sein. Ich glaube, dass auch hier I, obgleich die jüngere dichtung die scene sehr erweitert hat, doch auf dem älteren standpunkt steht. Darauf weisen die übereinstimmungen mit der skandinavischen tradition. Hier ist von keinem brand die rede. Tapfer kämpfend fallen die brüder den feinden in die hände. Nach Akv. 15, 1—2 *(Systir fann þeira snemst, at í sal kómo)* wird in einem saal gekämpft (in übereinstimmung mit der saga und dem NL, sowie mit der Finnsage), dort spricht Guðrún mit den brüdern, dort tötet Hǫgni (str. 19) sieben männer und stösst den achten ins feuer, was nach dem zusammenhang nur ein herdfeuer sein kann. In Atlamál wird draussen gekämpft. Der saalbrand ist ein secundäres motiv und verdankt seine entstehung gewiss der neuen auffassung von Grímhilds

1) In der ÞS, wo die Nibelunge in dem baumgarten eine prächtige gelegenheit sich zu verteidigen haben, versteht man nicht, weshalb sie denselben zu verlassen wünschen (wie Wilmanns, Untergang der Nibelunge s. 12 das umgekehrte behaupten kann, ist mir unbegreiflich); Hagens klage, dass man auf diese weise mit den knechten zu kämpfen genötigt ist, ist nur eine ausrede, denn davon, dass er nachher 'selber wählen kann, mit wem er kämpfen wird' (c. 381, 13), erhellt nichts.

charakter. Die brandstifterin der Nibelungensage ist Grîmhild, nicht Attila. In der alten sage verbrennt sie ihren mann (Akv. 41). Wie die opferung des sohnes bei der umbildung der sage wider die brüder gewandt wird, so auch der saalbrand. Die sagenform, die die consequenteste durchführung dieses motivs zeigt, muss auch die jüngste sein. In I wird zwar der saal über den häuptern der Nibelungen angezündet, aber sie finden den weg hinaus, dann kämpfen sie und kommen auf die alte mit der Edda übereinstimmende weise um. In II wird der saalbrand zum hauptmotiv; Gunther und Hagen kommen elend in den flammen um. Erst durch die spätere aufnahme der einzelkämpfe hat sich das verhältnis in II widerum geändert, obgleich II noch in der der saga zu grunde liegenden darstellung den tod in den flammen kannte, und durch die verbindung von I mit II im NL wird auch hier der zug eingeführt, dass sie gefangen vor Grîmhild, — die an Attilas stelle tritt, — geführt werden.

Also nehmen wir für die quelle von I II diese vorstellung an: der saal wird angezündet, die Nibelunge brechen aus, überfallen Îrinc, der draussen steht, und töten ihn; dann werden sie gefangen genommen, Gunther wird in den schlangenturm geworfen, und Hagen wird das herz ausgeschnitten.

Was I resp. II weiter enthalten oder anders erzählen, sind zusätze und änderungen, die in einem anderen zusammenhang ausführlich besprochen worden sind.

Einen weiteren schritt zurück führt nun die vergleichung der erschlossenen quelle von I II mit der skandinavischen tradition. Der abstand ist kein grosser mehr, das meiste lässt sich auf die grundlegende neuerung: die auffassung der Grîmhild als der feindin der brüder zurückführen. (Ich wende dieselben ziffern an, wie in der vorhergehenden übersicht.)

1. Alt ist Attilas hochzeit mit der widerspenstigen Grîmhild.

2. Alt die einladung. Neu: Grîmhilds böse pläne. Alt: die warnung durch frau oder mutter. Neu: Hagens einwürfe (durch sein verhältnis zu Grîmhild veranlasst).

3. 4. Die scene mit den meerfrauen ist in der alten sage nicht belegt, sie kann aber alt sein. Alt: das starke rudern und zerbrechen der ruder oder ruderpflöcke (Atlam. 37). Aus dem zerbrechen des schiffes (Atlam. a. a. o.) wurde das kentern des schiffes.

5. Alt muss eine dem Ekkewart ähnliche gestalt sein wegen seiner rolle; die verkörperung von Grîmhilds warnung in Akv. und Atlam.

6. Alt: der empfang durch Grímhild (Akv. 15). Neu: die umdeutung des empfangs.

7. Alt: die nächtliche scene, daraus ein kampf sich entwickelte (Finn). Neu: das sich zurückziehen der Hunnen (der grund ist in 8 [mahlzeit] gelegen).

8. Neu: begrüssung durch Attila, mahlzeit. Aufgenommen wegen 9.

9. Neu: die scene mit dem knaben. Eine folge von Grímhilds neuem verhältnis zu Hagen. Eine übergangsform, da auch Attila einigermassen feindlich gesinnt ist, war die opferung des knaben noch nicht absolut notwendig. Alt: eine dem Îrinc entsprechende gestalt, die den überfall leitet. In der Finnsage entspricht Gârulf. In der Edda geht vielleicht Vingi auf diese gestalt zurück.

10. Alt: der offene kampf. Die gefangennahme und grausame tötung der brüder. Neu: der saalbrand und der ausfall. Jener aus Grímhilds rache an Attila, dieser ein bekanntes motiv, das vom saalbrand zum offenen kampf hinüberführt.

Zu beachten ist, dass alle diese änderungen von der aufnahme der Burgunden durchaus unabhängig sind. Ihre einzige voraussetzung ist die neue auffassung von Grímhilds charakter, und dass diese älter als der eingreifende einfluss der Burgunden, vielleicht sogar älter als ihre aufnahme ist, wurde § 21 gezeigt.

Der einfluss aus dem süden beschränkt sich durchaus auf den namen Gunther, geht also gerade so weit wie in der skandinavischen tradition. Eine Volkêr ähnliche gettalt kannte die quelle, aber dieser gehört nicht der südlichen tradition an, sondern ist eine alte gestalt (§ 47). Die sagenform steht der nordischen noch ganz nahe und kann nur in dem lande entstanden sein, wo auch die form der Sigfridsage, die nur eine geringe variante der nordischen überlieferung ist, zu hause ist. Sogar Dietrich, den doch I schon wie das dritte Guðrúnlied als statisten kennt, fehlt noch. Denn an der einzigen stelle, wo er in I in die handlung eingreift, bei der warnung der brüder, zeigt II, dass die quelle noch Eckewart kannte.

§ 46. Die jüngere dichtung.

Die im vorhergehenden erschlossenen quellen ermöglichen eine einsicht in die entwicklung der alten dichtung und helfen auch die jüngere verstehen. II steht ungefähr in der mitte zwischen der gemeinsamen quelle von I und II und dem Nibelungenliede. Und so will es mir erscheinen, dass die quellen der Þiðrekssaga die endgültige entscheidung in der quellenfrage des Nibelungenliedes bringen. Weder

episodische einzellieder noch eine vielgestaltige prosaische tradition war die quelle, noch liederbücher, in denen gewisse gruppen von einzelliedern zu einer darstellung eines abschnittes der tradition verbunden waren, sondern kürzere darstellungen des ganzen stoffes. Das allmähliche wachsen des stoffes lässt sich quellenmässig belegen.

Nur an éiner stelle gab es, nicht mehr in der unmittelbaren hauptquelle des liedes, aber doch in der poetischen tradition einen tieferen einschnitt: zwischen der darstellung von Sigfrids tod und der von Hagens tod.[1] Die quellen der ÞS lehren, dass die skandinavische tradition in dieser hinsicht auf dem alten standpunkte steht. Abgesehen von rückschauenden gedichten behandeln drei lange lieder, die Sig. sk., die Sig. yngri, die Sig. meiri Sigurðs tod. An hindeutungen auf spätere ereignisse fehlt es nicht; das zeigt, dass der stoff ein einheitlicher ist; aber Sigfrids tod bildet einen einschnitt, der ein aufhören nicht nur gestattet, sondern auch tatsächlich mit sich bringt; kein einziges gedicht erzählt zugleich die fortsetzung. Den untergang der Nibelunge erzählen zwei gedichte, Atlakviða und Atlamál; im zweiten finden sich anspielungen auf frühere ereignisse, aber eine erzählung davon enthalten diese quellen nicht. Auf demselben standpunkte steht die niederdeutsche tradition. Die Sig. meiri stammt aus Norddeutschland und bezeugt dieselbe behandlung von Sigfrids tod, die im norden die übliche ist. Die entsprechende behandlung von Hagens tod ist durch die quelle der in der ÞS erhaltenen lieder bezeugt. Ein beginn ist mit der poetischen verbindung gemacht; das lied enthielt Attilas hochzeit, die in der Edda, wenigstens in den überlieferten liedern, fehlt. Und wir vernehmen, dass Grímhild Sigfrids witwe war. Auf diesem standpunkte steht auch I noch.

Aber I und II gehen bis zum schluss, bis zum tode der brüder. Die rache dafür enthalten sie jedoch nicht (vgl. jedoch oben s. 84 anm. 2). Ob dieser unterschied mit den nordischen quellen auf der zusammenarbeitung zweier lieder im norden oder darauf beruht, dass man in Deutschland diesen teil der poetischen überlieferung hat fallen lassen, untersuche ich hier nicht. Jedesfalls hat die deutsche tradition auch diesen teil des stoffes — ob er nun in demselben oder in einem anderen liede behandelt war — gekannt und benutzt. Sie entlehnt ihm die hauptmotive für ihre umbildung des stoffes: das opfer des sohnes und

1) Auch Sigfrids jugend bis zu Brunhilds erlösung — also drachenkampf und erlösung — war in alten liedern gesondert behandelt. Aber sie war schon früh mit der werbung für Gunther verbunden; so in der quelle der Sig. meiri, und wahrscheinlich von neuem secundär in II (s. unten s. 103).

den saalbrand. Und es war aller grund vorhanden, Attilas tod in diesem zusammenhang, wo Grímhild zur hauptschuldigen wurde, fallen zu lassen. Sie ersetzt ihn auf die dauer durch Grímhilds tod. Erst die ÞS knüpft eine von der alten sage abweichende erzählung von Attilas tod an.

Die poetische verbindung mit Sigfrids tod und mit Gunthers hochzeit liegt schon in II vor. Also liegt von da an dem Nibelungenliede eine vollständige darstellung des stoffes zu grunde. Jenes lied (II) kann man nicht ein volkslied im gewöhnlichen sinn einer ballade nennen. Dazu war es zu lang. Aber von der epischen breite des NL war es weit entfernt. Vergleicht man die quelle von I, II mit Atlamál, so kann man mit recht daran zweifeln, dass es länger als dieses gedicht gewesen sei. Der grosse umfang des Nibelungenliedes ist das product dreier factoren: der allmählich aufgenommenen zusätze und erweiterungen, der zusammenarbeitung zweier paralleler quellen (I, II) — nicht aneinander schliessender quellen! — und der epischen ausführlichkeit jüngerer dichter, die den stoff in höfischem geschmack bearbeitet haben. Das ist das jüngste; die neigung lässt sich überall beobachten, sie hat das lied wenigstens auf das doppelte seines natürlichen umfangs angeschwellt. Die allmähliche aufnahme fremder motive geht aber aus der chronologischen reihenfolge: Atlilieder — quelle von I II — I — II — Nibelungenlied klar hervor. Sie bestätigen durchaus, was Cauer a. a. o. richtig vermutet hat, dass der stoff durch für den zusammenhang des ganzen gedichtete einzellieder, die niemals für sich existiert haben, angeschwellt worden ist. Es ist kein zufall, dass ein Homerforscher zuerst diesen gedanken ausgesprochen hat. Cauer hat auch in einem einzelnen falle die relative chronologie richtig erkannt. Wo er aus der situation und der darstellung schliesst, dass die scene '*wie er niht gên ir ûf stuont*' auf grund der nachtwachtscene gedichtet worden ist, so bestätigt die geschichte der überlieferung diese ansicht — wenigstens principiell[1] — durchaus. Die nachtwachtscene ist uralt, sogar älter als Grímhilds feindschaft, die scene vor Kriemhilts fenster kennt nur das Nibelungenlied. Weniger richtig hat Cauer über Îrinc geurteilt, aber erst die einsicht in die beiden quellen der darstellung der Þiðrekssaga und ihr verhältnis konnte zum verständnis dieser gestalt führen.

Als zusätze, die jünger als II sind, erkennen wir im Nibelungenlied, abgesehen von den teilen, die hier aus I stammen, an längeren abschnitten:

1) Dass *nur* die nachtwache motive für die scene vor Kriemhilds fenster abgegeben habe, glaube ich freilich nicht (s. darüber die fortsetzung dieser untersuchung). Aber dass diese scene aus motiven aus dem älteren bestand des liedes aufgebaut ist, ist vollständig richtig.

1. den kampf mit Else und Gelfrât;
2. wie er niht gên ir ûf stuont;
3. kirchgang;
4. buhurt.

Ferner bedeutende erweiterungen des aufenthalts in Bechelâren, von Blœdelîns kampfe mit den knechten, in den Dancwart eingeführt wird, des Hunnenmordes, der einzelkämpfe.

Diese erweiterungen beruhen nicht auf der zuführung neuen sagenstoffes. Das meiste entwickelt sich nach psychologischen gesetzen aus dem schon vorhandenen.

Wenn die scene vor Kriemhilts fenster eine jüngere variante der nachtwache ist, so hat sie ihrerseits dem kirchgang zum vorbild gedient. Die scenen bilden eine psychologische reihe. Die nachtwache ist ursprünglich nichts als die einleitung des kampfes. Durch die verlegung des kampfeingangs auf den folgenden tag mussten in dieser scene die Hunnen sich zurückziehen; sie wurden zu feiglingen; Hagen verspottet sie. Sie sind von Grîmhild gesandt worden; das veranlasst eine scene, in der das deutlich ausgesprochen ist, und bei der sie zugegen ist. Das führt dazu, dass Hagen Grîmhild verhöhnt. Und diese scene ruft eine andere hervor, deren hauptthema Hagens brutale behandlung der königin bildet. Die elemente werden aus früheren teilen der erzählung, Hagens unterredung mit Kriemhild nach seiner ankunft und dem streit der königinnen vor der kirche, entlehnt, und die scene ist fertig. Sie hat wie die andere den weiteren zweck, Volkêr sich hervortun zu lassen; ihre zwecklose rohheit verrät sie als einen letzten ausläufer.

Der jüngste auftritt dieser gruppe ist wol der buhurt, der, inhaltslos wie er ist, noch einmal Volkêrs herausforderndes wesen und Etzels friedfertigkeit illustrieren soll.

Die einzige bedeuteude neue gestalt des liedes ist Dancwart. Auch dieser ist nicht von aussen eingeführt, sondern er ist ein doppelgänger Hagens. Wie dieser in der nachtwachtscene, so hütet Dancwart mit Folkêr beim Hunnenmorde den eingang des saales. Die sage weiss davon nichts. Eine furchtbare rache für den fall der knechte war notwendig. Die gegebene gestalt, um sie zu vollführen, war Hagen. Aber dieser war während des auftritts im saal unentbehrlich. Also gab man ihm einen bruder, der an kampftüchtigkeit hinter ihm nicht zurücksteht. Durch seine nahe beziehung zu Hagen concurriert er in der jüngeren dichtung mit Volkêr. Daher werden ihm auch gemeinschaftliche heldentaten mit Hagen zugedichtet. Diesem bestreben verdankt

der kampf mit Else seine entstehung. Der name Else, den der auftritt mit dem fährmann nannte, bot eine gelegenheit, eine kampfscene anzuknüpfen.[1] Auch diese fehlt ganz richtig in der saga. Sie hat in dem kampf wider Blœdelîn ihre voraussetzung, ist also nicht älter als dieser. Ferner ist Dancwarts verhältnis als eines jüngeren bruders zu Hagen dem des Gîselher zu Gunther parallel. Daraus entspringen weitere berührungen mit Gîselher. Von Rüedegêrs frau und tochter wird er geküsst; es wird gesagt, dass er noch sehr jung war, als Sigfrid starb.

Man kann nach alledem II als den ältesten, vollständigen repräsentanten der süd- oder besser westdeutschen überlieferung ansehen. Was das NL an namen und neuen tatsachen von aussen hinzufügt, ist alles nebensächlich. Das, worin das NL über II hinausgeht, stammt aber ohne ausnahme aus I. Der dichter des liedes hat I vollständig gekannt. Wenn er von dieser redaction nur einen kürzeren abschnitt vollständig aufnimmt, so beruht das gewiss darauf, dass im anfang — Attilas hochzeit und die einladung — keine bedeutenden unterschiede vorhanden waren, während die einzelheiten des kampfes so sehr auseinandergehen, dass eine einheitliche darstellung, die beide quellen vollständig enthielte, sich hier nicht vornehmen liess; die saga zeigt, zu welchen torheiten man gelangt, wenn man hier das eine mit dem andern verbinden will. Aber am schluss hat der dichter des liedes I widerum benutzt. Denn nur aus dieser quelle kann der bericht stammen, dass Grîmhild — in I war es freilich Attila — den Hagen nach dem schatz fragt, bevor sie sich entschliesst, ihn zu töten[2].

Daraus, dass in II Dietrîch und Rüedegêr auftreten, darf man nicht schliessen, dass II ein süddeutsches gedicht war. Diese bezeichnung ist eine rein stoffliche im gegensatz zu I. II ist in Süddeutschland localisiert und enthält süddeutsche elemente. Aber auch in I tritt Þiðrekr auf, und doch ist I durchaus norddeutsch. Wenn Þiðrekr und vielleicht Rüedegêr süddeutsche helden sind, so folgt daraus nicht, dass sie in Süddeutschland in die sage aufgenommen sind. Bei der ausserordentlichen beliebtheit und verbreitung des stoffes fällt es auf, dass vor dem Nibelungenlied auf deutschem gebiete keine einzige aufzeichnung aus alter zeit auf uns gekommen ist, wie das doch mit dem Waltharius und

1) Dass dem kampf mit Else und Gelphrât übrigens ein abenteuer Dietrîchs zu grunde liegt, an dem die Nibelunge gar nicht beteiligt waren, zeigt Wilmanns, Untergang der Nibelunge, s. 30 fg.

2) Dass übrigens der dichter des NL I noch in weit höherem grade benutzt hat als in dieser untersuchung nachgewiesen worden ist, werden die am fuss des textes in der sonderausgabe abgedruckten parallelstellen zeigen.

anderen dichtungen der fall ist. In Norddeutschland schrieb man die gedichte nicht auf. Ich sehe in II die niederrheinische tradition, im gegensatze nicht zu einer süddeutschen, sondern zu einer sächsischen, die in I vorliegt. Daraus erklärt sich auch ihre verarbeitung in der ÞS. Der geographische abstand war kein allzu grosser. Im munde der niederrheinischen spielleute hat die sage sich weiter ausgebildet, bis ein hochdeutscher höfischer dichter sich des stoffes bemächtigte und dem NL seine endgiltige gestalt gab. Das ist allerdings nur eine andeutung; für den nachweis im einzelnen verweise ich auf den zweiten teil dieser untersuchungen, wo ich namentlich auf die in diesem capitel kurz besprochenen fragen einzugehen gedenke. Hier sei vorläufig nur bemerkt, dass die auffassung der entstehung des NL, wie sie in der geschichte der sage und in den quellen, die sämtlich nach dem norden weisen, ihre sagengeschichtliche voraussetzung hat, so auch in der allgemeinen entwicklung der mittelhochdeutschen epik — man denke nur an Rother, Herzog Ernst, Oswald, Orendel, Salman und Morolf, an den stoff von Wolfdietrîch und Hugdietrîch — ihre litterarhistorische.

§ 47. Die nibelungischen und hunnischen helden.

(Späterer zusatz.)

In dem der sonderausgabe dieser untersuchungen beigegebenen abdruck der beiden darstellungen der NS sind in I alle stellen, die Gîselher nennen, gestrichen. Ich sehe mich veranlasst, schon hier dafür mich zu verantworten.

In I spielt Gîselher nicht die geringste rolle. Keine tat wird ihm zugeschrieben; nicht einmal sein tod wird mitgeteilt. Für Gernoz gilt nicht dasselbe. Bedeutend ist zwar auch seine rolle nicht, aber er bittet an einer charakteristischen stelle Dietrich um hilfe, er wird viel häufiger als Gîselher zusammen mit den übrigen helden erwähnt, er tritt widerholt in verbindung mit Hǫgni auf, und seinen tod enthielt die darstellung auch, was freilich erst aus dem gedruckten text klar werden wird.

Die stellen, die Gîselher erwähnen, sind die folgenden:

C. 360, 7. Attila und Grímhild lassen ihre brüder grüssen: *Gunnare ... ok ... Hogna oc Gernorz oc Gislher.*

C. 361, 2. Gunnarr ruft zum rate *Hogna oc Gernoz oc Gislher.*

C. 363, 12. Gunnarr hat auf seinem schilde als zeichen einen adler mit einer krone. Hǫgni hat gleichfalls einen adler, aber ohne krone (z. 10—12). Dann folgt (z. 13): *oc þat marc* (also den adler) *hava þeir aller a sinni herneskiv.* Dazwischen steht: *Gernorz oc Gisl-*

her hava skiolldo rauða oc lact með gulli haukr, was den sinn stört. Hier ist auch Gernorz eingeschoben.

C. 376, 6. Grímhild will sich rächen an Gunnarr und Hǫgni *oc aðrum þeirra brœðrum.*

C. 377, 25. Attila steht auf und geht Gunnarr entgegen *oc Gislher.*

C. 377, 26. Attila gibt Gunnarr seine rechte hand *oc kallar Hogna oc Gernorz.* Dazwischen: *oc vinstvi hende toc hann i hond iuncherra Gislher.*

C. 381, 24. Hogne bricht aus dem garðr. *Gernorz oc Gislher fylgia honum oc marger Niflungar.*

C. 384, 6. Als Gunnarr gefangen ist, schlägt Hǫgni auf die Hunnen los. Gernoz sieht das und eilt ihm kämpfend entgegen: *ok honum fylgir iunkherra Gisler alldrengiliga; drepr margan mann með sinu sverði Gram.* Schon die erwähnung dieses schwertes weist auf die Roðingeirepisode und also auf II. An keiner dieser stellen richtet Gîselher auch nur das geringste aus.

Demgegenüber wird Gernorz, wenn man die eben angeführte stelle c. 376, 6 mitzählt, 22 mal genannt, darunter an mehreren stellen, wo er mehr oder weniger in die handlung eingreift und unentbehrlich ist.

Wir schliessen daraus, dass I Gîselher nicht kannte, und dass die stellen in I, die ihn nennen, von II S herrühren.

Hingegen wird Gîselher in der erzählung von Sigfrids tod (c. 342 bis 348), die doch II gehört, gar nicht erwähnt. Das erklärt sich aber daraus, dass er hier auch in der jüngeren überlieferung keine rolle spielte. Er war damals noch ein kind. Dass dies der grund ist, darüber lässt II uns nicht im ungewissen. C. 169, in der aufzählung von Aldrians söhnen erklärt er: *þriðe Gisler. hann er þa æitt barn er þessi tiðændi geraz.* Übrigens ist er in den c. 347, 19. 21. 23 erwähnten *fjórir* einbegriffen.

Folker hat II an ein paar stellen eingeführt; zweimal in der mahlzeit, die er nicht selbständig erzählt, sondern nur mit zusätzen verquickt:

C. 377, 35. *Folkher sitr hia fostra Aldrians.*

C. 379, 19. *(Oc enn hogr hann)* ivir *havoð Folkher (til fostra sveinsins).*

Ferner c. 382, 14 (s. oben zu Gîselher).

Zu erwähnen ist noch eine längere stelle (c. 385, 5—10), an der Gernoz sowol Gisler wie Folker nennt, deren zusammenhang aber sofort zeigt, dass sie interpoliert ist.

Die skandinavische tradition kennt die trias Gunnarr-Hǫgni-Guttormr. Die allgemeine ansicht ist, dass Guttormr auf den burgun-

dischen Godomarius zurückgehe; diese tradition habe Gîselher verloren, während die deutsche Godomarius vergessen habe. Da es sich nun gezeigt hat, dass auch die älteste deutsche quelle Gîselher nicht kennt und dieser erst sehr spät in die dichtung aufgenommen ist, wird auch der zusammenhang zwischen Guttormr und Godomarius recht zweifelhaft.

Etymologisch ist *Guttormr* nicht Godomarius, was vielmehr Guðmarr lauten würde, sondern *Goðþormr* (zu *þyrma*, s. Noreen[3] § 233). Der name ist im norden in häufigem gebrauch, und schon im 9. jahrhundert begegnet ein Guthormr Guðbrandsson (Heimskringla).

Die öconomie der dichtung erfordert nur eine zweizahl der brüder. Da Gunnarr aus der heterogenen Burgundensage stammt, erhebt sich somit die frage, ob Guttormr nicht der relativ älteste name des zweiten bruders ist.

Diese ansicht gewinnt eine bedeutende stütze an c. 170 der ÞS. Hier werden die brüder aufgezählt. Zunächst findet sich hier diese reihe: Gunnarr, Guðzormr, Gernoz, Gisler, während Hǫgni nur ein halber bruder ist. Dann erzählt das capitel, dass Þiðrekr die brüder einlädt. Hier aber ist nur von Gunnarr, Hǫgni und Guthormr die rede. Man nimmt die einladung an; Gunnarr und Hǫgni begeben sich auf die reise; Guttormr bleibt zurück, weil er krank ist; auch hier existieren Gernoz und Gislher einfach nicht. Es ist klar, dass das capitel ursprünglich nur die trias Gunnarr-Hǫgni-Guttormr kannte; die beiden anderen sind später hinzugefügt. Es ist aber bei der durch unsere bisherigen resultate klargelegten gewissenhaftigkeit des sagaschreibers die reinste willkür, diese abweichung von den übrigen deutschen quellen dem einfluss der skandinavischen sagenform zuzuschreiben. In dem liede, das den beiden quellen der NS zu grunde liegt, ist Guttormr durch Gernoz ersetzt. Auch dieser ist ebensowenig wie Guttormr ein burgundischer held. Die so entstandene trias hat I bewahrt. Erst II fügt Gislher und Folker hinzu. Noch jünger ist Dancwart, der zuerst im NL auftritt (§ 46).

Wir können aus diesen tatsachen die entwicklung der gestalten ablesen.

Es fällt auf, dass Gernoz in I als Hagens waffenbruder erscheint. Die beiden helden werden vielfach zusammen genannt; Hǫgni rächt Gernoz fall und fällt unmittelbar darauf. Gunnarr wird schon früher gefangen genommen. Nach Hǫgnis beispiel bindet Gernoz den helm fester. Auch II weiss noch, dass Hǫgni und Gernoz zusammen wächter ausstellen.

Das älteste brüderpaar ist Hagen und Guttormr. Zusammen sind sie an Sigfrids tod schuldig; zusammen reisen sie nach Húnaland, halten die wache über ihre mannschaft — wie Hnæf und Hengest —; zusammen kommen sie im fremden lande um.

Als darauf Gunnarr aufgenommen wurde, fand eine neue verteilung der rollen statt. In der gemeinschaftlichen überlieferung bekam er von Hagen die rolle des königs. Dann teilten sich die skandinavische und die sächsische tradition. In Skandinavien wurde der mord an Sigfrid auf Guttormr übertragen; damit aber war er *ór sǫgunni;* für den weiteren verlauf der erzählung trat Gunnarr an Guttorms stelle, und so wurde jener zu Hagens waffenbruder auf der reise nach dem Hunnenlande.

In der sächsischen überlieferung blieb das alte verhältnis bewahrt. Nur dass an Guttorms stelle ein bei norddeutschen spielleuten beliebter held trat — Gêrnôt. Erst das NL lässt ihn wider Hagen auftreten. Er wurde daher auch zu Hagens waffenbruder; in I und auch noch in II steht er deutlich zu Hagen in einem intimeren verhältnis als Gunther, der eher gegen Hagen unfreundlich gestimmt ist. Von ihm hat sich in II Folker abgezweigt. Jetzt ist es Folker, der auf Hagens beispiel den helm fester anbindet. Den grund dieser erscheinung kann man nur erraten. Vielleicht hängt sie damit zusammen, dass Hagen nicht für einen vollen bruder der könige galt. Das gegenwärtige verhältnis der könige wird als ein relativ intimeres gedacht. Daher wird dem Hagen in der berühmten alten scene, in der er die nachtwache hält, eine neue gestalt zugesellt, die ihm ganz besonders nahe steht. Insofern kann man sagen, dass Volker für die nachtwachtscene erschaffen worden ist, nur dass diese scene alt ist und er eine alte gestalt fortsetzt. Das auftreten Volkers ist somit ein weiterer beweis dafür, dass II einmal diese scene enthalten hat. In IQ gieng sie dadurch zu grunde, dass der kampf unmittelbar nach der ankunft im Hunnenlande bei der ersten mahlzeit entbrannte; in der directen quelle von IIS war sie wol so zusammengeschrumpft, dass sie dem verfasser kein interesse mehr einflösste; vielleicht waren auch strophen ausgefallen. Die nacht aber ist erhalten.

Dass Volker von anfang an ein spielmann gewesen sei, ist nichts weniger als wahrscheinlich. In der saga tritt er noch nirgends in dieser rolle auf. Aber wenn Hǫgni (c. 388 schluss) zu ihm sagt: *Haf mikla guðs þauk firir, hversu þu lezt syngia þitt sverð i hialmum Huna,* so ist damit die möglichkeit einer entwicklung in dieser richtung gegeben. Ein spielmann kam auf den einfall, das bild auszuführen. Er

vergleicht Volkers schwert mit einem videlbogen; dann wird der held zu einem *videlære,* der nicht nur auf helmen videlt, sondern auch durch *süeze dœne* seine kameraden erquickt. Am ende sieht sich einer zu der mitteilung veranlasst, dass Volker freilich von hoher geburt war, dass er aber wegen seiner kunst ein *spileman* genannt wurde. In welchen kreisen diese auffassung des Volker als eines spielmanns entstanden ist, dafür legt sie selbst ein so beredtes zeugnis ab, dass ich darauf nicht einzugehen brauche.

Gîselher ist zugleich mit Roðingeirr in die dichtung aufgenommen. Für den kampf mit Roðingeirr ist die gestalt erfunden. Das, zusammen mit seiner verlobung mit Roðingeirs tochter, ist seine einzige tat und sein einziges erlebnis. Freilich vernimmt man von zeit zu zeit, dass auch nach seiner meinung gefragt wird, dass auch er tüchtig kämpft, aber er bleibt eine inhaltlose gestalt — bis auf sein zusammentreffen mit Rüedegêr. Es ist daher durchaus richtig, wenn Wilmanns vermutet, dass sein name aus irgend einer von der sage absolut unabhängigen quelle aufgenommen sein wird. Nur kann von einer schrift des schreibers des Piligrim von Passau als der quelle des namens nicht die rede sein. Die gestalt ist eine nordwestdeutsche, wie II durchaus ein nordwestdeutsches gedicht ist (§ 46).

Von Etzels helden sind, wie I zeigt, auf deutschem boden Ósíð und Îrinc die ältesten. Dann wird Dietrich aufgenommen, aber vorläufig als statist. An Ósíðs stelle tritt später Rüedeger (II); zugleich nimmt Blœdelîn Îrincs platz ein, während dieser eine untergeordnete stellung bekommt, und auch Dietrîch greift nun in die entwicklung der begebenheiten ein. Die entwicklung ist dieselbe wie bei den nibelungischen helden; neue gestalten treten in die rolle der alten, die aber darum in den meisten fällen nicht eliminiert werden, aber mit einem geringeren teil ihrer alten rolle sich begnügen müssen. Und auch hier lässt sich beobachten, dass die historischen namen jung sind; der einzige name, der auf eine dem historischen Etzel nahestehende gestalt zurückgeführt werden kann, gehört der jüngsten namenschicht dieser periode an.

Es ist mit diesen namen wie mit dem Burgundennamen selber. Die alte tradition kannte ihn gar nicht. Niemals heissen Hagen und Gunnarr anders als Nibelunge; das NL ist die erste quelle, die von Burgunden redet, im grunde nur in seinen jüngeren teilen. Auch dieser name ist erst spät, sogar später als Gîselher und Rüedeger adoptiert worden.

Über den namen von Hagens vater (s. § 40) ist noch zu bemerken, dass, da der Aldrian der deutschen quellen nachweislich nicht auf eine schon früh verbreitete tradition, sondern einzig und allein auf die beiden

lieder I und II, die ihrerseits nur einander nahestehende varianten eines einzigen liedes sind, zurückgeht, dieser auch keine bessere gewähr hat als der c. 170 der ÞS überlieferte name Írungr. Im gegenteil, da c. 170 im ganzen eine ältere tradition repräsentiert als c. 169, das nur eine umarbeitung von c. 170 nach den gesichtspunkten von II ist, so spricht das eher für den c. 170 überlieferten namen. Es wird sich lohnen, dieser frage, die ich hier nur aufwerfe, einmal einige aufmerksamkeit zu widmen.

In diesem zusammenhang bespreche ich noch kurz zwei andere namen, die für die heimatsbestimmung sogar der jüngeren tradition ihr interesse haben. In II tritt zum ersten mal Oda auf, wofür die hochdeutsche überlieferung Uote hat. An und für sich wäre es gleich möglich, dass ein norddeutscher dichter *uo* durch *ô* ersetzt hätte, als dass das umgekehrte der fall wäre. Aber *Ôda* ist an. *Auðr*. Also liegt hier aus *au* contrahiertes *ô* vor; die entwicklung geht also von an. *au* über ndd. *ô* nach hd. *uo*. Dasselbe gilt für *Nuodunc*. Die saga gibt den namen noch in der alten form: *Nauðungr*. Also auch hier *au-ô-uo*. Freilich wird das *au* hier auf einer umsetzung in den an. lautstand beruhen, aber die umsetzung ist richtig, während die umsetzung des süddeutschen dichters in den vermeintlichen lautstand seines dialects unrichtig ist. Also weist auch Nauðungr nach Norddeutschland.

§ 48. Der anteil der verschiedenen bearbeiter der Þidrekssaga an der Niflungasaga.

Die frage nach den bearbeitungen der ÞS ist für unsere untersuchung nicht in erster linie von bedeutung. Indessen wird es nicht überflüssig sein, zu untersuchen, wie weit unsere obigen resultate eine änderung der früher von mir über die composition der saga ausgesprochenen ansichten mit sich führen.

Dass an der saga drei bearbeiter beteiligt sind, wird durch unsere resultate nur bestätigt. Wir unterscheiden den sagaschreiber, der die NS nach I aufnahm; sodann den ersten umarbeiter, der die vielen erzählungen aus den hochdeutschen dichtungen nahestehenden quellen aufnahm, und dessen quelle für seine zusätze in die NS sich nun auch als die hauptquelle des NL entpuppt hat; und endlich den bearbeiter, der u. a. mitten in die NS die absolut heterogene erzählung von Fasolds und Þetleifs tod (c. 349—355) aufnahm. Die arbeit eines jeden dieser drei schriftsteller ist für ihn so charakteristisch, dass bei den meisten erzählungen kein zweifel bestehen kann, wer sie geschrieben hat.

Nur für die Niflungasaga im weitesten sinne muss auch die verfasserfrage von neuem gestellt werden. Das meiste liegt in dem vorhergehenden direct eingeschlossen. Dass die verschiedenen teile der NS nicht alle von éinem verfasser herrühren, war mir schon vor jahren klar (Zeitschr. 25, 464fgg. und passim). Solange die Niflungasaga im engeren sinne (c. 342—48. 356—394) für die arbeit éines verfassers galt, in die höchstens einzelne bemerkungen später hinzugefügt wären, folgte daraus — da für das stück als ganzes nur der umarbeiter verantwortlich sein konnte — dass die übrigen teile der NS, die nicht älter als diese sein zu können schienen, entweder zugleich mit dieser entstanden oder jünger sein müssten, und die teile, die sich mit der NS in der überlieferten form schlecht vertragen, wurden daher dem zweiten interpolator zugewiesen.

Indessen wird man, wo es nicht nötig ist, lieber nicht annehmen, dass drei bearbeiter an der NS beteiligt seien, und da wir schon in der NS im engeren sinn den sagaschreiber und den erster interpolator[1] erkannten, da ferner die zusätze des zweiten interpolators, wenn man von der NS absieht, alle romantischer art oder doch dem stoff der saga durchaus fremd sind, stellt sich unsere aufgabe so, dass wir untersuchen müssen, ob sich die ganze NS auf den sagaschreiber und den ersten interpolator verteilen lässt. Für den umfangreichsten teil der NS ist diese frage durch das obenstehende schon entschieden. In bezug auf c. 356—398 kann kein zweifel mehr obwalten. Und die erzählung von Attilas tode wurde § 44 dem sagaschreiber zugewiesen. Bleiben also c. 342—348 (Sigfrids tod); 226—30 Sigfrids und Gunthers hochzeit; c. 169. 170 Hagens geburt; 152—168 Sigfrids jugendgeschichte. Das urteil über c. 342—348 folgt aus den oben besprochenen verhältnissen. Im ganzen stück herrscht nur éine darstellung. Die darstellung ist die vorstufe der entsprechenden des NL. Die darstellung II der erzählung vom untergang der Nibelunge bezieht sich direct auf diese erzählung. Die Burgunden werden neu und mit einem ganz ungewöhnlichen aufwand von worten eingeführt. Ihr vater heisst Aldrian wie in c. 169. Wir haben oben aus dem verhältnis dieses stückes zu II mit recht geschlossen, dass die quelle der beiden abteilungen dieselbe war, mit gleichem rechte schliessen wir auf einen verfasser. Also gehörte c. 342—3 dem interpolator an.

1) Denn nur dieser verfasser, der mehrere andere abschnitte nach mit den süddeutschen epen übereinstimmenden quellen umarbeitete, kann der verfasser von II sein; daraus folgt, dass der sagaschreiber I geschrieben hat.

Die verteilung von c. 169. 170 bleibt die alte; c. 169 gehört dem jüngeren verfasser. Es fügt keinen neuen zug hinzu, sondern es setzt nur Aldrian an Írungs stelle.

In c. 226—230 bleibt éine schwierigkeit übrig. Das meiste gehört mit c. 342—8 zusammen; darüber kann kein zweifel sein. c. 342—8 bezieht sich auch mehrfach auf diese erzählung, namentlich die gleiche auffassung des raubs der jungfernschaft der Brynhild. Ferner habe ich vor kurzem (Ztschr. 37, 139) gezeigt, dass c. 240 sich so eng an c. 226, 7 anschliesst, dass für eine längere erzählung dazwischen kein platz ist. Aber oben § 13 haben wir sehr deutliche spuren doppelter sagenauffassung entdeckt. Zwar keine doppelte darstellung, aber verschiedene sagenauffassung. C. 227 herrscht Br II, 1, im folgenden Br II, 4. Hier kann man zweifeln. Entweder sind c. 226. 227 alt, und das übrige ist vom interpolator aus seiner quelle, die den ganzen stoff behandelte, aufgenommen, er hat es aber unterlassen, neben c. 226/7 eine zweite darstellung desselben vorgangs zu stellen, oder die quelle des interpolators war an dieser stelle nicht einheitlich; sie enthielt neben einer darstellung der werbung nach Br II, 1 eine darstellung der brautnacht nach Br II, 4.

Die entscheidung bringt das Nibelungenlied. Die frage nach dem verhältnis von c. 226. 227 zu dem NL wurde oben s. 49 offen gelassen. Die zusammenstellung der parallelstellen für den textabdruck am schluss der sonderausgabe hat mich zu einer erneuten prüfung dieser frage geführt, und das resultat, davon ein jeder sich überzeugen kann, ist, dass die quelle von c. 226/7—230 als eine zusammenhängende quelle auch dem dichter des NL bekannt gewesen ist. Daraus folgt, dass auch c. 226/7—227 schluss II gehören, und dass ich Zeitschr. 37, 139 richtig angenommen habe, dass ursprünglich c. 240 auf 227, 6 folgte.

Es erhebt sich damit die frage, ob hier in II eine quellenmischung aus Br. II, 1 und Br. II, 4 vorliegt, oder ob in Br. II, 4, die nur eine weiterbildung von Br. II, 1 ist, reste dieser alten auffassung weitergeschleppt worden sind, die nun widersprüche hervorrufen. (Die scene im schlafgemach ist eine umbildung des keuschen beilagers, das den verlust von Br I voraussetzt; c. 226. 227 aber setzen Br I voraus, § 13. 16.). Mit sicherheit lässt sich das nicht entscheiden; letztere erklärung scheint zunächst die einfachste, vgl. aber unten. Jedenfalls aber zeigt das NL, dass die verbindung der einander widersprechenden elemente nicht auf das conto des umarbeiters der saga, sondern der quelle kommt. Dass das NL auch hier zwei quellen benutzt haben sollte, ist nicht wahrscheinlich, weil c. 226. 227, falls sie

nicht zu II gehörten, doch nicht eine vollständige quelle sondern nur ein kurzes fragment einer quelle repräsentieren würden; es müssten dann im NL auch andere spuren jener quelle sich zeigen.

Dass c. 152—168 nicht dem sagaschreiber angehören, wird schon durch die bekannten handschriftlichen verhältnisse bewiesen (in M² fehlt der abschnitt). Es ist also II. Wir haben daher guten grund, die verweisung von c. 226. 227 auf eine frühere bekanntschaft Sigurðs mit Brynhild auf c. 168 zu beziehen, das auf diese weise eine weitere stütze für die § 9 mitgeteilte interpretation jenes capitels bietet. Ob c. 168 mit II ein fortlaufendes gedicht bildete, entscheide ich hier nicht; auf diese frage hoffe ich später zurückzukommen, aber dass c. 168 und 226. 227 einander ganz nahe stehen, daran lässt sich nicht zweifeln. Und daraus liesse sich ein argument für die ansicht ableiten, dass c. 226. 227 und c. 228—30, obgleich auf éinem gedichte beruhend, dennoch vollständig heterogen sind. Denn II ist aus mehreren liedern zusammengeschweisst. Es liessen sich unterscheiden: 1. c. 168 (dann ein verlorenes stück, Sigfrids ankunft bei Gunther und Sigfrids hochzeit), 226. 227; 2. c. 228—30. 342—348 (c. 169, soweit echt, d. h. nicht unter dem einfluss von c. 170 stehend, bei 1 oder 2?); 3. die II zugehörigen teile von c. 356—392. Dass der letzte abschnitt ursprünglich ein selbständiges gedicht war, zeigt I, das mit Attilas werbung anfängt. So dürften auch die beiden ersteren abschnitte erst secundär in II miteinander verbunden sein. Dass sie nicht dieselbe entwickelungsstufe der saga repräsentieren, ist dann ganz natürlich.

Die übrigen teile von c. 152—168 bieten an II nur schwache oder keine anknüpfungspunkte, und obgleich sie II S angehören, ist es vom jetzigen standpunkte kaum zu entscheiden, ob sie auch zu II Q gehören. Sigfrids geburt, die II S zur entstellung des inhalts von c. 168 veranlasst (§ 9), gehört jedesfalls, soweit wir sehen können, nicht zu II Q.

Unsere resultate führen zu einer neuen auffassung von c. 340. Wenn die ursprüngliche saga eine erzählung vom untergang der Nibelungen enthielt, so muss sie auch Erkas tod mitgeteilt haben. Aber da die alte saga, wie ich Zeitschr. 25, 440 fgg. ausführlich dargetan habe, Herað nicht als Þiðreks frau kannte, muss hier eine teilung vorgenommen werden. Der umfang des interpolierten stückes lässt sich leicht erkennen. Denn der bearbeiter widerholt ein motiv des sagaschreibers. Erka erkrankt heftig, so heisst es in der alten saga, sie merkt, dass sie bald sterben wird; da entbietet sie eiligst *(skyndiliga)* ihren gemahl und gibt ihm den rat, eine gute, keine böse frau zu heiraten, und in keinem fall eine frau aus Niflungaland. Dazwischen hat der interpolator

die geschichte geschoben, wie sie eines guten tages *(a æinum dæigi)* den Þiðrekr entbietet und ihm ihre *frænkona* Herað (in der saga ist Herað Þiðreks *frænkona*) übergibt. Auch Hildibrandr nimmt höflich von ihr abschied. Darauf aber hat die sache auf einmal eile; Attila muss sofort kommen; sie hat noch die zeit, ihre warnung auszusprechen; dann wendet sie sich von ihm und stirbt. Es ist klar, dass die interpolation den abschnitt z. 4 *Oc nu a æinum dæigi* bis z. 32 *oc allir þæir er hia ero* umfasst. Das übrige schliesst richtig aneinander und bildet eine verständliche erzählung. Das verfahren des bearbeiters ist sein gewöhnliches. Seine quelle ist wie auch bei der Nibelungensage eine spielmannsdichtung, dieselbe, die den entsprechenden stellen in Dietrichs flucht (7555 fgg.) und Rabenschlacht (str. 35 fg.) zugrunde liegt. Die situation: unmittelbarer anschluss an die schlacht bei Gronsport, von der Þiðrekr in der saga eben heimgekehrt ist, entstammt auch dieser quelle; die aufnahme der verlobung in die erzählung von Erkas tod ist eine redactionelle freiheit des bearbeiters, die auch durch die mittelhochdeutschen epen nicht bestätigt wird[1].

Von grosser bedeutung sowol für die geschichte der saga wie für die reconstruction der ihr zugrunde liegenden lieder sind zwei capitel-

1) In bezug auf den prolog halte ich an meiner früheren ansicht fest. Freilich enthält er eine stelle, die zu c. 394 in einer gewissen beziehung steht, s. 2: *Þessi saga er samansett eptir sogn þydeskra manna. en sumt af þeirra kvædum er skemta skal rikum monnum ok fornort voru þegar eptir tiðindum sem segir i þessari sogu. Ok þo at þu takir einn mann or hverri borg um allt Saxland. þa munu þessa sogu allir a eina leið segia. en þvi vallda þeirra hin fornu kvæði.* Aber etwas neues enthält die stelle nicht, und gegenüber c. 394 ist sie ziemlich allgemein gehalten und charakterlos. Man vergleiche: *Ok þo at þu takir . . . þa munu . . . allir — segja: þeir menn hafa oss oc sagt ifra þesso . . . oc sagðu allir a eina leið.* und: *einn mann or hverri borg um allt Saxland: þeir menn . . . er fœddir hafa verit i Brunswic eða Mimstrborg, oc engi þeirra vissi deili a aðrum.* Mit dem schlussworte vgl. *oc er þat mest eptir þui sem segia fornkvæði i þyðverski tungu.* Mit dem eingang vgl. *er gert hafa frodir menn um þau storþiðindi er i þesso landi* [illegible]. Das einzige, was in c. 394 nicht steht, ist, dass die lieder mächtigen leuten vorgetragen wurden — was auf den vortrag der spielleute des umarbeiters gehen konnte, und dass die gedichte unmittelbar nach den ereignissen gedichtet worden sind, was unrichtig ist. [illegible] ist der schlecht geschriebene prolog wenigstens in [illegible] teil, wahrscheinlich aber in seiner ganzen ausdehnung gewiss [illegible]. Man vergleiche z. b. nur die auf die [illegible] ausführung über die übertreibung in der poesie mit der [illegible], wo der verfasser als seine überzeugung ausspricht, dass es so geschehen ist, wie er es mitgeteilt hat. Und doch ist dies noch der beste teil des prologs.

überschriften, auf die ich erst nach beginn der drucklegung aufmerksam wurde, und die ich deshalb hier anhangsweise bespreche. Die eine ist die über c. 386, 7: fall H., d. i.: *fall Hogna.* Sie ist aus der älteren fassung, in der Hǫgni tatsächlich in diesem zusammenhang (c. 387, 7) fiel, in unsere redaction herübergeschleppt worden. Sie liefert den positiven beweis, dass nicht nur in der erzählung der saga zwei darstellungen durcheinander stehen, sondern auch, dass das alte lied da schloss, wo ich das oben s. 67 angenommen habe.

Die andere überschrift findet sich über c. 388: *vm bardaga G.*, d. i.: *vm bardaga Gisler.* Dass der für Gislher entscheidende kampf gemeint ist, dürfte einleuchten. Daraus folgt aber, dass in der ursprünglichen darstellung von II Gislher in diesem capitel, also von Rodingeirr, getötet wurde. Ferner folgt daraus, dass in jener darstellung Gislher in c. 389. 390 nicht mehr auftrat, dass also s. 75. 79 richtig angenommen worden ist, dass hier Gislher an stelle eines anderen namens, also für Hogni (Gunnarr), geschrieben wurde.

Eine weitere consequenz dieser tatsache ist aber, dass nicht nur I S, wie sie uns vorliegt, sondern auch II S auf eine schriftliche quelle zurückgeht, die alles das enthielt, was in unserer überlieferung neben I S in den text aufgenommen ist. Das heisst: unsere überlieferung verhält sich der ursprünglichen erzählung gegenüber nicht wie z. b. die zweite Velentssaga oder die zweite Vilkinasaga der ersteren gegenüber, sondern wie die gleichfalls in unseren handschriften vorliegende verbindung der ersten und zweiten Velents- resp. Vilkinasaga der ersten gegenüber. Mit anderen worten: unsere überlieferung ist wie im anfang der saga so auch in diesem abschnitt nicht eine umarbeitung sondern eine compilation, und zwar aus der ursprünglichen fassung I und der umarbeitung II. Es muss also neben der alten saga eine umarbeitung existiert haben, die nicht abweichende berichte hinzufügte, sondern die begebenheiten zum teil anders darstellte. Aus der verbindung dieser beiden darstellungen erwuchs unsere Þiðrekssaga[1]. Der verfasser, der in dieser untersuchung II S genannt wurde, ist also der compilator von Þ S I und II; im grunde käme die bezeichnung dem verfasser der verlorenen ÞS II zu. Die änderungen, die durch die verbindung von I und II geboten wurden, gehören, wie es sich versteht, alle dem compilator. Daraus aber, dass die vorliegende redaction eine compilation im vollen sinn des wortes ist, erklärt sich, dass bei der bearbeitung kein

1) Ich verzichte darauf, in diesem zusammenhang die entstehung der hs. M von diesem gesichtspunkt aus von neuem zu erörtern, hoffe aber bald darauf zurückzukommen.

teil von I, von II nur das, was mit I entweder vollständig oder doch nahezu übereinstimmt oder sich nicht vereinigen liess, ausgelassen worden ist.

XI. Die heimat der sage.

§ 49.

Wenn es ein richtiges princip ist, als die heimat einer sage die gegend anzusehen, wo sie am üppigsten blüht und am frühsten belegt ist, so ist die Nibelungensage gewiss nicht bei den Franken entstanden. Die üppige blüte besteht darin, dass die alte überlieferung reich ist, dass varianten vorkommen, dass die motive richtig verstanden werden.

Dass das älteste motiv, Hagens kampf mit dem mann seiner schwester oder tochter, skandinavisch ist, zeigt schon die Hildesage. Da die nordische herkunft dieser sage nicht bezweifelt wird, gehe ich darauf nicht ein. Auch die nächste variante der Hildesage, Helgis kampf mit Hǫgni, ist skandinavisch. Der schluss, den man daraus für die NS ziehen kann, wird durch die älteste localisierung im norden bestätigt.

Für den kampf mit dem schwager finden wir als wichtige variante die angelsächsische Finnsage, die, wie ihre localisierung zeigt, nicht in England entstanden, sondern von den Angelsachsen aus ihrer heimat auf dem festlande mitgebracht ist, und die Sigmundsage, die nur aus nordischen quellen bekannt ist. Beide weisen nach dem norden. Demgegenüber beweisen natürlich ein paar ganz vereinzelt in hochdeutschen quellen vorkommende namen der Sigmundsage nichts; sie können höchstens für einen schwachen sagenimport aus dem norden angeführt werden.

Dass Grimhild ihre brüder rächt, gehört derselben periode an. In der Finnsage sind für diese vorstellung nur noch die voraussetzungen vorhanden; in der Sigmundsage ist das motiv zur vollen entwicklung gelangt.

Die verdoppelung des motivs vom schwagermord ist vielleicht auch noch in der nordischen periode geschehen. Wenigstens finden wir in der Sigmundsage und in der Hildesage ähnliche verhältnisse. Doch ist die verdoppelung eines motivs eine so häufige erscheinung, dass man hier an einen zusammenhang mit der gleichen erscheinung in den verwandten sagen nicht zu denken braucht. Da aber andere züge der Sigfridsage nach dem norden weisen, so ist diese auffassung doch die natürlichste.

Erst an der inneren begründung der sage nehmen auch die deutschen, wir dürfen jetzt bestimmter sagen die sächsischen stämme teil.

Von nun an arbeiten Skandinavier und Niederdeutsche zusammen an ihrer ausbildung; ein lebhafter verkehr wird durch die gegenseitigen entlehnungen bezeugt. Die motivierung der kämpfe durch habgier gehört vielleicht noch der älteren periode an; wenigstens ist die motivierung einheitlich; ein anderes motiv ist in der älteren überlieferung nicht belegt. Aber bei der frage nach der herkunft des schatzes begegnen wir einer skandinavischen und einer deutschen auffassung. Die skandinavische ist nach Deutschland durchgedrungen, die deutsche nach Skandinavien. Nachdem die localisation in Xanten-Soest sich als alt erwiesen hat, haben wir wol das recht, die zwergensage mit den alten bergwerken Westfalens in verbindung zu setzen. Hier ist also auch der name Nibelungen, falls er tatsächlich nebelkinder bedeutet, was jedoch nicht feststeht, entstanden. Hingegen erzeigt sich die drachensage sowol durch ihre zahllosen skandinavischen varianten wie durch das unverständnis, dem sie in Deutschland begegnete, als nordisch.

Das schmiedemotiv ist deutsch; in Deutschland ist es reich entwickelt, und hier ist es an den deutschen schmied *κατ' ἐξοχήν* geknüpft; es weist wie die zwergensage nach Westfalen. In die skandinavische tradition sind nur ein paar züge (das schmieden des schwertes, das senden in den scheinbar gewissen tod) aufgenommen und an eine fremde junge gestalt geknüpft.

Wo das Brynhildmotiv zuerst aufgenommen worden ist, erhellt aus ihrem inhalt nicht. Selbständig ist es sowol in Deutschland wie in Skandinavien verbreitet. In beiden ländern tritt es in der Nibelungensage in einer form auf, die dort auch sonst bezeugt ist, in Deutschland in der form der märchen (wasserfahrt), in Skandinavien in einer einkleidung, die auch aus anderen nordischen sagen bekannt ist (*vafrlogi*). Der zauberschlaf scheint beiden gemeinsam zu sein; das beschlossensein in ein kleid (Skand.) ist auch in deutschen märchen, das namentabu (ÞS quelle des NL) auch im norden bekannt. Aber auf die nordische form (panzerbekleidung) als die ursprüngliche weist der name Brynhild, und das deutet darauf, dass die gestalt auf skandinavischem boden aufgenommen ist. Dass die sage nur im norden in ihrer reinheit (Sigrðrifa) bewahrt ist, weist in derselben richtung. Aber beide stämme haben das motiv weiter entwickelt; die deutsche tradition fügte eine dritte — grobe — variante hinzu.

Für Sigurðs jugend haben beide stämme sich interessiert, aber sie gehen ihre eigenen wege. Von einer eigentlichen ausbildung der sage in dieser richtung ist jedoch nur in der sächsischen tradition die rede. Sie knüpft an die unbekannte herkunft des erlösers an, sucht dafür

eine erklärung und stellt eine verbindung mit der älteren abstammung von Sigmund her. Nur unbedeutende züge drangen davon nach dem norden durch. Hier wird dagegen Sigurðs jugend mit taten eines fremden helden (Helgi) angefüllt. Der aufenthalt bei Hjálprekr wird doch aus deutscher überlieferung stammen; vielleicht war das die deutsche vorstellung vor der anknüpfung der Sisibesage.

Aus der sächsischen tradition stammen im norden auch einige localangaben. Wenn die quellen einige male den Rhein erwähnen, so ist der Rhein bei Xanten gemeint. Wenn Sigurðr *suðr til Frakklands* reitet, so sind Hagen und Gunther Frankenkönige, wie in der norddeutschen tradition. Hingegen darf man daraus durchaus nicht schliessen, dass auch Hindarfjall oder die Gnitaheiðr in Franken liege; im gegenteil gerade das umgekehrte folgt daraus; wenn die mitteilung etwas bedeuten soll, so kann es nur sein, dass er entweder aus Sachsen oder aus Dänemark kommt. Aber zu einer deutlichen vorstellung von Sigurðs wohnort ist die nordische tradition nicht gelangt, oder sie hat sie vor der zeit der schriftlichen tradition aufgegeben; an anderer stelle, in der Sig. skamma, heisst Sigurðr *enn suðrœni*. Hingegen in Helreið *víkingr Dana*. Die bezeichnung bedeutet gerade so viel wie das reiten *suðr til Frakklands*; — man weiss nicht, wo hin er gehört.

Die gegenseitige beeinflussung der skandinavischen und der deutschen tradition zeigt, wie die schmiedesage und die zwergensage, dass nicht die Franken sondern die Sachsen der deutsche stamm sind, der sich zuerst mit der Nibelungensage beschäftigte. Aber von den Sachsen kam sie zu den Franken. Diese haben vielleicht zuerst Gunther in die sage aufgenommen. Von nun an lässt sich auch in Deutschland neben der strömung von nord nach süd eine andere in entgegengesetzter richtung wahrnehmen. Aber der erste strom blieb noch lange zeit der stärkste. Die Franken haben, wie es scheint, als ein gegenstück zu Hagens fall den Sachsenkrieg hinzugedichtet oder wenigstens eine kriegsfahrt des Sigfrid auf die Sachsen bezogen. Sie haben zufolge der verbindung mit Gunther Hagens sitz südwärts verlegt und dementsprechend die alte localisation durch eine neue vollständige ersetzt. Doch gehört das meiste davon der jüngeren dichtung an; der einfluss aus dem süden beschränkt sich vorläufig auf den namen Gunther[1]; dieser übernahm einen teil der rolle von Hagens genossen, der jedoch in dem wesentlichsten auftritt (der nachtwache) neben ihm bestehen blieb, und nur im norden ganz von Gunther verdrängt wurde. Der sächsischen überlieferung gehört auch

1) Attila als Hunnenkönig stammt nicht aus der Burgundensage (s. s. 41 fg.).

die neue auffassung von Grîmhilds charakter an. Sie ist eine folge davon, dass Grîmhild durch die verdoppelung des schwagermordes Sigfrids witwe wurde. Spuren davon finden sich in der ältesten skandinavischen überlieferung, aber hier blieb die alte auffassung durchaus herrschend. Bei den Sachsen lässt sich die übertragung der schuld von Attila auf Grîmhild quellenmässig belegen.

Die wichtigste änderung, die aus der aufnahme des Gunther folgt, ist die mit der vorhergehenden parallel laufende neue motivierung von Sigfrids tod. Auch diese wird sächsisch sein. Denn die Sachsen bewahren eine klarere erinnerung an Sigfrids verhältnis zu Brynhild als die Franken. Die vorstellung ist jünger als die neue auffassung von Grîmhilds charakter. Denn Grîmhilds rache an Hagen setzt Hagens, nicht Brynhilds schuld voraus (§ 21). Wenn Brynhilds rache, die doch jünger ist, nach dem norden drang und sich dort in üppiger dichtung entfaltete, während Grîmhilds rache nur schwach angedeutet wird, so ist zu beachten, dass diese vorstellung im norden einer anderen ausgebildeten vorstellung von Grîmhilds verhältnis zu ihrem mann und ihren brüdern begegnete, während die vorstellung von Brynhilds rache gerade im norden, wo die erinnerung an Sigurðs und Brynhilds liebe lebendig geblieben war, eine willige aufnahme finden musste.

Fränkisch ist aber die verbindung der Sigfridsage mit der Hagensage zu einem zusammenhängenden gedicht (II Q der ÞS § 45), vielleicht auch der verlust der ersten begegnung des Sigfrid mit Brynhild, die erste aufnahme mehrerer süddeutscher helden, in erster linie des Dietrich, der früh auch zu den Sachsen und nach dem norden vordrang, darauf des Gîselher, Rüedigêr, Hildebrand und anderer helden. Aus fränkischer überlieferung stammt wol auch Gêrnôt. Dass es nicht der schreiber des bischofs Pilgrim von Passau gewesen sein kann, der diese namen aus einem alten pergamen aufgetrieben hat, wie Wilmanns annimmt, wurde oben s. 99 betont. Auf diese stelle der Klage hoffe ich im zusammenhang einer ausführlichen untersuchung des betreffenden gedichtes zurückzukommen.

AMSTERDAM. R. C. BOER.

Bericht über die verhandlungen der germanistischen section der 48. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Hamburg.

Die germanistische section der 48. versammlung deutscher philologen und schulmänner trat nach dem schluss der ersten allgemeinen Sitzung am dienstag, den 3. october 1905 um 2 uhr im speisesaale des „Concerthauses Hamburg" (St. Pauli) zusammen. Die vorbereitenden geschäfte waren von den obmännern geheimrat prof. dr. Gering-Kiel, prof. dr. Dissel-Hamburg, oberlehrer dr. Rosenhagen-Hamburg geführt worden. Prof. dr. Dissel als Mitglied des ortsausschusses eröffnete die erste sitzung und veranlasste die wahl der vorsitzenden. Durch zuruf wird die leitung der verhandlungen herrn geheimrat prof. dr. Gering-Kiel und herrn prof. dr. Strauch-Halle übertragen. Zu schriftführern werden ernannt privatdozent dr. Franz Schultz-Bonn und dr. Kohbrok-Altona.

Ein typographisches prachtstück war den mitgliedern der germanistischen und romanistischen section als festschrift dargebracht:

Der Huge Scheppel der gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken nach der handschrift der Hamburger stadtbibliothek mit einer einleitung von Hermann Urtel (veröffentlichungen aus der Hamburger stadtbibliothek I), Hamburg, verlag von Lucas Gräfe, 1905 (gedruckt bei Lütcke u. Wulff, e. h. senatsbuchdruckern, in Hamburg) 25 s. und 60 bl. in grossfolio, 6 tafeln.

Der vorsitzende geheimrat Gering begrüsst die versammlung; er giebt eine aufzählung und kurze charakteristik der langen reihe von männern, die seit der letzten philologenversammlung der germanistischen wissenschaft durch den tod entrissen wurden. Die section ehrt das andenken der verstorbenen durch erheben von den plätzen.

Darauf erhält prof. dr. Strauch-Halle das wort zu einem „Bericht über den stand der arbeit am Grimmschen wörterbuch". Der bericht sagt etwa folgendes:

Auf der letzten philologenversammlung zu Halle im october 1903 hat die germanistische section einstimmig den beschluss gefasst, die sache des deutschen wörterbuchs als die ihrige zu betrachten und sie bis zu seiner vollendung auch für die künftigen philologenversammlungen ein für allemal auf ihre tagesordnung zu setzen. Dementsprechend referiert prof. Strauch als vorsitzender der germanistischen section auf der Hallischen philologenversammlung über den fortgang des unternehmens während der letzten zwei jahre. Unter dankbarer anerkennung, dass die reichsregierung bemüht gewesen ist, dem damals ausgesprochenen wunsche um gewährung weiterer mittel und hilfskräfte rechnung zu tragen, konstatiert ref., dass seit october 1903 im ganzen 9 lieferungen erschienen sind, 5 weitere sich gegenwärtig im druck befinden resp. handschriftlich fertig gestellt vorliegen. Sodann führt er aus, dass eine unterstützung von seiten der reichsregierung nach wie vor wünschenswert bleibt und unterbreitet der section dahingehende anträge auf grund von informationen, die bei den bearbeitern des wörterbuchs selbst eingeholt wurden. Die section möge über die annahme dieser anträge beschliessen.

Es entspinnt sich eine lebhafte diskussion. Geheimrat Gering befürwortet die erneute eingabe an den reichskanzler und beantragt, in ihr die bitte auszusprechen, es möchten neben dem jetzigen noch drei weitere bearbeiter für den

buchstaben G angestellt werden. Er schägt vor, zur ausarbeitung der eingabe eine kommission zu wählen.

Prof. Siebs-Breslau spricht sich gegen die anstellung von studenten als hilfsarbeiter aus; trockene sammelarbeit sei für einen in der ausbildung begriffenen jungen menschen nicht wünschenswert. Anders steht es mit der sammelarbeit auf einem dialektgebiete.

Prof. Rich. M. Meyer-Berlin erklärt sich ebenfalls für eine petition und wünscht zum zwecke strafferer centralisation der arbeit die vereinigung aller mitarbeiter an einem orte.

Geheimrat Gering bemerkt, die centralisation habe, nachdem die arbeit so weit vorgeschritten sei, kaum mehr einen zweck.

Prof. Sütterlin-Heidelberg tritt für eine reform des anstellungsverfahrens ein. Die stellung nähre die als hilfskräfte herangezogenen bearbeiter nicht. Darum giengen sie gewöhnlich wieder ab, wenn sie eben eingearbeitet wären. Germanisten, die ihr staatsexamen bestanden hätten, müssten als staatliche beamte beim wörterbuch angestellt werden und unter umständen später einmal ohne verlust an anciennetät in einen anderen beruf, z. b. den des oberlehrers, übergehn können. Auch in dieser richtung müssten dem reichskanzler vorschläge gemacht werden.

Prof. Witkowski-Leipzig wendet sich gegen die ansicht von prof. Siebs, wonach studenten von der sammelarbeit auszuschliessen seien. Die lektüre der zu excerpierenden schriftsteller dürfe nicht als isolierte tätigkeit angesehen werden, sondern sie könne mit litterarhistorischen und philologischen zwecken in verbindung gebracht werden.

Hofrat prof. Kluge-Freiburg i. B. redet der centralisation das wort; noch komme sie nicht zu spät. Das D. wb. leide darunter, dass alle neuerscheinungen an verschiedenen stellen verzettelt werden müssen. Durch centralisierung der lektüre und verzettelung werde man eine beschleunigung bewirken, weil nicht soviel arbeit sechsfach geleistet zu werden brauche. Auch habe die organisation des D. wb. keinen rechten kopf. Das fehlen einer officiellen leitenden persönlichkeit räche sich durch ein geringeres interesse des ministeriums für das D. Wb. Bei der bearbeitung des Thesaurus linguae latinae würden diese fehler vermieden. Da würden auch den mitarbeitern die aufgewendeten jahre beim übertritt in den schuldienst angerechnet. Prof. Kluge schlägt eine weitere arbeitsteilung innerhalb der buchstaben vor. Würde auf diese weise an einer centralstelle gearbeitet, nicht von studenten, sondern von examinierten männern, denen die zeit auf ihr dienstalter zu gute kommt, so sei ein rascher fortschritt mit sicherheit zu erwarten.

Prof. Meissner-Göttingen beleuchtet die schwierigkeiten der arbeit am wörterbuch. Sie müsse besser bezahlt werden. Auch müsse die regierung in irgend einer weise für die treuen arbeiter sorgen, die ihre besten lebensjahre geopfert hätten.

Prof. Uhl-Königsberg verweist auf herrn geheimrat prof. dr. Moriz Heyne-Göttingen als den „kopf des wörterbuches“. Er sei vierzig jahre lang für das D. wb. tätig und dürfe bei der geplanten eingabe nicht übergangen werden, schon aus dem grunde, weil die regierung doch prof. Heyne als den kompetensten beurteiler um rat fragen würde.

Prof. Meissner-Göttingen erinnert an die unmöglichkeit, innerhalb der kurzen frist der sectionstagung das gutachten prof. Heynes zu beschaffen und vermag

auch ohnedies in dem selbständigen vorgehen der section einen akt der impietät gegen herrn prof. Heyne nicht zu erblicken.

Die section beschliesst darauf, eine kommission einzusetzen, bestehend aus den herren prof. dr. Strauch, prof. dr. Siebs, prof. dr. Meissner. Dieser kommission wird die aufgabe übertragen, eine eingabe an die reichsregierung auszuarbeiten und am dritten sitzungstage, donnerstag, den 5. october, dem plenum der section vorzulegen.

Die zweite sitzung wurde dienstag, den 4. october um 9 uhr eröffnet. Vor beginn der vorträge erhält prof. dr. Bolte-Berlin das Wort. Er übermittelt der section den gruss der Gesellschaft für deutsche philologie und bittet die fachgenossen, nach kräften die bestrebungen der gesellschaft, insbesondere die von ihr herausgegebenen „Jahresberichte über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie" (Leipzig, O. Reisland), zu fördern.

Sodann spricht prof. dr. Mogk-Leipzig über das thema: „Volkskunde und deutsche philologie".

Nachdem redner als aufgabe der deutschen volkskunde die darstellung des gemütslebens und der auf ihm beruhenden worte und werke des schlichten mannes bezeichnet hat, verlangt er von einer wissenschaftlichen bearbeitung dieses stoffes eine entwicklungsgeschichte von den ältesten zeiten bis zur gegenwart. Diese vermag allein derjenige zu geben, der das seelenleben des deutschen volkes aus seiner sprache und litteratur näher kennen gelernt hat: das ist in erster linie der germanist. Er vermag auch allein die verschiedenen schichten, die im heutigen volkstum übereinander liegen, zu trennen und ihre ursprünge zu bestimmen.

Die volkskunde braucht ferner den deutschen philologen bei der ausbeutung der alt- und mittelhochdeutschen litteratur und besonders der frühneuhochdeutschen zu volkskundlicher sammelarbeit; sie braucht ferner seine sprachkenntnisse bei der verwertung der dialekte, überhaupt der sprache, zu volkskundlichen zwecken.

Für die deutsche volkskunde ist auch die beschäftigung mit altenglischer und besonders altnordischer sprache und litteratur von grosser wichtigkeit, da durch heranziehen dieser sprachen und litteraturen allein die untersten schichten urgermanischen volkstums blossgelegt werden können.

Aber die volkskunde ist kein zweig der germanischen philologie. Durch die vergleichende volkskunde ist ihr gesichtskreis wesentlich erweitert und sie selbst zu einer neuen selbständigen wissenschaft geworden, die in berührung mit geschichte, völkerkunde, psychologie, soziologie, prähistorie und andern wissenschaften bleiben muss. Sie wirkt in dieser ihrer gestalt ihrerseits auf alte zweige der deutschen philologie verjüngend: auf mythologie, märchenforschung, rechtskunde, heldensage. Nur durch diese gegenseitige wechselwirkung können beide schwestern gedeihen: die ältere giebt der jüngeren stoff, philologische akribie und historische zucht, die volkskunde dagegen hilft der deutschen philologie den gesichtskreis erweitern und mahnt sie, dass auch wir Deutschen in all unserm tun und handeln nur ein glied in der grossen kette der völker sind, das sich ohne kenntnis der andern glieder nicht verstehn lässt.

Den zweiten vortrag des tages hielt prof. dr. R. Meissner-Göttingen über „Römische altertümer in der Rómverja saga".

Er geht aus von einer prüfung und kritik der überlieferung der Rómverja saga deren ursprüngliche fassung nur in fragmenten vorliegt, während eine jüngere bearbeitung, die den text kürzt und den stil der alten saga entstellt, vollständig erhalten ist.

Den hauptinhalt der Rómverja saga bildet eine übersetzung des Bellum Jugurthinum und der Coniuratio Catilinae des Sallust sowie eine freie übertragung des Lucan. Nach dem zeugnis unserer überlieferung gehört die Rómverja saga dem 13. jahrhundert an.

Es liegt nahe, auch bei dieser saga an die litterarischen interessen und bestrebungen des norwegischen königshofes zu denken. Die übersetzungstechnik spricht durch wesentliche züge dafür: durch die künstlerisch beabsichtigte einsetzung direkter für indirekte rede, die reichliche verwendung des „parallelismus" der ausdrucksweise und der alliteration in festen und frei erfundenen verbindungen. Diese stilistischen mittel sind aber in sehr viel bescheidenerem masse angewandt als z. b. in den Strengleikar: die alliteration wird nicht über längere reihen hindurchgeführt, es werden nicht ganze abschnitte durch alliteration und paarweise gliederung in die sphäre rhythmischer bewegtheit erhoben.

Der übersetzer hat ein klares bewusstsein vom historischen abstand der antiken welt; die naive umsetzung der antike in das mittelalterliche, die sonst für die bearbeitungen antiker stoffe charakteristisch ist, fehlt hier völlig. Man erkennt in der Rómverja saga überall den einfluss der nordischen, auf historische wahrheit gerichteten erzählungskunst. Freilich schiebt sich doch hin und wider dem übersetzer die mittelalterliche welt unmerklich an die stelle der antiken. Diese beobachtung erläutert der vortragende an einzelnen beispielen.

Bei dem mangel an hilfsmitteln ist das übersetzen oft ein raten und führt zu seltsamen missverständnissen; auch das wird mit beispielen belegt. Besonders dem Lucan gegenüber hatte der übersetzer einen schweren stand. Der lateinische text wird hier ganz frei behandelt, aller poetische schmuck, besonders der mythologische und gelehrte ballast der dichtung unberücksichtigt gelassen, nur die reden werden ausführlich und mit einer gewissen poetischen gehobenheit widergegeben. Hin und wider sind auch in der eigentlichen erzählung poetische züge erhalten oder frei nachgebildet.

Die übersetzung des Sallust hingegen ist so genau, dass sich die stellung der vorlage innerhalb der Sallustüberlieferung mit sicherheit erkennen lässt. Die beiden entgegengesetzten fehler des klebens am text und der missachtung des wortlauts sind im allgemeinen sehr geschickt vermieden. In dieser Sallustübersetzung interessiert den übersetzer stoff und form seiner vorlage. Er hat nicht nur respekt vor der historischen quelle, er sieht im Sallust zugleich einen künstler der sprache und hat ästhetische eindrücke.

Freilich ist die zeit noch nicht reif für eine künstlerische nachbildung der antike; noch nicht einmal die notwendige handwerkerarbeit ist für das verständnis der antiken welt geleistet. Dennoch ist die Rómverja saga ein meisterstück der altnordischen übersetzungskunst. Namentlich die reden aus Sallust sind bewunderungswert übersetzt. Hier bietet der übersetzer die ganze kraftvolle gelenkigkeit und lebensfülle der nordischen sprache auf, um dem Römer gerecht zu

werden, hier darf er seinem streben nach als ein vorläufer der renaissance bezeichnet werden.

Geheimrat Gering verbindet mit dem danke der versammlung den hinweis auf die von dem vortragenden hoffentlich bald zu erwartende ausgabe der Rómverja saga.

Es folgte ein vortrag von dr. O. Mensing, oberlehrer und privatdocent in Kiel, über „Das schleswig-holsteinsche wörterbuch".

Einleitend wies der vortragende auf den grossen umschwung hin, der sich im laufe der zeit in unsern lexikographischen anschauungen vollzogen hat. Unsere älteren idiotika huldigten ausschliesslich dem nützlichkeitsstandpunkt; sie dienten entweder dem einfachsten zweck der sprachlichen verständigung oder dem höheren ziele der ausbildung und bereicherung der gemeinsprache. Versuche, auch das niederdeutsche diesem zweck dienstbar zu machen, tauchen schon im 16. und 17. jahrhundert auf. Die bewegung nimmt ihren ausgang von Schottelius und führt über Leibniz und die teutschübende gesellschaft in Hamburg zu Richey, der durch sein Idiotikon Hamburgense (1743) der vater des niederdeutschen idiotikons geworden ist. Sein vorgang ist auch für Schleswig-Holstein entscheidend geworden. Unter seinem einfluss steht ausser anderen J. Fr. Schütze, der 1800 bis 1806 sein Holsteinisches idiotikon veröffentlichte, das bisher die einzige zusammenfassende leistung für Schleswig-Holstein geblieben ist. Es ist an der zeit, dass es durch ein den fortschritten der wissenschaft rechnung tragendes, mit allen hilfsmitteln moderner forschung hergestelltes grosses werk ersetzt wird.

Dieses werk soll nicht bloss den gesamten niederdeutschen sprachschatz des landes von den ältesten erreichbaren quellen bis auf die heute lebendige volkssprache umfassen, sondern sich auch zu einer fundgrube für die ganze volkskunde des landes auswachsen und demgemäss die denkmäler untergegangener oder absterbender volkssitte sowie die heute wirklich geübten volksbräuche in möglichster vollständigkeit sammeln.

Der vortragende wies dann im einzelnen nach, welche erwägungen zur begründung des schleswig-holsteinschen wörterbuches geführt haben und in welcher richtung sich die arbeit bewegen muss, um den neueren ansprüchen an ein solches werks zu genügen. Er berichtete kurz über die organisation und die bisher erzielten ergebnisse. Seit drei jahren besteht in Kiel ein zumeist aus universitätslehrern gebildeter ausschuss zur herstellung des wörterbuchs. Durch schriftliche und mündliche agitation sind in allen teilen des landes sammler geworben; zahlreiche meldungen aus allen schichten der bevölkerung liegen vor. Eingegangen sind bis heute etwa 80 000 beschriebene zettel mit einzelmaterial und zahlreiche zusammenhängende mitteilungen von erzählungen, liedern usw.

Zum schluss erklärte der redner, dass diese landschaftliche aufarbeitung des niederdeutschen sprachschatzes bei dem rapiden verfall der plattdeutschen volkssprache ein dringendes bedürfnis sei und in immer weiteren gegenden Niederdeutschlands in angriff genommen werden müsse. Als letztes ziel müsse dabei ein alle niederdeutschen mundarten umfassendes grosses werk vorschweben, das auch der hochdeutschen sprach- und kulturforschung zu gute komme, da es erst dann möglich sein werde, die zahllosen fäden zu entwirren, die seit alters die beiden schwestersprachen verknüpfen.

Die dritte sitzung am donnerstag, den 5. october, war auf 8 uhr morgens anberaumt.

Prof. Heusler-Berlin sprach über „Alter und heimat der eddischen gedichte“.

Es bestehen, so betonte er eingangs, auf diesem gebiete noch bedeutende meinungsverschiedenheiten; bei einzelnen liedern schwankt die datierung um drei jahrhunderte.

Er verfolgte nun die frage, welche eddischen gattungen als neubildungen der Isländer, als nur isländisch anzusehen sind. Bis um 1030 wird sich die isländische dichtkunst noch nicht erheblich von der gemeinwestnordischen abgesondert haben. Von da ab tauchen isländische neubildungen auf. Hierher entfällt die lyrisch gehaltene heldendichtung, die heroische elegie, das halblyrische situationsgedicht; sie blühten im 11. jahrhundert. Ferner gehören hierher die gedichte und einzelnen strophen, die untrennbar mit der prosa der heldenromane verwachsen sind: diese romane sind wie ihre vorstufe, die geschichtliche saga, eine isländische schöpfung und zwar des. 12. jahrhunderts. Drittens sind hier zu nennen die erzeugnisse der isländischen gelehrsamkeit, die meistersingerei in eddischen formen. Die ferne insel ist das einzige germanische land, das im mittelalter eine heimische wissenschaft entwickelte, eine altertumskunde und poetik, die um 1120 mit der schreibezeit einsetzte und unter Snorri um 1230 ihren gipfel erreichte. Lehrhaftigkeit und phantasievolles spiel reichen sich hier die hände. Die þulur (versvokabularien) vertreten die kunstloseste form dieser philologischen Eddadichtung. Von ihnen darf man nicht losreissen die grosse namenliste der Bravallakämpfer, die als ein später und gelehrter anwuchs des epischen liedes von der Bravallaschlacht zu beurteilen ist. Von den eigentlichen gedichten gehören unbestritten in die isländische schreibezeit die Vǫluspá in skamma und die Grípispá. Auch bei den Hyndluliǫð führt eine frühere datierung zu sagengeschichtlichen schwierigkeiten. Die Alvíssmál haben eine märchenhafte rahmengeschichte wenig geschickt auf den Gott Thor angewandt; der hauptinhalt, die poetischen synonyma, sind zum grösseren teile vom dichter selbst gebildet; vielleicht hat die kymrische dichtform der triade eingewirkt. Kymrischer einfluss ist auch wahrscheinlich für die Svipdagsmál: eine brautfahrtnovelle mit der bösen stiefmutter, die den stiefsohn behext, ist in das gewand der alten Eddasprache gekleidet und mit mythischen bildern behängt worden.

Als ein werk der isländischen scholastik muss auch die merkwürdige Rígsþula gelten, worin das aufkommen der menschlichen stände, der knechte, freien und edlen und die begründung der königswürde geschildert wird. Die unbeweisbare vermutung, dass der verlorene schluss einen geschichtlichen könig feiern sollte, darf nicht über die moderne und antiquarisch beschauliche eigenart des erhaltenen textes wegtäuschen. Wir haben kein recht, dies geistig raffinierte gebilde mit seiner sammlung von scheinnamen einem andern kulturherde zuzutrauen als dem, woraus die Edda Snorris entsprang; es ist keine schöpfung der alten wikingzeit. Der name Rígr, dessen appellativen sinn „könig“ unser dichter nicht mehr versteht, stammt nur mittelbar aus irischer quelle. Die Skiǫldungasaga hatte die ältere, einfachere hypothese über den ersten unzeitlichen könig namens Rígr. Wie der wortschatz, die kulturbilder und die ständebenennungen des liedes unter der annahme späten und isländischen ursprunges sich darstellen, denkt der vortragende an anderem orte auszuführen.

So hätten wir in der Eddadichtung neben den werken, die den geist des germanischen altertums atmen, auch solche, die uns auf viel jüngeren boden, in die eigenartige kultur Islands, hinüberführen.

Geheimrat Gering dankte dem vortragenden für seine fesselnden und an neuen gesichtspunkten reichen ausführungen; er nehme mit recht in dem Corpus Eddicum mehrere schichten von verschiedenem alter an. Der gegenstand lasse sich natürlich in einem kurzen vortrage nicht erschöpfend behandeln. Dass die frage nach dem alter und der heimat der eddischen lieder für jedes einzelne gedicht gestellt und beantwortet werden müsse, habe der redner an zwei instruktiven beispielen (den Svipdagsmál und der Rígs-þula) gezeigt. Speziellere untersuchungen würden vielleicht noch genauere datierungen der einzelnen lieder möglich machen. So glaubt geheimrat Gering z. b., dass man die Vǫluspá mit ziemlicher sicherheit in die sechziger jahre des 10. jahrhunderts setzen dürfe. Kormakr (gest. 967) scheine sie bereits gekannt zu haben, was die 61., den letzten lebensjahren des dichters angehörende strophe, in der der weltuntergang erwähnt werde und auch das in den Vǫluspá gebrauchte seltene wort *bjǫþ* sich widerfinde, beweisen dürfte. Andererseits verrate der dichter der Vǫluspá schon kenntnis der Hákornarmál des Eyvindr skáldaspillir, die unmittelbar nach der schlacht bei Fitjar (961) gedichtet seien. In diesem gedichte lasse Eyvindr die walküren Gǫndul und Skǫgul auf Óþins geheiss Hákon den guten nach Valhǫll bringen. Hákon in seiner anrede an die zweite walküre nennt sie Geirskǫgul, „die speerschwingende Skǫgul“, wie im Beowulf die Dänen poetisch als Gâr-Dene bezeichnet werden. Nun findet man in str. 31 der Vǫluspá, in der die walküren aufgezählt werden, neben Skǫgul, Gǫndul, Hildr und Guþr noch Geirskǫgul als besondere Figur: das erkläre sich daher, dass dem dichter die strophe des Eyvindr: *„Hvi þú svá gunni skiptir, Geirskǫgul!“* usw. bekannt gewesen sei, und dass er Geirskǫgul fälschlich für eine von Skǫgul verschiedene person gehalten habe. Kombiniere man diese beiden zeugnisse, so ergebe sich, dass die Vǫluspá wahrscheinlich zwischen 961 und 967, also etwa um 964, entstanden sei.

Hiernach sprach prof. Witkowski-Leipzig „Über den plan einer wissenschaftlichen ausgabe von Goethes Faust.“

Der vortragende ging von den früheren stadien der Faustforschung aus und stellte fest, dass weder die philosophische, von Hegel am stärksten beeinflusste periode, noch die späteren zeitalter des jungen Deutschlands, der liberalismus und materialismus eine den wissenschaftlichen ansprüchen genügende Faustausgabe liefern konnten.

Der durch Wilhelm Scherers einfluss zur herrschaft gelangten exakten methode verdanken wir zwar eine reihe von wertvollen fortschritten in bezug auf entstehungsgeschichte, quellenuntersuchung und einzelerklärung; aber einerseits brachte sie keinen vollständigen commentar hervor, anderseits wurden manche ihrer hypothesen später widerlegt oder in frage gestellt.

Mit der eröffnung des Goethe-archivs und dem funde des Urfausts hat eine neue epoche der Faustudien begonnen, die, zugleich mit der veränderten gesamtrichtung der litterarhistorischen wissenschaft, neue wege und ziele zeigte.

Durch alle diese umstände hat es sich gefügt, dass wir keine einigermassen genügende Faustausgabe besitzen, die auf grund systematischer benutzung und ergänzung der bisherigen forschung eine zuverlässige einführung in das grosse werk und eine grundlage für die weitere arbeit daran bilden könnte. Die her-

stellung einer solchen ausgabe muss sobald als möglich in angriff genommen werden. Sie kann aber nicht das private unternehmen eines einzelnen sein, sondern muss durch das zusammenwirken einer anzahl von einheitlich geleiteten hilfskräften unter materieller beihilfe des staates vorbereitet und ausgeführt werden.

Zur energischen förderung dieser absicht beantragte prof. Witkowski folgende resolution:

„Die germanistische section der 48. versammlung deutscher philologen und schulmänner erklärt die veranstaltung einer die bisherigen ergebnisse der forschung zusammenfassenden und fortführenden ausgabe von Goethes Faust für ein dringendes bedürfnis, sowohl vom nationalen als vom wissenschaftlichen standpunkt aus. Sie erwartet in erster linie, dass Goethe-archiv und Goethe-gesellschaft dem unternehmen ihre unterstützung leihen werden und erhofft ferner beihilfe, wenn diese nötig sein sollte, von den dazu berufenen instanzen der einzelstaaten und des reichs.

Um die ersten notwendigen schritte zu tun, ernennt sie eine kommission, die der germanistischen section auf der nächsten philologenversammlung über ihre tätigkeit bericht zu erstatten hat."

In der sich anschliessenden debatte nimmt zunächst das wort prof. Rich. M. Meyer-Berlin. Er hält eine neue Faustausgabe für nötig, meint aber, sie wäre vielleicht besser durch einen einzelnen mann zu besorgen. Denn man habe mit der arbeitsteilung bei ausgaben schlechte erfahrungen gemacht, wofür er auf die Nietzsche-ausgabe verweist. Er spricht sich weiter gegen den commentar aus, der leicht die bedeutung einer offiziellen anleitung zur Fausterklärung gewinnen könne. Die Faustausgabe würde dann immer als massgebend citiert werden, und damit sei die gefahr eines dogmatismus verbunden. Schwer lasse sich bestimmen, was in den verschiedenen Faustausgaben und -erklärungen wertvoll sei.

Prof. Witkowski erwidert, dass er nicht beabsichtige, dogmen in den commentar zu tragen. Er wolle vielmehr alle meinungen vorführen und dem leser die möglichkeit geben, zu wählen. Was der commentar nicht bringt, wäre nur das unmögliche. So wie er sich die arbeit denke, übersteige sie die kraft eines einzelnen.

Privatdocent dr. Mensing-Kiel teilt die befürchtungen prof. Meyers. In dem commentar müsse doch schliesslich zu einer ansicht stellung genommen werden, und damit bleibe die möglichkeit, dass eine offizielle meinung über den Faust entstehe. Man möge andere normen als die vorgeschlagenen für den commentar in anwendung bringen.

Prof. Witkowski betont dagegen nochmals, dass die beschaffenheit des commentars gerade zur kritik und eigenen stellungnahme reizen werde.

Privatdocent dr. Franz Schultz-Bonn möchte vom wissenschaftlichen standpunkt aus für das von prof. Witkowski vorgeschlagene unternehmen ein dringendes bedürfnis im gegenwärtigen moment nicht unbedingt zugestehn. Ihm sei aufgefallen, dass in prof. Witkowskis vortrag das in neuester zeit für die Faustforschung und -erklärung geleistete und in bequemer form zugängliche zu kurz gekommen sei gegenüber dem längst überwundenen. Er verweise auf Minors werk (1902) und auf Erich Schmidts commentar in der neuen Cottaschen ausgabe. Witkowskis commentar werde so, wie er gedacht ist, einerseits zuviel enthalten, was für die heutige wissenschaft überflüssig geworden sei, anderseits aber, soweit er selbständig über die bisherige forschung hinausstrebe, der gefahr des überholtwerdens auch nicht entgehen. Schliesslich müsse die versammlung vor annahme

der resolution die praktischen schwierigkeiten, die ihrer ausführung entgegenständen, gründlicher erwägen, als es bis jetzt geschehen sei.

Prof. Siebs schlägt vor, einzelstaaten und reich beiseite zu lassen.

Prof. Strauch empfiehlt zur prüfung der vorschläge prof. Witkowskis eine kommission einzusetzen.

Die section beschliesst demgemäss. In die kommission werden gewählt: prof. Michels-Jena, prof. Witkowski, prof. Rich. M. Meyer, prof. Leitzmann-Jena, privatdocent dr. Franz Schultz.

Nunmehr hält prof. Krumm-Kiel seinen vortrag: „Friedrich Hebbel als tragiker."

Obgleich, so begann er, Friedrich Hebbel als einer der grössten dichter der nachgoethischen periode allgemein anerkannt wird, ist das verständnis und die gerechte würdigung seiner eigenart immer noch nicht allzu häufig. Die auffallende erscheinung, dass sich viele, auch empfängliche naturen gegen ihn verschliessen, ist darauf zurückzuführen, dass er weit mehr als irgend ein anderer deutscher dichter tragiker ist. Und zwar ist seine tragik schonungslos ernst und vernichtet alle illusionen; er ist unter den tragikern der τραγικώτατος.

Seine auffassung des tragischen ist in keinem punkte willkürlich, vielmehr von seiner persönlichkeit untrennbar. Sie ist bereits im wesentlichen in seinem tagebuche aus der Münchener und ersten Hamburger periode und in seinen briefen an Elise Lensing enthalten, ehe er sich zur dramatischen production durchrang. Leben ist nach ihm der vergebliche versuch des teils, sich vom ganzen loszureissen und für sich zu existieren. Von der idee des dualismus, der spaltung in allen dingen, geht Hebbels speculation aus. Der kern seiner weltanschauung ist ein pessimistischer und berührt sich mit dem denken Schopenhauers, dessen philosophische schriften er allerdings erst viel später (1857) las. Die letzten konsequenzen Schopenhauers, die negation des willens zum leben, lehnt er jedoch ab; er hält es nicht nur für pflicht der individuen, sondern für notwendigkeit, den endlosen kampf fortzusetzen. „Kraft gegen kraft, die ausgleichung ist in Gott." Hierauf baut sich sowohl seine theorie der tragödie wie seine tragische kunst auf. Erstere wurde dann an der hand von Hebbels schrift „Mein wort über das drama" und der polemischen erwiderung an prof. Heiberg in Kopenhagen erörtert. Ihr hauptpunkt ist, dass das leben als vereinzelung, die nicht mass zu halten weiss, die schuld nicht nur zufällig erzeugt, sondern notwendig mit einschliesst, sowie dass diese tragische schuld nicht aus der richtung des menschlichen willens, sondern unmittelbar aus dem willen selbst entspringt. Es wird dann nachgewiesen, dass eine zeit, welche die schrankenlose emanzipation des individuums als höchstes heil pries, solchen anschauungen nicht gerecht werden konnte. Hebbel, der dem wechselnden fluss der einzelerscheinungen gegenüber das gesetz betonte, ist nichts weniger als ein revolutionär gewesen, für den man ihn früher bisweilen hielt.

Dann wurde Hebbels stellung zur romantik, von der er ausgieng, kurz skizziert, und im anschluss daran ausgeführt, dass seine tragödie innerlich derjenigen der alten näher stehe, als der Shakespeareschen. Im anschluss an die vorrede zur „Maria Magdalena" ward hervorgehoben, welche stellung er für sich in der gesamtentwicklung der tragödie beanspruchte. Weder das fatum der alten, als eine von aussen stossende blinde kraft, noch das trotzige pochen auf die willensfreiheit des menschen, wie wir es bei Shakespeare selbst noch im untergange des tragischen helden spüren, entspricht dem modernen bewusstsein. Wir haben er-

kannt, dass die freiheit des menschen nur darauf hinausläuft, dass er seine abhängigkeit von den allgemeinen gesetzen nicht kennt. Das ist Hebbels realismus in der tragödie, durchaus nur ein realismus der idee, der mit dem, was man sonst realismus nennt, nichts gemein hat. Wegen dieses ideenkerns ist seine tragödie im besten sinne des wortes moderner als irgend eine andere.

Um nachzuweisen, dass nicht, wie oft behauptet wird, zwischen seiner theorie und praxis, zwischen erkenntnis und kraft, ein bruch bestehe, wurden dann seine tragödien nacheinander gemustert. In „Judith", „Genoveva", „Maria Magdalena" wird diese mit der notwendigkeit eines naturgesetzes auftretende tragik aufgedeckt. Sie wirkt zunächst nur niederschmetternd und zermalmend; nacht und grauen, wohin wir schauen, kein morgenrot der verklärung über den gräbern. Aus Hebbels lebensverhältnissen in jener ersten periode seines schaffens wird dies erklärt. Ebenso ergibt sich aus ihnen mit notwendigkeit, dass er darauf, anstatt aufzusteigen, zunächst abseits vom wege geht. In dem „Trauerspiel in Sizilien" und der „Julia" ist er tendenzdichter und satiriker wie Ibsen. Von seiner verheiratung mit Christine an, durch die er mit seiner vergangenheit bricht (1846), geht die bahn wieder aufwärts. Dass seine tragik trotzdem in ihrem innersten wesen dieselbe geblieben ist, wird an „Herodes und Mariamne", „Agnes Bernauer", „Gyges und sein ring", den „Nibelungen" und dem „Demetrius" gezeigt. Und doch entlassen diese werke uns mit gereinigtem, sanftem gefühle; das grauen ist verklärt und löst sich in wehmut und hoffnung. Eine versöhnung innerhalb des ringes der tragödie kennt Hebbel auch hier nicht, doch schliessen sie mit perspektiven in höhere sphären. Eine ausgleichung des auf erden unlösbaren wird in das religiöse moment gelegt. Auch diese läuterung seiner tragödie entspricht genau der sich seit 1846 ununterbrochen vollziehenden läuterung seiner persönlichkeit. So steigt auch aus seiner herben tragischen welt schliesslich die schönheit hervor, die schönheit nach der dissonanz.

Dass diese kurz skizzierte tragödie Hebbels an zukunftskeimen reicher ist als irgend eine andere, wird dann von prof. Krumm durch den hinweis auf das was nach ihr kam, namentlich durch eine parallele zu Ibsen, klargestellt. Die Hebbelsche tragödie ist umfassender und zugleich geschlossener als die des Norwegers, so verwandt sie ihr in manchem betracht erscheint.

Zum schluss wurde hervorgehoben, welche schranken dem genius Hebbels auch zur zeit seiner reife gesetzt waren. Freilich ist er weder ein reflektierender noch gar ein grübelnder dichter, aber er kann nicht los von sich, er objektiviert nicht in dem masse wie etwa Shakespeare oder Goethe. Sein versuch, aus dem stil der alten und dem Shakespeares ein mittleres zu gewinnen, das beider vorzüge vereinigen sollte, ist nicht in allen punkten geglückt, namentlich weil er zu ausschliesslich dramatiker, zu wenig theatraliker war. Auch der lakonismus, hinter dem sich bei ihm die glühende leidenschaft birgt, hemmt die unmittelbare wirkung seiner dramen. Diese mängel und lücken seiner dichterischen organisation entspringen derselben wurzel wie seine gewaltige kraft, seinem Niedersachsentum oder eigentlich Dithmarschentum. Mit einem nachweis des engen zusammenhanges, in dem Hebbel, obgleich kein heimatsdichter, zu seiner heimat steht, schloss der vortrag.

Alsdann verlas prof. Meissner-Göttingen im namen der in der ersten sitzung gewählten kommission folgende eingabe an die reichsregierung betreffend die fortführung des Grimmschen wörterbuchs:

„Nachdem die germanistische section der 47. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Halle im jahre 1903 beschlossen hatte, die sache des D. wb. zu der ihren zu machen und bis zur vollendung des werkes stets auf die tagesordnung künftiger versammlungen zu setzen, ist sie auch in diesem jahre in Hamburg in eine besprechung der wörterbucharbeit eingetreten und erlaubt sich, folgende erwägungen und bitten der hohen reichsregierung vorzutragen in der überzeugung, dass es nicht bloss eine ehrenpflicht der deutschen wissenschaft ist, die vollendung dieses werkes sicher zu stellen, sondern dass es auch im interesse der grossen aufgaben liegt, die der deutschen lexikographie in naher zukunft harren, wenn das Grimmsche wörterbuch so rasch als nur irgend möglich abgeschlossen wird.

1. Die section spricht ihren dank dafür aus, dass entsprechend ihrer auf der Halleschen versammlung beschlossenen bitte der bearbeiter des G so weit von seinen amtsgeschäften entlastet ist, dass er einen grossen teil seiner zeit dem D. wb. widmen kann. Bei dem umfange des G und seinen besonderen schwierigkeiten bittet die section, den wünschen des bearbeiters um vermehrung der hilfskräfte so weit es irgend möglich ist, entgegen zu kommen. Die section ist der ansicht, dass die vollendung des G jetzt die wichtigste aufgabe ist, die mit allen mitteln in angriff genommen werden muss.

2. Die section würde es mit freuden begrüssen, wenn die verhandlungen mit dem bearbeiter des W möglichst bald entsprechend den wünschen des bearbeiters zum abschluss gelangten.

3. Die section hält unter den jetzigen umständen eine weiter gehende teilung der arbeitsgebiete für unvermeidlich; freilich wird sie sich wol nur erreichen lassen, wenn den wissenschaftlich und durch langjährige selbständige mitarbeit geschulten hilfskräften gewisse garantien für die zukunft gegeben werden.

4. Sie unterstützt die bitte des bearbeiters von V, ihm für die folgenden hefte eine hilfskraft zur verfügung zu stellen, die nicht an der redaktion teilnehmen, sondern nur das zettelmaterial, das für V durchaus ungenügend ist, soweit vorbereiten und ergänzen soll, dass ein ungehemmter fortgang der bearbeitung ermöglicht wird. Sie gestattet sich dabei darauf aufmerksam zu machen, dass schon der vorgänger des jetzigen bearbeiters seit jahren immer wider in seinen berichten auf diese notwendigkeit hingewiesen hat, die in der besonderen verwahrlosung des zettelmaterials für V begründet ist.

5. Die section nimmt an, dass unter den günstigsten umständen, bei der bewilligung ausreichender mittel, noch etwa 15—20 jahre bis zur vollendung des D. wb. vergehen werden. Unter diesen umständen drängt sich die frage auf, ob nicht eine centralisation der arbeit wünschenswert und ob sie noch möglich ist. — Die tätigkeit der bearbeiter wird jetzt hauptsächlich durch die unzulänglichkeit des materials gehemmt, das den elementarsten anforderungen wissenschaftlicher lexikographie auch nicht annähernd entspricht. Während jetzt jeder mitarbeiter sich die notwendigsten ergänzungen selbst verschaffen und dieser untergeordneten aufgabe einen grossen teil seiner arbeitskraft opfern muss, könnte eine etwa in Göttingen zu errichtende „centralstelle für ergänzung des zettelmaterials“ allen mitarbeitern diesen teil der arbeit abnehmen und dadurch den fortgang des werkes ganz erheblich beschleunigen. Die section ist freilich zur zeit nicht in der lage, bestimmte vorschläge für die einrichtung einer solchen centralstelle zu

machen, sie richtet aber an die hohe reichsregierung die ehrfurchtsvolle bitte, diesen plan im einverständnis mit den mitarbeitern in wohlwollende erwägung zu ziehen."

Diese eingabe wird gutgeheissen und ihre absendung beschlossen[1]. Prof. Strauch fügte noch die erklärung bei: die kommission sei sich darüber einig geworden, dass der „Deutschen kommission" der Berliner akademie privatim die bitte auszusprechen sei, sie möge für das D. wb. im sinne der eingabe an die regierung eintreten.

Prof. Siebs schlägt vor, prof. Strauch mit diesem schreiben zu betrauen, worin zum ausdruck kommen solle, dass in ihm die während der verhandlungen hervorgetretene meinung der section enthalten sei.

Die section stimmt den anträgen von prof. Strauch und prof. Siebs zu.

Die 4. (schluss-)sitzung am freitag, den 6. october ($^1/_2$9 uhr), brachte einen vortrag[2] von prof. Sijmons-Groningen: „Das niederdeutsche lied von Ermenrichs tod und die eddischen Hamþismál".

Das im jahre 1851 von Karl Goedeke in einem fliegenden blatte des 16. jahrhunderts ans licht gezogene niederdeutsche lied von könig Ermenrichs tod, so führte prof. Sijmons etwa aus, ist sowohl litterarhistorisch wie sagengeschichtlich von hervorragendem interesse. Obgleich bereits J. Grimm in einem der ersten veröffentlichung beigegebenen schreiben an den entdecker verschiedene einzelheiten klargestellt und Rassmann richtige hinweise auf die nordische sagengestalt gegeben hatte, ist dem liede in neuerer zeit nicht die verdiente beachtung geschenkt worden. Nur Fr. Panzer hat in seiner schrift „Deutsche heldensage im Breisgau" (Heidelberg 1904) wider nachdrücklich auf die bedeutung und eigentümliche stellung des liedes hingewiesen und eine ausführliche behandlung des gegenstandes in aussicht gestellt, der die von dem vortragenden zu besprechenden einzelheiten nicht vorgreifen sollen.

Der redner gab zunächst eine inhaltsangabe des gedichtes, dessen text verschiedentlich der heilung bedarf. Er liess sodann einen raschen überblick über die verschiedenen gestaltungen der sage folgen, der mit rücksicht auf die verfügbare zeit gekürzt werden musste. Die gotische, von Jordanes überlieferte sage von dem ende des königs Ermenrich infolge einer von den brüdern Sarus und Ammius, die die gewalttätige ermordung ihrer schwester rächen, ihm zugefügten verwundung ist in Deutschland fast verschollen, hat dagegen im skandinavischen norden eine reiche poetische ausbildung erfahren. Die nordischen quellen bieten im einzelnen vielfache abweichungen, wobei namentlich einige züge, die den Hamþismál eigentümlich sind, berücksichtigung verlangen. Sie finden sich nämlich alle in dem niederdeutschen liede wider.

Das niederdeutsche lied repräsentiert ein merkwürdiges gemisch uralter überlieferung und jüngster sagenentwicklung. Die tat des Sarus und Ammius ist auf Dietrich von Bern übertragen; das alte motiv der rachetat ist vergessen, schimmert aber noch in einem rudimentären zuge, der erbauung eines galgens an der heerstrasse, durch. Dieser galgen, offenbar derselbe, an dem im Eddaliede Randvérs leiche sich im winde hin und her bewegt, spielt im niederdeutschen

[1) Die eingabe ist am 9. oktober an den herrn reichskanzler abgesandt worden. Eine antwort ist bis heute (31. dezember) nicht eingetroffen. H. Gering.]

2) Derselbe wird in erweiterter fassung im nächsten hefte der Ztschr. er-[illegible] Red.

liede auch weiter dieselbe rolle wie in den Hamþismál. Die prächtige szene der Edda, wie der trunkene könig übermütig die eindringlinge beim gelage erwartet, findet sich im Ermenrichsliede in allen einzelheiten, wenn auch stückweise erhalten.

Damit sind aber die übereinstimmungen zwischen dem niederdeutschen liede und seinem norwegischen vorläufer nicht erschöpft. Der könig Bloedelinck, der unter Dietrichs gesellen die bedeutendste stelle einnimmt, ist der nordische Erpr, und die „stolze witwe", die als seine mutter gilt, ist Gudrun (Kriemhild). Und noch in einem andern von Dietrichs mannen lebt Erpr vermutlich fort, in „eyn Hoerninck", das heisst „horning" (bastard). Auch wie Erpr zu dem namen Bloedelinck gelangt ist, lässt sich wol noch zeigen. Die übrigen kämpfer Dietrichs bekunden junge anschlüsse an die Dietrichsage. Der tragische ausgang hat zwar einem befriedigenden abschlusse weichen müssen, allein ein scharfes ohr vernimmt in der klage Dietrichs um den verloren geglaubten Bloedelinck noch den leisen nachklang des alten tragischen schlusses.

Über den historischen zusammenhang zwischen dem niederdeutschen liede und den Hamþismál kann somit kein zweifel bestehen und ebensowenig, im allgemeinen wenigstens, über die art dieses zusammenhanges. Das niederdeutsche lied ist der letzte ausläufer eines deutschen (sächsischen?) liedes, vermutlich eines stabreimenden heldenliedes des 8. jahrhunderts, das nach dem skandinavischen norden wanderte und unmittelbar die quelle des eddischen liedes geworden ist.

Zum schlusse weist der vortragende darauf hin, dass, wenn die von ihm versuchte deutung der einzelheiten im niederdeutschen liede sich bewähren sollte, eine revision der herrschenden anschauungen über die entwicklung der Ermanarichsage in dem von Panzer bereits angedeuteten sinne nicht werde ausbleiben können, wobei auch die frage nach der zeit der einwanderung der sage in den norden und nach der gestalt, in der sie von den Skandinaviern übernommen wurde, aufs neue zur sprache kommen müsse.

Prof. Heusler-Berlin richtet an den vortragenden die anfrage, ob er glaube, dass schon in der gotischen gestaltung der sage die figur des dritten bruders vorhanden gewesen sei.

Prof. Sijmons möchte sich dazu nicht bestimmt äussern. Er glaube allerdings, dass die einführung des dritten bruders in die sage sehr früh stattgefunden haben muss; ob schon bei den Goten, sei fraglich, wenn auch einige anzeichen dafür sprächen.

Darauf erhält das Wort dr. Rosenhagen-Hamburg. Indem er der section den dank des ortskomitees übermittelt, giebt er der befriedigung ausdruck, dass, entsprechend dem charakter des tagungsortes, die niederdeutsche und nordische sprache und litteratur vorzugsweise behandelt worden seien. Als schulmann möge es ihm gestattet sein, den wunsch zu äussern, die deutsche philologie möchte, mehr als es bisher geschehen sei, einer vertieften betrachtung des deutschen prosastils sich zuwenden und die gewonnenen ergebnisse auf den philologenversammlungen den schulmännern vermitteln. Im besonderen dankt dr. Rosenhagen noch herrn geheimrat Gering für die vorbereitung und leitung der verhandlungen und schliesst in diesen dank den zweiten vorsitzenden, herrn prof. Strauch, ein.

Auf antrag von prof. Strauch beschliesst die section, dem ortsausschuss ein offizielles dankschreiben für die so hervorragend ausgestattete festschrift zu-

gehen zu lassen, die ein wichtiges denkmal aus der frühzeit des deutschen prosaromans bekannt mache.

Prof. Michels erstattet dann bericht über die kommissionsbeschlüsse hinsichtlich der von prof. Witkowski angeregten Faustausgabe. Die kommission legt folgende resolution vor, die von der section angenommen wird:

„Die germanistische section der 48. versammlung deutscher philologen und schulmänner erklärt die veranstaltung einer die bisherigen ergebnisse der forschung zusammenfassenden und fortführenden ausgabe von Goethes Faust für ein wissenschaftliches bedürfnis. Sie beauftragt herrn prof. Witkowski die vorbereitenden schritte zu tun und auf der nächsten philologenversammlung bericht zu erstatten."

Ferner beschliesst die section auf den vorschlag von prof. Siebs mit rücksicht auf den im plenum der philologenversammlung hervorgetretenen wunsch, die schulmänner in grösserer anzahl zu den vorträgen der sectionen heranzuziehen, einen antrag dieses wortlauts dem plenum zu unterbreiten:

„Die germanistische section stellt den antrag, dass fortan bei den versammlungen den sitzungen der sectionen weiterer spielraum als bisher gegenüber den allgemeinen sitzungen gewährt werde."

Die verhandlungen nahmen ihr ende mit dem letzten der angekündigten vorträge, in dem prof. Uhl-Königsberg sich über „winileod" verbreitete. Nach einer übersicht über die bisherige deutung dieses wortes beschäftigte er sich mit der interpretation des kapitulars vom 23. märz 789, in dem der ausdruck sich zuerst vorfindet. Prof. Uhl kommt zu dem resultat, dass *winileod* nicht „liebeslied" oder gar „liebesbrief", sondern allgemein „volkslied" bedeute. Dafür spreche auch die etymologie. Die verbindung des ersten kompositionsbestandteiles mit *venus*, *vanas* hält redner für sehr unsicher. Die idg. wurzel *win-*, noch nie genügend erklärt, zeige den begriff der mühsamen arbeit, der in „gewinnen" noch gefühlt werde. Er möchte *winileod* umschreiben mit der bezeichnung „gemeinsames arbeitslied". Vermutlich stecke in der ersten hälfte des kompositums kein substantivum, sondern ein verbalstamm wie in *rügeliet, twingeliet.*

Der vortrag wird vollständig in der von prof. Uhl herausgegebenen sammlung „Teutonia" erscheinen.

Auf eine diskussion musste infolge der vorgerückten stunde verzichtet werden.

Nach einigen abschiedsworten von geheimrat Gering ging die section auseinander.

Das album wies die namen von 100 eingetragenen mitgliedern auf.

BONN. FRANZ SCHULTZ.

LITTERATUR.

NEUERE SCHRIFTEN ZUR RUNENKUNDE.

III.[1]

1) De danske runemindesmærker undersøgte og tolkede af **Ludv. F. A. Wimmer.** Afbildningerne udførte af **J. Magnus Petersen.** Undersøgelserne foretagne med understøttelse af det kgl. nordiske oldskriftselskab og ministeriet for kirke- og undervisningsvæsenet; udgivelsen bekostet af Carlsbergfondet. II: Runestenene i Jylland og på øerne (undtagen Bornholm). København, Gyldendalske boghandels forlag (F. Hegel & sön). Thieles bogtrykkeri. 1899—1901. (VIII), 502 s. gr. 4. 50 kr. — III: Runestenene i Skåne og på Bornholm. Københ. 1904—1905. (IV), 328 s. gr. 4. 40 kr. — IV, 1: Runeligstene og mindesmærker knyttede til kirker. Københ. 1903—1904. (IV), 214 s. gr. 4. 25 kr.

2) Sønderjyllands runemindesmærker af **Ludv. F. A. Wimmer.** Særtryk af 'Haandbog i det nordslesvigske spörgsmaals historie'. København, trykt hos Nielsen & Lydicke 1901. 54 s.

3) Norges indskrifter med de ældre runer. Udgivne for Det norske historiske kildeskriftfond ved **Sophus Bugge.** I, 4.—6. hefte. Christiania, A. W. Brøggers bogtrykkeri. 1895—1903. S. 257—458. 4. (Dazu VIII unpag. ss.: titel, inhaltsverzeichnis usw. zu bd. I.) 18 kr. — II, 1ste hefte (s. 461—595). Christ. 1904. 6,80 kr. — Indledning, 1ste hefte (s. 1—128). Christ. 1905. 6,40 kr.

4) Norges indskrifter med de yngre runer, udgivne for Det norske kildeskriftfond. Hønenrunerne fra Ringerike udgivne af **Sophus Bugge.** Christiania, A. W. Brøgger 1902. (II), 24 s. 4. 1 kr.

5) Ölands runinskrifter granskade och tolkade af **Sven Söderberg.**[2] Med etsningar af Robert Haglund. Utgifna med anslag af Bergerska fonden. Första häftet. I distribution hos Wahlström & Widstrand (1900). 88 s. 4. u. 17 taff. 4,50 kr.

6) The old-northern runic monuments of Scandinavia and England, now first collected and deciphered by dr. **George Stephens** .. edited after his death by Sven Otto Magnus Soderberg. With numerous facsimiles and illustrations. Vol. IV. Lund, Gleerup London, Williams and Norgate 1901. (X), 106 s. fol. 18 kr.

1) Das lebenswerk des ausgezeichneten dänischen gelehrten ist, seit ich zuletzt (189[illegible]) über die neuere runologische litteratur bericht erstattete, der vollendung nahe [illegible] worden. Von den [illegible] erschienenen drei starken bänden behandelt der [illegible] Jütland ([illegible]), Schleswig ([illegible]) und den inseln Seeland (10), [illegible] (8), Lolland ([illegible]) und Falster ([illegible]), der [illegible] steine von Schonen (40) und [illegible] (30) und die erste [illegible] die mit runeninschriften versehenen [illegible] und sonstige zum kirchlichen [illegible] gegenstände (23). Das gesamte [illegible] behandelt werden sollte, ist [illegible] der auch die beiden ausser-[illegible] der Karlewi-stein auf Öland

[1] [illegible] XXVIII [illegible] XXX [illegible] s. 368—379.
[2] [illegible] mit J. die der west-[illegible] mit B.
[illegible]

und der Londoner leichenstein), sowie die auf dänischem boden gefundenen denkmäler fremden ursprungs (der kleinere stein von Gunderup, die steine von Hobro und Lavrbjærg, der im fundament des Schleswiger domes gefundene stein und der taufstein von Åkirkeby auf Bornholm) besprochen werden sollen, und das wörterbuch, welches die schlusshälfte des 4. bandes bilden wird. Hier würden auch nachträgliche funde aufnahme finden (wie bereits im ersten hefte des 4. bandes den jütischen steinen der erst 1902 entdeckte höchst interessante (4.) stein von Ålum hinzugefügt werden konnte), also auch der ganz neuerdings in Århus zu tage geförderte runenstein.

An interesse stehen natürlich die in diesen drei bänden vereinigten zahlreichen denkmäler (die Wimmer chronologisch zu ordnen versucht hat) hinter den historischen, die der 1. band brachte, erheblich zurück, daher ich davon absehe, die inschriften ihrem wortlaut nach sämtlich mitzuteilen. Von unschätzbarem werte sind sie jedoch für die sprachgeschichte und die namenkunde, sowie, wenn auch in geringerem masse, für die kultur- und kunstgeschichte[1], wie auch die metrik nicht ganz leer ausgeht[2], und mit recht hat daher Wimmer ihnen dieselbe musterhafte sorgfalt angedeihen lassen, die wir aus seinen früheren publicationen kennen. Mit unermüdlichem fleisse hat durch widerholte untersuchungen der denkmäler und der von diesen genommenen papierabdrücke sein geschultes auge den inhalt der inschriften bis in das kleinste detail festgestellt, so dass wir diese arbeit unbedenklich als eine abschliessende bezeichnen können. Auch seine deutungen der vollständig erhaltenen inschriften sind in der weitaus überwiegenden mehrzahl der fälle zweifellos richtig, seine scharfsinnigen ergänzungen der verstümmelt überlieferten oder unleserlich gewordenen legenden meistenteils zum mindesten wahrscheinlich — doch ist es selbstverständlich, dass hier die vermehrung des materials durch neue funde oder die fortgesetzte forschung im einzelnen zu änderungen und berichtigungen führen können.

Die runensteine sind, einige wenige, z. t. zweifelhafte fälle ausgenommen[3], sämtlich dem andenken von verstorbenen geweiht. Meist sind sie auf oder neben dem grabhügel errichtet, seltener innerhalb desselben angebracht worden; einzelne sind kenotaphien für leute, die im auslande den tod gefunden hatten (S nr. 31. 35. 42). Die zeitlichen grenzen liegen am ende des 8. und am ende des 11. jahrh.; nur in Schonen und auf Bornholm sind noch später (bis ins 13. jahrh. hinein) runensteine gesetzt worden. Der umfang der inschriften ist sehr verschieden. Den gipfel des lakonismus bezeichnet unter den dänischen steinen der von Haverslund (Schleswig nr. 1), der nur ein einziges

1) Von den bildlichen darstellungen, die zahlreiche runensteine zieren, möchte ich als besonders interessant die des schonischen steines von Hunnestad (nr. 9) hervorheben, eine auf einem wolfe reitende weibliche figur, die eine schlange als zaum benutzt: offenbar, wie schon Sjöborg (1814) bemerkte, eine bedeutsame ostnordische parallele zu Snorris bekannter erzählung von der riesin Hyrrokin (SnE. I, 176).

2) Einzelne verse im fornyrðislag enthalten mehrere steine: nämlich — wenn Wimmers ergänzung, wie ich nicht zweifle, das richtige getroffen hat — der stein von Rimsø (J nr. 9): *[ua is t]auþi sam uarst maki* 'der tod (der mutter) ist für den sohn der herbste schmerz', der stein von Virring (J nr. 27): *Star(k)aþ(r) (r)isþi stin aft tuþan*, der (1.) stein von Ålum (J nr. 42): *þau munu mini m(ar)kt i uf birta*, von Tillise auf Låland (Ø nr. 24): *e mun standa meþ sten lifiʀ uitrint* (lies: *uitrink*) *su iaʀ uan Eskil* 'immer wird, solange der stein vorhanden ist, das zeugnis bestehen, das Eskil schuf'. Über den stein von Sønder Vinge, der, wie ich meine, die form des ljóðaháttr auch für Dänemark bezeugt, s. u. s. 131 fg.

3) Zu diesen ausnahmen gehört auch der stein von Tillise auf Låland (Ø nr. 24), den Eskil Sulkason sich selbst errichtete (s. u.). Dieser fall ist für Dänemark sonst nicht belegt, hat aber zahlreiche seitenstücke in Schweden (Liljegren nr. 40. 194. 292. 403. 445. 543. 643. 644. 645. 660. 681. 683. 717. 739. 1000. 1326).

wort, den namen des toten im nom. (*HairulfR*) enthält[1]; parallelen dazu bieten erst einzelne runeninschriften auf leichensteinen des 12. und 13. jahrh. (Egeslevmagle, Sal, Veslos). Nicht viel redseliger sind die steine von Hammel, J nr. 1 (*Ulfs stain*) und Kallerup in Seeland, Ø nr. 2 (*Hurnbura stain Sriþks* — d. i. *Sviþings* — vgl. die inschrift des leichensteins von Vester Velling in Jütland: *Loþæns graf* — während der stein von Snoldelev in Seeland, Ø nr. 3, auch den stand und den wohnort des verstorbenen sowie den namen seines vaters angibt (*Kunualts stain sunaR Ruhalts þulaR a Salhaukum*). Isoliert steht die kurze legende des steines von Nörre Nærå auf Fünen (Ø nr. 7) *Þurmutr niąut kubls* 'Þormóðr, finde behagen (ruhe friedlich) in deinem grabe'. Am häufigsten ist der typus, dass zwei namen auf dem steine genannt sind, der des gestorbenen und der desjenigen, der das denkmal errichtete: in den meisten fällen ist daneben auch angegeben, in welchen verwandtschaftlichen oder socialen beziehungen die beiden personen zu einander standen[2]: *ÞuriR risþi stin þansi iftiR Kunar faþur sin* (Glenstrup, J nr. 26). *Asgutr Tuguta sun risþi stin ift Isgi bruþur sin* (Lille Rørbæk, J nr. 59). *Þuþkil risþi st(i)n þansi uftiR Tufa mak sin* (Veilby, J nr. 60). *Hribną k(a)t u(r)bi(n)i kriu(t) kub(l) þ(u)si aft Uibruk m(u)þ(u)r sin(a)* (Bække, J nr. 11). *Asa karþi kubl þusi aft Tuka sun sin auk Tuka Haklaks sunaR* (Bregninge auf Låland, Ø nr. 14). *Rhafnuka-Tufi kiau runaR þasi aft Þurui trutnik sina* 'zum andenken an seine herrin Þ.' (Lerborg, J nr. 6). *Tufi Kitusun sati [stin þansi iftiR] ... fiaku sin fustra Þurknus* (Dalbyover, J nr. 23) usw. Nicht selten haben sich mehrere personen (in der regel verwandte, zuweilen auch freunde oder kameraden) zur errichtung eines steines vereinigt, wie es andererseits auch mehrfach bezeugt ist, dass das denkmal dem andenken an zwei oder noch mehr verstorbene geweiht ist: *Rafnuka-Tufi auk Futin auk Kuubii þaiR friþ ka.r þu ÞuruiaR hauk* (Bække, J nr. 5), *Suin auk Keti reistu stin eftiR UikiR faþur sin* (Kuregård, B nr. 5). *Hufi Þurkil Þurkiurn satu stin Kunuls [illegible] faþur sins* (Hune, J nr. 16), *Austains sunirR raisþu stain þansi aft Staria bruþur sin skibara AsbiarnaR nafs* (Tågerup auf Låland, Ø nr. 12). *Þu[illegible]r uk U[illegible]r risþu stina þisi uftiR Asmut liba filaka sin* (Gunnerslöga, S nr. 24). *[illegible] auk Asa risþu [illegible] þusi uftiR Ulf* (Tulstorp, S nr. 26); die angabe der beziehungen zwischen dem toten und dem denkmalsstifter fehlt, z. b. *Þurgir [illegible] runaR þasi auk Þurstin [illegible]* (Västanvik, S nr. 39); auch hier teilt die mitteilung, in welchem verhältnis die genannten personen zu einander standen. — *Tufa risþi stina þisi uftiR [illegible] sin uk Asur sun hans* (Västra [illegible], S nr. 3). *[illegible] sati stin [illegible] [illegible] sinu ÞuriR auk Hriþi* (Bisgård, [illegible]), *SuniR [illegible] stein þansi eftiR [illegible] faþur sin auk eftiR Alflak [illegible] sin auk eftiR [illegible] sina*[3] (Bregård, B nr. 2). *Þurþ [illegible] stain þansi [illegible] sina Þuru auk Tufa* (Ustrup, J nr. 10) usw. [illegible] angegeben: *Þurþ [illegible]* (Rævsgaard, J nr. 47), [illegible] Flemløse auf Fünen, [illegible] (Klemensker, B nr. 6). *Sartr rist rel*

1) [illegible] den namen [illegible] zweifelhaft.

2) [illegible] J nr. 33: *ÞuriR* [illegible] Hunnestad. [illegible] steine von [illegible] Bornholm, B nr. 16: [illegible]

3) [illegible] verschwiegen werden; [illegible]

'S. ritzte die inschrift' (Grødby, B nr. 13), *auk Kuþki* (Bodilsker, B nr. 14) u. ö. — Diese formeln haben dann öfter noch mannigfache erweiterungen erfahren. Überaus häufig ist ein kurzes elogium des toten hinzugefügt: *ÞulfR rispi stin þansi iftiR Raþa bruþur sin harþa kuþan trik* (Hjærmind, J nr. 24), *Kali sati stin þąnsi ift Þurs(t)in faþur sin ha(r)þa kuþąn þign* (Giver, J nr. 51), *Ąstarþr rasþi stin þasi ąftiR Iuta faþur sin harþa kuþan þiakn* (Skovlænge auf Låland, Ø nr. 15), *BruþiR auk Tuki raisþu stain þansi aftiR Fraþulf faþur sin harþa kuþan þiakn* (Östra Herrestad, S nr. 3), *Tuki karþi kumbl þisi iaft Aba faþur sin uhimskan hal* (Sønder Vissing, J nr. 15), *Kata karþi kuml þausi iftiR Suin Baluks sun bunta sin saR uas þiakna furstr* (Rydsgård, S nr. 6), *Tuna sati stain þansi aftiR Bram bunta sin auk Askutr sunR hans han uaR bastr bumana auk miltastr mataR* (Krageholm, S nr. 4), *[T]usti auk Kunar [risþu] stina þasi aiftiR Kn[ua auk] Ąsbiurn filaka sin[a] þiR trikaR uaRu ui[þa] unisiR i uikiku* 'diese männer waren weit berühmt in der heerfahrt' (Gårdstånga, S nr. 19) usw.; mitunter auch die angabe, wie und wo der verstorbene seinen tod fand: *Ąni risþ(i) stin þansi aft Ąsk(i)l sun sin ias tauþr uarþ maþ Þuri i Ura-sunti* 'der mit Þórir im Øresund umkam' (Meilby, J nr. 46), *Ąsraþr auk HiltulfR raisþu stain þansi aft Fraþa frąnti* (lies: *frąnta*) *sin ian han uas þą fąink* (lies: *foringi?*) *uaiRa ian han uarþ tauþr ą Suąþiauþu auk furs i Frikis ląþi þą aliR uikikaR* (scil. *furus*) 'der der führer der männer war und in Schweden in der schar des Frégér umkam, als alle wikinger den tod fanden' (Tirsted auf Låland, Ø nr. 18), *FaþiR lit hukua runaR þisi uftiR Ąsur bruþur sin is nur uarþ tuþr i uikiku* 'der im norden auf einer heerfahrt umkam' (Strö, S nr. 31), *Nafni risþi stin þasi aftiR Tuka bruþur si[n] han uarþ uistr tuþr* 'er kam im westen (d. h. auf einer fahrt nach England) um' (Hjärup, S nr. 33); vgl. auch unten S nr. 35. 42. Nicht selten ist auch die hoffnung ausgesprochen, dass das andenken des toten durch das denkmal lange bewahrt werden möge: *Tufi bruti rispi stin þansi aft lika brutia Þurkuni* ('an des amtmanns spielgenossin — d. h. braut? — Þorgunn') *þiR stafaR munu miuk liki* (d. i. *lengi*) *lifa* (Store Rygbjærg, J nr. 12), . . *þasi runa[R miuk li] ki lifa [munu]* (Spentrup, J nr. 21), *Tuli rispi stin þasi aft Ikalt sun sin miuk k[uþan tri]k. þau munu mini m(ar)kt i uf (b)irta* 'dieses mit zeichen versehene denkmal wird immer kunde geben' (Ålum, J nr. 42), *Sylfa rest[i sten þensa] i Sbalklusu* (ortsname?) *eyfti Susur faþur [sin uk kar]þi bru þisi ift Þurils br(u)þur sin. i mun sa[n e]lif uitrik susi eR uan Sil[fa]* 'immer wird dies unvergängliche zeugnis, das S. schuf, wahr sein' (Sandby auf Seeland, Ø nr. 23), *Eskil Sulka sun let res[a] sten þena eft sialfan sik. e mun stanta meþ sten lifiR uitrint* (lies: *uitrink*) *su iaR uan Eskil* (Tillise auf Låland, Ø nr. 24; den schluss bilden zwei correcte langzeilen im fornyrðislag) usw.; zuweilen auch eine eindringliche warnung vor der verletzung des steines: *Sąskiriþr rispi stin Finulfs tutiR at Uþinkaur UsbiarnaR sun þan tura uk hin turutin-fasta. siþi sa mąnr is þusi kubl ub biruti* 'Saxgerþr Finnolfs tochter errichtete diesen stein zum andenken an Óþinkár Ósbjarnarson, den trefflichen und königstreuen (?). Der mann soll sein verbrechen büssen, der dies denkmal zerstört' (Skærn, J nr. 36; auch hier vermissen wir die angabe des verhältnisses, in dem Saxgerþr zu Óþinkár stand), *Suini sati stin þasi iftiR Tusta hin skarba fauþur sin harþa kuþan buta. uirþi at rata huas ub briuti* 'der soll sein vergehen büssen, der (das denkmal) zerstört' (Glemminge, S nr. 22; vgl. auch unten Ø nr. 8. 9); in der heidenzeit auch der wunsch, dass Þórr die runen oder das denkmal 'weihen' möge: *Kuþmutr . . . k(ar)þi . . . . . af(t) Sasur. Star(k)aþ(r)*

(r)isþi stin aft tuþan. Þur uiki þisi kuml (Virring, J nr. 27), *Ąsur sati stin þinsi haft Ąsk(e)l bruþur sin ian uarþ tuþr ą Ku* ('auf Gotland' ??). *Þur uiki runaʀ* (Sønder Kirkeby auf Falster, Ø nr. 16); endlich in den christlichen jahrhunderten sehr häufig ein frommes gebet für die seele des verstorbenen[1], deren hut oft Gott, Christus, der heil. jungfrau oder dem heil. Michael (dem christlichen ψυχοπομπός) anempfohlen wird: *Tuki smiþr risþ(i) stin þisi aiftiʀ Rifla sun Askis Bia(r)naʀ sunaʀ. kuþ hiab þara salu* (Grensten, J nr. 57; die angabe fehlt, in welchen beziehungen Tóki und Rifli standen), *Uikutr risþi stin þąnsi iftiʀ Ąski sun sin. kuþ hialbi hąns silu uil* Ålum, J nr. 58), *Autr risþi stin þąnsi auftiʀ Au[kut] bruþur sin. han uarþ tauþr ą Kutlati. kuþ hialbi hans silu* (Fuglie, S nr. 35), *Þurstin uk Suin raistu abtiʀ Alfuin faþur sin uk abtiʀ Þurlak bruþur sin. kuþ hialbi ont þaira uk kus muþiʀ* (Vester Marie, B nr. 11), *Bufi lit risa aftiʀ Aukil faþur sin. kuþ au[k] Kristr ialbi sialu* (Gyldensgård, B nr. 22), *(Kun)iltr lit raisa stin . . . eftir Auþbiarn bonta sin. Kristr hialbi siolu Auþbiarnar i lus auk bratis. Kristr hialbi siolu (Auþ)biarnar auk Ku[niltar] auk Santa Mikel i lius auk baratis* (Lundhöj, B nr. 26) usw. — Einige längere inschriften, die aus einem oder dem anderen grunde interesse erregen, seien nachträglich noch angeführt. Den stein von Flæskum (J nr. 2) hat der nachlebende sohn seiner mutter und seinem stiefvater errichtet, dem er zu besonderem danke sich verpflichtet fühlte, weil er ihm 'gegönnt' hatte sein vermögen zu erben: *Tuki raisþi stain þąnsi auk karþi kub[l] þausi aft Aba mak sin þaikn guþan auk Tufu muþur sina. þau lika baþi i þaim hauki. Abi uni Tuka fiar sins aft sik.* — Der stein von Hørning (J nr. 56) bezeugt die dankbarkeit eines ehemaligen sklaven, der von seinem herren rühmt, dass er ihm die freiheit geschenkt und in seine familie ihn aufgenommen habe: *Tuki smiþr riþ stin ift Þurkisl Kuþmutaʀ sun is hanum kaf kul uk frialsi.* — Culturgeschichtlich wichtig sind die beiden seeländischen steine von Helnæs und Flemløse (Ø nr. 4. 5), weil durch sie das litterarisch nicht bezeugte vorhandensein der godenwürde in Dänemark bewiesen wird: *RhuulfR sati stain NuRa kuþi aft Kuþumut bruþur-sunu sin. truknaþu . . . ĄuaiR faþi; — aft Ruulf stątR [st]ain sasi is uas NuRa kuþi. satu su[niR aftiR].* Als weiteres zeugnis tritt das des steines von Glavendrup auf Fünen (Ø nr. 8) hinzu, das auch durch die ausführlichkeit seiner angaben eine sonderstellung einnimmt: *Raknhiltr sati stain þąnsi auft Ala Saulua kuþa, uia haiþuiarþan þiakn. Ala suniR karþu kubl þausi aft faþur sin auk hąns kuna auft uar sin in Suti raist runaR þasi aft trutin sin. Þur uiki þasi runaR. at rita sa uarþi is stain þansi ailti iþa aft ąnąn traki* 'Ragnhild errichtete diesen stein zum andenken an Ali, den goden der Sǫlver (den goden in Sǫlvi?), den ehrwürdigen wächter der heiligtümer. Alis söhne schufen dies denkmal zum andenken an ihren vater und seine frau zum andenken an ihren mann, Sóti aber ritzte die runen zum andenken an seinen herrn. Thor weihe diese runen! Der soll sein vergehen büssen der diesen stein beschädigt oder ihn fortschafft, um ihn für einen andern zu benutzen.' Ähnlich, aber etwas weniger lang, ist die inschrift eines zweiten steines, den vermutlich dieselbe Ragnhild, die sich später in Seeland nochmals verheiratet zu haben scheint, zu Tryggevælde bei Præstø ihrem zweiten gatten errichtete (Ø nr. 9): *Raknhiltr sustiR Ulfs sati stain þąnsi auk karþi hauk þąnsi auk skaiþ þaasi auft Kunulf uar sin kląmulan*

1) Für diese glaubte man auch dadurch sorgen zu können, dass man ein dem allgemeinen besten dienendes werk ausführte, z. b. den bau einer brücke, was zweimal ausdrücklich erwähnt wird (Ø nr. 20; S nr. 38). Häufiger ist dieser brauch durch schwedische runensteine bezeugt.

man sun Nairbis. faiR uarþa nu futiR þąi(m) batri. sa uarþi at rita is ailti stain þąnsi iþa hiþan traki. 'R., Ulfs schwester, errichtete diesen stein und schuf diesen hügel und diese schiffsetzung[1] zum andenken an Gunnólfr ihren gatten, einen beredten mann, den sohn der Nerbir. Wenige werden jetzt geboren, die besser sind als er. Der soll sein vergehen büssen, der diesen stein beschädigt oder von hier fortschafft.' — Die inschrift des Sæddingesteins (Ø nr 13) scheint, wenn W. sie richtig ergänzt und gedeutet hat, zu berichten, dass auf Låland im 10. jahrh. südschwedische colonisten einen nicht unwesentlichen teil der bevölkerung ausmachten: *Þurui kat kauruan stain þansi* [*aft*] *Uikik uiar sin ian han uas ilatra triu*[*k*]*a*[*str*] *Sutrsuia auk suþr* [*Lana*] *ku(am) aulat* [*um h*]*af nur. baistr han uas Sutrsuia* [*a*]*uk minuksamR* 'Þyrwi liess diesen stein errichten zum gedächtnis an Wiking ihren gatten, er aber war der treueste unter den inländischen Südschweden und kam über das nördl. meer gen süden zu dem eiland der Låländer, er war der beste unter den Südschweden und unvergesslich.'

Auf die runenleichensteine des 12. und 13. jahrh., die z. t. auch lateinische inschriften in runenzeichen tragen, will ich nicht näher eingehen, ebensowenig auf die taufsteine, die zuweilen einen kurzen spruch, zuweilen auch nur den namen der steinmetzen enthalten (nr. 7—10: *Marten mik giarþe*), die weihrauchfässer (die fast ohne ausnahme, wie die inschriften lehren, von meister Jacobus Røþ in Svendborg gefertigt sind), truhen usw. Dagegen sei es mir gestattet, ein paar runensteine, deren inschriften vielleicht auch eine andere deutung, als die von W. gegebene, zulassen, etwas ausführlicher zu besprechen.

In der inschrift des steines von Skivum (J nr. 3), die W. in die erste hälfte des 10. jahrh. setzt: *þau muþrkin Þurui auk Uþinkaur auk Kuþmuntr þriu raisþu kumbl þausi aift Kisl hin huþska; hąn uas lątmąnąn baistr i Tąnmarku auk fursti* ist nur das wort *huþska* nicht mit sicherheit zu erklären, da hier verschiedene möglichkeiten sich bieten. Es kann ein von einem ortsnamen abgeleitetes adjectiv oder ein adjectiv, das eine moralische eigenschaft bezeichnet, vorliegen. W. entscheidet sich, wie mir scheint zu schnell, für die zweite alternative und meint, daß wir es mit der schwachen form des bekannten adj. *horskr* zu tun haben, dass also *huþska* entweder eine dialektische nebenform (mit dem auch sonst, wenn auch selten, bezeugten übergange von *r* > *ð*: Noreen, Altn. gr.[3] § 245 anm. 2) oder eine die orthographische unsicherheit des steinmetzen verratende wiedergabe von *hoska* (mit ausgestossenem *r*) sei. Diese beiden versuche, das *þ* zu erklären, scheinen mir höchst bedenklich, besonders der erste, da mir von einem wechsel zwischen *r* und *ð* auf ostnordischem gebiete nichts bekannt ist, und ich würde daher die von Wimmer ebenfalls erwogene, aber als zu zweifelhaft — man weiss nicht weshalb — abgelehnte ableitung von dem ortsnamen *Hø* (altdän. *Hødе*) vorziehen.[2] Unwahrscheinlich ist mir auch die von W. ausgesprochene vermutung, daß der name des mannes, zu dessen gedächtnis der stein errichtet wurde, in dem ortsnamen Gislum (d. i. *Gíslsheimr*) erhalten sein könne (das dorf Gislum, das der südwestlichsten harde des amtes Ålborg den namen gegeben hat, liegt nur wenige kilometer von Skivum entfernt): denn die

1) Der stein hat ursprünglich, wie der von Glavendrup, inmitten einer zusammenhängenden reihe von kleineren steinen gestanden, welche die äusseren umrisse eines schiffes widergeben sollten. Vgl. Sophus Müller, Nordische altertumskunde II (Strassb. 1898) s. 257 fg.

2) Wenn der stein einer späteren zeit angehörte, könnte man daran denken *huþska* als *høfska* zu erklären (die labiale und dentale spirans sind ja nahverwandte und leicht in einander übergehende laute), aber die möglichkeit, dass das lehnwort bereits im 10. jh. in Dänemark bekannt war, ist gänzlich ausgeschlossen.

mit *-heimr* componierten ortsnamen stammen doch wol (wie die untersuchungen von Hansen in seinen buche: Landnåm i Norge ergeben haben) aus einer viel früheren zeit. — Die verstümmelt überlieferte inschrift des steines von **Egtved** (J nr. 8) ist mit sicherheit nicht zu ergänzen; die von W. ausdrücklich als versuch bezeichnete herstellung: [*Þurbiaurn raisþi stain þąnsi*] *(a)t Fainlu i Suku; raist* [*runaR br|uþiR aft bruþur; stain sasi skarni* ... halte ich nicht für glücklich, da weder der männliche eigenname *Fainla* (d. i. **Fenla?* got. **Fanilô?*) sonst sich findet noch auch der ortsname *Suka* (d. i. **Sokka?*) in Dänemark sich nachweisen lässt. Die annahme einer 'graphischen umstellung' betrachte ich zwar als ein nicht unbedenkliches mittel, von dem man nur im äussersten notfalle gebrauch machen sollte; gänzlich unzulässig ist es aber nicht, da tatsächlich derartige umstellungen überliefert sind (z. b. *owlþuþewaR* st. *wolþuþewaR* auf der Taschberger zwinge, Noreen nr. 53), und ich glaube dass wir auch bei der inschrift des Egtved-steines darauf recurrieren müssen. Indem ich nämlich annehme, dass Bugge mit seiner vermutung *isuku* als *suiku* zu lesen (Antiqv. tidskr. f. Sver. 10, 70) das richtige getroffen hat, möchte ich die nachstehende ergänzung als eine immerhin mögliche in anspruch nehmen: [*Tuki sati stain aft Ala ias fiantR*] *(a)t Faintu isuku* (lies *suiku*); *raist* [*runaR br|uþiR aft bruþur; stain sasi skarni* .. Ich bemerke dazu, dass auf dem steine ebenso gut *faintu* wie *fainlu* gelesen werden kann, da der kopf der vorletzten rune beschädigt ist und nehme an, dass das wort in phonet. transscription durch *Fendo* zu geben ist, das ich für den altdän. namen von Venedig halte (in westnordischen quellen[1] heisst die stadt *Feneđi* oder — mit überaus glücklicher volksetymologischer umdeutung — *Feney*): ist es eine zu kühne hypothese, dass der mann, zu dessen gedächtnis der bruder den stein errichtete, auf einer wikingerfahrt ins Adriatische meer verschlagen wurde und in der nähe von Venedig durch verrat seinen untergang fand? Die gegner des getöteten können natürlich deutlicher bezeichnet gewesen sein, und die beiden männl. eigennamen sind nur aufs geratewol ihrer kürze wegen gewählt, um mit dem knapp bemessenen raume einer zeile von ca. 24 zeichen auszukommen. Völlig rätselhaft ist auch mir das letzte wort der inschrift: dass an den dat. des bekannten, allen nordischen sprachen gemeinsamen neutrums nicht gedacht werden kann, leuchtet ein, was aber hier sich versteckt, wird vermutlich immer verborgen bleiben, falls nicht die ergänzenden bruchstücke einmal in der kirchhofsmauer von Egtved noch aufgefunden werden sollten. — Zu der inschrift des steines von **Vester Torslev** (J nr. 48): *Hala risþi stin þansi Litu sun ift As(u)lf bruþur sin* möchte ich bemerken, dass es meines erachtens nicht unbedingt sicher ist, *Hala* und *Litu* für männl. namen zu erklären. Die sitte, söhne nach der mutter zu benennen, war garnicht so selten, nicht bloss im alten Island (wo sie sehr häufig bezeugt ist), sondern auch in Dänemark, wo sie sich z. b. nach H. C. Andersens zeugnis[2] auf der insel Ærø lange erhalten hat, und es ist, wie ich meine, möglich, die wörter [illegible] (dass die letzten 7 runen der linken zeile ihre [illegible] nach links, nicht wie in *þansi* nach rechts, wenden, also von rechts nach

[1] [illegible] Hálfdanar saga [illegible] 1887 s. 2[illegible]; Knytl. saga c. 74 (Fms. XI, 2[illegible]) [illegible] 10 (Carm. norr. s. 51).

[2] [illegible] (18[illegible]) s. 8[illegible]: [illegible] Gabrielsen bed den skikkelige [illegible] at han er fra den lille ø Ærø, hvor [illegible] faae navn efter deres [illegible] — Von den dän. [illegible] s. u.

links zu lesen sind[1], soll vermutlich andeuten, dass sie nicht hinter *þąnsi* gesetzt werden dürfen): *Hala risþi stin þąnsi ift As(u)lf bruþur sin Litusun.* Die nennung des mutternamens würde sich unter der voraussetzung am leichtesten erklären lassen, dass Halla und Ásulfr stiefgeschwister waren, die denselben vater, aber verschiedene mütter hatten. Meine lesung empfiehlt sich auch dadurch, dass *Halla* ein bekannter altnord. frauenname ist, als mannsname dagegen bisher nicht nachgewiesen wurde; *Lita* (die weibliche entsprechung von *Litr?*) ist mir als eigenname noch nicht begegnet. — Auf dem interessanten, erst 1902 aufgefundenen (4.) Ålum-steine (J nr. 58ᵇ), den Wimmer nachträglich im 4. bande (s. 209 ff.) behandelt, überrascht uns eine in diesen denkmälern seltene gefühlsäusserung: *Þurui Uikuts kunų lit risa stin þąnsi eftiʀ Þurbiurn sun Sibu sustlik sin is hun hukþi betr þąn suasum suni.* Wimmer übersetzt das: 'Tyre, Vegøts kone, lod rejse denne sten efter Torbjörn, Sibbas sön, sin fætter, som hun holdt mere af end sin kære sön'; ich möchte dagegen glauben, dass wir das adj. *swás* hier noch in seinem ursprünglichen sinne fassen müssen, also in der bedeutung des gotischen *swês* (ἴδιος): 'den sie mehr liebte als den eigenen sohn'. Der ausdruck gewinnt dadurch an kraft und bestimmtheit. Sollte meine interpretation richtig sein, so werden wir auch den Æsgir, dem sein vater Wégøt den 3. Ålum-stein (J nr. 58) errichtete, nicht mit W. für einen stiefsohn der Tyre, sondern für ihren eigenen sohn (*swásan sun*) zu halten haben. Dass der Wegøt des steines 58 mit dem gleichnamigen manne des steines 58ᵇ identisch ist, kann keinem zweifel unterliegen: W. hat gewiss recht, wenn er auf beiden steinen die hand desselben steinmetzen erkennt, wenn auch der zweite stein, auf dem bereits das punktierte *i* erscheint, etwas jünger sein wird. — Zu dem steine von Sønder Vinge (J nr. 49): *(T)ufi bruti risþi stin þensi uftiʀ Urwiu auk Kaþu bruþr sinq tua.* [*sal sa*]*s arþi auk saþi ukʀ . saʀ mun akuþi* ('heil dem der schon in der jugend pflügte und säte, das wird guten ertrag geben'), möchte ich bemerken, dass es nicht unbedenklich ist, in *sarþi* das anlautende s abzutrennen, da sonst in der inschrift die trennung der wörter durch doppelpunkte überall correct durchgeführt ist. Mit dem überlieferten *sarþi* weiss ich allerdings auch nichts anzufangen, aber vielleicht stand auf dem steine ursprünglich *sas* : *sarþi*, sei es, dass der steinmetz entweder ein überlanges *s* gehört hatte (vgl. das 'herübergezogene' *s* des französischen) oder mit seinen gedanken bereits zu dem nachfolgenden *saþi* vorausgeeilt war. Die drei letzten worte sehe ich nicht mit W. als prosa an, erkenne vielmehr in der schlussformel eine dem gnomischen inhalte gemässe halbstrophe im ljóðaháttr: dass die vollzeile, statt in sich selbst zu allitterieren, nur anreimung an die voraufgehende langzeile aufweist, kommt ja auch in westnordischen gedichten zuweilen vor (Sievers, Altgermanische metrik § 57, 3c); im ausgange ist bekanntlich nach dem Buggischen gesetz ein dreisilbiges wort des typus ⏊ ⏊ × gestattet. Wir dürfen also wol das denkmal als einen sicheren zeugen dafür betrachten, dass der ljóðaháttr auch dem ostnordischen stamme bekannt

1) Diese richtung von rechts nach links ist auf dänischen runensteinen eine ganz seltene ausnahme: ausser auf dem steine von Vester Tørslev findet sie sich nur noch auf dem bruchstücke von Brøndum (J nr. 64), auf dem (3.) Gårdstångasteine (S nr. 36) und auf dem (2.) steine von Ny Larsker (B nr. 28) — und auch in diesen fällen beschränkt sich die abweichende richtung auf einzelne wörter. Sonst ist immer — auch wenn die zeilen, was sehr häufig ist, βουστροφηδόν laufen — die richtung von links nach rechts eingehalten: in den βουστροφηδόν-inschriften kehren also stets die runen der aneinander stossenden zeilen die köpfe oder die füsse gegeneinander, niemals die köpfe gegen die füsse.

war. — Vieles sonderbare und auffallende findet sich in der inschrift des (6.) steines von *Vester Marie* (B nr. 33): *Asualdi risti stein þinsa iftR Alfar bruþur sin drinr koþr. trebinu syni auk skogi suek saklausan*, was W. übersetzt: 'Asvalde, den gode svend, rejste denne sten efter sin broder Alver. Træbenes sønner og Skove sveg den sagesløse (berøvede den uskyldige livet ved svig)'. Sehr merkwürdig ist zunächst der umstand, dass der nachlebende bruder sich selbst und nicht den getöteten als einen trefflichen jüngling sollte bezeichnet haben, was überdies wegen der weiten entfernung der apposition von dem zugehörigen nominativ wenig glaublich ist. Ferner müsste man annehmen, dass der steinmetz den sing. des verbums verwendete, wo man unbedingt den plur. (*sviku*) erwarten müsste. Auch ist der männl. eigenname *Skógi* sonst nirgends nachgewiesen. Alle diese eigentümlichkeiten möchten es doch möglich erscheinen lassen, dass hier etwas nicht in ordnung ist, was am ehesten dadurch sich erklären liesse, dass der runenmeister eine schriftliche vorlage nicht verstanden und ungenau wiedergegeben hat.[1] Unter dieser voraussetzung dürfte man auch die vermutung wagen, dass in *trebinu* das bekannte part. des verbums *drepa* und der erste buchstabe des nachfolgenden *uas* erhalten sei[2], also nicht der gen. sing. eines weiblichen eigennamens *Træbeina*, dessen ehemalige existenz allerdings durch den noch heute auf Bornholm vorkommenden ortsnamen *Træbenegaard* erwiesen zu sein scheint. Ich möchte daher, wenn auch nicht ohne bedenken, den schlusssatz der inschrift folgendermassen herstellen: *drinr koþr trebin u[as]*. *Sv[e]ni*[3] *auk*[4] *[i] skogi, suek saklausan*[5] 'der treffliche jüngling wurde getötet; Swéni erschlug ihn im walde, durch hinterlist fällte er den unschuldigen'. Meine vermutung dürfte dadurch an wahrscheinlichkeit gewinnen, dass mehrfache gleichheit des anlauts auf eine metrische grundlage hinzuweisen scheint, in der ich den rest eines alten erfikvæði zu erkennen glaube:

Þrepinn vas Alfarr, drengr enn góþi:
Svéni (Sveinn?) saklausan sveik í skógi.

Damit nehme ich von dem prächtigen werke abschied, das hoffentlich das interesse an den ehrwürdigen denkmälern neu beleben wird, an denen roher vandalismus und empörende gleichgiltigkeit auch noch in neuester zeit sich vielfach versündigt hat.[6] Möge uns der verehrte verfasser auf die beiden noch fehlenden halbbände nicht allzu lange warten lassen!

1) Zu dieser annahme nimmt W. selbst seine zuflucht bei der deutung der inschriften auf dem runenleichensteine von Gæssingholm in Jütland (nr. 10) und dem weihrauchfasse von Ulbølle auf Fünen (nr. 2). Sollte sie nicht auch für den stein von Asferg (J nr. 50) zulässig sein? Es wird einem schwer daran zu glauben, dass hier nicht ebenfalls die bekannte formel: *harþa kuþan þign* vorliegen sollte (vgl. J nr. 51. 52. 53. 54 u. ö.).

2) Dass man sich auf die trennungspunkte nicht ohne weiteres verlassen kann, beweist z. b. die inschrift des in anm. 1 genannten weihrauchfasses, in der die bestandteile einzelner wörter mehrfach auseinander gerissen, auch mit anderen wörtern verbunden sind.

3) Der eigenname *Sueni* begegnet auf dem (2.) steine von Klemensker (B nr. 6) und auf den steinen von Glemminge (S nr. 22) und Valleberga (S nr. 42).

4) In dieser form steht das praet. von *hǫggva* z. b. auf dem (1.) steine von Bodilsker (B nr. 14); vgl. auch *uaku* = *hǫggva* auf dem steine von Brohuse (B nr. 16).

5) Vgl. Solarljóð 6⁴: *es hann hafþi saklausan svikit*.

6) Der stein von Flemløse (F nr. 5), der seit dem 16. jahrh. bekannt und bereits von Ole Worm publiciert war, wurde gegen ende des 18. jahrhs. auf befehl des

2) Die an zweiter stelle genannte Wimmersche schrift behandelt in ihrem ersten teile (s. 10—36) die im herzogtum Schleswig gefundenen gegenstände, deren inschriften in dem älteren (gemeingermanischen) runenfuþark von 24 zeichen abgefasst sind. Es sind jedoch nur wenige von diesen inschriften sicher zu deuten, nämlich die der Taschberger zwinge, welche W. bereits in seinem buche: Die runenschrift (s. 104 fg.) eingehend besprochen hat, die des diadems von Strårup, das nur das eine wort *Leþro* (vermutl. einen weibl. eigennamen) enthält, die des bekannten goldenen hornes von Gallehus und die des brakteaten von Skrydstrup, auf dem neben dem männlichen eigennamen (?) *LaukaR* nur noch das bekannte wort *alu* sich findet, das den gegenstand als amulet bezeichnet. Die übrigen denkmäler (der Taschberger schildbuckel, die vier pfeile von Nydam, der stab von Frørslev und sechs brakteaten) enthalten entweder nur einzelne runen[1] oder mehrdeutige combinationen, bei denen W. eine erklärung nicht gewagt hat.[2]) Gegenüber den versuchen, den nordischen charakter dieser inschriften zu leugnen, verhält W. sich mit recht scharf ablehnend: in der beurteilung der sprache und in der frage der datierung muss ich mich unbedingt auf seine seite stellen.

In dem 2. teile (s. 36—60) bespricht W. die schleswigschen inschriften mit dem jüngeren alphabet. Das meiste, was hier geboten wird, ist nur ein auszug aus dem großen runenwerke des verfassers. Hinzugefügt sind nur kurze berichte über zwei jetzt verschollene denkmäler, den runenstein von Arrild bei Norder-Brarup, der innerhalb eines grabes angebracht war und (wie der stein von Haverslund) nur ein einziges wort aufwies, den sonst unbekannten und noch unerklärten männl. eigennamen *FatuR*, und die tür des kapitelhauses zu Schleswig, auf der die aus eisernen nägeln gebildete inschrift sich fand: *(R)efli me (f)ecit*, endlich mitteilungen über verschiedene zeugnisse[3], welche die kenntnis der runenschrift bis in den anfang des 14. jhs. hinunter nachweisen.

grafen Trampe zerschlagen (!!), infolgedessen ein grosser teil der inschrift verloren gieng; der stein von Skifarp (S nr. 29) wurde erst um die mitte des vorigen jahrhs. gesprengt und zu bauzwecken verwandt. Wir erfahren ferner, dass der engherzige ortsgeistliche die unterbringung des Spentrup-steines (J nr. 21) in der vorhalle der kirche, wo er gegen die einflüsse der witterung und beschädigung durch menschenhand geschützt gewesen wäre, nicht gestattete und dass trotz aller bemühungen es nicht möglich war, die erlaubniss zu erlangen, den Holmby-stein (S nr. 41) aus der kirchenmauer herauszunehmen, was ohne jede schwierigkeit hätte bewerkstelligt werden können, daher der gesamte inhalt der inschrift sich nicht feststellen liess! — In einem falle haben wir, wie die sage berichtet, nur dem volksaberglauben es zu verdanken, dass ein denkmal (Strö, S nr. 31. 32) der zerstörung entgieng.

1) Wimmer erklärt diese runen für 'magisch'; es darf aber doch wol auf den durch die Jómsvíkinga saga (Fas. XI, 71) bezeugten gebrauch hingewiesen werden, dass der eigentümer seine pfeile zeichnete.

2) Scharfsinnige bemühungen, einzelne dieser inschriften zu deuten, finden sich in der anzeige Th. v. Grienbergers, GGA 1903 nr. 9.

3) Zu diesen zeugnissen rechnet W. auch den stein von Översee, auf dem seiner meinung nach die zeichen *h, l, k* des jüngeren alphabets zu einer binderune vereinigt sind. Bugge dagegen glaubt neuerdings (Norges indskrifter med de ældre runer s. 593) den stein in die übergangszeit (also etwa in den anfang des 9. jhs.) setzen und das betr. zeichen als eine ligatur von ᛡ (= *a*), *k* und *l* auffassen zu dürfen und statuiert sogar einen 'historischen zusammenhang' zwischen dem Översee-steine und dem norweg. steine von Farsund (s. u.). Ich kann diesen hypothesen gegenüber nur meinen völligen unglauben bekennen.

3) Auf wie schwankendem boden sich die der erklärung der älteren runeninschriften gewidmete forschung noch immer bewegt, beweisen die neuen lieferungen des Buggischen werkes. Er ist mehrfach an seinen eigenen deutungen irre geworden, die er durch neue vorschläge ersetzt. So will er jetzt die inschrift des Tune-steins auf folgende weise ergänzen und lesen: (a) *ek WiwaR after Woduride witadahalaiban worahta r[unoR jah sato* (oder: *stadido*)] (b) [*afte*]*R Woduride staina. ÞrijoR dohtriR dalidun arbija sijosteR arbijano.* Es werden also nunmehr die ersten worte der rückseite noch als fortsetzung des auf der vorderseite begonnenen satzes gefasst, die ganze inschrift somit als eine einheitliche bezeichnet, während Bugge früher annahm, dass die runen der rückseite später hinzugefügt seien. Zweifellos wird nach der neuen hyphothese der sinn einfacher und verständlicher. An seiner ursprünglichen erklärung des wortes *witada-halaiban* hält B. gegen O. v. Friesens (jetzt auch von Noreen in der 3. aufl. der Altisl. und altnorw. gramm. gebilligte) vermutung, nach welcher *wita*[*n*]*dahalaiba* 'brotgeber' bedeuten soll — v. Fr. verweist auf analoge bildungen wie *slongvan*[*d*]*-baugi, hengjan*[*d*]*-kapti* usw. — fest, ebenso an der transscription der rune ◇ durch j, der Noreen ebenfalls zugestimmt hat, während Wimmer sie in der sub 2) besprochenen schrift (s. 13 fg.) aufs schärfste bekämpft. Ich muss in beiden fällen mich auf Bugges seite stellen; in dem zweiten aus den schon früher (Zs. 28, 242) angedeuteten gründen. — Auf der spange von Fonnaas möchte Bugge jetzt die runen 7—14, aus denen er früher die Worte *W*[*a*]*k*[*r*]*s hu*[*s*]*ingR* herauslas, zu *wkshu*[*bd*]*ingR*, d. h. *Oxhǫfðingr* 'sohn des Oxhǫfði' ergänzen, was mir nicht als eine verbesserung erscheint, da völlig sichere beweise für die wiedergabe des vokals *u* durch die *w*-rune nicht vorliegen (auf den seeländischen stein von Frerslev, den Wimmer als eine fälschung des 13. jhs. erwiesen hat, sollte man sich nicht berufen). Auch die deutung der folgenden zeichen (15—22): *sa* [*i*]*ng*[*i*]*s*[*a*]*rb*[*i*]*s*[*k*]*e* ist B. jetzt geneigt aufzugeben, da nach den forschungen von K. H. Karlsson die dalekarlischen ortsnamen auf *-arfve* erst in der 2. hälfte der 14. jhs. aufgekommen sein sollen. — Ebenso werden auf dem steine von By die letzten 4 runen, die ja der combination weiten spielraum gewähren, jetzt anders gedeutet, nämlich: *d*[*ohta*]*R r*[*ow*]*e m*[*inu*] *þ*[*ar*] *i*[*ne*] 'ruhe du, meine tochter, darin!', was eine sehr merkwürdige wortstellung wäre. Das wort *eirilaR* (altn. *jarl*) wird nicht mehr als 'kriegerhäuptling' erklärt, sondern als der name des runenritzers, der eigentlich einen mann von herulischer herkunft bezeichne[1]. — B. meint nämlich (was er in einem der folgenden hefte ausführlich zu begründen gedenkt), dass die kenntnis der älteren runen im norden besonders durch herulische runenmeister verbreitet sei und dass sowol die inschrift von By wie die von Veblungsnes von umherziehenden Herulern (die also wol aus dem runenritzen ein gewerbe gemacht haben) herrühren. Mir scheint es methodisch richtiger, an der durch die litterar. quellen allein bezeugten bedeutung des appellativums *jarl* festzuhalten, als auf der seltsamen, durch kein anderes zeugnis bestätigten nachricht des Prokop ein so schwindelndes hypothesengebäude aufzuführen. — Zu dem Stenstad-steine trägt B. nach, dass neben seiner früheren deutung (*Igingon-halaR*) noch eine andre möglich sei, nämlich: *ik Ingon halaR* '(ich bin) Ingas stein', da auch auf dem Röksteine die *g*-rune zur bezeichnung des *k*-lautes verwandt ist. Indessen hält B., da die inschrift von Stenstad zweifellos älter ist als

1) *eirilaR* auf den beiden denkmälern scheint B. demnach wol gewissermassen als eine mit der übrigen inschrift nicht zusammengehörige 'fabrikmarke' anzusehen. Die 'umherreisenden runenmeister' hiessen gewöhnlich entweder *EirilaR* oder *Uha (Ufi)!*

die von Rök, seine erste erklärung doch für die wahrscheinlichere. — In der schwierigen und kaum mit sicherheit deutbaren inschrift des brakteaten von Aagedal meint B. die letzten Worte (*fahd ti-ad ee lifi an it*) nunmehr deuten zu sollen: '(Uha) schrieb: „Kriegerischer Týr, er lebe“ auf dieses'. Da jedoch weder ein endungsloser adjectivischer vocativ, noch ein adjectivischer stamm *haða-* neben dem substantivischen *haðu-*, noch ein nominativ *ē* vom pronominalstamme *i-* irgendwo auf germanischem boden bezeugt sind, so wird der neue vorschlag kaum viel glauben finden, zumal da auch die einschachtelung des wunschsatzes in den anderen satz natürlicher prosa nicht gemäss ist. — Ebenso wenig kann ich mich mit den neuen deutungen der inschriften von Reistad und Aarstad befreunden: auf dem ersten steine zerlegt B. jetzt das überlieferte *iuþingaR*, worin er früher einen eigennamen erblickte, in die 3 wörter: *iu* (d. i. *hjó*) *þin* (scil. *stein*) *GaR* 'Geirr hieb deinen stein' (ich halte die auslassung des subst. für ganz unglaublich); und auf dem zweiten möchte er *hiwigaR* in derselben weise auseinander trennen: *hiw* (d. i. *hjó*) *i*(*k*) *GaR*, da ein männl. eigenname *HiwigaR* sonst nirgends bezeugt sei. Das darauf folgende *sar alu* wird als compositum in der bedeutung 'schmerzensstein' gefasst (??); beide denkmäler rühren nach B. von demselben manne her. — Sehr eingehend hat sich B. endlich nochmals (s. 545—54) mit der inschrift des knochenstückchens von Ödemotland beschäftigt. Seine jetzige lesung und erklärung lautet: *Uha urte Ebuuuinu ai Ing*[*wan*] *d*[*ohtar*] *þinuu we-tuuþa. uui Uh*[*a*] [*a*]*n f*[*ah*]*þi. Ti auue E*[*bu*]*uu*[*i*]*nuu* 'Uha verfertigte, Ebuwina die tochter Ingwas besitzt diesen geweihten zahn. auf den heiligen gegenstand schrieb Uha. Tyr! sei gnädig der Ebuwinu'. Unmittelbar hinter seinen ausführungen finden wir jedoch die verblüffende mitteilung, daß er, nachdem der letzte bogen eben abgezogen war, wiederum zu einer abweichenden auffassung des schlusssatzes gelangt ist, die wir erst in einem folgenden hefte erfahren werden!!

Das gefühl der unsicherheit wird man auch bei der mehrzahl der übrigen, in den neuen heften behandelten inschriften, über die ich noch nicht referiert hatte, nicht los. Ich muss mich widerum darauf beschränken, sie nebst den Buggischen deutungen summarisch zu verzeichnen und nur bei besonders bedenklichen hypothesen meine zweifel zu äussern.

18. Selvig. Goldener brakteat, 1846 gefunden (die von rechts nach links laufenden runen erst 1895 entdeckt).

Die inschrift lautet: *tau*. Nach Bugge ist der brakteat die verunglückte copie einer älteren vorlage, auf der das bekannte wort *alu* stand. Dass *Tau* (<* *Tawu*) ein weibl. eigenname sei (= ahd. *Zawa*) hält B. für unwahrscheinlich.

19. Kjølevig (Strand). Stein, jetzt im garten der universitäts-bibliothek in Christiania. Um 550. Dreizeilige inschrift, deren runen ebenfalls von rechts nach links laufen:

HadulaikaR | *ek HagustadaR* | *hlaaiwido magu minino* 'HadulaikaR (ruht hier). ich HagustaldaR begrub meinen sohn.' — Der runenmeister hieb zuerst versehentlich *haaiwido* statt *hlaiwido* und berichtigte seinen fehler dadurch, dass er das anlautende ᚺ zu der binderune ᛏᚺ umgestaltete; *HagustadaR* ist ungenaue schreibung für *HagustaldaR; minino* 'meum', vgl. got. *Ƕarjanôh* neben *Ƕarjana*. Die deutung, die B. bereits in der Aarbøger für 1884 gab, gehört zu den wenigen, die als unbedingt sicher gelten können.

20. Tørviken (A). Stein, gefunden 1880 in einer grabkammer. Da er jedoch mitten in einer rune durchbrochen ist (um für die verwendung im grabe passend

gemacht zu werden?), war er vielleicht früher im freien aufgestellt. 6. jahrh. Die inschrift ist ebenfalls linksläufig:

ladawaringaR, d. i. *Landa WaringaR* 'Landa sohn des Wara'. — Ein über der 4. und 5. rune stehendes *u* lässt B. unerklärt.

21. Tørviken (B). Stein, 1883 in derselben grabkammer gefunden, jetzt im museum zu Bergen. Um 725. Die runen laufen widerum von rechts nach links:

þieþrodwengk. Da diese legende aller erklärungsversuche spottet, nimmt B. zu den strichen, die von einzelnen runen ausgehen und dem letzten *k* folgen, seine zuflucht und bringt dadurch heraus: *Ini þinne þar runo ąnd Twenneng 'k hiu* 'Ini! für deine seele hieb ich, Twennas sohn, diese runen ein'. Gegen diese deutung, die B. selbst nur für einen versuch erklärt, ist zu bemerken, dass eine inschrift dieses inhalts in heidnischer zeit einfach unmöglich war, ebenso aber auch die in den nachträgen (s. 556 fg.) proponierte neue lesung und erklärung: *Ine. þinne þar runo odt Une egk hiu.* 'Ine (ruht hier). Für deine seele hieb ich Une diese runen ein'.

22. Opedal. Stein, gefunden 1890 (wahrscheinlich aus dem innern eines grabes stammend), jetzt im museum zu Bergen. 7. jahrh. (600—650 s. 560; bd. 1 s. 310 hielt B. den stein für rund ein jahrhundert älter). Zweizeilige inschrift, wider linksläufig:

Birgngu bo ro swestar minu liubu mer Wage (oder: *Wake*) 'Birgingu, weil ruhig (im grabe), meine schwester, lieb mir, dem Wagaz (oder: Wakaz)'. — B. zweifelt, ob *ro* als adverb. dativ des fem. *ró* oder als nom. sg. fem. des adj. *rór* zu fassen sei; die zweite erklärung ist wol die wahrscheinlichere.

23. Sogndal. Goldener brakteat, gefunden 1861, jetzt im museum zu Bergen. — Die münze enthält fünf runenähnliche zeichen, die aber wol bedeutungslos sind.

24. Førde. Saponitsteinchen (vielleicht als senkstein an einem fischnetze benutzt), gefunden 1874, jetzt im museum zu Bergen. 7. jahrh.

Aluko. B. hält das wort für die koseform eines weibl. eigennamens, der mit *alu* (altn. *öl*) zusammengesetzt war. Eine ältere deutung (bd. 1 s. 164 fg.) hat B. aufgegeben.

25. Veblungsnes. Felswand mit einer runeninschrift, die etwa seit 200 jahren bekannt ist. Um 645.

erilaR Wiwila 'Wiwila der jarl'. — *Wiwila* ist deminutivform von *WiwaR* (auf dem stein von Tune als eigenname bezeugt). Bei erwägung der frage, ob Wiwila in der nähe von Veblungsnes umgekommen und der name zu seinem gedächtnis eingehauen sei, oder ob der jarl sich selber verewigt habe, ist B. geneigt, sich für die zweite alternative zu entscheiden. — S. [illegible] die ältere deutung Bugges; in den nachträgen erklärt er [illegible] für den namen des 'herulischen' runenmeisters (s. o.).

26. Myklebostad (A). Stein, gefunden 1888, jetzt in der archaeologischen sammlung der universität Christiania. Ein stück ist abgebrochen, wodurch wahrscheinlich der schluss der inschrift verloren gegangen ist. 6. jahrh.

[illegible] Das erste wort hält B. für den gen. sg. des männl. eigennamens [illegible], das [illegible] für den anfangsbuchstaben eines jenen gen. regierenden substantivs. B. denkt an [illegible]. Andere möglichkeiten, die jedoch B. selbst für minder wahrscheinlich hält, werden in den nachträgen (s. 562 fg.) erwogen.

27. Myklebostad (B). Stein, gefunden 1852, jetzt in derselben sammlung wie A. Am unteren ende ist ein stück abgeschlagen, doch scheint dadurch von der inschrift nichts verloren gegangen zu sein. 7. jahrh. (letztes viertel).

writeR Aihuþrow[*R*] *a*[*f*]*ti*[*R*] *Orumalaiba* 'es ritzt (dies) Æþrór zum andenken an Ormleifr'. — *Orumalaiba* (das *u* ist natürlich svarabhakti) ist accus.

28. Valsfjorden. Felswand mit einer zweizeiligen, von rechts nach links laufenden runeninschrift, die seit 1872 bekannt ist. 6. jahrh. oder etwas älter.

ek HagustaldiR þew|*aR Godagas* 'ich Hǫgstaldr (oder, falls wir es — wie Bugge s. 563 meint — mit einer patronymischen ableitung zu tun haben: Hǫgstalds sohn oder nachkomme) der diener des Góðagr (ritzte die runen). — *GodagaR* vermutl. < * *Goda-dagaR*.

Links von der hauptinschrift sind noch spuren einer anderen, unzweifelhaft jüngeren, erhalten, welche die worte: *ek UlþeaR* 'ich Ulþér' zu bieten scheinen (*Ulþér* < * *Wulþu-þewaR*).

29. Vatn. Stein, 1871 in einem grabhügel gefunden. 8. jahrh. Die zweizeilige inschrift gehört der übergangszeit an, da neben den alten runen für *h* und *o* bereits die jüngeren zeichen (ᚼ = *a* und ᛦ = *R*) auftreten.

Rhoal[*t*]*R* | *faiu* 'ich Hróaldr schreibe'. — *HróaldR* < urnord. **Hróþu-waldaR*.

30. Bratsberg. Stein, 1806 in einem grabhügel gefunden, jetzt verschollen. 6. jahrh. Die inschrift enthielt nur den namen:

ÞaliR (altn. **Þellir*? zu *þǫll* 'fichte'?).

31. Tanem. Stein, 1813 in einem grabhügel gefunden, jetzt in der archäol. sammlung der universität Christiania. 8. jahrh. (B. s. 565).

Mairle r ... (hinter *r*, wie es scheint, noch einige nicht mehr leserliche runen) 'M. (ritzte die runen)'. In *Mairle* (< urnord. **Marila*) ist *e* durch das zeichen ᛘ widergegeben, was auch in dänischen und schwedischen inschriften vorkommt.

32. Hammeren. Felswand mit einer runeninschrift, die erst seit 1897 bekannt ist. Sie besteht aus 7 runen, von denen die 4 linken (ᚢ*fla*) nach links, die 3 rechten (*þfl*) nach rechts sich wenden; ausserdem steht über der letzten rune (rechts) noch ein zeichen, das nach Bugge aus zwei *u* mit gemeinsamem schafte besteht, die den anfang der inschrift bilden (so B. s. 565, während er s. 379 fg. die beiden *u* auf anfang und ende der inschrift verteilen wollte). Um 750. B. liest von rechts nach links und gewinnt mit ergänzung einiger zeichen den satz:

Ulf[*R*] [*fa*]*þa* [*A*]*lfę* 'ich Ulfr schrieb (diese runen) für Alfr'. — Die in den nachträgen ausgesprochene vermutung, dass *Ulfi* statt *UlfR* zu lesen und jenes als eine nebenform von *Úfi* zu fassen sei, halte ich für unbegründet: B. hat sich von der seltsamen grille verführen lassen, zwischen den urhebern verschiedener inschriften (Konghell, Ödemotland, Hammeren) eine genealogische verbindung anzunehmen, indem in dem geschlechte der 'herulischen' runenmeister derselbe name (in älterer form *Úha*, in jüngerer *Úfi*) sich forterbte.

33. Gimsø. Stein (der nördlichste in Norwegen gefundene runenstein), bekannt seit 1810, jetzt im garten des museums zu Bergen. 9. jahrh. (erste hälfte). Die stark verwitterte inschrift liest und deutet B. folgendermassen:

Nuki Ąsa b[*ruþir*] *raisþa her aft utstaþ-niþ nafesun þąisa ah þą an kunstu staina þaisa* 'ich Nokki, Asis bruder, errichtete hier für den ins ausland ausgewanderten verwandten diese totenstätte und dann auch diese sehr sichtbaren steine' (der 'ausgewanderte verwandte' ist der am anfang genannte bruder Asi; *nafesun* ist acc. sg. eines sw. fem. **ná-vesa* 'totenstätte'). — Ich kann mich von der richtigkeit dieser

deutung nicht überzeugen. Für einen 'ausgewanderten' kann man wol einen stein als kenotaph, aber keine 'totenstätte' errichten. Auch das seltsame decompositum *utstaþ-niþr* erregt schwere bedenken; ganz unsicher ist ferner die ergänzung der runen *ąab* (dass das erste zeichen eine binderune aus ᚼ + ᛌ sei, lässt sich m. e. aus den vorhandenen spuren ebensowenig beweisen, wie dass das *u* in *ustaþ* noch einen beistrich hatte, so dass mit Bugge *utstaþ* gelesen werden müsste) zu *Ą[s]a b[ruþir]*, wenn man auch zugeben möchte, dass durch die punktierung des *b* eine abbreviatur angedeutet sei.[1] Ist es endlich glaublich, dass ein dialekt, der das stammhafte *n* im gen. sg. eines *an*-stammes (*Ąsa*) abgeworfen hatte, es im acc. sg. eines *ôn*-stammes (*ná-vesun*) conserviert haben sollte? Hinter *aft* möchte man, wenn man an die gewöhnlichen formeln denkt, einen eigennamen vermuten, was durch das nachfolgende *sun* noch wahrscheinlicher wird (Bugge hat diesen gedanken natürlich auch erwogen, aber — wie mir scheint mit unrecht — fallen gelassen). Nicht ohne bedenken wage ich den folgenden vorschlag: *Nuki ... raisþa her aft Ustaþ niþ Nafes [s]un þaisą haþ an þa kunsta staina þaisa* 'ich Nokki ... errichtete für meinen verwandten Ústaþr Næfisson diese erhöhung (d. i. diesen hügel)' usw. Wie die runen hinter *Nuki* zu ergänzen sind, errate ich nicht (ich habe daran gedacht, dass *ą* die praepos. sei und darauf eine ortsangabe folgte: vgl. *ą Salhaukum* auf dem Snoldelev-steine, Ø nr. 3; *i Sbalklusu* Sandby II, Ø nr. 23); *Ú-staþr* wäre 'der unbeständige': mit *ú*- componierte eigennamen sind ja nicht selten (*Ú-blauþr*, *Ú-feigr*, *Ú-tryggr*, *Ú-spakr*, *Ú-svífr* usw.); *Nafer* dürfte derselbe name sein wie altn. *Næfir* (Sn. E. II, 461 u. ö.) und *háþ* = altn. *hǽþ* — das diesem worte in der inschrift vorausgehende ᛋ = *a* bleibt bei meiner deutung freilich unerklärt und müsste auf ein versehen des runenritzers zurückgeführt werden. — Dass in der inschrift verse beabsichtigt waren, wie B. annimmt, glaube ich nicht: die alliteration läge auf ganz unmöglichen stellen.

34. Øvre Stabu. Eiserne speerspitze, um 1890 in einem grabhügel gefunden, jetzt in der archæol. sammlung der universität Christiania. 4. jahrh.

Rauninga (d. i. **Rauþninga* oder, was B. für wahrscheinlicher hält, **Raumninga*, männl. eigenname im nom.). — Ein ganz ähnlicher name (*Rannga*) steht bekanntlich auch auf der Müncheberger speerspitze (Henning nr. 2), wo die runen allerdings nicht, wie auf unserem denkmal, von links nach rechts, sondern von rechts nach links laufen. Trotzdem halte ich es nicht für unmöglich, dass die beiden waffen aus derselben werkstätte stammen, also beide den namen desselben schmiedes tragen (dass man es bei solchen fabrikzeichen mit der orthographie nicht allzu genau nahm, beweisen z. b. die weihrauchfässer des Svendborger meisters Jakob Røþ, Wimmer IV, 113 fgg.; vgl. auch die verschiedene schreibung in dem namen des schwed. runenmeisters Aasmund, N I s. 543). Bugge hält (s. 569 fg.) *Rauninga* und *Rannga* nur für angehörige derselben (natürlich 'herulischen') familie.

35. Nedre Hov. Bruchstück eines knöchernen kammes, 1868 in einem frauengrabe gefunden, jetzt in derselben sammlung. Um 400. Beide seiten tragen runen, doch sind nur noch auf der einen vier zeichen zu entziffern.

ek Ad .. 'ich Ad .. (wahrscheinl. war der verfertiger des kammes genannt).

1) Die hinzufügung der worte *Ąsa bruþir* wäre übrigens auch möglich, wenn jener bruder mit dem toten, zu dessen gedächtnis der stein errichtet ward, nicht identisch war, vgl. die inschrift des Rimsø-steines (J. nr. 9): *Þuriʀ bruþiʀ Ainraþa raisþi stain þąnsi uft muþur sina* ...

36. **Björnerud.** Goldener brakteat, 1895 von derselben sammlung angekauft. Darauf nur — in von rechts nach links laufender schrift — das bekannte wort *alu*.

37. **Tveito.** Stein, 1896 gefunden. 8. jahrh.

TaitR (mannsname, altn. *Teitr*).

38. **Nordgaarden.** Zwei scheidenbeschläge mit runen, die nicht mehr zu entziffern sind.

39. **Vetteland.** Bruchstück eines steines, 1896 beim pflügen gefunden, ursprünglich wahrscheinlich auf einem hügel errichtet; jetzt im museum zu Stavanger. Um 400.

... [*ra*] *ist* | ... [*sta*] *ina* | ... *daR faihido* '... ritzte .. den stein, (ich) ... daR malte'.

40. **Mauland.** Goldenes medaillon (barbarische nachahmung einer röm. goldmünze des 4. jahrh.); im museum zu Stavanger. In der inschrift zwischen lat. buchstaben auch ein paar runen; einen sinn hat die inschrift kaum gehabt.

41. **Eidsvaag.** Stein, 1901 gefunden, ursprünglich in der mitte eines aus rollsteinen bestehenden kreises errichtet; jetzt im museum zu Bergen. 7. jahrh.

HaoaRaR (männl. name im nom., altn. *Hávarr*, urnord. **Hauha-gaiRaR*).

42. Norwegischer brakteat aus gold, fundstätte unbekannt, jetzt im museum zu Kopenhagen. Um 600. Von rechts nach links laufende schrift.

Anoana (d. i. *Anwāna*, männl. eigenname, ahd. *Anawan*).

43. **Belgu.** Zwei kleine steine mit linksläufigen inschriften, deren echtheit nicht sicher beglaubigt ist, in einer privatsammlung in Christiania.

a) *Hrui a* 'Hrói besitzt mich'.

b) *w͡elu h͡ali* 'hinterlist (ist in dem) steine' (??). b würde, wenn die inschrift echt ist, in die mitte des 8. jahrh. zu setzen sein.

44. **Gjevedal.** Verschollene holztafel mit runen, von der 1805 ein abdruck genommen wurde. Die tafel stammte aus einer 1824 abgebrochenen stabkirche, hat aber früher, wie B. annimmt, einem heidnischen tempel angehört. Die inschrift läuft von rechts nach links. Um 750.

ansag wi sia 'ein den asen geweihtes heiligtum (ist) das'.

45. **Worms runenkalender**, aus dem kiefer eines kleineren wals hergestellt, jetzt verschollen.

Bugges versuch, einer gruppe von kalendarischen zeichen auch eine sprachliche bedeutung zu vindicieren (er findet darin den satz: *ik er rima-uison Hakonar* 'ich bin Hakons berechnungsanweisung — d. i. kalender') ist m. e. eine phantasie ohne jede reale grundlage, da die zeichen sich eine willkürliche deutung und verschiedene umstellungen gefallen lassen müssen.

46. **Amle.** Stein, entdeckt 1903, ursprünglich wol innerhalb eines grabes angebracht. Um 600 oder etwas später.

[*I*]*ir h*[*l*]*aiwidaR þar* 'Iir (ist) hier begraben'. — *Iir* < urnord. **īwīR* 'schütze'.

47. **Farsund.** Stein, seit 1805 bekannt. 8. jahrh. (zweite hälfte). 3 nach links gewendete zeichen, von denen das erste eine aus $t + k$ oder aus $l + k$ gebildete binderune ist, also:

t͡kif oder *l͡kif*, nach Bugge: *Taki* (oder *Lagi* oder *Alki*) *faþi* 'T. (oder L. oder A.) schrieb (die runen)'. — Warum gerade ein *a* ausgelassen sein muss, ist nicht ersichtlich: *t͡ki* könnte auch zu *Tuki* (d. i. *Tóki*) ergänzt werden, und noch andere

lösungen wären möglich. Bugge vergleicht die inschrift von Översee, wo[1] die binderune seiner meinung nach aus *a*, *k*, *l*, zusammengesetzt ist (s. o. s. 10 anm. 4).

Auch den neuen heften sind zwei längere **excurse** eingeschaltet, einer (seite 264—66) über das wort *ue*, das Bugge auch auf dem brakteaten von **Næsberg** in Jütland (Stephens nr. 79) finden will (*Lilir ai wui* 'L. besitzt den heiligen gegenstand'), ebenso auf dem ringe von Pietroassa (Henning nr. 3) — wo Bugge liest: *Gutani owi hailag* 'das geweihte unverletzliche heiligtum der Goten' (*ow* ungeschickte bezeichnung des halbvocals wie in nordhumbr. *wuriotto* und in lat. widergaben germanischer namen, z. b. *Ubadimirus*, *Ubimar* usw.) — und einer über die inschrift der spange von **Vimose** (s. 424—27), wo B. zu lesen vorschlägt: *Aadagasulaa sa Uwinga* 'A. der nachkomme des Uwa'. Der erste name bedeutet nach B. s. v. a. 'eidergänschen'. *Uwa* (= ahd. *ûo*, *ûwo*) ist 'bergeule'. — S. 502—504 werden nachrichten über (8) verlorene gegenstände mit runeninschriften zusammengestellt, von denen weder zeichnungen noch deutungsversuche vorliegen; s. 505—509 enthalten ein verzeichnis von denkmälern, die man fälschlich als zeugnisse für die verwendung des längeren fuþark ausgegeben hat.

Über Bugges 'einleitung' möchte ich mein endgiltiges urteil zurückhalten, bis der schluss der breit angelegten, gründlichen und gelehrten untersuchung über den ursprung der runenschrift vorliegen wird. Wie O. von Friesen in seiner abhandlung: Om runskriftens härkomst (Uppsala 1904) ist auch B. der meinung, dass die meisten runen aus dem **griechischen** alphabete und nur einzelne wenige zeichen aus dem lateinischen herstammen — eine ansicht, der, wie ich aus mündlichen äusserungen weiss, auch Karl Verner sich zuneigte —, dass sie zuerst von den Goten am Schwarzen meere angewendet wurden und von hier aus über die germanische welt sich verbreiteten. Von den beweisgründen erscheinen einzelne recht plausibel (z. b. die zurückführung der rune <> auf eine aus 2 gamma's gebildete ligatur), aber alle schwierigkeiten, die sich der identificierung der germanischen zeichen mit südeuropäischen buchstaben entgegenstellen, schafft auch die neue (richtiger: die alte von neuem aufgestellte) hypothese nicht fort. Und ist es glaublich, dass die Germanen erst eine so lange wanderung zurücklegen mussten, um mit der wichtigsten erfindung der cultur bekannt zu werden, obwol diese cultur über den Rhein und die Donau hinüber schon jahrhunderte lang auf sie eingewirkt hatte? Wendet man ein, dass aus jenen jahrhunderten keine zeugnisse vorliegen, so ist das doch nur ein argumentum ex silentio: die *tabulae fraxineae*, auf die man zuerst seine runen ritzte, waren ein vergängliches material, und es wäre ein wunder, wenn sich von ihnen eine einzige erhalten hätte. Bis man stringente beweise für das gegenteil liefert — die geschichte der ornamentik kann in unserer frage kaum etwas beweisen — halte ich also an der meinung fest, daß die runenschrift erheblich älter ist, als man bisher angenommen hat und noch tief im heidentume wurzelt; es ist doch wol mehr als ein blosser zufall, dass die ersten drei zeichen des fuþark zugleich die anfangsbuchstaben der drei grossen götternamen *F[illegible]*, *U[illegible]*, *Þ[illegible]* sind.

4) Von Bugges ausgabe der runeninschriften mit dem jüngren alphabet liegt erst ein heft vor, das den stein von **Hønen** behandelt. Leider ist die grundlage für die untersuchung eine durchaus ungenügende, da der stein selber längst verschollen

1) Die rune für *w* dürfte eine jüngere neubildung sein; ursprünglich hat man sicherlich den halbvocal durch die *u*-rune widergegeben, was bekanntlich auch später noch vielfach geschehen ist.

ist und wir auf die copie einer copie angewiesen sind, die keinen sehr vertrauenswürdigen eindruck macht. Durch verschiedene änderungen gelingt es B., einen einigermassen verständlichen sinn zu gewinnen. Er liest nämlich:

utuk . uit . uk . þurba . þiruukas . uin . latią . isai . ubukþaþ kumu | auþma ilt . uika . taui . ar, d. h. in normalisirter orthographie und mit abteilung der verse (wir haben es nämlich nach B. mit einer metrischen inschrift zu tun):

út ok vítt ok þurfa — *þerru ok áts*
Vínlandi á ísa — *í úbygþ at kómu;*
auþ má illt vega — [*at*] *doyi ár*

'ins meer hinaus und über weite strecken, des trockentuchs und der speise bedürftig, kamen sie gen Vinland und auf das eis in der einöde; unheil kann das glück rauben, so dass man vorzeitig stirbt.' Wenn die geschickte und scharfsinnige deutung das richtige getroffen haben sollte, müsste der verfasser der inschrift allerdings ein schlechter stilist und ein noch schlechterer versmacher gewesen sein. Auf alle fälle ist davor zu warnen, die inschrift, die B. natürlich in das 11. jahrhundert setzen muss, als eine sichere urkunde für eine sonst unbekannte Amerikafahrt zu betrachten. Bedenklich ist vor allem, dass gerade das entscheidende wort (*Vínlandi*) nur durch änderung zweier — wie es scheint deutlicher — zeichen gewonnen wurde. Ferner erregt *þerra* begründeten zweifel: in der bekannten Hǫvamǫl-stelle (die dem verfasser nach B.'s meinung vorgeschwebt hat) ist das wort am platze, da der zum gastmahle sich einfindende fremde wasser und handtuch zum säubern nötig hat — aber der schiffbrüchige seefahrer, der auf eine unwirtliche, eisumstarrte küste geworfen wird, denkt wol an manches andere eher als an ein handtuch. Befremdend ist auch der ausdruck: *auþ má illt vega* und (in z. 2) die weite entfernung der praepos. *at* von dem regierten nomen. Die namen der umgekommenen, die man in der inschrift vermisst, haben, wie Bugge vermutet, auf einem zweiten steine gestanden (?).

Hoffentlich kommt das interessante denkmal, dem man bisher vergeblich nachgeforscht hat, noch einmal zu tage. Ich würde mich nicht wundern, wenn sich dann herausstellte, dass die inschrift einen ganz anderen inhalt hat und mit den worten anfängt: *Óluf vit ok Þórir.*

5) Das erste heft der von Sven Söderberg bearbeiteten öländischen runeninschriften ist bis jetzt leider das einzige geblieben, da der gelehrte verfasser bereits am 24. april 1901 durch einen vorzeitigen tod der wissenschaft entrissen wurde. Indessen ist zu hoffen, dass der schluss des werkes in absehbarer zeit geliefert wird, da die fortsetzung, wie wir hören, Erik Brate übertragen und somit in guten händen ist.

An erster stelle behandelt Söderberg, dessen arbeit überall von grösster gewissenhaftigkeit und sorgfalt zeugt, das interessanteste denkmal der insel, den berühmten granitstein von Karlewi, der höchst wahrscheinlich noch auf derselben stelle steht, wo er gegen ende des 10. jahrhunderts errichtet ward, während der grabhügel des durch die inschrift gefeierten mannes längst verschwunden ist. Diese, in rechtsläufigem βουστροφηδόν, enthält eine vollständige strophe im dróttkvǽtt, nach S. verfasst von einem norwegischen[1] skalden im dienste eines dänischen häuptlings, der

1) Söderberg begründet die annahme, dass die strophe von einem Norweger verfasst sei, durch den hinweis, dass die versform des dróttkvǽtt und die künstlichen kenningar auf ostnordischem boden sonst noch nicht angetroffen sind, dass in der

vermutlich auf der heimfahrt von der schlacht bei Upsala (s. Zs. 30, 371) an seinen wunden starb, sowie eine kurze mitteilung in prosa, in der der name des toten genannt wird (der schluss ist verstümmelt):

fulkin likr hins fulkþu flaistr | *uisi þat maistar taiþir tulka* | *þruþar traukr i þaimsi huki* | *munat raiþ uiþur raþa rukstarkr* | *i tanmarku untils iarmun* | *kruntar urkrontari lonti* | *sta[in sa uas] satr aiftir siba* | *[hin fr]uþa sun fultars in hons* | *liþi sati at u tausa[iþ]* . . . ., d. h. in gewöhnlicher altnordischer orthographie und mit abteilung der verse:

folginn liggr hinn's fylgþu —
flestr vissi þat — mestar
dǿþir dolga þrúþar
draugr í þeimsi haugi.
munat reiþ-Viþurr ráþa
rógstarkr í Danmarku
Yndils jarmungrundar
ergrandari landi.
steinn sá vas sattr eftir Sibba hinn fróþa, sun
Foldars, en hans liþi satti at ey . . . .

'der baum des kampfes, der — wie die meisten wissen — durch hervorragende taten ausgezeichnet war, liegt in diesem hügel geborgen. Makelloser wird kein streitgewaltiger gott des auf Yndils weitem gebiet sich bewegenden fahrzeugs in Dänemark land beherrschen. — Dieser stein wurde errichtet nach (zum gedächtnisse) Sibbi dem weisen, dem sohne des Foldarr; aber sein gefolge errichtete ihm an der insel...'

Das letzte wort *tausa[iþ]* — die beiden eingeklammerten runen sind nicht mehr ganz deutlich zu lesen — hat Söderberg unerklärt gelassen und bemerkt nur, dass eine von Bugge vorgeschlagene ergänzung: *taus* (d. i. *dauþs*) *at minnum* mit den vorhandenen runenspuren sich nicht verträgt. Infolgedessen hat neuerdings Bugge in einer aus anlass des Söderbergschen werkes geschriebenen vortrefflichen abhandlung ('Ølands runeindskrifter' in: Aarb. f. nord. oldkynd. og hist. 1900, s. 1—15) eine andere ergänzung versucht. Indem er davon ausgeht, dass die worte *at ey* '*an* der insel' sich schwerlich auf die errichtung des steines, der auf der insel steht, sich beziehen könne, zieht er dieses wort zum folgenden und vermutet eine metrische langzeile:

at ey dauþ-seiþ [*hǫnum Ægir kveþr*]

'an der insel singt ihm Ægir das totenlied', wodurch die inschrift in überaus wirkungsvoller und dichterisch schöner weise abschliessen würde. Leider aber ist der ausgesprochene gedanke zu modern, als dass ich ihn einem skalden des 10. jahrh. zutrauen könnte. Wenn Bugges auffassung des überlieferten *tausa[iþ]* als *dauþ-seiþ* richtig ist — und ich wüsste tatsächlich nicht, welches andere wort hier in frage kommen könnte —, so ist doch die angesetzte bedeutung kaum möglich: *dauþ-seiþr* könnte wol nicht anders denn als 'todeszauber' gefasst werden. Dann aber läge eine

inschrift zwischen *r* und *R* nicht mehr unterschieden wird, während in Schweden und Dänemark die beiden laute erst später zusammenfallen, und dass das negativsuffix -*at* ausschliesslich im westnordischen sich findet. Wimmer scheint dagegen (s. oben s. 124) den Karlewi-stein als ein dänisches denkmal zu betrachten, und wir sind gespannt, welche gründe er für diese ansicht in der einleitung seines runenwerkes geltend machen wird.

andere ergänzung nahe: *at ey dauþ-seiþ* | [*hǫnum Urþr siddi*] 'an der insel (während er an der insel vorübersegelte) übte U. gegen ihn den todeszauber (brachte ihm den tod)'.

Von den übrigen in dem hefte publicierten 26 steinen sind seit dem 17. jahrh. nicht weniger als 16 verloren gegangen, sodass Söderberg sich hier nur auf ältere publicationen und abbildungen stützen konnte. Diese steine enthalten übrigens nur die bekannten formeln, daher sie ein allgemeineres interesse nicht beanspruchen können. Einige male haben die runenritzer es versucht, die namen durch versetzung der buchstaben für den flüchtigen beschauer unkenntlich zu machen: | *ayntiis* st. *Aystiin*, *enruk* st. *Gunner (Gunnar?)* — war dies verfahren vielleicht durch eine abergläubische vorstellung veranlasst? Mehrfach (nr. 3. 4; nr. 26. 27) ist die errichtung von doppelsteinen (d. h. von zwei steinen, die gleichzeitig zum andenken an dieselbe person aufgestellt wurden) bezeugt. Zu nr. 24 (Stenåsa) hat Söderberg zu bemerken vergessen, dass, wenn die letzten beiden runen auf dem nicht mehr vorhandenen steine richtig gelesen sind, die inschrift mit der bekannten formel schloss: *hi*[*albi kuþ ant hans*].

6) Über den vierten band des Stephensschen runenwerkes, dessen erscheinen weder der verfasser noch der nach dem tode desselben mit der herausgabe betraute Sven Söderberg erlebt hat, sodass ein sohn von Stephens das letzte geleitwort hinzufügen musste, kann ich mich kurz fassen. Selbstverständlich ist dieser schlussband, in dem natürlich die deutschen runendenkmäler wider als 'wanderers' bezeichnet und selbst so sonnenklare inschriften wie die des goldenen hornes falsch erklärt sind, ebenso unbrauchbar wie seine vorgänger. Wenn Stephens, dessen sämtliche deutungen jeder grammatik hohn sprechen, in der vorrede die correctheit und 'grammatische richtigkeit' seiner lesungen nochmals beteuert, so kann das heutzutage nur ein mitleidiges achselzucken erregen. Er, den man wol als einen der schlimmsten dilettanten bezeichnen kann, die jemals gelebt haben (Sander, Wilser und consorten sind gegen ihn nur waisenknaben), war begreiflicherweise, nachdem er in seinen monströsen anschauungen ergraut war, nicht mehr zu belehren; völlig unverständlich aber ist es, wie Söderberg, der doch, wie seine treffliche ausgabe der öländischen runen beweist, durchaus auf dem boden der modernen forschung stand, den sacrificio dell' intelletto begehen konnte, diesen posthumen wechselbalg aus der taufe zu heben.

KIEL, WEIHNACHTEN 1905. HUGO GERING.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Boden, Friedr., Die isländische regierungsgewalt in der freistaatlichen zeit. [Untersuchungen zur deutschen staats- und rechtsgeschichte hrg. von O. Gierke. 78.] Breslau, M. & H. Marcus 1905. IV, 101 s. 3,20 m.

Braun, Wilh. Alfred, Types of weltschmerz in German poetry. [Columbia university Germanic studies II, 2.] New York, Macmillan 1905. (VIII), 91 s. 1 sh.

Dieterich, Albr., Sommertag. Leipzig, Teubner 1905. 38 s. u. 1 taf. 1 m.

Edda (Sæmundar). — Sæmundar-Edda. Eddukvæði. Finnur Jónsson bjó til prentunar. Reykjavík, Sigurður Kristjánsson 1905. VIII, 531 s. 2,50 kr. [Die erste in Island gedruckte ausgabe der Lieder-Edda, für das isländische volk bestimmt und nur mit kurzen erläuterungen der im neuisländischen nicht mehr gebräuchlichen wörter versehen.]

Golther, Wolfgang, Nordische literaturgeschichte. 1. teil: Die isländische und norwegische literatur des mittelalters. Leipzig, Göschen 1905. 123 s. geb. 0,80 m.

Gottfried von Strassburg. — Piquet, F., L'originalité de Gottfried de Strasbourg dans son poème de Tristan et Isolde. Lille, au siège de l'université 1905. [Travaux et mémoires de l'université de Lille, nouvelle série I, 5.] (IV), 380 s.

Hauff. — Drescher, Max, Die quellen zu Hauffs Lichtenstein. [Probefahrten hrg. von Alb. Köster. VIII.] Leipzig, Voigtländer 1905. VII, 146 s. 4,80 m.

Hessische blätter für volkskunde, ... hrg. von Adolf Strack. 3. band. Leipzig, Teubner 1905. (IV), 204 + 281 s. 12,20 m.

Hoops, Johannes, Waldbäume und kulturpflanzen im germanischen altertum. Mit acht abbildungen im text und einer tafel. Strassburg, Trübner 1905. XVI, 689 s. 16 m.

Jantzen, Herm., Gotische sprachdenkmäler mit grammatik, übersetzung und erläuterungen. 3. aufl. Leipzig, Göschen 1905. 153 s. geb. 0,80 m.

Kaulfuss-Diesch, Carl Herm., Die inszenierung des deutschen dramas an der wende des 16. und 17. jahrhunderts. [Probefahrten hrg. von Alb. Köster. VII.] Leipzig, Voigtländer 1905. VIII, 236 s. 6 m.

Otfrid. — Pfeiffer, C., Otfrid der dichter der Evangelienharmonie im gewande seiner zeit. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht 1905. 134 s. 2,60 m.

Soergel, Albert, Ahasver-dichtungen seit Goethe. [Probefahrten hrg. von Alb. Köster. VI.] Leipzig, Voigtlaender 1905. VIII, 172 s. 4,80 m.

Sterne. — Thayer, Harvey Waterman, Laurence Sterne in Germany. [Columbia university Germanic studies II, 1.] New York, Macmillan 1905. VIII, 198 s. 1 sh.

NACHRICHTEN.

Professor dr. Adolf Noreen in Upsala wurde zum correspondierenden mitgliede der Königl. bayer. akademie der wissenschaften gewählt.

Die privatdocenten dr. Karl Borinski in München und dr. W. Bruckner in Basel sind zu ausserordentl. professoren ernannt worden.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

Inhalt.

Litteratur.

Die **Zeitschrift für deutsche philologie** erscheint in bänden von je 4 heften in durchschnittlichem umfang von 9 bogen zum preise von ℳ 20,— pro band. Zu beziehen durch alle buchhandlungen und durch die post (postzeitungsliste 8804 b). Einzelne hefte werden nur im buchhandel und nur zu erhöhtem preise abgegeben.

Alle **manuscripte** und mitteilungen, sowie recensionsexemplare sind an den herausgeber, professor dr. H. Gering in Kiel zu richten. Die manuscripte müssen in druckfertigem zustand abgeliefert werden. Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuscripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Die mitarbeiter, deren beiträge mit ℳ 20,— für den druckbogen honoriert werden, erhalten 10 separatabzüge ohne besondere paginierung kostenfrei geliefert, jedoch nicht vor ausgabe des heftes, in welchem der betr. beitrag erscheint. Eine grössere anzahl separatabzüge kann nur nach rechtzeitig erfolgter verständigung mit der verlagshandlung angefertigt werden. Dieselben werden mit 1 ₰ für jede druckseite berechnet.

Die erste korrektur der beiträge wird in der druckerei, die zweite vom verfasser, die dritte von der redaction gelesen.

Mit einer Beilage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

ACHTUNDDREISSIGSTER BAND

HEFT 2

(AUSGEGEBEN IM APRIL 1906)

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1906.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Aufforderung zur Subskription:

Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

[…] Band: Hermann von Fritzlar, Nicolaus von Straßburg, David von Augsburg. XLVIII, 612 S.
[…] Band: Meister Eckhardt. XIV, 687 S.
(Leipzig. 1845 und 1857. Preis 6 Thlr. 15 Sgr.)

Eine Neubearbeitung und Fortführung der längst vergriffenen und sehr selten ge[…]denen „Deutschen Mystiker“ Pfeiffers steht infolge großer Schwierigkeiten in sehr [...]er Aussicht. Auf Anregung aus Germanistenkreisen haben wir daher soeben einen [...]fältig hergestellten

anastatischen Neudruck

[...]st des am meisten begehrten 2. Bandes herausgegeben. Der andere Band soll [...], wenn sich für ihn bis zum 1. Januar 1907 mindestens 100 Subskribenten [...]en haben werden.

Der Preis des vorliegenden 2. Bandes, Meister Eckhardt, ist geh. 12 Mk., [...] 13 Mk. Der **1. Band** würde denen, welche ihn bis zum 1. Januar 1907 voraus[...]llen, zum Vorzugspreise von 8 Mk. geh., 9 Mk. gebunden geliefert werden. Be[...]ngen nimmt jede Buchhandlung an.

Ende 1905 ist erschienen:

Otfrid

der Dichter der Evangelienharmonie im Gewande seiner Zeit. Eine literar- u. kulturhistorische Studie von **C. Pfeiffer.** Geh. 2,60 Mk., geb. 3,40 Mk.

„Alles ist mit Geschick gruppiert und flott vorgetragen“.
(Literarisches Centralblatt 1905, 16. Dezember.)

Im Vergleiche mit dem volkstümlicheren Heliand wird der sprachlich schwierigere [...]frid verhältnismäßig wenig gelesen. Es ist ein Verdienst vorliegenden Werkes, daß [...] mit Liebe und großem Geschick nicht weniger das Leben und den Charakter Otfrids [...] auch den poetischen und nationalen Wert seiner Dichtung klarlegt. Auch [...] wo wenig neues gebracht werden kann, wie bei der Schilderung der kirchlichen und [...]lichen Zustände, hat seine Darstellung doch einen neuen Reiz, da sie die gleich[...]en Quellen selber in prächtiger Auswahl zu uns sprechen läßt.

1904 sind erschienen:

Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein

herausgegeben von

J. Schatz.

Preis geh. 6 Mk., in Leinwandband 6 Mk. 60 Pf.

Aus der Revue Germanique No. 3. Mai, Juni 1905: »M. Schatz a réuni [...] une exposition claire et intéressante les renseignements biographiques, [...]mines en divers endroits, que l'on a pu recueillir sur Minnesinger attardé [...] donné une nouvelle édition de ses oeuvres. Cette édition, qui se distingue [...] un minutieux examen et une comparaison attentive des manuscrits, et qui [...]nit toutes les variantes utiles, présente un texte aussi pur, semble-t-il, [...] puisse l'attendre.«

Die Deutschen und die Nachbarstämme.

Von

Kaspar Zeuß.

2. unveränderte Auflage, anastatischer Neudruck der Ausgabe von 1837.
16 Mk., in Lederband 18 Mk.

Univ.-Buchdruckerei von E. A. Huth, Göttingen.

Altindische Grammatik von Jac. Wackernagel.

I. Band: Lautlehre. 1896. 8,60 Mk., geb. 10 Mk.
II. Band. 1. Teil: Einleitung zur Wortlehre. Nominalkomposition. 1905. Geh. 8 Mk., in Halblederband 9 Mk. 40 Pf.

Über den 1905 erschienenen 1. Teil des II. Bandes heißt es in der **Philologischen Wochenschrift** 1906 Nr. 1: »Die Leser dieser Wochenschrift werden mir dankbar sein, wenn ich sie auf ein Werk aufmerksam mache, das nicht etwa nur für den Sanskritner, sondern für jeden Sprachgelehrten von hervorragendem Werte ist, nämlich die Fortsetzung von Wackernagels altindischer Grammatik, deren erster die Lautlehre enthaltender Teil vor 9 Jahren erschienen ist. Jener erste Teil mag nicht weit über den Kreis der Spezialforscher hinausgekommen sein, weil die Sprachvergleicher und Philologen das wenige, was sie von altindischer Lautlehre wissen wollten, leicht in den Werken Brugmanns und anderer finden konnten. Bei dieser Lieferung aber wird es sich anders verhalten, da hier uns ein Material geboten wird, welches sich an keinem anderen Orte in annähernd vergleichbarer Vollständigkeit findet. Denn einer der Vorzüge, die wir an dem Wackernagelschen Werke zu rühmen haben, ist seine außerordentliche Reichhaltigkeit. Es war freilich nicht möglich, übrigens auch nicht notwendig, aus der gesamten Literatur die unabsehbare Fülle der Zusammensetzungen zu sammeln; aber man kann doch sagen, daß der Benutzer hier alles vereinigt findet, was bei Maßgabe der bisherigen Hilfsmittel irgend zugänglich war. Von besonderem Interesse ist die Ausnutzung der einheimischen Grammatik. Es ist, wie den Lesern erinnerlich sein wird, einmal eine bittere Fehde über den Wert der Sanskritgrammatik geführt worden: dieser Streit ist jetzt verstummt. Wir sind jetzt darüber einig, daß ihre Theorien so viel oder so wenig wert sind wie die Theorien anderer Gelehrter, daß aber das sachliche Material, welches sie uns bieten, von unschätzbarem Wert ist. Die letztere Erkenntnis, die z. B. noch in Whitneys Grammatik zu sehr zurücktritt, ist in Wackernagels neuester Arbeit in fruchtbarer Weise in die Praxis übergeführt worden. So bietet denn das Werk alles, was die Sanskritgelehrsamkeit zu leisten vermag, aber zugleich noch mehr. Der reiche Stoff ist im ganzen und einzelnen nach den Gesichtspunkten der vergleichenden Sprachforschung und unter Benutzung ihrer neuesten Ergebnisse durchgearbeitet und erklärt worden. Es gibt kein Werk auf dem Gebiete der Sanskritgrammatik, in welchem das in ähnlichem Maße der Fall wäre. Wer die schwere Arbeit des Sammelns und Zurechtdenkens zu würdigen weiß, die für die Schaffung dieses Werkes notwendig war, wird sicher der Ansicht zustimmen, daß in diesem Falle ein besonders lebhaftes und freudiges Wort dankbarer Anerkennung am Platze ist. B. Delbrück, Jena.

Aus einer Besprechung des ersten Bandes:

Gött. Gel. Anzeigen 1897, 3: »Der vorliegende 1. Band, der außer der auf dem Titel genannten Lautlehre eine dieser vorausgehende Einleitung enthält, in der die Geschichte des Altindischen mit dankenswerter Klarheit u. Vollständigkeit nach jeder Seite hin zum ersten Male wissenschaftlich skizziert wird, beweist sattsam die Ausführbarkeit des schwierigen Unternehmens und des Verfassers Competenz. Auf jeder Seite, in jedem Paragraph verrät sich die Hand des Meisters, der seinen Stoff völlig beherrscht. Besonders verdient W. den Dank aller Sanskritisten, daß er sich nicht auf die sprachwissenschaftliche Seite seines Werkes, die ihm, dem Sprachforscher, am meisten zusagen möchte, beschränkt hat, sondern auch dem Mangel an einer streng historischen Beschreibung der Spracherscheinungen abzuhelfen bestrebt ist.«

DAS NIEDERDEUTSCHE LIED VON KÖNIG ERMENRICHS TOD UND DIE EDDISCHEN HAMÞÉSMǪL.[1]

Das im jahre 1851 von Karl Goedeke auf einem fliegenden blatte des 16. jahrhunderts ans licht gezogene niederdeutsche lied von könig Ermenrichs tod oder, wie es sich selber nennt, 'van Dirick van dem Bërne, wo he sülff twölffte den köninck van Armentriken mit veerdehalff hundert man vp synem egen slate vmmegebracht hefft', bietet nach verschiedenen seiten hohes interesse[2]. Neben dem jüngeren Hildebrandsliede ist es ein willkommener und wichtiger beleg für das fortleben der heldensage in kurzen erzählenden einzelliedern das ganze mittelalter hindurch, und ein glücklicher zufall hat es gefügt, dass, wie jenem ein stabreimendes deutsches gedicht des achten, unserem denkmal ein norwegisches Eddalied des zehnten jahrhunderts als älteres gegenstück an die seite tritt. Svend Grundtvig hat das nd. Ermenrichslied mit recht in die litterarhistorische nähe der dänischen folkeviser gerückt[3], und A. Heusler hat kürzlich in seiner anregenden kleinen schrift 'Lied und epos in germanischer sagendichtung' (Dortmund 1905) das verhältnis unseres liedes zu den eddischen Hamþésmǫl mit dazu benutzt, um seine anschauung über die entstehung der germanischen heldenepen zu begründen.

Von nicht geringerem werte als für den litterarhistoriker ist das kleine denkmal für den sagenforscher. Bereits Jacob Grimm hat,

1) In verkürzter form vorgetragen in der germanistischen section der 48. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Hamburg am 6. oktober 1905.

2) Koninc Ermenrîkes dôt. Ein niederdeutsches lied zur Dietrichssage, aufgef. und herausg. von K. Goedeke, Hannover 1851. Widergedruckt in v. d. Hagens Heldenbuch (Lpzg. 1855) II, 537 fgg. In normalisierter orthographie ist das lied abgedruckt (mit einer nhd. übertragung) in Erk-Böhmes Deutschem liederhort (Lpzg. 1893) I, 73 fgg. — Ein zweiter, jüngerer und durch abschneiden der unteren ränder verstümmelter, druck findet sich in dem s. g. de Boucksehen liederbuch auf der Hamburger stadtbibliothek als nr. 85 [abgedruckt in 'Niederdeutsche volkslieder. gesamm. und herausg. vom Vereine für nd. sprachforschung', heft I (Hamburg 1883), s. 57 fgg.]. Dieser zweite text bietet, ausser einigen willkürlichen lesarten, nichts neues.

3) Danmarks gamle folkeviser I, 33 fg. 64. 124.

freilich ohne noch die sagengeschichtliche bedeutung des liedes zu erkennen, in einem schreiben an den entdecker, das dieser seiner veröffentlichung beigegeben hat, verschiedene einzelheiten klar gestellt. Eine neuhochdeutsche übertragung mit richtigen hinweisen auf die nordische sagengestalt gab sodann Rassmann[1]. Die neueren forscher auf diesem gebiete sind zwar keineswegs achtlos an dem liede vorübergegangen, fertigen es aber meistens mit auffallender kürze ab: so z. b. Wilh. Müller[2], Heinzel[3] und selbst Jiriczek[4]. Erst Fr. Panzer hat vor kurzem in seiner schrift 'Deutsche heldensage im Breisgau' (Heidelberg 1904) an verschiedenen stellen (s. 21. 38. 75) wider nachdrücklich auf die bedeutung und die eigentümliche stellung des gedichtes hingewiesen und eine ausführliche behandlung des gegenstandes im zusammenhang mit anderen einschlägigen fragen in aussicht gestellt. Ohne seiner arbeit vorgreifen zu wollen, mögen die nachstehenden bemerkungen meinerseits versuchen, dem für die sagengeschichte wichtigen denkmal grössere beachtung zu sichern[5].

In 24 zum teil sehr verderbten Nibelungenstrophen erzählt unser lied, wie Dietrich von Bern selbzwölft den könig 'van Armentriken', d. i. Ermenrich, in seiner burg überfällt und mitsamt seinen vierthalbhundert mannen erschlägt. Ermenrich wohnt fern in Frankreich, seine burg heisst Freysack (4^{2}. 8^{1}. 10^{1}). Ich lasse diese localisierung jetzt auf sich beruhen und bemerke nur, dass mit *Freysack* wol kaum, wie J. Grimm (bei Goedeke s. 5) wollte, das kärntnische Friesach gemeint sein wird, sondern Breisach, indem man in Niederdeutschland in späterer zeit den sitz der Harlungen am Rhein mit der burg ihres überwältigers, den die Þiðrekssaga in die Moselgegend versetzt, verwechselte. Der Berner will Ermenrich 'vertreiben'[6] und holt sich rats bei meister Hildebrand. 'Rat will ich dir geben', erwidert dieser, 'rat sollst du

1) Die deutsche heldensage und ihre heimat I² (1863), 356 fgg.

2) Mythologie der deutschen heldensage (1886) s. 178.

3) Über die ostgothische heldensage (1889) s. 63 fg.

4) Deutsche heldensagen I (1898) s. 82 fgg. 111.

5) Panzers absicht, ausführlicher über das lied zu handeln (a. a. o. vorwort und s. 75), war mir entgangen. Als ich bei erneuter lesung seiner schrift darauf aufmerksam wurde, habe ich herrn prof. Panzer von meinem eigenen vorhaben unterrichtet. Aus seiner erwiderung ergab sich, dass er zwar an seinem plane festhält, aber keinen grund sah, weshalb ich von dem meinigen abstehen sollte.

6) *Den wil de Berner vordriuen vmme syner frœlicheit* 1^{2}. Statt des unpassenden *frœlicheit* schlug J. Grimm (bei Goedeke s. 6) *frêdicheit* vor. Ich vermute *vmme syner vrevelheit* 'wegen seines (Ermenrichs) übermuts'. In der lesart des Hamburger liederbuchs (H): *de wolde den Berner verdriuen vmb syner frölicheit* kann ich nur eine willkürliche änderung sehen.

haben. Städte und burgen sind uns überlegen, sie sind uns nicht untertan. König Ermenrich ist uns gram, er will uns herren alle zwölf an den galgen hängen lassen'. Wirklichen rat erteilt aber nicht der alte Hildebrand selber, sondern seine frau, und zwar auffallenderweise 'von der zinne herab' (*van der Tynnen* 4[1]): 'Zu Freysack wirst du könig Ermenrich finden, er hat an seiner tafel wol vierthalbhundert mannen: ich rate dir, Dietrich von Bern, dass du ihm nicht zu nahe gehst. Aber fern in Frankreich wohnt eine stolze witwe, die hat einen sohn, der ist nur zwölf jahre alt, der ist zwischen seinen wimpern drei spannen breit: ich rate dir, Dietrich von Bern, nimm ihn mit dir in den kampf. Du sollst seinen verwandten silber und rotes gold geloben und dem jungen helden selber gar reichen sold; du sollst seiner mutter geloben, dass du ihn zum ritter schlagen wollest: so bekommst du den jungen degen mit auf deiner heerfahrt'. Der Berner lässt sich nun mit seinen elf begleitern wappnen. Wie zu einem feste gerüstet ziehen die helden aus: sammt und seide über ihre harnische und veilchenkränze auf dem haupt, als ginge es zum tanze. Auf dem wege nach Ermenrichs burg kommen sie an einem neuen galgen vorbei. Auf Dietrichs frage, wer ihn da am wege aufgerichtet habe, weiss der könig Blœdelinck, 'der allerjüngste mann', bescheid: 'das hat könig Ermenrich getan, der ist uns gram. Sähe ich ihn zu felde kommen mit vierthalbhundert mann, ich sag es dir, Dietrich von Bern, allein wollt ich sie erschlagen'. Die helden kommen vor das burgtor und fordern den pförtner, Reinholt von Meilan (13[1]) auf, das tor aufzuschliessen und sie einzulassen. Sie wollen den könig zur rede stellen. Der pförtner aber verweigert es: 'wenn sich auf dieser burg ein streit erhöbe, so müsste ich armer Reinhold mein junges leben verlieren.' Dennoch geht er nach erneuter aufforderung vor seinen herrn, um seine befehle einzuholen. Übermütig ruft Ermenrich: 'was hat der Berner zu prahlen mit selbzwölft seiner mannen! Reinhold, schliess auf die pforte und lass sie herankommen! Ihre harnische wollen wir ihnen abbinden, unsere gefangenen sollen sie sein, und wir wollen die herren alle zwölf an den galgen hängen lassen'. Das tor wird nun geöffnet, und Dietrich springt zuerst hinein. Es folgen die übrigen mit teils kenntlichen, teils hoffnungslos entstellten namen: Dietrichs bruder 'van der Stœre', der junge Hillebrant, ferner ein held, dessen name verloren ist (*ein Degen, des werdigen degen gudt*[1] 16[1]), mit drei löwen in seinem schilde, sodann 'eyn Hœrninck'

1) Ursprünglich war natürlich *der werdige degen gudt* apposition zu dem namen des helden, für welchen in der überlieferung *ein degen* eingetreten ist (so schon J. Grimm bei Goedeke s. 5). H hat denselben verderbten text.

mit einem hörnenen bogen, der ihm über die schulter hängt. Als sechster wird könig Blœdelinck genannt, 'der allerjüngste mann, der war zwischen seinen wimpern drei spannen lang' — er ist also offenbar identisch mit dem zwölfjährigen sohne der stolzen witwe, den Dietrich für seine heerfahrt in Frankreich angeworben hat. Dann kommen Lummert[1] 'vth dem garden', Hardenacke 'mit dem barde', während endlich in str. 18 neben Isaak drei Wolframdietriche genannt werden, der letzte mit dem epitheton 'der rasende'. Dieser greift die schlüssel und schliesst die pforte zu, dass die burg dröhnte: 'das tat er darum, dass keiner ihnen entschlüpfen sollte, bevor die zwölf herren ihren willen vollbracht hätten'. Hand in hand gehen die helden vor den könig und fordern rechenschaft von ihm: 'ach könig, lieber herr, was haben wir euch zu leide getan, dass ihr uns den neuen galgen am wege errichtet habt?' Der könig antwortet nicht: 'der könig schwieg ganz stille, wie die *auerweldigen*[2] tun'. Da zieht Dietrich das schwert und haut dem könig Ermenrich mit einem gewaltigen schlage das haupt ab. Alles auf der burg wird getötet, nur der gute Reinhold erlangt schonung als lohn für seine treue. Da schreit plötzlich der Berner auf: 'o weh, dass ich hierher kam! Nun habe ich könig Blœdelinck verloren, meinen allerjüngsten mann'. Dieser aber beruhigt ihn: 'nun schweigt, ihr herren, stille, ich lebe und bin unverletzt. Ich stehe in einem kellerloch (*yn eynem kellerschrade*[3]), vierthalbhundert habe ich verwundet. Vierthalbhundert hab ich verwundet mit dieser gewaffneten hand.' Gott sei gelobt — so endet der dichter —, die zwölf herren leben und sind unverletzt.

Ein rascher überblick über die verschiedenen gestaltungen der sage von Ermenrichs tod, der bekanntes in übersichtlicher gruppierung gedrängt zusammenfasst[4], wird die eigentümlichkeiten unserer erzählung,

1) *Lummer* H.

2) d. h. nicht, wie Rassmann u. a. übersetzen, 'die überwältigten', sondern 'die übergewaltigen'. Der herrscher würdigt die zwölf gesellen keiner antwort. Übrigens ist die falsche auffassung des wortes schon alt, denn H liest: *als de auerwunnen doht.*

3) Das wort scheint sonst unbelegt (Schiller-Lübben II, 441). Das zweite glied ist nicht *schrad* 'schräg' (Goedeke s. 7), sondern *schrât* = *schrôt* 'abgeschnittenes stück'. In H ist die betreffende stelle weggeschnitten.

4) Vgl. dazu Pauls Grundriss[2] III, 682—689 und die dort angeführte litteratur. Eine treffliche einführung in die sage bietet Panzers oben s. 146 citierte schrift, auf deren reichhaltige anmerkungen noch besonders verwiesen wird. Meine bedenken gegen Jiriczeks gründliche und scharfsinnige entwicklungsgeschichte der Ermanrichssage (Deutsche heldensagen I, 99 fgg.) habe ich in den Gött. gel. anz. 1900, s. 338 fgg. vorgebracht.

das in ihr enthaltene gemisch uralter und junger züge hervortreten lassen.

Den einzigen authentischen bericht von dem ende des Ostgotenkönigs Ermanarich bietet bekanntlich der zeitgenössische, wol orientierte historiker Ammianus Marcellinus (XXXI, 3, 1). Der einfall der Hunnen in sein gebiet im jahre 375 trieb den kriegerischen und gefürchteten könig, nachdem er längere zeit widerstand zu leisten versucht hatte, in verzweiflung über den drohenden zusammenbruch seines reiches, zum selbstmorde.

Um die mitte des 6. jahrhunderts erzählt der gotische geschichtsschreiber Jordanes (Get. c. 24) wesentlich anderes über den tod des Ermanarich. Die veranlassung ist zwar dieselbe geblieben, aber ursache und art sind verschieden. Während Ermanarich — so berichtet Jordanes — über das anrücken der Hunnen zu rate geht, gelingt es den brüdern Sarus und Ammius, deren schwester Sunilda er wegen des heimtückischen abfalls ihres gatten von wilden pferden hatte zerreissen lassen, den könig zu überfallen und in der seite zu verwunden. An dieser wunde hinsiechend schleppt er ein elendes leben fort. Der schriftsteller erzählt weiter, der hunnische könig Balamber habe diesen umstand zu einem angriff auf die Ostgoten benutzt, und schliesst: 'währenddem starb Hermanaricus sowol infolge der schmerzen, die seine wunde ihm verursachte, als auch, weil er den einfall der Hunnen nicht zu ertragen vermochte, alt und hochbetagt im 110. jahre seines lebens[1].'

Die erzählung des Jordanes, deren deutung uns hier nicht zu beschäftigen braucht, zeigt uns, um einen ausdruck Heinzels (Ostgoth. heldens. s. 2) zu widerholen, die sage 'noch im stadium der politischen anekdote'. Als reine sage aber, in reicher poetischer entfaltung, finden wir sie bei anderen germanischen stämmen wider. In Oberdeutschland, wohin die sage zunächst von Italien aus gelangt sein muss, sind von ihr allerdings nur spärliche zeugnisse, keine epischen gestaltungen, erhalten. Vergessen zwar wurde Ermanarichs tragische figur bei den oberdeutschen stämmen keineswegs, aber, indem andere sagen sich an sie knüpften, löste sie sich ab von ihrem ursprünglichen boden. Ermanarich, bei Jordanes noch der *nobilissimus Amalorum*, wurde in der oberdeutschen sage der typus des alten tyrannen, der, unter dem einfluss eines ungetreuen ratgebers, der ihm als böser dämon zur seite steht, schandtat auf schandtat häufend, sein eigenes geschlecht ausrottet. Den einzigen sohn treibt er in den tod; seine neffen, die Har-

1) Mon. Germ. Auct. antiq. V, 1, 91.

lungen, überfällt und mordet er; Dietrich von Bern vertreibt er, die rolle Odoakers übernehmend, aus seinem erbland und zwingt ihn zu dreissigjährigem exil beim Hunnenkönig Attila. Die alte sage dagegen, die uns Jordanes überliefert — das strafgericht an Sunilda und die rache ihrer brüder Sarus und Ammius an Ermanarich —, hat in Oberdeutschland bald ihre beliebtheit verloren, ist auch in Niederdeutschland wie es scheint, nur vorübergehend zur pflege gelangt und hat erst in der rauheren luft des skandinavischen nordens in neuer verbindung und eigentümlicher entwicklung ihre volle poetische ausbildung erfahren.

Die norwegisch-isländische überlieferung der Ermanrichsage fliesst sehr reichlich. Sie liegt vor in einigen strophen von Bragis Ragnarsdrápa, die der tradition nach der ersten hälfte des 9. jahrhunderts angehört, in den beiden Eddaliedern Hamþésmǫl und Guþrúnarhvǫt, in der eingangsprosa des sammlers zu letzterem liede, sowie in zwei ausführlichen prosaberichten von selbständigem werte, in der Snorra Edda und in der Vǫlsungasaga. Ausserdem bietet der dänische historiker Saxo Grammaticus eine für sich stehende version der sage, die zwar unmittelbar aus dänischer tradition geschöpft ist, aber im grunde eine mischung aus norwegisch-isländischer und späterer niederdeutscher sage repräsentiert. In den einzelheiten weichen die nordischen quellen vielfach von einander ab, und ihr gegenseitiges litterarhistorisches verhältnis ist verschieden beurteilt worden[1]. Hier genügt es zunächst, die gemeinsame grundform der nordischen sagengestalt der gotischen überlieferung des Jordanes entgegenzustellen.

Die einschneidenden änderungen sind vor allem diese: 1. die frau, die Ermanarich bei Jordanes von pferden zerreissen lässt *pro mariti fraudulento discessu*, wegen des verräterischen abfalls ihres (ungenannten) gatten, ist in der nordischen überlieferung zur gemahlin des Ermanarich (*Jǫrmunrekr*) geworden, die dieser wegen angeblichen ehebruchs mit einem sohne aus früherer ehe von pferden zertreten lässt; 2. diese gewalttat des königs ist mit einer anderen verbunden, welche die deutschen quellen als eine für sich bestehende fabel kennen, der tötung seines einzigen sohnes[2]. Beide, die junge frau (*Svanhildr*, die *Sunilda* des Jordanes) und der sohn (*Randvér*) werden das opfer der

1) Vgl. namentlich Jiriczek, Deutsche heldensagen I, 84 fgg. (wo auf abweichende ansichten rücksicht genommen ist) und Panzer, Deutsche heldensage im Breisgau, s. 25 fgg. (nebst den anmerkungen s. 74 fg.).

2) In den Quedlinburger annalen heisst er *Friedrich*, ebenso in Dietrichs flucht, bei Saxo *Broderus*. Die Þs. hat den einzigen sohn zu dreien vervielfältigt, *Friðrekr*, *Reginbaldr* und *Samson*.

verleumdungen des treulosen Bikki, der sie des ehebruchs oder eines geheimen einverständnisses (Vs.) bezichtigt. Der könig lässt Svanhild von rossen zertreten und Randvér erhängen. Die brüder der getöteten frau, *Sǫrli* (aus *Sarulo,* diminutivbildung zu got. *Sarus*) und *Hamþér* (= got. **Hamaþius,* wozu *Ammius* des Jord. [= got. **Hamjis* oder **Hamja*] die nicht zusammengesetzte kurzform des namens ist), denen als dritter *Erpr* gesellt ist, rächen den tod der schwester an Jǫrmunrekr, den sie in seiner burg überfallen und dem sie hände und füsse abhauen. Sie selbst aber, die durch ihre wunderbaren rüstungen für waffen unverletzlich sind, werden zu tode gesteinigt. Sämtliche westnordische quellen — Saxo gibt kein bestimmtes zeugnis — setzen die anknüpfung der Ermanrichsage an die Nibelungensage voraus, indem sie Svanhild als eine tochter der Guðrún aus ihrer ersten ehe mit Sigurðr, die rächenden brüder als söhne der Guðrún aus dritter ehe mit könig Jónakr auffassen und den rachezug gegen Jǫrmunrekr auf die aufreizung der mutter zurückführen.

Abweichungen der quellen sind absichtlich unberücksichtigt gelassen; sogar sehr wesentliche, aber für unseren nächsten zweck entbehrliche, episoden, wie der bruderzwist auf dem wege zu Jǫrmunrekr und die ermordung Erps durch seine brüder, sind übergangen worden. Dagegen muss jetzt ausdrücklich auf einige züge hingewiesen werden, die den Hamþésmǫl eigentümlich sind oder wenigstens in unzweideutiger weise nur von diesem liede gewährt werden.

1. Während die prosaquellen (einl. zu Ghv., SnE., Vs.) alle drei brüder ausdrücklich als söhne des Jónakr und der Guðrún bezeichnen, und die Ragnarsdrápa sich über diesen punkt nicht entscheidend äussert[1], wird in den Hamþ. Erpr *enn sundrmóþre* 'der von einer anderen mutter geborene' genannt (13[1]). Im zwist schelten die brüder ihn *hornungr* 'bastard' (14[4])[2] und nennen ihn verächtlich *jarpskamr* 'brauner knirps' (12[4]). Da nach der auffassung des dichters Hamþér und Sǫrli Guðrúns söhne sind (2[6] u. ö.), so muss er Erpr als sohn Jónakrs von anderer mutter betrachtet haben. Inwieweit er damit den ursprünglichen

1) Aus der skaldischen umschreibung Hamþérs und Sǫrlis als *hrafnbláer ofbarmar Erps* 'die rabenblauen oder -schwarzen brüder Erps' (Ragn. ed. Gering 3[7]fg.) lässt sich, auch wenn ein gegensatz zwischen 'rabenschwarz' und der etymologischen bedeutung des namens *Erpr (jarpr)* 'dunkelbraun' damit ausgedrückt sein sollte, eine verschiedenheit der abstammung nicht herauslesen. Die SnE I, 366 bezeichnet ausdrücklich alle drei brüder als *svartir sem hrafn á hárs lit, sem Gunnarr ok Hǫgni ok aðrir Niflungar,* wobei die stelle des Bragi vorschweben mag (vgl. Jiriczek a. a. o. s. 88fg.).

2) Wenn 14[4] worte Erps sind (s. meine anm. z. st.), so ändert dies nichts an der auffassung des dichters.

sinn der sage getroffen hat, steht einstweilen dahin: beachtenswert ist, dass in der Snorra Edda die ermordung Erps vielmehr dadurch motiviert wird, dass die brüder ihrer mutter durch den tod ihres lieblings eine besonders schwere kränkung zufügen wollen.

2. Auf dem wege zu Jǫrmunreks burg kommen Hamþér und Sǫrli an einem galgen vorüber (17). An dem 'windkalten wolfsbaume' hängt ein leichnam: es ist 'der sohn der schwester'. Nur Randvérs leichnam kann dem zusammenhang der sage nach gemeint sein; möglicherweise ist mit Wisén (Arkiv 3, 220 anm. 2) statt des überlieferten *systorsun* zu lesen *systor stjúpson* 'den stiefsohn der schwester' (d. i. der Svanhild als Jǫrmunreks gattin), für welche änderung des textes auch die anforderungen des metrums sprechen.

3. Nach der Ragnarsdrápa und noch ausdrücklicher nach der Snorra Edda findet der überfall zur nachtzeit statt, während Jǫrmunrekr schläft. Die Vǫlsungasaga lässt die näheren umstände des überfalls im dunkeln. In den Hamþ. finden wir dagegen die prachtvolle scene, dass der trunkene könig die rächer übermütig beim gelage erwartet.

In der halle war lärm, die helden im bierrausch
hörten das stampfen der hengste nicht.
Da stiess ins horn der beherzte wächter.

Die jarle sagten dem Jormunrek,
dass behelmte männer dem hofe nahten:
„Auf rat seid bedacht, die recken sind nah;
ihr habt tapfern männern getötet die schwester.“

Da schmunzelte Jormunrek, den schnurrbart dreht' er höhnisch
und strich den wangenwald, der wein machte ihn mutig;
er besah seinen blitzenden schild, schüttelnd das braune gelock,
und schwenkte in den händen die schale von lauterm gold.

„Ich schätzte mich glücklich, schaut' ich allhier
in der halle mein Hamdir und Sorli;
ich bände die burschen mit bogensehnen
und hängt' an den galgen Gjukis enkel.“[1]

Die drei hervorgehobenen charakteristischen einzelzüge der Hamþésmǫl werden wir alle alsbald im niederdeutschen liede widerfinden.

Dass die im skandinavischen norden so üppig quellende sage von Svanhilds grausamer bestrafung und der rache ihrer brüder an Ermanarich auch in Deutschland im gesang und in der mündlichen tradition gelebt hat, wäre auch ohne bestimmte zeugnisse zweifellos. Die Skandinavier können die sage aus nahe liegenden gründen nicht unmittelbar

1) Hamþ. 21—24 (18—21) in Gerings übersetzung (die Edda S. 293).

von den Goten übernommen haben; vielmehr muss sie aus Niederdeutschland nach dem norden, und zwar vermutlich nach Norwegen, eingewandert sein. Sehr schwierig bleibt aber bei der spärlichkeit deutscher zeugnisse die entscheidung der frage, inwieweit die umgestaltung der erzählung des Jordanes zu der sage, wie sie uns in den norwegisch-isländischen quellen entgegentritt, bereits in Deutschland stattgefunden hat, inwieweit sie auf nordischer sonderentwicklung beruht.

Das Svanhildmotiv muss in Deutschland früh aufgegeben sein. Das beweisen die Quedlinburger annalen von der scheide des 10. und 11. jahrhunderts.[1] Sie kennen noch das wolverdiente schimpfliche ende des Gotenkönigs Ermanaricus in der form der nordischen überlieferung. Die brüder *Hemidus, Serila* und *Adaccarus* — letzterer name steht hier an stelle des nordischen Erpr — hauen ihm hände und füsse ab *(amputatis manibus et pedibus)*, aber das alte motiv der tat ist vergessen und durch ein anderes, menschlich naheliegendes, rache für die ermordung ihres vaters, ersetzt. Die Würzburger chronik widerholt zu anfang des 11. jahrhunderts die notiz mit einigen abweichungen in den namensformen[2]. Ein jahrhundert später erweist die polemik Ekkehards von Aura in seiner weltchronik gegen die anachronismen der Würzburger chronik kenntnis der brüder *Sarelo* und *Hamidiech*, die er ausdrücklich mit den von ihm als historisch betrachteten Sarus und Ammius des Jordanes identificiert, aus dem volksgesange oder der volkstümlichen tradition[3]. Also mindestens um die wende des 11. und 12. jahrhunderts war Ermanarichs tod in seiner alten form in Nieder- und Oberdeutschland noch im volke bekannt, aber losgelöst von seiner ursprünglichen motivierung.

Sporadisch tauchen andere überlieferungen über Ermanarichs tod in deutschen oder doch aus deutschen berichten schöpfenden quellen auf, aber nur abseits von der grossen heerstrasse der cyklischen epen. Wenn die Þiðrekssaga (c. 401) Ermenrich an einer widerlichen krankheit sterben lässt und das gedicht von Dietrichs flucht, freilich ohne sich deutlich darüber auszusprechen, dasselbe vorauszusetzen scheint[4], so kann darin ein nachklang der alten gotischen überlieferung leben: das

1) Mon. Germ. SS. III, 31. — An der sächsischen herkunft der notiz, die E. Schröder (Zs. f. d. a. 41, 24 fgg.) in abrede gestellt hat, muss festgehalten werden (vgl. Koegel, Gesch. d. d. litt. I, 2, 381; Jiriczek a. a. o. I, 70 fgg.).

2) Mon. Germ. SS. VI, 23. — Vgl. Breslau, Neues archiv der gesellsch. f. ält. d. geschichtsk. 25, 32 fg.

3) Mon. Germ. SS. VI, 130. — Die wichtige stelle ist auch ausgehoben Hds. nr. 23 und bei Panzer a. a. o. anm. 34, und erörtert von Jiriczek a. a. o. s. 68 fgg.

4) Dfl. 2558 fgg. 2864. 3501 fgg. 4284 fgg. 9846 fgg.

schwere siechtum des alten tyrannen, bei Jordanes die folge der ihm von Sarus und Ammius zugefügten wunden, ist zum strafgericht Gottes geworden. Eine ermordung Ermenrichs kennt dagegen die wirre vorrede zum heldenbuch: die tat wird hier dem Eckehard zugeschrieben, dem treuen pfleger der Harlungen. Aber daneben hat der verfasser des heldenbuchs noch eine zweite tradition gekannt, derzufolge Dietrich und Eckehard nach der tötung der Harlungen gemeinsam Ermenrich überfallen, seine burg erobern, viele hundert seiner helden erschlagen, ohne jedoch den kaiser selbst zu töten, der vielmehr mit Sibich zu fusse davonkommt[1].

Es kann auffallend erscheinen, dass die jüngere deutsche heldendichtung, die Ermanarich an der stelle des noch im alten Hildebrandsliede auftretenden Odoaker zu Dietrichs (Theodorichs) gegner gemacht hat, Dietrich fast nirgends persönlich an Ermanarich rache nehmen lässt, während es andererseits völlig begreiflich wird, dass Ermanarichs tod durch Sarus und Ammius, den die Quedlinburger annalen und vermutlich auch Ekkehards weltchronik noch kennen, für die nach pragmatischem zusammenhang der ereignisse strebende poesie unbrauchbar wurde, sobald sie in Dietrich seinen eigentlichen gegner erblickte. Ohne auf diese erscheinung, die Heinzel (Ostgot. heldens. s. 61fgg.) einsichtig erörtert hat, hier näher einzugehen, genüge der hinweis, dass, wenn wir von der soeben berührten zweiten version der heldenbuch-vorrede absehen, das niederdeutsche lied von Ermenrichs tod die einzige spur einer sagengestalt ist, in welcher Dietrich von Bern persönlich an Ermanarich rache nimmt. Und doch ist dieses selbe lied, das die jüngste sagenentwicklung zu enthalten scheint und in der tat namen und dinge bis zur unkenntlichkeit entstellt, zugleich ein merkwürdiger nachklang jener sagenform, die in Deutschland sonst fast verschollen ist, im norden dagegen durch deutsche vermittlung zu reichster blüte sich entfaltet hat. Nur aus den nordischen quellen, insbesondere aus den Hamþésmǫl, erhält es sein licht.

Auf Dietrich ist, wie zuerst Rassmann gesehen hat, die tat des Sarus und Ammius übertragen. Auf seiner burg greifen Dietrich und die seinen 'den könig van Armentriken' an, wie Sǫrli und Hamþér den

1) v. d. Hagens Heldenbuch (Leipzig 1855) I, CXIV. CXXIII; vgl. Panzer a. a. o. s. 7. 20. Die notiz Johann Agricolas in seiner sprichwörtersammlung (1529) beruht auf einer combination der beiden widersprechenden angaben der vorrede zum HB (Hds.[2] s. 327. Panzer s. 49. 71. Anders Jiriczek a. a. o. s. 82). Eine anspielung auf eine verfolgung Ermenrichs durch Eckehard bietet der wilde Alexander (HMS III, 30[a]. Hds. nr. 75).

Jǫrmunrekr; ein kampf einzelner gegen eine überzahl spielt sich ab im deutschen liede wie in der nordischen überlieferung. Das alte motiv der rachetat ist zwar mit der Svanhildfigur vergessen, aber es schimmert noch in einem rudimentären zuge durch. Der Berner will Ermenrich 'vertreiben' seines übermutes wegen, der sich gleichsam symbolisiert in der immer aufs neue hervorgehobenen trotzigen erbauung eines galgens an der heerstrasse. Dieser galgen ist ein letzter unverstandener rest der alten motivierung: es ist der galgen, an dem Jǫrmunrekr seinen sohn hängen liess zur strafe für sein angebliches liebesverhältnis zu des königs junger gemahlin. Die richtigkeit dieser combination ergibt sich aus der rolle, die der galgen weiter in unserem liede spielt, ganz parallel mit seiner poetischen verwendung in den Hamþésmǫl. Die helden kommen auf dem wege zu Ermenrichs burg an dem drohend errichteten galgen vorbei (8), wie die rächenden brüder in dem eddischen liede (17), wo er aber als doppeltes memento dasteht: Randvérs leiche bewegt sich im winde am 'wolfsbaume' hin und her (oben s. 152). Ermenrich droht, als ihm die ankunft Dietrichs und seiner begleiter gemeldet wird, die zwölf recken an den galgen hängen zu lassen (14); ebenso Jǫrmunrekr, als die boten ihm das nahen Sǫrlis und Hamþérs ankündigen (Hamþ. 21). Überhaupt ist die oben hervorgehobene scene der Hamþésmǫl, wie Jǫrmunrekr in trunkenem übermut die eindringlinge beim gelage erwartet, im Ermenrichsliede in allen einzelheiten, wenn auch stückweise, widerzufinden. Der wächter, der ins horn stösst, ist durch den pförtner Reinholt von Meilân ersetzt, einen auch sonst dem volksepos bekannten mann Ermenrichs[1]. Dem könige wird das erscheinen der feinde gemeldet, von Reinhold im liede (13), von boten oder jarlen — das wort fehlt in der hs. — in den Hamþ. (19[1]). Dass Ermenrich beim gelage sitzt, sagt das niederd. lied zwar nicht geradezu, allein die ausziehenden helden rüsten sich wie zu einem feste (7), und von dem könig heisst es (4[3]), dass er vierthalbhundert mann *auer syner Tafeln* habe. Vor allem aber nimmt sich Ermenrichs übermütige drohung, den recken die harnische abzubinden und sie alle zwölf an den galgen hängen zu lassen, wie ein modernisierter nachklang von Jǫrmunreks worten aus (Hamþ. 21[3. 4]):

1) *Rienolt (von Meilân)* gilt als Ermenrichs mann im Alph. (199. 424. 454), Bit. (4602. 5205 u. ö.), Dfl. (3329 fgg.), Rab. (223. 930 fgg. 1123), ebenso in der Þs. c. 324 fgg. *Reinald.* Vgl. über ihn Hds.[2] s. 159 fg. 231 fg. Seine rolle in unserem liede kann auf älterer niederdeutscher überlieferung beruhen: auch in der Þs. ist er, obgleich Erminreks mann und *frændi,* dem Thidrik freundlich gesinnt, und in c. 90 (Unger 106[28]) heisst sogar ein mann Thidriks *Reinaldr* (derselbe?).

bure mundak binda meþ boga strengjom,
góþ bǫrn Guþrúnar[1] *festa á galga.*

Die übereinstimmungen zwischen dem niederdeutschen liede und seinem norwegischen vorläufer sind aber damit nicht erschöpft. Im Ermenrichsliede spielt unter Dietrichs gesellen die hervorragendste rolle der könig *Blœdelinck*, 'der allerjüngste mann'. Aus der vergleichung von 17[2] mit 5[3] ergab sich (s. 148), dass er identisch sein muss mit dem zwölfjährigen sohn der stolzen witwe, den Dietrich auf dem heerzuge anwirbt und von dessen teilnahme das gelingen des unternehmens abhängig gemacht wird (5fg.). Er klärt Dietrich auf über Ermenrichs absichten (9[2]), rühmt sich, allein die vierthalbhundert mannen des königs erschlagen zu wollen (9[3. 4]), und scheint in der tat seine drohung zu verwirklichen (23[4]. 24[1]). Aus einem kellerloch ruft der von Dietrich verloren geglaubte, er lebe und sei unverletzt (23[3. 4]). Panzer hat bereits angedeutet (a. a. o. s. 38) — ich war unabhängig von ihm zu derselben auffassung gelangt —, dass in diesem jugendlichen helden der nordische *Erpr* eine späte auferstehung feiert. Der 'braune knirps' des eddischen liedes ist zu einem zwölfjährigen knaben geworden, der trotz seiner jugend unerhörte heldentaten vollbringt. Nach Hamþ. und Vs. — die SnE weicht in diesem punkte ab — stösst Erpr erst auf der fahrt zu den brüdern, wie im liede Blœdelinck erst auf dem heerzuge von Dietrich aus 'Frankreich' geholt wird, und wie dieser für den erfolg des kühnen wagnisses als unentbehrlich gilt, so scheint auch nach dem allerdings verdunkelten sinn der nordischen dichtung das scheitern des unternehmens als die folge von Erps ermordung empfunden worden zu sein[2]. Die entscheidende tat, das abschlagen des hauptes, war dem dritten bruder, dem Erpr, zugedacht gewesen[3].

Blœdelinck ist der sohn einer stolzen witwe; Erpr ist der sohn der Guðrún, zwar nicht nach Hamþ. (oben s. 151), wol aber nach anderer auffassung in der nordischen überlieferung. Nun ist allerdings die nordische Guðrún zur zeit, da unsere begebenheit sich abspielt, keine witwe, sie ist vielmehr in dritter ehe mit könig Jónakr vermählt. Trennen wir aber diese zweifellos skandinavische verbindung ab, so ist sie Etzels

1) *Guþrúnar* ist eine sachlich und metrisch notwendige besserung des überlieferten *Gjúka* (s. meine anm. z. st.).

2) Hamþ. 15[8] heisst es nach Erps ermordung: 'sie minderten ihre macht um ein drittel'.

3) Dies ergibt sich aus dem allen drei ausführlichen darstellungen gemeinsamen ausruf Hamþérs: 'Ab wäre das haupt, wenn Erp noch lebte' (Hamþ. 28[1]. Vs. c. 42. SnE I, 370).

(Atlis) witwe, und ich bin überzeugt, obgleich ich mir nicht verhehle, dass damit in die allgemein herrschende anschauung über die entwicklung der Ermanarichsage eine bresche gelegt wird, dass mit der 'stolzen witwe' des nd. liedes keine andere gemeint sein kann als Etzels witwe Kriemhild-Guðrún.

Noch auf eine andere stelle unseres liedes muss in diesem zusammenhang hingewiesen werden. Als fünfter kämpfer Dietrichs wird aufgeführt '*eyn Hœrninck*' (16³). Seine waffe ist ein hörnener bogen, der dem edlen fürsten über die schulter hängt.[1] Man hat darin eine etymologische deutung des namens *Hornboge* gesehen (J. Grimm bei Goedeke s. 5, Rassmann I, 359), den die Nibelungen (1284, 1. 1818, 2) und der Biterolf (3452. 3723 u. ö.) einem fürsten an Etzels hofe, andere gedichte (Dfl. 5905. 8593. Rab. 46. 616 fg.) und die Þiðrekssaga einem mann Dietrichs beilegen[2]. Gewiss ist dies die spätere auffassung gewesen. Aber die ursprüngliche ist es kaum. *Hœrninck* mit dem unbestimmten artikel weist in andere richtung, nämlich auf mnd. *hornink* (*hornech:* Schiller-Lübben II, 303) 'bastard' (afries. *horning,* mnl. *horninc,* ags. *hornung-sunu,* an. *hornungr*). Erinnern wir uns nun, dass Erpr in den Hamþ. für einen bastard gilt und von den brüdern *hornungr* gescholten wird (resp. sich selber mit diesem namen brüstet, oben s. 151), so ist die vermutung statthaft, dass auch in dem fünften recken unseres liedes eine dunkle reminiscenz an den nordischen Erpr fortlebt. Die alte sagenfigur wäre dann im verlauf der langen mündlichen überlieferung in zwei gespalten: den jungen Blœdelinck und 'einen horning'. Aus letzter erscheinungsform — anfänglich wol nur ein epitheton oder eine apposition — entwickelte sich, in anlehnung an den in der Dietrichssage auftretenden Hornboge, als 'hypostase' ein neuer held.

Sind die versuchten deutungen von 5¹ und 16³ richtig, so wäre in dem alten deutschen liede, aus welchem das niederdeutsche lied durch manche zwischenform hindurch abgeleitet ist, Erp, oder wie er da geheissen haben mag, als sohn der 'witwe' Etzels (Atlis) Kriemhild-Guðrún, zugleich aber als bastard (horning) aufgefasst worden. Diesen

1) *De ys dem edlen færsten wol doerch syn herte getagen* 16⁴ (ebenso in H). J. Grimm (bei Goedeke s. 7) vermutete unzweifelhaft richtig *aver syn herde* 'über seine schulter'. Der aufzeichner oder schon ein sänger, der das wort *herde* (mhd. *herte,* aisl. *herðar*) nicht mehr kannte, ersetzte es durch das sinnlose *herte* 'herz', was die änderung der präposition zur folge hatte.

2) Vgl. Hds.³ s. 154 fg. Müllenhoff Zs. f. d. a. 10, 167. Jaenicke DHB I, XVII. Identisch ist wol *Hr. Humbelbo (Humblum Jersing)* in der redaktion A des dän. liedes 'Kong Diderik og hans kæmper' (DgF nr. 7; s. I, 72 fg.).

scheinbaren widerspruch zu lösen, bedarf es einer über die diesem aufsatze gesteckten grenzen hinausgehenden sagenuntersuchung. Ich muss mich damit begnügen, meine auffassung hier kurz anzudeuten. Es handelt sich hierbei namentlich um die frage, deren beantwortung Panzer uns versprochen hat, 'wer der Erp der Hamþésmǫl gewesen' (a. a. o., vorwort).

Die nordische überlieferung kennt noch einen zweiten *Erpr*[1], einen der beiden jungen söhne des Atli und der Guðrún, die dem vater von der eigenen mutter beim erbgelage zu ehren der Gjukungen als Atreusmahlzeit vorgesetzt werden. Diesen Erp kennt auch die deutsche sage als Etzels sohn, aber nicht aus der ehe mit Kriemhild (Guðrún), sondern aus der ehe mit Helche (Erka), Attilas historischer und eigentlicher gemahlin[2]. Nach deutschen quellen begleiten die beiden jungen Helchensöhne Dietrich auf seinem zuge gegen Ermanrich und fallen von Wituges hand in der Rabenschlacht. Wie Bugge gezeigt hat, ist dieser Erp seinem geschichtlichen ursprunge nach der jüngste sohn des Attila, Ernak (*'Hϱνᾶς, 'Hϱνάχ* bei Priscus, *Hernac* bei Jord.): die Germanen, vermutlich bereits die Goten, haben den hunnischen durch einen anklingenden heimischen namen ersetzt[3].

Der seinem ursprung nach historische Erp, der sohn des Etzel und der Helche, galt also der deutschen sage, wie der Erpr der Hamþésmǫl und der anderen nordischen quellen, als jugendlicher held, der auf einem zuge gegen Ermanrich den tod findet. Von diesem festen punkte müssen alle versuche, diese rätselhafte sagenfigur in ihrer entwicklung aufzuhellen, notwendigerweise ausgehen. In grossen zügen, nicht aber in allen einzelheiten, scheint diese entwicklung noch erkennbar. Frühzeitig wurde Erps fall in Deutschland mit dem rachezug der brüder Sarus und Ammius gegen Ermanarich verbunden: fanden doch die rächenden brüder, wie schon Jordanes stillschweigend voraussetzt, bei ihrem unternehmen den tod. Zu dieser verbindung mag die erinnerung an den einfall der Hunnen als eigentlichen anlass von Ermanarichs ende beigetragen haben: als hunnischer, wenigstens ungermanischer, gegner des Gotenkönigs wird Erpr noch in der nordischen sagendichtung durch farbe und körpergestalt charakterisiert. Die dreiheit der rächer war

1) Akv. 40². Hamþ. 8¹. Dráp Nifl. z. 5, überall zusammen mit seinem bruder *Eitill*.

2) *Erpfe* Bit. 3334 (neben *Orte*), *Erpr* Þs. c. 316 fgg. (neben *Ortvin*). In der Rab. heissen die knaben *Orte* und *Scharpfe*.

3) [illegible] Erpr og Eitill (Videnskabsselskabets Skrifter. II. Histor.-filos. [illegible]), s. 4 fg.; Heinzel a. a. o. s. 57; Panzer a. a. o. s. 44.

damit gegeben, aber ein gegensatz zwischen Sarus und Ammius, von deren herkunft die sage offenbar nichts wusste, und Erp, dem sohne Etzels und der Helche, blieb bestehen. Poetisch konnte dieser gegensatz auf verschiedene art zum ausdruck gelangen.

Durch die unhistorische vermählung des Attila mit Kriemhild-Guðrún wurde Helche in die stellung eines kebsweibes zurückgedrängt: die deutliche spur dieser sagenwandlung bietet, wie bekannt, das dritte eddische lied von Guðrún[1]. Die rächer Sarus und Ammius (Sǫrli und Hamþér), einmal als Erps brüder gefasst, wurden folgerichtig söhne des Etzel (Atli) und seiner gemahlin Kriemhild (Guðrún); bei Erp aber hielt sich teilweise die erinnerung an seine abstammung von der inzwischen zur concubine herabgesunkenen Helche (Herkja), und so erklärt sich seine bezeichnung als *enn sundrmǿþre* in den Hamþésmǫl, seine auffassung als 'hornung' in diesem und vermutlich schon in dem zugrunde liegenden altdeutschen liede. Möglich war aber auch eine entwicklung nach anderer richtung. Alle drei brüder wurden söhne Atlis, aber nur Erp, der sohn der Helche, rückte zum echten sohne der Kriemhild-Guðrún vor: eine spur dieser auffassung scheint die Snorra Edda erhalten zu haben, wenn sie Erp als den liebling der mutter bezeichnet. Waren nun die rächenden brüder söhne des Etzel und der Kriemhild-Guðrún geworden, so musste die sage sich die frage vorlegen, wann im verlaufe der biographisch aneinandergereihten ereignisse Ermanarichs gewalttat gegen Svanhild und der rachezug der brüder stattgefunden haben könnten, und sie gab auf diese frage die antwort: nach Etzels tod. So spielt denn Etzel selber in der sage keine rolle; Kriemhild-Guðrún wurde zunächst als witwe betrachtet, wie noch im niederdeutschen lied (oben s. 156 fg.), und erst die nordische überlieferung erfand in könig Jónakr für die brüder einen neuen vater. Die hier in grossen zügen angedeutete auffassung der Erpfigur in der Ermanarichsage[2] setzt natürlich voraus, dass die verbindung unserer sage mit Guðrún, wie auch Panzer annimmt (a. a. o. s. 45), 'nicht erst in Skandinavien und durch blosse willkür, sondern bereits in Deutschland auf grund naheliegender kombinationen in der lebendigen überlieferung sich vollzogen hat.'

1) Vgl. Müllenhoff, Deutsche altertumskunde V, 396 fgg.

2) Umgekehrt hat P. E. Müller (Sagabibliothek II, 248) in dem fall von Etzels söhnen in der Rabenschlacht eine dunkle erinnerung an den zug von Svanhilds brüdern gegen Jǫrmunrekr sehen wollen; ihm haben sich E. Martin DHB II, XXV und (mit anderer motivierung) Lämmerhirt Zs. f. d. a. 41, 3 fg. angeschlossen. Wider eine andere auffassung vertritt Jiriczek a. a. o. s. 106 fgg., vgl. s. 313.

Kehren wir nun noch einmal zu unserem Ermenrichsliede zurück, so knüpft sich naturgemäss an die vorstehende ausführung die frage: wie ist Erp zu dem namen *Blœdelinck* gekommen? Dass damit der Blœdel oder Blœdelîn der Nibelungen und der deutschen heldendichtung überhaupt gemeint ist, Etzels bruder, der historische Bleda (Blaedla), ist zweifellos. Als einfachen mann Etzels kennen ihn Dietrichs flucht und die Þiðrekssaga (Hds.[3] s. 219), als einfachen helden aus Bern die Virginal (Hds.[3] s. 294). Seine rolle als Dietrichsheld in letzterem gedichte, wo er oft 'der starke' heisst, erinnert an die in unserem liede und beweist jedenfalls, dass er zu Dietrich auch sonst in beziehung getreten war (vgl. Jiriczek a. a. o. s. 259). Ist er mit dem grafen Genselin der kæmpeviser identisch (DgF. I, 34. 79 fg.), so hätten wir dafür indirekt auch ein niederdeutsches zeugnis. Allein, weshalb er und gerade er in Erps erbe eintrat, erklärt sich vielleicht in anderer weise. Es scheint nämlich eine deutsche überlieferung gegeben zu haben, nach welcher Blœdel als Etzels sohn galt: wenigstens werden in der Kaiserchronik 13862. 13878 (ed. E. Schröder) Blôdele und Frîtele als Etzels söhne genannt, allerdings in einer weder geschichtlichen noch sagengemässen darstellung, die an sich die annahme einer willkürlichen einsetzung der namen von Attilas bruder und von einem der Harlungen an die stelle der sagenhaften namen wol gestattet[1]. Im zusammenhang mit dem auftreten des namens Blœdelinck für den Etzelsohn Erp im niederdeutschen liede verdient aber die angabe der Kchr. beachtung. Eine erinnerung an den hunnischen ursprung dieser sagenfigur und an ihre nahe beziehung zu Attila scheint jedenfalls in dem doppelnamen Erp-Blœdelinck fortzuleben.

Die namen der übrigen kämpfer Dietrichs, soweit sie überhaupt kenntlich sind, bekunden jungen anschluss an die Dietrichssage. Schon die zwölfzahl der ausziehenden helden statt der ursprünglichen zwei- oder dreizahl der rächenden brüder beruht auf der verwendung eines geläufigen motivs der Dietrichssage (vgl. Jiriczek a. a. o. s. 257). Nach den bemerkungen J. Grimms ist über die einzelnen namen nicht viel neues vorzubringen. Dietrichs bruder 'van der Stœre' (15[3]) mag in der tat Dietleib von Steier (*Stîre*) sein, der als teilnehmer an Dietrichs kämpfen sowol in der oberdeutschen dichtung als in der Þs. erscheint (Hds.[3] s. 114. 215 u. ö., Jiriczek a. a. o. s. 321 fgg.). Ob mit dem 'jungen Hillebrant', der 15[4] zur linken Dietrichs in die burg dringt, der sonst meist Alebrand[2] genannte sohn des alten Hildebrand gemeint sei, scheint

1) So Heinzel a. a. o. s. 57.

2) Freilich auch Hildebrand in mehreren drucken des jüngeren Hildebrandsliedes (s. die varianten zu Steinmeyers ausgabe in MSD[3] II).

zweifelhaft, da 'meister Hillebrandt' sich 2⁴ selbst unter die zwölf herren rechnet und also wol mitzog. Es ist also vielleicht das epitheton 'der junge' ein blosser fehler. Den fehlenden namen des vierten recken 16 ¹·² ('ein Degen') erraten zu wollen, ist unnütz: sein schildzeichen, drei rote(?) löwen, führt kaum weiter[1]. Unter dem als siebenter mann auftretenden 'her Lummert vth dem garden' (17³) verstand J. Grimm Amelolt von Garte (vgl. Hds.³ s. 213). Grössere bedeutung für die sagenform beansprucht 'Hardenacke mit dem barde' (17⁴); im hinblick auf die oben erwähnte zweite version der vorrede zum Heldenbuch, nach welcher Dietrich und Eckehard gemeinsam den Ermenrich auf seiner burg angreifen (s. 154), wird man J. Grimms zweifelnd ausgesprochener vermutung, dass diese entstellte namensform auf den treuen Eckehard deute, beipflichten dürfen. Einen langen weissen bart legt die jüngere überlieferung ihm ziemlich regelmässig bei[2]. Ob in dem verderbten namen *Hardenacke* etwa zugleich eine erinnerung an den namen *Hâche* (*Áki*), den verschiedene quellen, auch die vorrede zum Heldenbuch, für den vater Eckehards verwenden, stecken mag, lässt sich nicht entscheiden. Heillos entstellt ist str. 18. Der zehnte mann, 'Isaak', erinnert in seinem namen an den streitbaren mönch Ilsân (Ilsunc, Elsân), der in den Dietrichsepen in naher beziehung zu Dietrich erscheint und verschiedentlich zu den Wülfingen gerechnet wird[3]. In den drei Wolframdietrichen endlich, die an neunter, elfter und zwölfter stelle auftreten, mögen drei mit *Wolf-* zusammengesetzte namen von Wülfingen mit erinnerungen an Wolfdietrich zusammengeflossen sein. Der letzte (12.) held, der 'rasende' *Wulffram diderick,* darf mit wahrscheinlichkeit auf Wolfhart gedeutet werden; in den beiden anderen kann man vermutungsweise Wolfbrant und Wolfwîn (Hds.³ s. 113 fg. 262) suchen.

Noch ein weiterer dunkler punkt in unserem liede lässt sich aus den Hamþésmǫl einigermassen beleuchten, die eigentümliche einführung von meister Hildebrands frau (str. 4—6), die 'von der zinne herab' dem Berner den rat erteilt, sich der teilnahme des königs Blœdelinck zu versichern (oben s. 147). Schon Rassmann hat bemerkt: 'wenn in der jüngern Edda und der Wölsungasaga Gudrun ihren söhnen ratschläge

1) *He voerde yn synem schilde wol drier Louwen modt* 16²; l. mit J. Grimm (bei Goedeke s. 6) *wol dri louwen rod?* H hat dieselbe verderbte lesart.

2) Vgl. Panzer a. a. o. s. 50 fg.

3) Vgl. Jiriczek a. a. o. s. 316 fgg. Holz, Die gedichte vom Rosengarten (1893) s. CVII fg. — Isung von Bertangaland, wie J. Grimm und Rassmann glaubten, kann kaum gemeint sein, obgleich die dänischen kæmpeviser ihn 'Isak' nennen, da er überall als Dietrichs gegner erscheint. S. auch DgF. III, 772ᵃ.

zu deren (der rache) ausführung erteilt, so ist es hier meister Hildebrands weib' (I, 360), aber das richtige verständnis der stelle verdanke ich einer mündlichen anregung A. Heuslers. Sie ist ein letzter unverstandener rest einer ursprünglicheren fassung, die, auch bereits verstümmelt und an falschem orte überliefert, in den verderbten und viel besprochenen strophen 22 fg. (nach meiner zählung = 22 Bugge, 10ª Hild.[2]) der Hamþ. vorliegt[1]. Als gesichert sehe ich an, dass die strophe worte der Guðrún enthält, dass sie in R an eine unrichtige stelle geraten ist und, was die Vs. bestätigt, hinter str. 10 versetzt werden muss, endlich dass sie den rat der mutter an die zum rachewerk ausziehenden söhne einleitete, Erps teilnahme zu gewinnen, da sie beide allein das kühne unternehmen nicht zu einem guten ende führen könnten. Nach ihr muss eine strophe fehlen, deren inhalt sich sachlich mit der 5. strophe des nd. liedes deckte, d. h. ausdrücklich die notwendigkeit der mitwirkung Erps betonte. Die wahrscheinlichste herstellung der schwer verderbten zeilen scheint mir jetzt folgende:

Hitt kvaþ þá hróþrglǫþ — stóþ of hléþom —,
mǽfingr mǽlte viþ mǫgo sína:
'Því's þar hǽtta, at hlýþege myne:
megot tveir menn einer tío hundroþ Gotna
binda eþa berja í borg enne hǫvo' [2].

Unverständlich bleibt z. 3ᵇ, denn eine beziehung auf das redetabu passt nicht in den zusammenhang. Unverständlich ist leider auch z. 1ᵇ: wüssten wir, was *of hléþom* bedeutet — die gegebenen erklärungen sind unbefriedigend —, so würde vermutlich das rätselhafte erscheinen von meister Hildebrands gemahlin auf der zinne seine erklärung finden. Denn dass diese im nd. liede hier Guðrúns stelle vertritt, ist klar, und ihre warnung vor Ermenrichs vierthalbhundert mannen (*ick rades dy, Dirick van dem Berne, dat du em nicht tho na en gaest*) erinnert lebhaft an Guðrúns worte: 'nicht können zwei männer allein zehnhundert Goten in der hohen burg binden oder töten'[3]. Dass nach der besprochenen strophe der Hamþ. die fortsetzung von Guðrúns rede fehlt, in welcher, wie in

1) Die gesamte kritische arbeit, die auf die stelle verwandt worden ist, lässt sich in Gerings neubearbeitung der Hildebrandschen ausgabe (s. 454 fg.) bequem überschauen. Dazu kommen noch die bemerkungen A. Heuslers in der Zs. des ver. für volksk. 1898, s. 102.

2) Z. 2ᵇ nach einer vermutung Bugges (Zs. f. d. phil. 7, 399); *viþ mǫg þenna* R. — Z. 3ª nach Munch und Bugge: *þvíat þat heita* R. — Z. 4 *megot* Grundtvig: *mega* R; *hundroþ* Rask: *hundroþom* R.

3) Detter-Heinzel II, 582 erinnern zu Hamþ. 23²·³ an 'den titel des liedes von Ermenrichs tod'.

unserem liede auf den zwölfjährigen sohn der stolzen witwe (Blœdelinck), auf dessen prototyp Erpr hingewiesen wurde als für das gelingen unentbehrlich, wird nun auch durch die vergleichung des nd. textes in hohem grade wahrscheinlich. Und so erweist sich dieser späte nachzügler edelster germanischer dichtung sogar für die höhere kritik des Eddaliedes als nicht gänzlich unergiebig.

Der tragische ausgang des alten Ermanarichliedes hat natürlich einem die hörer befriedigenden schlusse weichen müssen, ganz so, wie das jüngere Hildebrandslied dem feindlichen zusammentreffen von vater und sohn, das in der alten dichtung mit dem falle des jungen helden endete, einen versöhnlichen abschluss gibt. Aber nicht nur die änderung des litterarischen geschmacks, auch die anknüpfung des stoffes an den unüberwindlichen lieblingshelden des deutschen volkes führte notwendig zu dieser wandlung. Der könig Ermenrich wird mit allen seinen mannen erschlagen, die zwölf helden bleiben am leben und unverletzt. Allein ein scharfes ohr vernimmt in der klage Dietrichs um den verloren geglaubten Blœdelinck noch einen leisen nachklang des früheren tragischen schlusses. Ja, die vermutung lässt sich nicht zurückhalten, dass in dem auffallend unvermittelt auftretenden zuge, wie Blœdelinck plötzlich aus einem kellerloch oder von einer kellertreppe her ruft, der schöne schluss des Eddaliedes:

Da sank Sorli an des saales giebel,
und Hamdir fiel an des hauses rückwand

in einem letzten, kaum noch vernehmbaren, accorde nachzittert.

Gewiss sind nicht alle vorgeführten übereinstimmungen gleich beweiskräftig — ich selber fühle sehr lebhaft die unsicherheit einzelner vermutungen, die ich doch nicht unterdrücken mochte —, allein auch nach abzug aller zweifelhaften posten darf die annahme eines historischen zusammenhangs zwischen dem niederdeutschen liede von könig Ermenrichs tod und den eddischen Hamþésmǫl für gesichert gelten. Über die art dieses zusammenhangs kann im allgemeinen kein zweifel bestehen. Das niederdeutsche lied ist ein letzter ausläufer eines alten deutschen heldenliedes von Ermenrichs tod, das nach dem skandinavischen norden wanderte und mittelbar oder unmittelbar die quelle der Hamþésmǫl geworden ist. Freilich ist es von seiner vorauszusetzenden altdeutschen grundlage durch so viele verlorene zwischenstufen getrennt, dass nicht nur selbstverständlich von jedem versuche einer reconstruction, sondern sogar von einer genaueren bestimmung des inhalts jener dichtung abstand genommen werden muss. Nicht eine zeile des alten wort-

lautes[1] ist dieselbe geblieben, stil und versmass haben mehr als einmal gewechselt, die handelnden personen sind andere geworden oder in ihrer vermummung kaum noch erkennbar, der tragische ausgang ist zu einem versöhnlichen abschluss umgestaltet. Aber die entscheidende situation, die scene des überfalls, hat allen wandlungen vom stabreimenden heldenliede bis zum strophischen volksliede des ausgehenden mittelalters zäh widerstanden, und sie liefert den beweis, dass die dichtung von Ermenrichs tod im laufe der jahrhunderte unabgebrochen im deutschen volksgesange ihr leben gefristet hat. Und noch etwas anderes wird durch unser lied zur gewissheit erhoben: dass die sage von Sǫrli und Hamþér nicht bloss in der form mündlicher überlieferung, sondern auch in liedform aus Deutschland, wir dürfen sagen aus Niederdeutschland, in den skandinavischen norden übertragen wurde. Nur unter der annahme, dass Norwegen die sage in der form eines altsächsischen liedes empfieng, sind die übereinstimmungen zwischen den Hamþésmǫl und dem niederdeutschen liede in einzelheiten, die unleugbar der individuellen dichterischen prägung zufallen, überhaupt verständlich[2].

Diese einwanderung so früh anzusetzen, wie es ältere forscher zu tun pflegten und E. Mogk auch jetzt noch für wahrscheinlich hält[3], sehe ich keinen grund; ja ich bin sogar der meinung, dass aus eingehender betrachtung der sagenform in unserem niederdeutschen liede gegen die vermutung Mogks, dass die Heruler früh im 6. jahrhundert die Ermanrichsage aus der Donaugegend nach dem norden übertragen hätten, sich schwerwiegende argumente ergeben. Einen schlusstermin bietet die widerholt hervorgehobene tatsache[4], dass die kenningar der ältesten norwegischen skalden die überführung und selbständige weiterentwicklung der sage im norden für die erste hälfte des 9. jahrhunderts bereits voraussetzen. Und zu der annahme, dass die erste einwanderung im 8. jahrhundert stattgefunden habe, scheint mir der nachweis, dass ein altsächsisches stabreimendes gedicht die unmittelbare oder mittelbare quelle der Hamþésmǫl gewesen ist, recht wol zu stimmen. Ich muss es mir jedoch versagen, diese frage hier näher zu verfolgen. Es genügt einstweilen, auf die consequenzen, die sich aus der von mir versuchten deutung der einzelheiten im niederdeutschen liede ergeben, ausdrücklich

1) Nur ganz schüchtern darf sich die vermutung hervorwagen, dass in der sonst unbelegten kenning *vargtré* für 'galgen' Hamþ. 17³ ein as. *waragtreo* (Hel. 5563 C vom kreuze) nachgebildet ist. Auch die ags. dichtung kennt übrigens das wort.

2) Vgl. Bugge, Arkiv 1, 19 fg. Jiriczek a. a. o. s. 111.

3) Pauls Grundriss² II, 624; vgl. den aufsatz desselben gelehrten in den Forschungen zur deutschen phil. Festgabe für R. Hildebrand (1894) s. 1 fgg.

4) Vgl. F. Jónsson, Arkiv 9, 10. H. Hungerland, ebenda 20, 6 fg.

hinzuweisen. Sollte diese deutung sich bewähren, so wird eine revision der herrschenden anschauungen über die entwicklung der Ermanarichsage in dem von Panzer bereits angedeuteten sinne (vgl. oben s. 159) nicht ausbleiben können, wobei auch die fragen nach der zeit der einwanderung der sage in den norden und nach der gestalt, in welcher sie von den Skandinaviern übernommen wurde, aufs neue zur sprache kommen werden. Aber auch, wenn sie in wesentlichen punkten sich als verfehlt erweisen sollte, wird der sagenforschung eine erhöhte beachtung des über gebühr vernachlässigten Ermenrichliedes zugute kommen müssen.

Ein nicht unwichtiges zeugnis für die verbreitung unserer niederdeutschen ballade bietet das nur in einer einzigen fassung bekannte dänische lied 'Kong Diderik i Birtingsland' (Danmarks gamle folkeviser nr. 8)[1]. Mit gutem grunde erkannte Sv. Grundtvig (DgF. I, 124) in der art und weise, wie dieses aus bruchstücken verschiedener viser zusammengeschweisste lied den zug Dietrichs gegen Isung und seine söhne umgemodelt hat, eine einwirkung der darstellung von Dietrichs zug gegen Ermenrich in dem niederdeutschen liede (vgl. auch Jiriczek a. a. o. s. 83 fg., 260). Dietrich zieht hier mit seinen helden gegen könig Isac von Birtingsland; mit zwei gesellen bricht er in dessen burg ein und tötet ihn mitsamt seinen mannen, während es sich in der Dietrich-Isungensage sonst um gefährliche, aber nicht geradezu in feindseliger absicht unternommene, einzelkämpfe in offenem felde handelt. In der dreizahl der kämpfer im dänischen liede der zwölfzahl des Ermenrichliedes gegenüber darf man nicht etwa einen ursprünglicheren zug suchen: die drei helden, die die burg des feindlichen königs überfallen, ausser Dietrich Hviting Herfredssøn (Herburt?) und Widrich Vallandssøn (Witege), werden nur aus einer grösseren anzahl vorausgesandt und zeigen schon in ihrer zusammenstellung das willkürliche der erfindung. Es liegt nahe anzunehmen, dass das nd. lied, wenn auch nicht gerade in der uns vorliegenden form, nach Dänemark gelangt ist, wie so viele andere nicht erhaltene. Diese annahme wird durch die übereinstimmung in einzelzügen bestätigt. Wie in dem niederdeutschen liede, und nach ausweis der Hamþésmǫl bereits in dessen altsächsischer urform, werden in 'Kong Didrik i Birtingsland' str. 30 die nahenden helden von dem wächter (pförtner) bemerkt und dem könige gemeldet *(Kuren staar paa verne, hand seer ud saa vide* usw.; str. 34 heisst er der *portener)*. Die recken

1) Übersetzt von W. Grimm in den Altdänischen heldenliedern nr. 11 und von Rassmann, Die deutsche heldensage II, 521 fgg.

treten ein und stellen sich vor den tisch hin, wo der könig gleichfalls beim gelage sitzt (vgl. 36). Die übermütige rede Ermenrichs in dem nd. liede ist hier verteilt zwischen könig Isac und seinen schenken: jener fragt, von wannen die dummen burschen kämen, obgleich der wächter ihre namen bereits in den saal hineingerufen hat; dieser aber schreit: 'ergreifen wir unsre scharfen spiesse und treiben sie wider heim!' Die antwort der helden besteht einfach in der niedermetzelung des königs und seiner mannen, die hier nur durch einen derben scherz des Hviting Herfredssøn belebt ist. Der schluss der vise, der kampf Hvitings in der luft mit der in einen kranich verwandelten mutter des königs Isac, ist eine wirre erinnerung an die erzählung der Þiðrekssaga von der königin Ostacia, die in drachengestalt gegen Dietrich und Isung kämpft. Zum glück hat noch niemand in dieser zauberkundigen königsmutter die *hróþrglǫþ* der Hamþésmǫ́l erblickt (oben s. 162), die ja von verschiedenen alten und neuen Eddainterpreten für Jǫrmunreks mutter ausgegeben worden ist.

GRONINGEN. B. SIJMONS.

IKONISCHE MYTHEN.

Im zweiten teil seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ erzählt Th. Fontane die sage vom tod des letzten Uchtenhagen. „Einer der lehnsvettern des hauses, voll verlangen nach dem besitz der Uchtenhagens, wusste dem knaben eine prächtige goldbirne zu reichen, die mit einem langsam wirkenden gifte vergiftet war. Ein Bologneser hündchen, das den knaben auf schritt und tritt zu begleiten pflegte, sprang, als dieser die birne essen wollte, an ihm herauf, halb liebkosend, halb geängstigt, um dem knaben mit der vorderpfote die birne aus der hand zu reissen, aber Kaspar nannte ihn lachend ein „neidisches tier“ und ass die birne. Eine traurigkeit, so fährt die sage fort, begann alsbald den knaben zu beschleichen, seine lebendigkeit verlor sich, und sein auge wurde matt. So verging er wie eine blume“ (a. a. o. s. 93).

Diese sage ist durch ein bild in der Uchtenhagener kirche hervorgerufen (a. a. o. s. 96): „Ein tischchen steht zur seite mit einer roten decke darüber; auf dem tische liegt die hohe sammetmütze des knaben, in form und farbe den otterfellmützen nicht unähnlich, denen man noch jetzt in den Oderbruchgegenden begegnet; vor dem tische aber steht der knabe selbst; blass, durchsichtig, mit schmalen lippen und rotblondem haar, ein feines köpfchen, klug und durchgeistigt, aber wie vorausbestimmt zu leid und frühem tod. Seine kleidung zeigt reicher

leute kind. Über dem roten unterkleid trägt er einen grünen überwurf mit reichem goldbesatz, und eine getollte halskrause, weisse ärmelchen und schwarze sammetschuhe vollenden seine kleidung und erscheinung. In der rechten hält er eine schöne grosse birne, während ein Bologneser hündchen bittend, liebkosend an ihm emporspringt. Die umschrift aber lautet: „da ich, Caspar von Uchtenhagen, bin gewest dieser gestalt, war ich viertehalb jahr alt, anno 1597 den 18. november."

Es ist ersichtlich, dass dies überaus anziehende bild das wirklich eine geschichte herauszufordern scheint, die äussere veranlassung zu jener sage gegeben hat, die ich bereits erzählt habe. Die birne, das hündchen, der ausdruck von wehmut in den zügen, dazu der frühe tod, — es hätte, der Kiezer (vgl. s. 90) und ihrer sagen bildenden kraft ganz zu geschweigen, in den herzen der Freienwalder selbst kein fünkchen poesie lebendig sein müssen, wenn sie sich die gelegenheit hätten entgehen lassen wollen, aus so dankbarem und so naheliegendem stoff eine sage ins leben zu rufen.

Wir freuen uns, dass die sage da ist, möchten sie nicht missen, aber sie ist eben sage und nicht mehr. Der beweis ist mit leichtigkeit zu führen. Das bildnis selbst belehrt uns in seiner umschrift, dass es gemalt wurde, als Kaspar von Uchtenhagen ist „vierthalb jahre alt gewest." Er muss also, da wir die birne auf diesem bilde bereits erblicken, besagte birne, wenn er sie überhaupt ass, mit viertehalb jahren gegessen haben. Kaspar von Uchtenhagen starb aber erst sechs jahre später, und wir würden, um der sage gewaltsam eine historische grundlage zu geben, durchaus annehmen müssen, dass die durch brauen von gifttränken niemals berühmt gewesene mark Brandenburg eine Italien überbietende meisterschaft in der aqua-Tofanakunst besessen habe.

Die erscheinung, die wir in diesem einheimischen fall in so schöner deutlichkeit beobachten können, ist über die ganze welt verbreitet. Vortreffliche beispiele in reicher fülle gibt aus dem bereich der christlichen legende Delehaye in seinem inhaltsreichen buche „La légende hagiographique" (s. 51 anm. 3; 92. 219; bes. s. 124); er bezeichnet sie sehr hübsch als „tradition figurée" (s. 85. 95). So hat das bild Christi auf einem tuche, die „vera icon", vielleicht die legende von der heiligen Veronica bewirkt, wie die andere vom ursprung der Christusbilder von einem menschenähnlichen umriss auf einem ziegel stammt (vgl. W. Grimm, Kl. schr. 3, 171). In ähnlicher weise entstand die sage von der päpstin Johanna. „Wird irgendwo an einem steine eine besondere vertiefung, ein ungewöhnlich gestaltetes loch, etwas, das die phantasie für den eindruck einer hand oder eines fusses nehmen kann, bemerkt,

so knüpft sich sofort eine sage daran. Ein stein in der mauer der kirche zu Schlottau in Sachsen, der angeblich, ohne von menschenhänden bearbeitet zu sein, einem mönchsgesicht ähnlich sieht, hat zu einer sage von versuchtem kirchenraube und wunderbarer bestrafung anlass gegeben" (Döllinger, Papstfabeln s. 45). Das berühmteste beispiel aber sind wol die sog. kümmernisbilder (vgl. neuerdings z. b. Münchener allgemeine zeitung, beilage 10. jan. 1905): das ungewohnte bild des bärtigen, reich bekleideten Christus liess die legende von der weiblichen heiligen, die sich als schutz vor versuchung einen bart erbittet, entstehen (vgl. Delehaye a. a. o.).

Diese „tradition figurée" oder, wie ich es noch lieber nennen möchte, reale volksetymologie, diese erklärung auffallender naturspiele oder seltsamer artefacte durch ätiologische mythen, hat aber bekanntlich schon in der alten mythologie eine bedeutsame rolle gespielt. Für jene „fussspuren" Buddhas, des teufels, der heiligen, auf die Döllinger anspielt, hat R. Andree (Ethnograph. parallelen und vergleiche s. 94 f.) beispiele gesammelt, die leicht zu vermehren wären, und sie mit den „in stein verwandelten menschen" (typus Hans Heiling und frau Hitt vgl. z. b. Golther, Handbuch d. germ. mythol. s. 186) zusammengestellt. Auf der andern seite dauert die erscheinung bis in die neueste zeit fort. Ein gemälde, das kaiser Maximilian vor der Martinswand zeigt, gab vielleicht den ersten anlass zu der bekannten sage (vgl. Busson, Die sage von Max auf der Martinswand s. 11), allerdings durch des kaisers eigene tendenz, „sein dasein und dessen bewahrung ins gebiet des wunderbaren zu rücken" (Ullmann, Kaiser Maximilian 2, 745), begünstigt.[1]

Für die altgermanische mythologie nun scheint mir dieser gesichtspunkt noch weiterer ausdehnung fähig.

Die reale volksetymologie wirkt auf mythologischem gebiet in doppelter form: einerseits durch mythen, die sich an götterbilder als solche, andererseits durch mythen, die sich an einzelne attribute an-

1) Ähnliches mag von dem tintenfleck des Lutherzimmers auf der Wartburg gelten, von so mancher „blutspur" auf dem fussboden, oder von dem pfeiler, der H. Heine zu seinem berüchtigten gedicht „Schlosslegende" anlass gab. Solche denkmalsmythen dauern bis auf den heutigen tag fort. Weil auf Blüchers denkmal in Berlin das portepée an dem gezogenen säbel fehlt, sollte könig Friedrich Wilhelm III. es ihm zur strafe für angebliches plündern in Paris entzogen haben, und weil auf dem standbild dieses königs im tiergarten der marmor am fuss schwarze flecken hat, erzählt man sich, der bildhauer Drake habe die „rüster" auf den schuhen des sparsamen fürsten der unsterblichkeit überliefern wollen.

schliessen. Beide formen, in denen götterbilder zu legenden anlass bieten, möchte ich als ikonische mythen zusammenfassen und mit hypothetischen allgemeinen beispielen belegen.

1. Dass die erscheinung der Skaði aus dem rahmen der übrigen altnordischen göttergestalten herausfällt, ist längst bemerkt worden. Zweierlei gibt dieser göttin ihr eigentümliches gepräge:

a) ihr auftreten: die wilde, fast männische art, die sie in der missehe mit dem weichen Njǫrðr zeigt — wozu ihr männlicher name passt wie zu seinem wesen die entsprechung Njǫrðr: Nerthus —, das jagen und laufen auf schneeschuhen,

b) die märchenzüge, die auf sie übertragen sind: die ablösung ihrer rache durch die ehe mit einem asen; die wahl nach den schönen füssen; die possenreisserei Lokis (vgl. v. d. Leyen, Märchen in der Edda s. 37).

Man fasst Skaði als „die riesin der winterstürme Norwegens, die durch ihre herrschaft den grössten teil des jahres auch die schiffahrt lahm legt“ (Mogk in Pauls Grundriss. 2. aufl. 3, 323). Skaði begegnet ja sonst auch als windname (ebd. 3, 307; Meyer, Mythol. d. Germ. s. 236). Die anschauliche schilderung der uns erhaltenen altnordischen und lateinischen dialogverse stimmt dazu trefflich.

Wie aber diese stürme aus dem hohen norden kommen, so ist auch Skaði die verkörperung des aus dem norden einfallenden kalten windes (Much, Haupts Zs. 36, 127). Von hier aus, glaube ich, ist auch ihr mythus am besten zu verstehen. Denn offenbar liegt eine dublette vor, wenn ihre versöhnung erst durch die vermählung mit einem asen, dann durch die erheiterung über Lokis possen bewirkt werden soll. Und zwar scheint mir unbedenklich der zweite zug der ursprüngliche. Die finstere wintergöttin soll aufgeheitert werden, ihr lachen ist das durchbrechen der sonnenwärme, womit sie überwunden ist.

Dürfen wir das so denken, so wird es nicht zu kühn sein, den scherz des gottes auf die übermütigen feste zu beziehen, mit denen der eintritt der guten jahreszeit überall gefeiert wird (vgl. z. b. E. H. Meyer, Deutsche volkskunde s. 255). Da laufen die teufel durchs dorf (ders., Badisches volksleben s. 84), da wird der zottelmann (s. 89) oder moosmann (s. 91) umgeführt, die alle wol als erben Lokis d. h. des repräsentanten der überwundenen dunkeln zeit angesehen werden können. Loki kämpft mit der ziege; diese aber ist überall ein sinnbild der fruchtbarkeit, der die gebräuche am wintersende (E. H. Meyer, Volkskunde s. 255) gelten; nebenbei wirkt ihr übermütiges, hüpfendes wesen, ihre „kapriolen“, mit,

um sie für solche feste geeignet zu machen (vgl. z. b. Preller, Griech. mythol. 1, 466).

Ich denke also: die versöhnung der Skaði durch Lokis possen bildet eine bestimmte form der feste beim winter- oder todaustreiben. Den anschluss an die märchen vom erzwungenen lachen (v. d. Leyen a. a. o.) braucht man deshalb noch nicht zu bestreiten, allerdings aber die verwandtschaft mit dem motiv der vergessenen braut (ebd. s. 38 vgl. R. Köhler, Kl. schriften 1, 160 fg.). Denn dies motiv ist eben durch den zug des vergessens charakterisiert, der bei Skaði ganz fehlt; auch die erinnerung durch tiergeräusche (Köhler s. 280) ist mit dem ziegenspiel nur gewaltsam in verbindung zu bringen. Wir werden uns wol überhaupt nach Useners glänzendem beispiel daran gewöhnen müssen, bei der erklärung mythologischer erscheinungen weniger ausschliesslich litterarisch und mehr volkskundlich vorzugehen. Lokis mimus hat durchaus einen komisch-dramatischen, gar keinen epischen charakter.

Nun ist aber in der altgermanischen mythologie das phallische element merkwürdig schwach vertreten. Gewiss wird die christliche überlieferung dafür mitverantwortlich sein, und die Lokasenna mag manchen rest phallischer mythen bergen; im grossen und ganzen deutet doch eine so grob erotische pantomine wie die Lokis vor Skaði auf eine niedere volksstufe oder eine andere volksart als die germanische. Immerhin lege ich auf diesen punkt kein besonderes gewicht; in volksgebräuchen kommt auch heut noch bedenklichstes vor.

Skaði ist nun aber schon von W. Müller und dann besonders von Müllenhoff (D. A. 2, 55) als „vertreterin des Finnentums“ aufgefasst worden. Detter hat dies (PBB. 18, 76 fg.) durch gleichsetzungen, die ich freilich nicht alle vertreten möchte, weiter gestützt (vgl. Golther, Handbuch d. germ. mythol. s. 483). Neben den namen ihres mythus deutet dahin die bekleidung mit den typisch finnischen schneeschuhen, aber auch ihre teilnahme an Lokis bestrafung. Allerdings möchte ich so wenig wie Much (a. a. o. s. 128) Müllenhoffs deutung auf die wasserfälle im gebirge annehmen. Auffallend aber ist doch, dass nur Skaði an der folterung des gefesselten Loki anteil nimmt. Das wird durch die rache für ihren vater motiviert — dies aber läuft allen anschauungen germanischer gerechtigkeit zuwider, dass jene tat ja gesühnt ist, sogar durch Loki selbst und seine selbsterniedrigung. Diese motivierung also muss jung sein. Aber auch die form ihrer marterung ist seltsam: die giftträufelnde schlange; das erinnert an das auftreten der finnischen zauberer (vgl. Golther s. 657) mit ihren gebändigten schlangen.

Skaði ist also wohl sicher ursprünglich eine finnische gottheit, wie nach Golthers anfechtbarer meinung (s. 482fg.) auch Thorgerd. Auf entlehnung deutet auch die unsicherheit über ihren sitz, den sie zwischen Noatún und Þrymheim teilt[1]. Sollte nun die ganze sage von ihrer übernahme in den götterkreis der asen nicht auf die überführung eines götzenbildes zurückgehn? Das ist ja kein seltener zug der mythologie: das antike Palladium ist das berühmteste zeugnis (vgl. z. b. Preller, Griech. mythol. 2, 406), ein anderes die erst gewaltsame, dann erlaubte überführung der Magna mater nach Pergamon und nach Rom (Wissowa Religion und cultus der Römer, s. 263); an die translationen und reliquiendiebstähle des mittelalters braucht man nur zu erinnern.

Dann würde sich alles aufs einfachste erklären. Wir müssen uns das finnische götzenbild mit rohen emblemen ausgestattet denken, die die aufrecht stehende schlange — das zeichen ihrer zauberkunst — und eine Loki entsprechende figur — ihren widersacher — andeuten[2].

Dies bild der mächtigen windgöttin wäre auf die „schiffsstätte“ gebracht worden, um die ausreisenden schiffe zu segnen, — vielleicht aber von den Finnen wider geraubt worden[3]. Daraus hätte sich dann entweder der gebrauch, die figur wandern zu lassen, oder die legende entwickelt. (Man könnte auch für die Dioskurenmythen an mitwirkung solcher züge denken). — Später hätte man dann die überführung des fremdartigen götterbildes mit seinen schneeschuhen und seinem drohenden gesichtsausdrnck zu dem mythus vom wanenkrieg in beziehung gebracht und nun erst wäre die dublette der versöhnungslegende entstanden: der mythus von dem (etwa in Noatún von je heimischen) Njǫrðr, der ja ur-

1) [Doch bleibt hierzu G. Storm, Historisk-topografiske skrifter om Norge s. 232, 20fgg. zu beachten. Kffm.]

2) Njørð steht ja selbst zu dem friesischen gott Ilmarinen in beziehungen (Olrik s. 52).

3) Die beschreibung finnischer idole passt dazu trefflich: Jumala in menschlicher gestalt, sitzend, mit einer silbernen schale (wie sie Lokis gattin zum schutz vor dem schlangengift über ihn hält!), goldschmuck um den hals (Castrén, Vorlesungen über finnische mythologie s. 198), Tiermes mit dem hammer in der hand, einen stahlnagel und einen feuerstein auf dem kopf (ebd. s. 202) oder auch ganze götterfamilien beieinander (s. 206) — überall also mehr als das idol allein: embleme oder andere götterfiguren ihm, wie wir es voraussetzen, zugesellt. Auch für die Lappen bezeugt Friis (Lappisk. mythologie s. 140) ausdrücklich: „In der regel wurden mehrere götterbilder auf derselben stelle errichtet. Das grösste stellte den hausvater vor. Ein etwas kleineres stellte seine frau und ein oder mehrere noch kleinere die kinder des ehepaares vor.“ — Dass im grossen und ganzen umgekehrt die finnisch-lappische mythologie von der ältesten nordischen stark beeinflusst ist, wie soeben Olrik (Danske studier 1905 I, s. 39fg.; ich verdanke den hinweis darauf Heusler) mit gewohnter klarheit festgestellt hat, beweist nichts gegen die möglichkeit eines vereinzelten anders gerichteten vorgangs.

sprünglich mit Gerð vermählt ist. Dass das märchenmotiv der fusswahl (das Aschenbrödelmotiv) hereingezogen wurde, könnte einfach durch die sonderbare fussbekleidung der göttin veranlasst sein.

Hypothesen in menge, die sich doch aber, wie ich meine, zwanglos aneinander schliessen und ungelöste rätsel lösen: die doppelte versöhnung, der phallischen charakter der pantomime, Skaðis wunderbaren anteil an Lokis bestrafung, Njords doppelte ehe, die eigentümliche residenzverteilung der wintergöttin, die an die schiffsstätte ja eigentlich gar nicht gehörte!

2. In einem andern fall ist der ursprung des mythus aus einem kultgegenstand schon längst behauptet worden. Nyerup hatte den berühmten baum vor dem tempel von Upsala (Adam von Bremen schol. 134: '*prope templum est arbor maxima late ramos etendens, aestate et hyeme semper virens: cuius illa generis sit nemo scit*') für ein abbild des weltbaumes gehalten; Mannhardt (Baumkultus 33 anm.) erklärte: „Nyerups hypothese ist umzukehren" und Chadwick (The cult of Othin s. 77) hat dies wol völlig sicher gestellt. Dafür spricht ausser der von Mannhardt angeführten parallele der *quercus ingens et frondosa, et fons subter eam amœnissimus, quam plebs simplex numinis alicuius inhabitatione sacram existimans magna veneratione colebat* aus bischofs Ottos reise nach Stettin, vor allem die innere wahrscheinlichkeit. Die verehrung grosser mächtiger bäume ist so verbreitet und bekannt, dass es erübrigt, zeugnisse dafür anzubringen; der umweg über die abstracte vorstellung des himmelsbaumes ist dabei wahrlich nicht erforderlich. Ja schon der wolkenbaum, den Heusler (Zs.f.d.a. Anz. 27, 206) bei sonstiger zustimmung zu Mannhardts und Chadwicks auffassung als vermittlung zwischen tempel- und weltbaum benutzt, scheint mir als ein wahrscheinlich späteres gebilde aus der geschichte Yggdrasills auszuschalten.

Denn ist folgende entwicklung nicht an sich einfach genug? Wodan, wie man übrigens sein wesen auffasse, ist vor allem ein gott des sturmes, des elementaren und des geistigen, wie ich meine, und worin ich die einheit des wind-, weisheits- und siegesgottes sowie die bedeutung des namens ('*Wodan id est furor*') erkenne, doch jedesfalls des elementaren sturmes. Als solcher nun saust er im hohen laub heiliger bäume — und darauf beruht die wundersame sitte, in der Chadwick die eigentliche besonderheit des Oðinopfers festgestellt hat. Es ist der hangagoð (vgl. z. b. Mogk s. 337) und für seinen ritus ist die combination von hängen und speeren (Chadwick a. a. o. s. 14 fg.) bezeichnend. Am deutlichsten ist das ceremoniell in der schilderung von Wikars tod (a. a. o. s. 4; Golther s. 325) zu erkennen. Das opfer wird an den baum gehängt d. h. dem im baum hausenden, in dem rauschen seiner vom sturm

bewegten zweige vernehmlichen gott dargebracht — in ganz derselben weise, wie noch G. Kellers grausig-skurriles gedicht „Weihnachtsmarkt" (Ges. ged. s. 363) die alte Wendel sich selbst an den baum hängen lässt als weihnachtsgeschenk. Und nun wird es durch den speer, die heilige waffe des fernhintreffenden gottes (wie das schwert die des gottes im nahkampf, Tyr, ist, der über *nauð*, kampf mann an mann, gebietet wie Othin über *hagall*, fernkampf,) getötet und so zum besitztum des hängegottes. — Und gefolgetiere, wie die hunde, haustiere, wie pferde und hähne werden ihm aufgehängt (vgl. Meyer Mythol. der Germanen s. 335 Chadwick s. 25). Von hier aus ist wol auch am besten zu verstehen, wie die raben auf Othins schulter seine heiligen tiere werden. Zu gedankenboten freilich sind Hugin und Munin gewiss erst spät geworden.

In dem wunderbaren geheimnisvollen baume also war die ursprüngliche kultusstätte des Gottes; werden ja noch heut Marienbilder an bäumen besonders gern als wundertätig verehrt. Der baum weiht seine umgebung; seine ganze familie, der ihn umgebende hain, nimmt an seiner heiligkeit teil; wider ein zug — die verehrung der haine —, der, wie überhaupt, so besonders für die Germanen keines beleges bedarf. Der tempel ist vielfach selbst nichts als ein „künstlicher hain", in dem der hauptpfosten mit dem götterbild (vgl. z. B. Golther s. 593) den ursprünglichen heiligen baum vorstellt. Ist doch das alte wort für den tempel mit dem des baumstamms, aus dem der nachen gehöhlt wird, identisch.

Das sind einfache, primitive dinge. Ein weltbaum aber, eine symbolische, gleichsam kartographische nachbildung der welt (wie unsere stammbäume ein geschlecht abbilden) — das ist eine späte erfindung theologischer, codificierender, classificierender perioden. Was aber natürlicher, als dass dann die grübelnden priester „Oþins ross", den wunderbaum (vgl. Golther s. 527, Meyer s. 453, Mogk s. 376), zum modell nahmen? (Die auf den oberflächlichsten vergleichspunkten beruhende gleichsetzung von Oþins ross mit Oþins galgen und von Oþins galgen gar mit Christi kreuz scheint uns durch Chadwick endgiltig erledigt.) Uralt ist die vorstellung von dem baum, dessen wurzeln niemand kennt, und in dessen wipfeln der oberste gott wohnt; jung ist die ausmalung (Vǫl. 19, Grim. 31, Fjǫl. 13. 14). Die verbindung mit der quelle der (selbst spät entstandenen) Urð kam wol zuerst: diese wird mit der quelle an Oðins baum (vgl. herzog Ottos reise!) identificiert (so Vǫl.). Die topographie der drei wurzeln (unterwelt — riesen — menschen) macht schon einen ganz gelehrten eindruck. Vollends die späteren züge, der goldene hahn, Heimdalls horn, der ring der götter, der adler, der habicht, das eichhorn, die schlangen — sollte das alles nicht aus

alten tempelschnitzereien, aus phantastischen arabesken und schnörkeln herausgelesen sein? Reiches schnitzwerk ist für die tempel bezeugt (vgl. z. B. Golther s. 600), und ihre art geht von dem runenkästchen aus Clermont zu Dürers gebetbuch kaiser Maximilians durch. Ist uns ja doch auch für die heldensage die umsetzung eines wandgemäldes in ein gedicht (Ulf Uggasons Húsdrapa; vgl. Sijmons in Pauls Gundriss 2, 1, 101) ausdrücklich bezeugt[1].

Sonach wäre die viel umstrittene legende von Yggdrasill ein ikonischer mythos in doppelter hinsicht: zunächst (und wol sicher) durch den fetischbaum vor Wodans tempeln veranlasst, weiterhin (vielleicht!) in der näheren ausführung noch durch wandschmuck im gotteshaus bestimmt.

Natürlich wäre diesen hypothetischen schnitzereien noch weiter nachzugehen. Aber tiere, die ornamental undenkbar wären, enthalten die tierbilder des Yggdrasillmythus nicht; und für den aufbau braucht man nur etwa an das mittelstück der rückseite des runenkästchens (Elis Wadstein, The Clermont Runic Casket, tafel IV) zu erinnern.

3. Noch in einem andern fall scheint die ausstattung der tempel mythenbildend gewirkt zu haben.

An der unursprünglichkeit der götterhaine, wie sie insbesondere Grim. 4—26 geschildert sind, ist schwerlich zu zweifeln. Woher aber stammen die schmückenden züge?

> Glitnir ist der zehnte, auf goldsäulen ruht er,
> und das dach ist mit silber gedeckt;
> Forseti weilt in der feste die meisten tage
> wo er gütlich die fehden begleicht (72, 15 Gering).

Forseti wird seit J. Grimm mit dem friesischen Fosite gleichgesetzt (vgl. z. B. Golther s. 388), dessen berühmtes heiligtum auf Helgoland gewiss nicht minder prächtig war als der „ganz von gold gebaute“ auf Uppsala (ebd. s. 598). Dieser tempel ist — wie das „himmlische Jerusalem“ — einfach über die wolken gehoben, und in ihm wohnt in Glitnir der gott wie auf erden in seinem prachttempel.

Noch charakteristischer steht es mit Oþins heim:

> Leicht kenntlich ist allen, die zu Odin kommen,
> des herrschers hoher saal;
> speere bilden das sparrengerüst,
> schilde decken als schindeln die halle,
> auf die bänke sind brünnen gelegt (71, 9 Gering).

1) Vgl. allg. C. Robert, Bild und lied, der mehr von den umgekehrten beziehungen handelt; Hennecke, Altchristliche malerei und altkirchliche litteratur u. a. Ein modernes beispiel gibt Gossez, Le St. Julien de Flaubert, der diese erzählung des modernen realisten von einem bestimmten glasfenster ableitet.

Diesen bau könnte man als die nachbildung eines im feldzug errichteten zeltes ansprechen, ginge es nicht weiter:

> Leicht kenntlich ist allen, die zu Odin kommen,
> des Herrschers hoher saal;
> ein wolf hängt westlich am tore,
> drüber schwebt oben ein aar.

Diese „waffentiere des kriegerischen gottes“ als bekränzungen der giebelbretter (Gering z. st.) sind offenbar die in holz geschnitzten *effigies* (Tac. Germ. cap. 7; zur lit. vgl. Golther s. 602), die sich tatsächlich auf den tempeln befanden, wie der löwe von San Marco den evangelisten vertritt, dessen wappentier er ist. Die waffen sind die weihgaben gefallener oder siegreicher helden, dem heeresgott dargebracht, wie bei uns fahnen und andere trophäen die kirchen schmücken[1]. Den ersten anlass aber zu diesem gebrauch gab wol der als fetisch verehrte speer des gottes selbst, gerade wie die im tempel des Mars zu Rom angebrachte lanze des kriegsgottes von den heiligen schilden umgeben war (Deubner, Archiv f. rel. wiss. VIII, beiheft s. 75).

Die tempel der götter unterschieden sich, wie noch heute die katholischen kapellen, charakteristisch durch die art der jeweiligen weihgaben, der dankes- und votivgeschenke. Als die eddische theologie die götterburgen zu unterscheiden und zu schildern begann — was war natürlicher, als dass sie dies mittel der differenzierung benutzte? Und wo solche merkmale nicht vorhanden waren — zu denen etwa noch die besondere höhe der Njørð-tempel (Gr. 16) gehören mag, weil sie ja für den umfahrenden wagen, auf dem das götterbild stand, raum bieten mussten —, da hat der dichter eben auch nur redensarten zu machen verstanden.

Uns aber gestattet diese eigenheit umgekehrt, aus den beschreibungen der götterburgen unsere geringe kenntnis von aussehen und ausstattung der altgermanischen tempel zu vervollständigen.

4. Bei Skaði scheint ein götterbild, bei Yggdrasill ein kultgegenstand, bei Glitnir und Valhǫll ein tempelschmuck ikonische mythen hervorgerufen zu haben. Ein beispiel endlich für die mythenbildende kraft eines attributs bietet vielleicht die mythe von Sifs goldenem haar. (Ein anderes möchte in dem vielberufenen Brísingamen stecken!)

1) Noch Goethe schmückt so das gotteshaus seiner „Geheimnisse“:

> Und helme hängen über manchen schilden,
> auch schwert und lanze sieht man hier und dort;
> die waffen, wie man sie an schlachtgefilden
> auflesen kann, verzieren diesen ort.

Wir wissen wenig von Sif; dass sie einen cult in Guðbrandsdalir gehabt habe, hat Mogk (Beitr. 14, 90 fg.) widerlegt. Die legende, dass Loki sie ihres haares beraubt habe und ihr dann durch die zwerge goldenes oder goldglänzendes haar stiften musste, lebt fast als einziges zeugnis ihrer göttlichen existenz. Thor hat seine ganze sippe erdrückt; die göttin „Sippe" voran! — Den märchenhaften charakter dieses motivs will ich nun v. d. Leyen (Märchen in der Edda s. 58) gewiss nicht abstreiten; aber nochmals möchte ich davor warnen, dass man mit dem nachweis litterarischer parallelen mythologische probleme für gelöst hält. Ebenso gefährlich ist es, gleich mit mythendeutungen zu operieren. Gewiss kann man die goldenen haare der gattin des gewittergotts als die ähren des sprossenden erdreichs erklären; und dies mögen auch schon altnordische theologen getan haben. Aber es würde doch wol nicht gerade für ein tiefes verständnis mythologischer anschauungen zeugen, wenn man annehmen wollte, das volk habe die göttin mit diesem nimbus ausgestattet, um ihre herrschaft über die ähren auszudrücken. Das sind chiffern im sinne der alten geheimmythologie der Creuzer und Kanne und nicht volkstümliche ausdrucksweisen.

Wäre es nicht auch hier einfacher, ein mythenbildendes attribut anzunehmen? Sif wäre mit vergoldeten haaren dargestellt worden, oder ein verehrer hätte ihr vielleicht goldschmuck gestiftet, der die geschmückten haare ganz verdeckte. Dann entsteht das rätsel im volk: wie kommt die göttin zu den goldenen haaren? und wie an die birne des letzten Uchtenhagen knüpft sich eine ätiologische sage an — natürlich mit typischen zügen: der böse Loki, der wütende Thor, die kunstfertigen zwerge.

Vielleicht war auch Sif — zumal wenn man den namen als „die erfreuende" deuten darf — eine alte sonnengöttin und deshalb dem gewittergott vermählt. Dann wäre goldenes haar ein sehr natürliches kennzeichen für sie gewesen — man denke nur an die zackigen flammen, die das haupt des Helios umgeben! — und ebenso natürlich, als ihre alte bedeutung mit ihrem kult in vergessenheit geriet, die reale volksetymologie, die das goldene haar ähnlich deutet, wie griechische volksphantasie eine goldene schulter.

Man hat oft das phänomen gewisser träume besprochen. Wir träumen von einem verbrechen, das wir begehen; wie wir fliehen, uns verstecken, entdeckt, gerichtet, verurteilt werden; man schleppt uns zum schaffot, die armensünderglocke läutet — wir erwachen, durch den seltsamen klang irgend einer klingel erweckt, zu dem wir uns im halbtraum einen ganzen roman hinzuphantasiert haben. Auch für die volks-

phantasie bedarf es, um ganze vorstellungsweisen wachzurufen, oft nur eines kleinen moments, das dann aus dem wirklichen ausgangspunkt zum scheinbaren endpunkt wird.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

ÜBER EINIGE BISHER UNBEKANNTE LATEINISCHE FASSUNGEN VON PREDIGTEN DES MEISTERS ECKEHART.

Unter den handschriften vom Tractat *von der abegescheidenheit* nennt Pfeiffer in seiner ausgabe des meister Eckehart (s. IX) auch die des Coblenzer Kaiserin Augusta gymnasiums, nr. 43, 15. jh., 4°. Da von diesem tractat in München drei handschriften liegen, die Pfeiffer nicht kannte und deren text mehrfach besser ist als der seine[1], bat ich auch um die Coblenzer handschrift, die mir von der bibliotheksverwaltung des dortigen gymnasiums bereitwilligst auf die hiesige hof- und staatsbibliothek zur benutzung geschickt wurde. Ich erkannte nun leicht, dass Pfeiffer diese handschrift nicht selbst einsah[2], sondern höchstens

1) CGM 292, fol., 15. jh., bl. 90 fg. — CGM 778, 4°, 15. jh., 33 fg. — CGM 839, 8°, 15. jh., 136 fg. — Alle drei handschriften sind aus Tegernsee, 839 hängt durchaus von 778 ab, die es flüchtig, mit vielen auslassungen und entstellungen, abschreibt. 292 bietet den besten text. — Stuttgart, *brev.* 4, nr. 88, enthält auf fol. 50r und folgenden den schluss von unserm tractat (492, 30 fg.) als selbständige predigt und viel ausführlicher als bei Pfeiffer.

2) Die Coblenzer hs. hat gegen den text Pf. manche zusätze und besserungen, die Pf. nicht entgangen wären, hätte er die hs. selbst benutzt. Ich nenne folgendes: Pf. 484, 5 lautet: *sô vinde ich niht anders wan lûteriu abegescheidenheit ledig aller crêatûren.* In der Coblenzer hs. (und in den Münchenern) steht aber: *sô vinde ich niht anders wan daz lûteriu abegescheidenheit ob allen tugenden sî. Wan alle tugende habent eteswaz ûfsehens ûf die crêatûren, sô stêt abegescheidenheit ledic aller crêatûren.* Dass dieser satz richtig ist, zeigt der ganz ähnliche, 484, 27 fg. und weshalb er in Pfeiffers vorlage fortfiel, lässt sich auch leicht erkennen: die fortgefallenen worte stehen zwischen *abegescheidenheit* (1) und *abegescheidenheit* (2); wörter, die sich, durch zwischensätze getrennt, widerholen, sind den abschreibern prosaischer texte sehr oft verhängnisvoll geworden, die zwischensätze sind dann ausgefallen. — 484, 13 lautet bei Pf.: *wan daz beste an der minne ist, daz si mich twinget, daz ich got minne. Nû ist vil adelîcher, daz ich got twinge zuo mir, dan daz ich mich twinge zuo gote.* Die Coblenzer hs. (und die Münchener) zeigen wider, dass ein satz ausfiel, sie haben den text: *wan daz beste, daz an der minne ist, daz ist, daz si mich twinget, daz ich got minne. Sô twinget abegescheidenheit got, daz er mich minne. Nû ist vil adelîcher* usw. — Hier war

eine abschrift des prof. E. v. Lassaulx in München benutzte (vgl. seine ausgabe, p. XIII). Die handschrift enthält ausserdem mehr predigten von Eckehart, als Pfeiffer angab, teils mit sehr wertvollen, seinen text überall aufbessernden lesarten[1], und ist auch sonst, in ihrer zusammensetzung und ihrem inhalt von besonderem interesse, namentlich durch einige wunderschöne, anonyme mystische texte, die man vielleicht teilweise meister Eckehart zuschreiben darf. Über diese bedeutung der

minne das wort, das sich widerholte, und der eine satz mit *minne* fiel daher fort. Der text bei Pfeiffer zeigt deutlich eine lücke im gedankengang. — 486, 16 fg. *Des stât abegescheidenheit ledic unde belîbet in ir selber unde lât sich kein dinc betrüeben.* Dahinter hat die Coblenzer (und die Münchener) hs. einen satz, der bei Pfeiffer fehlt: *wan alle die wîle sô kein dinc mac daz herze betrüeben, sô ist dem menschen niht reht.* — 487, 37 *redelîch:* alle hss. haben *endelîch.* — 488, 3 fg. lauten bei Pfeiffer: *Philippus sprichet, got schepfer helt diu dinc nâch dem loufe und nâch der ordenunge, die er in hât gegeben von anevange. Wan bî ime enist niht verloufen und ouch nihtes niht künftic unde hât alle heiligen geminnet alsô er sie vorgesehen hât, ê diu welt würde.* Hinter *anevange* hat die Coblenzer hs. (und die Münchener) den folgenden, den gedankengang verschönernden, satz: *wie hôch er erbeten wirt umbe ordenunge der dinge von der welte. Daz ist als vil gesprochen: nû enwil got, daz nieman spreche, daz got ieman zîtlîchen minne, wan bî ime usw.* — 489, 7 *sîn gegenwurf ist ein unvernünftic bilde oder etwaz vernünftiges âne bilde.* Die Coblenzer hs. hat das richtige: *vernünftic bilde oder etwaz unvernünftiges âne bilde;* dies richtige sah schon Büttner, Meister Eckeharts schriften und predigten (1903) s. 211. — 489, 22 *von ûzern dingen:* die Cbl. hs. hat *unsern.* — 489, 32 *in glîcher wîse ist ez auch hie.* Dahinter bei Cbl. (und den Münchener hss.) *ob dû ime kanst rehte tuon.* — 489, 35 *si stêt ûf eime blôzen nihte,* dahinter bei Cbl. (und den Münchener hss.) *und sage dir warumbe daz ist.* — 490, 18 *ûf eine wîze taveln;* Cbl. (und die Münchener hss.) *wehsîn.* — Das sind die wichtigsten fälle. Über die zusätze der hs., die sich als interpolationen kennzeichnen, spreche ich später, ich muss nur noch erwähnen, dass die Cbl. hs. im vergleich mit Pfeiffers text auch manche auslassungen und verstümmelungen zeigt. — Von besserungen, zu deren erkenntnis uns die Münchener hss. führen, nenne ich diese: 485, 19 *unde wil weder glîcheit noch unglîcheit noch diz noch daz mit keiner crêatûre haben,* muss heissen: *weder glîcheit noch unglîcheit mit keiner creâtûre haben noch diz noch daz sîn.* So 778, 839; 292 fehlt *sîn.* Das richtige sah schon Büttner, s. 211. — Hinter 485, 29 *er sach an die dêmüetikeit sîner diernen* (so die hss.) hat 292 den schön erläuternden satz: *Warumbe sprach si niht, er sach an die abegescheidenheit sîner diernen?* — 487,12, 488, 20 *êwelten.* Die Münchener hss. haben *êweclîchen.* — 488, 3 hinter: *wan wer wol tuot, dem wirt auch wol gelônet* haben die Münchener hss.: *wer übel tuot, dem wirt auch darnâch gelônet.*

1) Pfeiffer nennt s. IX die predigten I, 15 (s. 71) I, 57 (s. 181), den tractat II, 9 (von der abegescheidenheit, s. 483) den spruch III, 8 (s. 599, 19). Dazu kommen die predigten: hs. s. 27 = I, 3 (Pf. 16 in hiis quae patris mei sunt); hs. s. 50 = I, 4 (Pf. 24 et cum factus esset); hs. s. 127 = I, 8 (Pf. 42 Intravit Jesus); der tractat, hs. s. 149 fg. = II, 12 (Pf. 516 von dem überschalle) und zweifelhafte stücke.

handschrift hoffe ich ein andermal zu sprechen, diesmal möchte ich von einem anderen überraschenden fund in derselben handschrift ausführlichere mitteilungen machen. Es sind nämlich den deutschen 12 blätter lateinischer texte vorgebunden; ich bemerkte, dass sie eine lateinische predigt enthalten, die der deutschen bei Pfeiffer I, 8 s. 42 fg. durchaus entspricht (Intravit Jesus usw.). Eine genauere betrachtung zeigte, dass auch die predigt I, 87 s. 280 fg. (Beati pauperes spiritu) und das kleine stück no. III, 70 s. 625 fg. (Meister Eckeharts wirtschaft) sich in lateinischer fassung vorfanden. Die anderen lateinischen stücke auf denselben blättern sind von geringerer bedeutung, ich kann sie noch nicht mit sicherheit identificieren und behalte mir ihre mitteilung noch vor[1]. Ich veröffentliche zunächst die lateinischen versionen derart, dass ich links den deutschen und rechts den lateinischen text mit varianten setze: dadurch erleichtert sich der vergleich der beiden fassungen, deren verhältnis zueinander ich untersuche[2].

I. Intravit Jesus.

Die predigt „*Intravit Jesus*“ steht hier an erster stelle; sie gehört zu den besser überlieferten. Pfeiffer nennt von ihr 5 handschriften und 2 drucke: Berlin, K. bibl. cod. germ. 8, nr. 12, 14. jh. (Berl 1), enthält die teile Ia, 185, 5—188, 23 und 189, 9—schluss; Berlin, cod. germ. 4, nr. 191, 14./15. jh. (Berl 2); Stuttgart, brev. 4. nr. 88, 14. jh. (Stg 1); Stuttgart, K. privatbibliothek, alte bezeichnung nr. I, 26, 15. jh. (Stg 2); Karlsruhe, Grossherzogl. bibliothek, cod. S. Petri, nr. 85, 14. jh., 4° (Karlsr); Basel, alter druck der Taulerschen predigten durch Adam Petri 1521, 1522, fol. (Tl 1, 2). — Dazu kommt die Coblenzer hs. (Cbl). — Der text Pfeiffers bedarf zuweilen einer besserung: die varianten zeigen anschaulich, welchen entstellungen und auslassungen der text auch dieser predigt ausgesetzt war. — Der versuch, eine filiation der handschriften herzustellen, ist bei unserer unvollkommenen kenntnis der mystikerhandschriften nicht anzuraten, er wäre mit hoffnung auf erfolg erst zu unternehmen, nachdem die handschriften als ganzes, besonders die anordnung der einzelnen stücke, miteinander verglichen sind.

1) U. a. finden sich (teilweis lateinisch) tractate, die nicht mit sicherheit Eckehart zuzuschreiben sind: Pfeiffer II, 7, (s. 475 fg.). *Diu zeichen eines wârhaften grundes* und II, 6 (s. 448 fg.) *Swester Katrei.*

2) Für collationen und abschriften bin ich dankbar den herren studd. Ludwig Bertalot, Walter Dolch, Friedrich Ranke, Adolf Spamer, für übersendung von handschriften den bibliotheken in Karlsruhe und Stuttgart.

Ia. Deutsch.

Intravit Jesus in quoddam castellum et mulier quaedam excepit illum etc. *Luc. 10, 38.* Ich hân ein wörtelîn gesprochen des êrsten in dem latîne, daz stât geschriben in dem êvangeliô und (5) sprichet alsô ze tiusche. Unser herre Jêsus Christus der gienc ûf in ein bürgelîn unde wart empfangen von einer juncfrouwen, diu ein wîp was.

Eya, nû merkent mit flîze diz wort. (10) Ez muoz von nôt sîn, daz si ein juncfrouwe was der mensche, von der Jesus wart empfangen. Juncfrouwe ist alsô vil gesprochen als ein mensche, der von allen fremden bilden lidic ist und alsô lidic als (15) er was, dô er niht enwas. Sehent, nû möhte man frâgen: der mensche, der geborn ist unde vor gegangen ist in vernünftic leben, wie der alsô lidic müge sîn aller bilde, als dô er niht enwas und (20) er weiz doch vil, daz sint allez bilde: wie mac er denne lidic sîn? Nû merkent daz underscheit, daz wil ich iu bewîsen. Wêre ich alsô vernünftic, daz alliu bilde

Ib. Lateinisch.

Intravit Jesus — excepit illum in domum suam.

Considerate diligenter istud verbum: mulier quaedam excepit eum. Necesse fuit, ut mulier esset, de qua fuit susceptus. Mulier dicta est, quae libera est ab omnibus imaginibus, ita liber sicut fuit, quando nihil fuit. Quaeritur enim, qualiter homo, qui natus est et ultra progressus est in vitam intellectivam, posset esse ita liber et absolutus ab omnibus imaginibus, sicut fuit, quando nihil fuit, quod multa scit et omnia quae scit imagines sunt. Quo modo potest esse absolutus, sicut dictum est? Ad quod est respondendum et est principaliter notandum differentia quaedam: quod si essem ita intellectivus, quod omnes

Überschrift: Hie liz unde schôwe wie ein wip besser ist wen ein juncvrowe. *Stg 1.* Uff Marie himelfart die vierd predig geet uff ein subtyl und geystlich ußlegung der ersten wort des heutigen Evangeliums Luce X. Intravit Jesus etc. das ist: Jesus ist ingangen in ein castell oder bürglin und ein weib mitt namen Martha empfieng in in ir hauſs. Wôlche wort uf geystlichen sinn in nachvolgender predig also fürgewendt unnd angezogen werden. Jesus gieng auff ein bürglin und ward empfangen von einer junckfrauwen (das ist von Martha) die eyn weyb was. Und ist ein kostliche predig inhaltend (gar *Tl 2*) nach den gantzen grund aller predig des hochgelerten Doctor Eckarts als man sehen wirt *Tl 1. 2.* — 1. Intravit — 2. illum *fehlt Stg 2, Karlsr.* — 3. wort *Stg 1.* — 4. daz : und *Stg 2.* — 6. alsô : *fehlt Karlsr.* — tiusche *fehlt Tl 1. 2.* — 7. Christus *fehlt Stg 1.* der: *fehlt Karlsr, Tl 1. 2.* in *fehlt Stg 2*, *Karlsr, Tl 1. 2.* — 9. was ein wîp *Cbl, Karlsr.* — 10. eya *fehlt Stg 2.* diz w. m. fl. *Karlsr.* — 12. was : sî *Stg 1.* der mensche, der J. empf. sol und von dem J. empf. wirt *Stg 2.* — 13. empf. wart *Karlsr, Tl 1. 2.* — 14. ein mensche : *fehlt Stg 2.* 14/15. von allen fremden bilden *und* 15. und alsô lidic *fehlen Berl 2, Cbl.* lidic a. fr. b. *Pf.* lidic *fehlt Karlsr.* — 16. er was *fehlt Tl 1. 2.* sehent : *fehlt Tl 1. 2.* Sehent — 20. niht enwas *fehlt Stg 1.* — 17. möhte : mac *Stg 2.* frâgen : sprechen *Karlsr.* der (*hinter* mensche) *fehlt Karlsr.* — 17/18. geborn ist unde *fehlt Tl 1. 2.* vor : vort *Cbl.* — 18/19. vernünftigem *Stg 2.* — 19. der : er *Stg 2, Karlsr, Cbl.* — 20. dô er : er dô *Karlsr.* niht enwas *fehlt Stg 1.* — 21. vil manigvaltikeite *Stg 1.* — 22. sehent, nû merkent *Stg 2.* sehent, mirkent *Karlsr.* — 23. daz . . . daz : den . . . den *Stg 2, Tl 1. 2.* iu *fehlt Stg 2.* iuch underwîsen *Stg 1.* — 23/24. und wêr ich *Stg 2.* — 24. alle die *Karlsr.*

Ia. Deutsch.

vernünfteclîche in mir stüenden diu alle menschen ie empfangen hânt unde diu in gote selber sint, wêre ich der âne eigenschaft, daz ich enkeinez mit eigenschefte hête begriffen in tuonne noch in lâzenne, mit vor noch mit nâch, sunder daz ich in disem nû vrî unde lidic stüende nâch dem liebesten willen gotes unde den ze tuonne âne underlâz, in der wârheit sô wêre ich juncfrouwe âne hindernisse aller bilde als gewêrlîch als ich was, dô ich niht enwas.

Ich spriche aber: daz der mensche ist juncfrouwe, daz enbenimet ime nihtes niht von allen den werken diu er ie getet: des stât er megetlîch unde frî âne alle hindernisse in der obersten wârheit als Jesus lidic unde frî ist unde megetlîch in ime selber. Als die meister sprechent, daz gelîch unde gelîch alleine ein sache sî der einunge, darumbe sô muoz der mensche maget sîn, juncfrouwe, diu den megetlîchen Jesum empfâhen sol.

Nû merkent unde sehent mit flîze: daz nû der mensche iemer mê juncfrouwe wêre, sô enkême niemer enkeine fruht

Ib. Lateinisch.

imagines intellectualiter in me starent, quae esse possunt in deo et extra deum et si essem ita liber a proprietate istarum imaginum, ita quod aliquam ipsarum in me non accepissem nec etiam facerem quicquam propter aliquam ipsarum nec dimitterem neque in me de ipsis quicquam haberem ante vel post, sed liber absolutus starem ab eis penitus remotus secundum dilectam voluntatem dei, scilicet illam in omnibus implendo sine intermissione, tunc in veritate essem mulier absque omni imagine et sine omni impedimento deum suscipiendum et essem ita liber sicut fui, quando nihil fui.

Insuper talis homo est mulier sicut virgo qui in se nihil sentit de omnibus operibus quae unquam operatus est, sed stat liber sine omni impedimento summae veritati, sicut Christus liber est et potens in se ipso. Doctores dicunt: similis tantum simili sunt causa unionis. Sequitur, quod, quicumque homo proponit Jhesum veram virginem in domum sui cordis suscipere, oportet, quod virgo sit.

Considerate ergo, si homo semper virgo permaneret, nunquam fructum procrearet. Si ergo debet fecundari et fructum par-

4. ipsam *hs.*; *vgl. aber* 6. ipsarum. 23. verum *hs.*

1. stüenden : werent *Tl 1. 2.* — 2. ie *fehlt Stg 1, Cbl.* empfiengent *Stg 2, Karlsr.* diu *fehlt Stg 1.* — 3. selber *fehlt Stg 1,* selbe *Stg 2, Karlsr.* und wer ich des *Tl 1. 2.* der : des *Berl 2, Pf.* — 3. 9. 10. âne : sunder *Stg 2.* — 5. hat *Stg 2.* weder in tuonne, weder mit vor *Tl 1. 2.* noch : und *Karlsr.* — 6. sunder : mêr *Berl 1. 2, Cbl, Pf.* — 7. gegenwürtigen nû *Stg 2, Pf.* — 7. *hinter* lidic : allezît *Stg 2.* — 9. an sunderlaz *Karlsr.* — 12. enwas *fehlt Cbl.* — 16. weiter *Tl 1. 2.* daz (*vor* : der mensche) *fehlt bei allen außer Berl 2, Pf.* — 17/18. nihtes niht : nieman *Stg 1.* — 18. gewürkete oder gete *Karlsr*, getet oder gewürckte *Tl 2.* — 19. 21. megtlich *Stg 2,* meglich *Karlsr*, megentlich *Stg 1, Berl 2.* — 20. in : *fehlt Stg 2, Karlsr, Cbl, Tl 1. 2.* — 21. ist *fehlt Karlsr.* — 23. ursach *Tl 1. 2.* — 24. sî : ist *Stg 2, Karlsr, Tl 1. 2.* herumb *Stg 2.* hierumb *Tl 1. 2.* sô *fehlt Stg 1, Karlsr.* — 25. sîn, ein *Stg 2, Karlsr.* maget oder ein juncfrouwe sîn der *Tl 1. 2.* — 26. sol empfâhen *Karlsr.* — 27. unde sehent *fehlt Stg 1. 2.* sehent *fehlt Berl 2, Cbl.* sehent und merckent *Karlsr, Tl 1. 2.* mit flîze *fehlt Karlsr.* — 28. nû (*hinter* daz) *fehlt Berl 1, Stg 1.* iemer *fehlt Tl 1. 2.* mê *fehlt* [illegible]. — 29. niemer *fehlt Stg 2* *statt* niemer doch *Tl 1. 2.* enkeine *fehlt Stg.*

Ia. Deutsch.

von ime. Sol er fruhtbêr werden, sô muoz daz von nôt sîn, daz er ein wîp sî. Wîp ist daz edelste wort, daz man der sêle zuo gesprechen mac und ist vil edeler denne juncfrouwe. Daz der mensche got enpfâhet in ime, daz ist guot und in der enpfenclicheit ist er maget. Daz aber got fruhtbêrlîch in ime werde, daz ist bezzer: wan fruhtbêrkeit der gâbe daz ist alleine dancbêrkeit der gâbe unde dâ ist der geist ein wîp in der widergebornen dancbêrkeit, dâ er gote widergebirt Jesum in daz veterlîche herze.

Vil guoter gâben werdent empfangen in der juncfröwelicheit und enwerdent niht wider în geborn in der wîplîchen fruhtbêrkeit mit dancbêrem lobe in got. Die gâbe verderbent unde werdent alle ze nihte, daz der mensche niemer bezzer noch sêliger darabe wirt. Dâ enist ime sîn juncfröwelicheit ze nihte nütze, wan er niht ein wîp enist zuo der juncfröwelicheit mit ganzer fruhtbêrkeit. Daran lît der schade. Darumbe hân ich gesprochen: Jesus gienc ûf in ein bürgelîn unde wart empfangen von einer juncfrouwen, diu ein wîp was. Daz muoz von nôt sîn, als ich iu bewîset han.

Ib. Lateinisch.

turire necesse eundem est fieri ex virgine mulierem. Mulier est nobilissimum nomen, quod animae potest imponi et multo nobililius est quam virgo. Quia homo deum 5 in se suscepit, iste optimus, in quo deus suscipitur. Et in ista susceptione homo est virgo. Sed ut deus in eo fructificetur, istud multo melius est, quod fructualitas doni solummodo acceptabilitas est doni, 10 ibi spiritus est mulier in regenerata gratitudine et cum gratuita regeneratione, in qua deus regenerat Jesum unigenitum filium in corde patruo et ibi regeneratur illa inenarrabili perpetua generatione, de 15 qua Jesajas (53, 8) loquitur: generationem quis enarrabit?

Et est notandum, quod multa dona suscipiuntur in virginitate et tamen non regenerantur in mulieris fructualitate et 20 fecunditate cum acceptabili laude in deo. Et illa dona pereunt et in nihilum rediguntur, quod de ipsis homo nunquam melioratur vel beatificatur. Et tunc ejus virginitas nullius utilitatis est, quod non est cum 25 virginitate mulier cum integra fructualitate. Et in hoc consistit periculum. Unde ut supra: Intravit Jesus in quoddam castellum et quaedam mulier — suppone existens virgo — excepit illum. Primo illud necesse 30 sicut praescriptum est.

18. non *fehlt hs.* — 21. dona, *hs.* deus. — 25. mulier *fehlt hs.*

1. werden : sîn *Stg 2.* — 2. daz : es *Stg 1.* ein *fehlt Karlsr.* — 3. alleredelste *Stg 1.* — 4. vil *fehlt Stg 1. 2, Karlsr, Cbl, Pf.* — 6. daz ist guot *fehlt Tl 1. 2* und *fehlt Stg 1.* — 8. fruhtbêr *Cbl.* — 8/9. fruhtbêrlich . . . wan *fehlt Karlsr.* — 8. in ime : in mir *Stg 1.* werde : war *Stg 2,* empfangen werde *Tl 1. 2.* — 9. 10. gâben *Stg 1, Cbl.* — 9. alleine : alle *Tl 1. 2.* — 9/10. alleine . . . ist *fehlt Karlsr.* — 10. unde *fehlt Stg 1, Cbl, Tl 1. 2.* — 10. 12. dâ : daz *Berl 2.* — 12. dâ : daz *Tl 1. 2.* er : es *Stg 1.* — 17. guoter *fehlt Stg 1.* — 19. în *fehlt Stg 1.* der *fehlt Stg 1.* — 20. dem loben *Karlsr.* — 21. unde sie *Karlsr, Tl 1. 2.* sie (*ohne* unde) *Stg 1.* — 22. mensche *fehlt Karlsr.* — 22/23. sêliger noch bezzer *Stg 2, Berl 1, Cbl, Tl 1. 2, Pf.* noch besser *fehlt Karlsr.* — 23. enwirt *Stg 1, Cbl.* — 24. juncfrowe *Stg 2.* — 23/25. enist ime . . . wîp *fehlt Karlsr.* — 26/27. daran . . . schade *fehlt Karlsr, Tl 1. 2.* — 28. Jesus . . . bürgelîn *fehlt Karlsr.* ûf *fehlt Stg 2,* in *fehlt Tl 1. 2.* — 30. und daz *Tl 1. 2.* — 31. uch hân bewîset *Stg 2.*

Ia. Deutsch.

Êlîche liute bringent des jâres lützel mê denne eine fruht. Aber ander êlîche liute, die meine ich nû ze disem mâle: alle die mit eigenschaft gebunden sint an gebete, an vastenne, an wachenne 5 und aller hande ûzerlîcher üebunge unde kestigunge. Ein iegelîchiu eigenschaft eines iegelîchen werkes, daz die vrîheit benimet, in disem gegenwürtigen nû gote ze wartenne unde dem alleine ze volgenne 10 in dem liehte, mit dem er dich anwîsende wêre ze tuonde unde ze lâzende in einem ieglîchen nû frî unde niuwe, als obe du anders niht enhabest noch enwellest noch enkünnest: ein iegelîchiu eigenschaft oder 15 fürgesetzet werc, daz dir dise frîheit benimet alle zît niuwe, daz heize ich nû ein jâr, wan dîn sêle bringet dekeine fruht, si enhabe daz werc getân, daz du mit eigenschaft besezzen hâst, noch du 20 engetriuwest gote noch dir selber, du enhabest dîn werc vollebrâht, daz du mit eigenschaft besezzen hâst, anders sô enhâst du dekeinen vriden. Darumbe sô enbringest du ouch dekeine fruht du en- 25 habest dîn werc getân. Daz setze ich für ein jâr unde diu fruht ist noch denne kleine, wan si ûz eigenschaft gegangen ist nâch dem werke unde niht von vrîheit.

Ib. Lateinisch.

Est enim notandnm, quod legitimi homines raro plus annuatim portant quam unum fructum. Sed quidam alii legitimi, quos pro nunc accipimus: scilicet omnes, qui cum proprietatibus constricti sunt: scilicet in orationibus, in jejuniis, in vigiliis et in omni exteriori exercicio. Quia omnis proprietas uniuscujuscumque operis, quae privat hominem a libertate in isto tempore, in quo deo esset ambulandum et inserviendum in illo lumine, in quo homo duceretur ad bonum operandum et ad malum dimittendum, in unoquoque tanquam si nihil aliud respiceret nec aliquid aliud sciret vel cognosceret — sed operatur opus suum: scilicet orationes jejunium etc. cum illa proprietate, quod nihil aliud vult facere, quin ista prius facta sint, isti portant et generant unum fructum annuatim, qui tam parvus est. Quia unaquaeque proprietas operatur hoc, quod libertas nobis tollitur semper in novo, scilicet anno. Quia anima generat fructum nullum, quin perficiat opus, quod cum proprietate possedit nec tamen talis homo confidit deo nec sibi ipsi, quin perficiat opus suum, quod cum proprietate possedit nec etiam habet pacem. Et ergo talis homo nullum

2. portant: procreant? *hs.* — 21. unaquaeque: unaquam *hs.*

1. 2. ettelich *Karlsr.* nu merckent, ettlich leüt die *usw. Tl 1. 2.* — 2. fruht denn ein *Stg 2.* aber einander *Stg 2*, oder einander *Cbl*, oder ander *Tl 1. 2*, ander *fehlt Karlsr.* — 3. nû *fehlt Karlsr.* — 4. die die *Karlsr.* sint: gent (*aus* gint *corrigiert*) *Berl 2.* — 5 *fgg.* an: mit *Stg 2* (und aller h.: mit aller hande) und (*vor* an wachenne) *Karlsr.* — 6/7. üebunge unde *fehlt Berl 2, Karlsr*, unde kestigunge *fehlt Stg 1, Tl 1. 2.* — 8. iegelîchen *fehlt Stg 1, Berl 2, Cbl, Pf.* — 10. alleine: alle *Stg 1.* — 11. in: mit *Karlsr, Tl. 1. 2.* in dem er dich wiffende were *Stg 2.* mit dem *fehlt Karlsr, Tl 1. 2.* bewiset het *Stg 1.* — 12. unde: oder *Karlsr.* ze (*vor* lâzende) *fehlt Stg 1.* — 13. frî unde ledic unde n. *Tl 1. 2.* — 14. nit anders *Stg 1.* — 15. enkumest *Berl 2.* und ain jegklîch *Stg 2.* — 17. allezît: als das *Stg 2* niuwe *fehlt Karlsr.* — 18. dîn: eine *Cbl.* — 18/19. ain kain fruht *Stg 2.* — 19. daz werk: dis w. *Stg 2.* — 21. noch auch dir *Stg 1.* — 22. getân und vollenbraht *Stg 2.* — 23. besezzen: begriffen *alle ausser Stg 1. 2.* sô *fehlt Stg 2.* — 24. sô *fehlt Stg 2, Tl 1. 2.* — 25. ouch *fehlt Stg 1.* — 25/26. enhabest *fehlt Karlsr.* — 26. zele *Karlsr.* — 27. noch denne: dennoch *Karlsr, Tl 1. 2.* — 28. keine *Karlsr.* ûz ir eigensch. *Stg 2.* — 29. nach: von *Stg 2.* werken *Karlsr.*

Ia. Deutsch.

Daz heize ich êlîche liute, wan si an eigenschaft gebunden sint. Dise bringent lützel frühte und diuselbe ist noch denne kleine vor gote als ich gesprochen hân.

Ein juncfrouwe diu ein wîp ist, diu ist vrî unde ungebunden âne eigenschaft, diu ist gote und ir selber alle zît gelîch nâhe. Diu bringet vil frühte unde die sint grôz, minre noch mê denne got selber ist. Dise fruht unde dise geburt machet disiu juncfrouwe, diu ein wîp ist, geborn unde gebirt alle tage hundert mâle oder tûsent mâle joch âne zal ist si geberende unde fruhtbêr werdende ûz dem aller edelsten grunde: noch baz gesprochen, jâ ûz demselben grunde, dâ der vater ûz geberende ist sîn êwic wort: dar ûz wirt si fruhtbêr mit geberende. Wan Jesus ist daz lieht unde der schîn des veterlîchen herzen (als sant Paulus sprichet, daz er ist ein êre und ein schîn des veterlîchen herzen und er durchliuhtet mit gewalt daz veterlîche herze) dirre Jesus ist mit ir vereinet unde si mit im unde

Ib. Lateinisch.

fructum facit, nisi perficiat opus et istud pono pro anno et tamen talis fructus est parvus, quod ex proprietate procedit secundum istud opus et non secundum 5 libertatem. Et tales dicuntur legitimi, quod stant astricti cum proprietate et parvum fructum afferunt et eundem, quem afferunt, parvissimus est, sicut prius dictum est.

10 **Sed virgo, quae mulier est, illa libera est sine omni ligatura omnis proprietatis, illa totaliter deo est aeque propria et illa multos fructus affert et illi fructus magni sunt neque maiores neque minores sunt, quam si-15 cut deus est in sese. Et illos fructus et illam generationem gignit et attulit ista virgo, quae mulier est omni anno, non dico anno, in omni die cencies vel millesies vel extra numerum. Potest enim omni die fructi-20 ficari et fructum generare ultra omnem numerum ex illo nobilissimo fundo, immo verius eodem ortu et fundo, ex quo idem pater aeternus aeternaliter generat suum aeternum verbum, ex quo homo erit 25 fecundus cum generatione. Quia Cristus Jesus est illud lumen et splendor paterni cordis, unde Paulus: ipse est gloria et honor et splendor paterni cordis et illuminat illud cum potestate et sic Jesus**

1. ettelich *Karlsr,* erlich *Tl 1,* eelich *Tl 2.* — 2. dise : die *Stg 2, Tl 1. 2.* — 3. noch denne : dennoch *Karlsr, Tl 1. 2.* noch *fehlt Stg 2.* — 4. kleine : keyne *Berl 2* vor gote *fehlt Stg 2, Berl 2, Karlsr, Tl 1. 2* als ich gesprochen hân *fehlt Stg 1.* — 10. frouwe *Karlsr.* — 10/11. diu ist *fehlt Stg 2, Tl 1. 2,* diu ist ... eigenschaft *fehlt Karlsr.* — 11. unde *fehlt Tl 1. 2.* — 12. gelîch *fehlt Stg 2.* — 13. (*hinter* nâhe) unde *Stg 2,* unde die frühte *Stg 1.* — 13/14. unde sint *Tl 1. 2.* — 14. weder minre *Stg 1,* unde niht minder *Karlsr, Tl 1. 2.* — 15. unde dise geburt *fehlt Stg 2.* — 16. disiu : einiu *Stg 1.* gebern *Cbl,* geborn *fehlt Karlsr,* geborn unde *fehlt Tl 1. 2.* — 17. gebirt : bringet *Stg 1, Berl 2, Karlsr,* diu bringet *Tl 1. 2.* mâle *fehlt Stg 1.* — 18. mâle : fruhte *Stg 1.* joch : jâ noch *Karlsr.* ist si *fehlt Stg 1, Karlsr, Berl 2,* âne zal geberende si *Tl 1.* — 19. jâ uz dem *Stg 2.* aller *fehlt Karlsr.* — 20. und noch *Karlsr, Tl 1. 2.* — 20/21. noch ... grunde *fehlt Stg 1, Cbl, Berl 2.* — 21/22. ûz gebirt *Stg 2.* — 22. dar ûz : dannen ûz *Karlsr, Tl 1. 2,* dô *Stg 1,* daz *Berl 2.* — 24. ist *fehlt Berl 2, Stg 2, Cbl, Pf.* Jesus der daz lieht ist *Tl 1. 2.* — 25/28. als s. P. ... daz veterlîche herze *fehlt Stg 1.* — 26/27. daz er ... herzen *fehlt Stg 2.* — 27/28. und er ... veterl. herze *fehlt Tl 1. 2.* — 27. er : der *Stg 2.*

Ia. Deutsch.

si liuhtet unde schînet mit im als ein lûter klâr lieht in dem veterlîchen herzen.

Ich hân ouch mê gesprochen, daz ein kraft in der sêle ist, diu berüeret niht zît noch fleisch, si fliuzet ûz dem geiste unde belîbet in dem geiste und ist zemâle geistlîch. In dirre kraft ist got blüende unde grüenende in aller der fröide und in aller der êre, daz er in im selber ist. Dâ ist alsô herzenlîchiu fröide und alsô unbegrîfenlîchiu grôziu fröide, daz dâ nieman volle abe gesprechen kan, wan der êwige vater gebirt sînen êwigen sun in dirre kraft âne underlâz, alsô daz disiu kraft mit geberende ist den sun des vater unde sich selben den selben sun in der einiger kraft des vater. Unde hête ein mensche ein ganzez kunicrîche oder allez daz guot von ertrîche unde lieze daz lûterlîche durch got unde würde der ermesten menschen einez der ienâ lebet ûf ertrîche, unde gêbe ime denne got alsô vil ze lîdende, als er ie menschen

Ib. Lateinisch.

Cristus est unicus cum ea in ipsa, unica est cum eo tanquam unica unio et sic tunc unum verum et clarum lumen in paterno corde.

Memini me dixisse, quod una virtus est in anima, quae nunquam tetigit nec tempus nec carnem et fluit ex spiritu et manet in spiritu et est tota spiritualis. In ista virtute deus floret totus et virescit in omni honore et gaudio, in quo est sicut in se ipso est. Et tale gaudium est incomprehensibile et inestimabile et indicibile, quod nullo modo totaliter loqui potest. Quia eternus pater generat suum eternum filium in ista virtute animae sine intermissione, ita quod talis virtus congenerat eundem dei filium dei patris et se ipsum eundem filium in eadem potestate patris. Nota: si homo haberet unum magnum et potens regnum aut haberet omnia bona totius mundi et ista omnia relinqueret propter deum et efficeretur pauperrimus totius mundi et deus daret sibi omnes passiones et perturbationes, quas aliquis hominum unquam passus est et quod iste

1. si (*vor* liuhtet): *fehlt Stg 2.* unde liuhtend und schinend *Karlsr, Tl 1. 2.* mit im: *fehlt Tl 1. 2.* als ein einig ein und als ein *usw. Stg 1. 2, Karlsr, Tl 1. 2.* lûter *fehlt Stg 2, Karlsr.* — 2. klâr *fehlt Stg 1.* klâr lieht: clarheid *Berl 2.* — 5. Ich hân ouch *bis s. 188, Ia, 23* süeze *in Berl 1.* es ouch *Karlsr, Tl 1. 2.* — 6. unberüeret ist zît *Karlsr.* — 7. fleisch: flaische *Stg 2,* statt *Tl 1. 2.* — 8. unde ... geiste *fehlt Tl 1. 2.* — 9/10. ist got ... aller *fehlt Karlsr.* gr. u. bld. *Berl 2, Stg 2, Pf.* — 10. (*hinter* grüenende): mit aller sîner kraft und die êre die er in ime selber ist dâmit ist er hie inne in *usw. Stg 1.* — 11. êren *Cbl.* daz: dô *Berl 2.* — 12. herzecliche *Stg 2,* alsô herzenl. *fehlt Stg 1,* diu froide also unbegrîfenlichen grôz *Stg 1.* — 12/13. und ... fröide *fehlt Karlsr.* — 13. grôziu *fehlt Stg 2, Tl 1. 2.* fröide (*vor* daz dâ) *fehlt Cbl, Berl 2.* — 14. abe: ouch *Berl 2.* kan: mag *Stg 2.* — 15. vater der êwikeite *Stg 1.* sun êwigen *Berl 2,* einbornen sun *Berl 1.* — 16. âne: sunder *Stg 2.* sunder underl. in dirre kraft *Karlsr.* daz *fehlt Berl 2.* disiu: die *Stg 1.* — 17. den êwigen sun *Berl 1.* — 18. unde *fehlt Karlsr.* selben: selber *Cbl, Berl 2, Pf,* selb *Stg 2, fehlt Tl 1. 2.* denselben: denselbem *Stg 2, fehlt Cbl.* — 19. einiger: ainigen *Stg 2,* eigen *Stg 1,* êwigen *Tl 1. 2.* — 20. ein ganzez kunicrîche *fehlt Stg 1.* — 21. von ertrîche: daz alle ertrîche geleisten mag *Stg 1,* daz von ertrich sin möhte *Tl 1. 2.* — 21/22. u. daz lûterl. durch got lieffi *Stg 2,* lûterlîch: allez *Stg 1,* lieze er daz allez *Karlsr, Tl 1. 2.* — 23. einez *fehlt Stg 1,* einen *Stg 2, Tl 1. 2.* — 23/24. der ûf ertr. ienâ ist *Tl 1. 2,* der ainer lebt uff ertr. *Stg 2,* eyner ist *Karlsr, Cbl, Berl 2,* uffe ertriche ist *Stg 1.* — 25. alsô vil *fehlt Stg 1.* ze lîdende alse vil *Karlsr.* als er keinem *Tl 1. 2.*

Ia. Deutsch.

gegab unde lite er allez diz unz an sînen tôt unde gêbe ime denne got einen ougenblic ze einem mâle ze schouwende, wie er in dirre kraft ist: sîn fröide würde alsô grôz, daz alles dises lîdens und armüetes wêre noch denne ze kleine. Jâ engêbe ime joch got hernâch niemer himelrîches mê, er hête noch denne al ze grôzen lôn empfangen umb allez daz er ie geleit: wan got ist in dirre kraft als in dem êwigen nû. Wêre der geist allezît gote vereiniget in dirre kraft, der mensche enmöhte niht alten. Wan daz nû, dâ got den êrsten menschen inne machete unde daz nû, dâ der leste mensche inne sol vergân unde daz nû, dâ ich inne spriche, die sint gelîch in gote unde enist niht denne ein nû. Nû sehent, dirre mensche wonet in einem liehte mit gote, darumbe enist in ime niht lîden noch wol, sunder ein gelîchiu êwikeit. Disem menschen ist in der wârheit wunden abe genomen und alliu dinc stânt weselîche in ime. Darumbe empfâhet er niht niuwes von künftigen dingen noch von keinem

Ib. Lateinisch.

homo patienter sufferret usque in mortem suam et tunc daret sibi deus unum solum aspectum, ut posset videre, qualiter deus est in ista virtute animae, ejus gaudium 5 efficeretur ita magnum, quod oblivisceretur de pressura praeterita omnium passionum ejus et tribulacionis et etiam paupertatis suae. Et si adhuc majora passus fuisset, tali gaudio non posset comparari. 10 Etiam si deus postea reguum caelorum nunquam sibi daret, tamen tantum gaudium suscepisset, quod sufficeret sibi pro omnibus, quae unquam passus fuit. Quia deus est in illa virtute animae essentia- 15 liter et eternaliter sicut in eterno novo. Si spiritus esset semper unicus in ista virtute, talis homo non posset senescere. Quia istud novum, in quo deus fecit primum hominem et istud novum, in quo 20 ultimus homo deberet perire et redigi in nihilum et istud novum, in quo de quo (?) actu loquor, illi novi sunt similes in deo et nihil est [nisi unum] novum et ideo neque est in eo passio nec aliquid, sed 25 talis homo est in uno lumine cum deo et

23. nisi unum *fehlt hs.*

1. lite er: hete *Berl 2, Stg 1.* diz allez *Stg 1, Berl 2, Tl 1.2,* allez *fehlt Karlsr.* — 2/3. ougen *fehlt Stg 2, Berl 2, Cbl.* — 3. ze einem mâle *fehlt Stg 2, Cbl, Pf.* — 4. kraft: klârheite *Stg 1, Berl 2, Cbl.* — 5. dises: seins *Karlsr, Tl 1.2, fehlt Stg 1.* lîdens und *fehlt Karlsr.* — 6. wêre . . . ze kleine: ze wênic wêre *Tl 1.2.* ie noch denne *Karlsr,* nochdenne *fehlt Tl 1.2,* noch alle *Karlsr.* jâ: und *Stg 1, Cbl,* oder *Karlsr, Tl 1.2,* ad (*sic!*) *Stg 2.* — 7. joch *fehlt Stg 1, Cbl, Tl 1.2.* got: er *Tl 1.2.* hernâch *fehlt Stg 2.* — 7/8. niemer mê himelr. *Stg 1.* — 8. mê *fehlt Karlsr, Cbl.* — 10. geleit: erleyd *Tl 1.2.* got der ist *Karlsr.* diser ewigen *Tl 1.2.* — 11. und wêre *Cbl.* der geist: der mensch *Stg 2, Berl 1, Karlsr, Tl 1.2.* — 12. vereiniget: vereinet *Stg 2,* mit got vereinet *Stg 1, Tl 1.2,* mit got allezît vereinet *Karlsr.* — 12/13. dirre mensche *Stg 1.* — 15. leste: jungeste *Stg 1.* — 16. sol inne *Stg 2.* — 16/17. sol . . . spriche *fehlt Karlsr.* — 16. da ich yetz inn rede *Tl 1.2.* — 17. (*vor* gelîch) alle *Tl 1.2,* (*hinter* gelîch) nâhe *Stg 1.* — 17/18. und . . . ein nû *steht Stg 1 hinter z. 19* mit gote. — 18. ein nû: eyne *Berl 2.* dirre: der *Stg 2.* — 19. einem: dem *Stg 2.* — 20. in *fehlt Stg 2,* weder lîden noch *Tl 1.2,* niht (*vor* lîden) *fehlt Stg 1.2, Berl 1, Cbl, Pf.* — 21. wol: volgen *Stg 2, Berl 1, Tl 1.2, Pf,* ervolgen *Stg 1.* sunder: mêr *Berl 2,* wan *Stg 1.* — 22. wunden: wunder *alle hss. u. Pf.* — 22/23. abegenomen *fehlt Karlsr.* — 23. dinc: diz *Karlsr.* — 23/24. in ime weselich *Stg 1; statt* weselîche messeklich *Cbl,* mensoliche *Berl 2,* vestecliche *Karls.* — 24. 24. der empfahet *Karlsr.*

Ia. Deutsch.

zuovalle, wan er wonet in einem nû allezît niuwe ân underlaz. Alsolîchiu götlîchiu hêrschaft ist in dirre kraft.

Noch ein kraft ist, diu ist ouch unlîplîch: si fliuzet ûz dem geiste unde belîbet in dem geiste und ist ze mâle geistlîch. In dirre kraft ist got âne underlâz glimmende unde brinnende mit aller sîner rîcheit, mit aller sîner süezekeit unde mit aller sîner wunne. Wêrlîch, in dirre kraft ist alsô grôziu fröide und alsô grôziu unmêzigiu wunne, daz nieman nâch wârheit darabe gesprechen noch geoffenbâren kan. Ich spriche aber: wêr ein einic mensche, der hie inne schouwete einen ougenblic vernünfteclîche in der wârheit die wunne und die fröide: allez daz er gelîden möhte und daz got von ime geliten wolte hân, daz wêre im allez kleine unde joch nihtes niht; ich spriche noch mê: ez wêre im al ze mâle ein fröide und ein gemach.

Ib. Lateinisch.

ideo in eo nihil est nisi spiritualis eternitas. Isti homini sunt abstracta omnia vulnera in veritate et omnia sunt sapienter ordinata in eo. Et non accipit aliquid novum de rebus incognitis neque ab aliquo accidente, quod consideratur in novo omni tempore sine intermissione. Tale divinum donum est in tali virtute animae, ut diximus modo.

Adhuc est alia virtus in anima, quae est incorporalis et fluit ex spiritu et omni manet in spiritu et est spiritualis. Et in illa virtute est deus sine intermissione accendendo et inflammando cum omnibus suis divitiis et suavitatibus et cum suis gaudiis. Vere! in ista virtute est ita inestimabile gaudium, quod nullo modo mihi plene potest quisquam dicere nec manifestare. Ego dico: si unus homo introspiceret istam virtutem et ejus gaudium ut dictum est, tantum ad ictum oculi; in veritate, per tale gaudium et tantam dulcedinem talis homo oblivisceretur etiam, si omnes passiones totius mundi passus fuisset vel omne, quod deus vellet eum pati totum parvum et nihil esset in estimatione tanti gaudii, vere omnis passio esset sibi gaudium.

5. cognitis *hs*.

1. in einem niuwen nû an (sunder) underl. *Tl 1. 2* (*Karlsr*). — 2. (*hinter* niuwe) grüenende *Berl 1*, *Stg 2*, *Pf.* solhiu *Tl 1. 2.* — 10. ist ein kraft *Tl 1. 2.* diu *fehlt Stg 1.* ouch *fehlt Tl 1. 2.* — 10/11. umblich *Karlsr.* — 11. si : diu *Stg 1.* — 12. ze mâle *fehlt Stg 2*, *Cbl*, *Berl 2*, *Karlsr*, *Tl 1. 2.* — 13. âne : sunder *Stg 2*, âne underl. *fehlt Stg 1*, *Karlsr.* — 14. glimmende *fehlt Karlsr*, glůwinde *Cbl*, glůnsinde *Stg 1.* brinnende : bůrninde *Cbl.* — 15. (*hinter* rîcheit) unde *Stg 2.* — 16/17. wêrlîch ... und *fehlt Stg 1*, *Berl 2*, *Cbl*, *Karlsr.* (*hinter* wêrlîch) und in der warheit *Tl 1. 2.* — 17. dirre : sîner *Stg 2.* alsô ... und *fehlt Tl 1. 2.* — 18. (*vor* unmêzigiu) und *Tl 1. 2.* grôziu *fehlt Stg 1*, *Berl 2*, *Cbl*, *Karlsr.* wunne : frode *Stg 2.* — 18/19. man der h. (*heiligen?*) wârheit *Stg 2.* — 19. nâch wârheit : vollen *Cbl*, die völle *Karlsr*, *Tl 1. 2*, *fehlt Stg 1.* — 19. (*hinter* gesprechen) kan *Stg 1*, *Cbl*, mag *Karlsr*, *Tl 1. 2.* — 20. kan : mag *Stg 1*, *Cbl*, *fehlt Tl 1. 2.* — 21. hie inne : inne *Karlsr*, darinne *Tl 1. 2.* — 21/22. schouwen solte vernftch. i. d. wârh. ein. ougenbl. *Stg 2.* in einem ougenbl. *Karlsr.* — 23. die wunn als si darin ist und *Berl 2;* die wunn als si in ir selber ist *Stg 1.* und die fröide *fehlt Stg 1.* (*hinter* fröide) die darin ist *Karlsr*, *Tl 1. 2.* — 24. daz er ie *Stg 1.* — 25. wolte h. gel. *Stg 1*, wolte gel. han *Stg 2*, wolte von ime geliten (erliten) hân (*Karlsr*) *Tl 1. 2.* — 27. noch : joch *Stg 2.* im : von ime *Tl 1. 2.*

Ia. Deutsch.

Wilt dû rehte wizzen, obe dîn lîden dîn sî oder gotes, daz solt dû heran merken. Lîdest dû umbe dîn selbes willen, in welher wîse daz ist, daz lîden tuot dir wê und ist dir swêre ze tragende. 5 Lîdest dû aber umbe got unde gote alleine, daz lîden entuot dir niht wê und ist dir ouch niht swêre, wan got der treit den last. Mit guoter wârheit! wêre ein mensche, der lîden wolte durch got unde 10 lûterlîche gote alleine unde viele allez daz lîden ûf in zemâle, daz alle menschen ie geliten und daz al diu welt hât gemeinlich, daz entete ime niht wê noch enwêre im ouch niht swêre, wan got der trüege 15 den last. Der mir einen zentener leite ûf mînen hals und daz in denne ein ander trüege ûf mîme halse, alse lîht leite ich hundert ûf als einen, wan ez enwêre mir niht swêre noch entete mir ouch niht wê. 20 Kürzlîche gesprochen: swaz der mensche lîdet durch got unde got allein, daz machet er im lîht unde süeze, als ich sprach in dem beginne, dâ mite wir unser bredige begunnen: Jesus gienc ûf in ein bürgelîn 25

Ib. Lateinisch.

Vis modo scire, utrum passio tua sit tua an dei, et debet in hoc considerari. Quia si aliquid passus es propter te ipsum et qualitercumque illa est, laedit te et est tibi grave sufferendum. Sed si aliquid 5 pateris propter deum et solum in deo, talis passio non laedit te nec etiam est tibi gravis, sed levis, quod deus portat onus. In veritate, si esset aliquis homo, qui vellet pati pro deo solo et si omnis 10 passio totius mundi caderet super eum simul et semel, nihil laederet eum nec etiam esset sibi gravis, quod deus portaret onus. Si onus centum librorum, quod centinarius dicitur, poneretur super collum 15 meum et si alius in collo meo portaret, ita leve esset mihi, si adhuc centum librorum superponeret, sicut unum, quod mihi non esset grave nec etiam ego portarem. Breviter loquendo: quidquid homo 20 patitur pro deo et deo solo in laudem, istud deus facit sibi leve et dulce. Unde ut supra: intravit Jesus etc., quae fuit virgo et mulier et istud necesse fuit, ut esset virgo et mulier, ut dictum est. Sed non 25

1. dîn (*hinter* lîden) *fehlt Karlsr.* — 2. gotes sî oder dîn *Tl 1. 2.* heran *fehlt Karlsr.* — 5. und … tragende *fehlt Cbl, Berl 2.* — 6/7. durch got und umbe got alleine *Stg 2.* got alleine ze êren *Stg 1.* — 7. entete *Karlsr.* — 8. ouch … der *fehlt Karlsr.* ouch *fehlt Stg 2.* der *fehlt Stg 2.* — 10/11. d. got alleine u. lûterl. d. got *Tl 1. 2.* — 11. gote alleine ze êren *Stg 1.* — 12. zemâle ûf in *Stg 1, Karlsr,* ûf in *fehlt Cbl,* ze mâle : alzemâle *Tl 1. 2,* allain *Stg 2.* — 12/13. daz … geliten und *fehlt Stg 1, Cbl, Karlsr, Tl 1. 2.* — 13. gemein *Stg 2, Karlsr, Tl 1. 2.* — 14. noch : und *Stg 2.* — 15. ouch *fehlt Cbl.* — 16. Leite man mir *Cbl, Stg 1, Karlsr, Tl 1. 2.* (*hinter* zentener) swêre *Stg 1.* — 17. ûf mînen hals gâbe *Stg 2.* daz *fehlt Stg 2, Berl 1. 2, Pf.* ein ander : einer *Karlsr,* ein ander mensche *Stg 1.* — 17/18. und trüege in denne *Tl 1. 2.* — 18. für mich trüege *Karlsr.* mîme : sîme *Stg 1, Berl 1. 2, Pf,* ûf mîme halse *fehlt Karlsr.* lîht : liep *Berl 1. 2, Cbl, Stg 2, Karlsr, Pf,* liep und als gerne *Stg 1,* mêr *Tl 1. 2.* — 19. ûf mich als *Stg 1.* als nur einen *Tl 1. 2.* — 19/20. hundert … wê *fehlt Karlsr, dafür* ûf den menschen. — 20. zuo swêre *Tl 1. 2.* ouch *fehlt Stg 1.* — 21. geseit *Cbl,* geredt *Stg 2, Tl 1. 2.* — 22. durch got allein, got der machet im ez *Tl 1. 2.* unde gote *fehlt Karlsr.* allein *fehlt Stg 1.* daz *fehlt Stg 1.* — 23. er : ez *Stg 1.* unde süeze ze tragende. daz wir alsus unser lîden ûf got legen und wir sîn ledig standen, des helfe uns got Amen *Berl 1.* — 23/24. in deme : ich *Karlsr.* anvange *Cbl, Tl 1. 2.* — 24. dâmite wir uns br. beg. : der bredige *Stg 1,* dômite dô unser herre br. beg. *Karlsr.* — 25/189, 1. Jesus … empfangen *fehlt Tl 1. 2.* — 25. anviengen *Tl 1. 2.* ein *fehlt Stg 1.*

Ia. Deutsch.

unde wart empfangen von einer juncfrouwen, diu ein wîp was. Warumbe? Daz muoste sîn von nôt, daz si ein juncfrouwe was unde ouch ein wîp. Nû hân ich iu geseit, daz Jesus empfangen wart, ich enhân iu aber niht geseit, waz daz bürgelîn sî, alsô als ich nû darabe sprechen wil.

Ich hân etwenne gesprochen, ez sî ein kraft in dem geiste diu sî alleine frî. Underwîlen hân ich gesprochen, ez sî ein huote des geistes, underwîlen hân ich gesprochen, ez sî ein lieht des geistes, underwîlen hân ich gesprochen, ez sî ein fünkelîn des geistes. Ich spriche aber nû: ez enist weder diz noch daz, noch denne ist ez ein waz: daz ist hœher boben diz unde daz, denne der himel ob der erden. Darumbe nenne ich ez nû in einer edeler wîse, denne ich ez ie genante und ez luoget der edelkeit und der wîse und ist dar enboben. Ez ist von allen namen frî unde von allen formen blôz, lidic unde frî ze mâle alse got lidic unde frî ist in

Ib. Lateinisch.

dixi, quod esset castellum et de hoc castello nobis propono dicere.

Memini me dixisse, quod una virtus sit in spiritu, quae virtus sit sola libera. Etiam dixi, quod esset custos ipsius spiritus. Etiam dixi, quod ipsa sit lumen spiritus. Etiam dixi ipsam esse scintillam spiritus. Sed modo dico, quod neque est hoc neque illud et tamen est aliquid, quod est supra et transcendit hoc et illud sicut caelum transcendit supra terram. Quapropter secundum quod istam virtutem accipimus nunc, tunc est in nobiliori modo, quam unquam accepi: sed ipsa potest ponere istam nobilitatem et est multo altius supra. Est enim libera ab omni nomine et nuda ab omni forma, libera et absoluta et est in se ipsa quod est. Est enim sim-

2. was ein wîp *Karlsr.* (*hinter* warumbe) was daz ein wîp *Karlsr.* — 3. daz muoz *Karlsr*, dâ muoz ez *Tl 1. 2.* von nôt sîn *Cbl, Karlsr, Tl 1. 2,* daz si von nôt *Stg 2.* — 3/4. von nôt ... wîp *fehlt Berl 2.* — 4. nû : daz *Cbl, Berl 2,* diz *Stg 2.* — 4/5. (*hinter* wîp) daz Jesus ward empfangen ward (!) *Stg 2.* als ich gesagt hab *Tl 1. 2,* nû hân ich ges. *fehlt Karlsr, dafür* und. — 5. und daz *Berl 2, Tl 1. 2.* wart empf. *Stg 1, Cbl.* — 6. noch niht *Tl 1. 2.* — 7. castell oder b. *Tl 1. 2.* alsô *fehlt Tl 1. 2.* ich mich *Stg 1. 2.* nû *fehlt Stg 1. 2,* jetze *Tl 1. 2.* — 7/8. darabe sagen *Stg 1,* darvon reden *Tl 1. 2,* darûf sprechen *Karlsr.* — *Vor* 9/10. Ich gesprach noch nie sô nâch von dem burgelîn als ich nû sprechen wil. Ich hân etwenne gesprochen ez sî ein hütte des geistes *usw. Berl 1.* — 11. underwîlent *Stg 1, Karlsr, Tl 1. 2.* — 12. huote : hütte *Berl 1, Stg 1. 2, Pf.* — 12/13. huote ... ein *fehlt Tl 1. 2.* underwîlen ... geistes *fehlt Karlsr, Stg 2.* — 13. des geistes : in der sêle *Stg 1, fehlt bei allen andern ausser bei Berl 1.* — 15. nû ; jetzund *Tl 1. 2.* — 16. aber weder *Karlsr.* (*hinter* enist) weder *fehlt Stg 2.* nochdenne : dô *Karlsr.* — 17. waz : etwaz *Stg 1, Karlsr, Tl 1. 2.* boben : und über *Cbl,* bogen *Stg 2,* uber *Stg 1, Tl 1. 2.* — 18. sî ob der erden *Stg 2,* ob der erden sy *Cbl.* — 19. nenne : neme *Stg 2.* ein nû *Karlsr.* nû nêher *Berl 1.* — 20. genante : genampte *Stg 2.* — 20/21. und es und lŏgente *Stg 2,* lâget *Cbl,* leugnet *Tl 1. 2,* nimet war *Stg 1.* — 21. und ouch der *Stg 1, Cbl.* — 22. daroben *Cbl,* darüber *Tl 1. 2.* — 23. unde von *fehlt Tl 1 2.* fromen *Karlsr.* — 23/24. unde (*vor* frî) *fehlt Stg 1, Tl 1. 2.* — 24. all zuomâl *Tl 1. 2.* ze mâle ... ist *fehlt Cbl,* frî *fehlt Stg 1., Karlsr.* und als ledic u. fr. got ist *Stg 2.* — 24/190, 1. es in ime *Cbl.*

Ia. Deutsch.

ime selber. Ez ist sô gar ein und einvaltic alse got ein und einvaltic ist, daz man mit dekeiner wîse darzuo geluogen mac. Diu selbe kraft, darabe ich gesprochen hân, dar inne ist got blüende unde grüenende mit aller sîner gotheit und der geist in gote in der selben kraft, dâ der vater sînen einbornen sun inne gebernde ist als gewêrlîche als in ime selber, wan er wêrlîche lebet in dirre kraft unde der geist gebirt mit dem vater den selben eingebornen sun unde sich selber den selben sun und ist der selbe sun in disem liehte und ist diu wârheit. Möhtent ir gemerken mit mînem herzen, ir verstüendet wol waz ich spriche, wan ez ist wâr und diu wârheit sprichet ez selbe.

Sehent, nû merkent, alsô ein und einvaltic ist diz bürgelîn boben alle wîse, dâ von ich iu sage und daz ich meine in der sêle, daz disiu edele kraft, von der ich gesprochen hân, niht des wirdic ist, daz si iemer mê zuo einem einigen mâle einen ougenblic geluoge in daz bürgelîn noch ouch diu ander kraft, dâ ich von

Ib. Lateinisch.

plex ut deus simplex in sua simplicitate, quod ad eum nullo modo est accedendum. Et illa eadem virtus, de qua loquor, est ista virtus, in qua deus floret et virescit cum omni sua divinitate et spiritus in deo. In ipsa enim virtute spiritus est deus pater generans suum unigenitum filium in sa essentia sicut in se ipso, quod deus in veritate vivit in ista virtute et spiritus generat cum patre ipsum eundem coeternum filium. Et est filius animae in eodem lumine et veritate. Si possetis considerare cum meo corde, tunc unum intelligeretis.

Ego dico in veritate et verum est et veritas dicit per se ipsum, quod istud castellum est ita simplex et super omnem modum et est illa virtus animae, de qua locutus sum. Sed illa eadem virtus non est, ut semel ad ictum unius oculi unquam inspiciat in illud castellum nec etiam alia virtus, de qua superius dixi, in qua

1/2. ez ist ... einvaltic ist *fehlt Stg 2*. — 1. ein und *fehlt Berl 1. 2;* und *fehlt Stg 1, Cbl.* — 2. alse ... ist *fehlt Berl 1.* ist in ime selber *Karlsr, Tl 1. 2.* — 3. geluogen : gesehen *Stg 1,* gefolgen *Tl 1. 2.* — 4. darabe ich : dâ ich abe *Karlsr,* dô von ich *Stg 1,* dô ich vor von *Berl 1. 2, Cbl,* von der ich *Tl 1. 2.* — 5. darinne got ist *Stg 2,* dâ got inne ist *Cbl, Karlsr,* dâ got inne bl. ist *Stg 1.* — 5/6. dâ got inne bl. u. gr. ist *Tl 1. 2.* — 7. und der geist in gote *fehlt Stg 1.* diser selber *Karlsr,* dirre *Stg 1, Tl 1. 2.* — 8/9. inne gebernde ist sînen einb. sun *Stg 1, Karlsr, Cbl.* — 9. bernde *Stg 2.* — 9/10. als er in ime selber ist *Stg 1.* — 10. sigerlîche *Stg 1.* dirre : der *Stg 1.* — 12. dem selben vater *Tl 1. 2.* eingebornen *fehlt Stg 2, Pf.* — 13. selben *fehlt Tl 1.* — 13/14. und der selbe sun ist *Stg 1,* und ... sun *fehlt Tl 1. 2.* — 14. wârheit selber *Stg 1.* — 16. verstüendet es *Stg 2, Karlsr, Cbl.* waz ich spriche *fehlt Berl 2, Cbl.* — 17. wâr in der wârheite *Stg 1, Cbl, Berl 2.* — 18. nû merkent *fehlt Berl 1, Tl 1. 2.* ein und *fehlt Cbl, Stg 1. 2.* — 18/19. (*hinter* einvaltic) und über alle wîse *Cbl.* — 19. castell oder bürgelîn *Tl 1. 2.* boben : bogen *Stg 2,* über *Tl 1. 2.* — 20. dâ ich iu von *Cbl.* iuch *Stg 2.* geseit habe *Stg 1.* — 21. selbe edele kraft *Stg 2, Cbl, Berl 2, Karlsr.* — 21/22. dâ ich von *Stg 1, Cbl.* — 22. des niht *Tl 1. 2.* ist : sî *Stg 1.* — 23. zuo einem einigen *fehlt Stg 2, Pf.* zuo der einem einigen *Tl 1,* einigen *fehlt Stg 1.* — 24. einen ougenblic : *hinter* bürgelîn *bei Pf, hinter* geluoge *Stg 2, fehlt Karlsr, Tl 1. 2.* geluogen sole *Karlsr.* in daz bürgelîn : darîn *Berl 1, Stg 2.* — 25. noch : und *Stg 1.* — 25/191, 1. dâ ich von sprach *fehlt Berl 1, Stg 2, Tl 1. 2,* dâ von ich gesprochen habe *Stg 1.*

Ia. Deutsch.

sprach, dâ got ist inne glimmende unde brinnende mit aller sîner rîcheit unde mit aller sîner wunne, diu getar ouch niemer mê darîn geluogen, sô rehte einvaltic und ein ist diz bürgelîn unde sô rehte hôhe boben alle krefte unde boben alle wîse ist diz einig ein, daz ime niemer kraft noch wîse zuo geluogen mac noch got selber. Mit guoter wârheit und alse wærlîche als daz got lebet, got selber luoget dâ niemer în einen ougenblic unde geluogete noch nie darîn, als verre als er sich habende ist nâch wîse und ûf eigenschaft sîner persônen. Diz ist guot ze merkenne, wan diz einig ein ist sunder wîse unde sunder eigenschaft. Und darumbe bî gote, sol got iemer darîn geluogen; ez muoz in kosten alle sîne götlîchen namen unde sîn persônlîch eigenschaft, daz muoz er al ze mâle hie vor lâzen, sol er iemer mê darîn geluogen. Sunder als er ist ein einvaltic ein, âne alle wîse und eigenschaft: dâ enist er vater noch sun noch heiliger geist in disem sinne und ist doch ein waz, daz enist noch diz noch daz.

Sehent alsus als er ein ist und einvaltic, alsô kumet er in daz ein, daz ich dâ heize ein bürgelîn in der sêle und

Ib. Lateinisch.

deus floret et generat cum omnibus suis divitiis et gaudiis, illa etiam nunquam audet inspicere. Ita simplex unica et alta super omnes potentias et virtutes et transcendit omnem modum. Hic est istud solum: unio et unius sui ipsius unio, ad quod nulla virtus nec modus accedere potest. Haec etiam in veritate, in qua deus vivit: deus personaliter nunquam prospiciet eam ad ictum unius oculi nec unquam introspexit secundum proprietatis personae. Et istud est satis unum intelligendum, quia istud solum unum est sine modo et est sine proprietate et ideo per deum deus nunquam debet introspicere. Et istud staret ipsum omne nomen deitatis cum proprietate suae personalitatis, ista omnia excluderentur, si unquam debet introspicere. Sed sicut est simplex unum sine proprietate, sic nec est pater nec filius nec spiritus sanctus in isto sensu, tamen unum est et ubi unum est, ibi nec est hoc nec illud.

Modo considerate illo modo, quod unus est et simplex, ita venit in id unum, quod dico esse castellum in anima et non alio

1. glimmende : gluowende *Cbl*, glünsende *Stg 1.* — 2/4. mit aller sîner ... geluogen *fehlt Berl 1.* — 3. mit aller kraft, mit sîner *Tl 1. 2.* wunne *fehlt Stg 2.* dise kraft getar ouch *Karlsr, Tl 1. 2.* — 4. mê *fehlt Cbl, Stg 1.* rehte *fehlt Cbl, Stg 1.* — 4/5. ein und einv. *Stg 1, Pf.* — 5. und ein *fehlt Stg 2.* ist diz bürgelîn *nur bei Stg 1. 2, Pf.* — 6. rehte hôhe *fehlt Karlsr.* uber *Berl 2, Cbl,* ob *Tl 1. 2.* — 6/7. wîse und krefte *Stg 1, Pf.* — 7. ist diz einig ein *fehlt Berl 1.* — 8. noch wîse *fehlt Stg 1.* gelangen *Stg 2.* mac uber alle wîse *Stg 1.* — 9. alse *fehlt Cbl.* — 10. daz *fehlt Karlsr, Tl 1 2.* lebet : ist *Tl 1. 2.* — 11. niemer darîn *Stg 1, Tl 1. 2.* — 12. noch *fehlt Berl 2.* als verre *fehlt Stg 2, Berl 1, Tl 1 2.* — 13. nâch : in *Berl 1.* ûf *fehlt Berl 2.* — 14/15. diz ... ze merkene *fehlt Karlsr, Berl 1.* — 15. einig : êwig *Stg 2.* daz ist âne *Stg 1, Cbl, Tl 1. 2.* — 15/16. und ist âne *Stg 1,* und âne *Cbl, Tl 1. 2.* — 17. bî gote *fehlt Berl 1, Stg 2, Tl 1. 2.* geliegen *Berl 1.* — 18. allen *Cbl.* — 20. al ze mâle : allez *Berl 1, Pf,* es alles *Stg 2.* vor : ûf ze *Stg 1,* vor lâzen : verlâzen *Tl 1. 2.* — 21. mê *fehlt Stg 1, Cbl, Tl 1. 2.* (*vor* sunder) es muſs *Stg 2.* sunder als : âne alsô *Cbl.* ein *fehlt Stg 2, Cbl, Berl 1. 2, Pf.* — 21/22. sunder ... ein *fehlt Karlsr.* — 22. âne : sunder *Stg 2.* — 23. er : der *Stg 1, fehlt Stg 2.* — 23. weder ... vater noch, 25. weder diz noch *Tl 1. 2.* — 25. etwas *Stg 1, Tl 1. 2.* noch diz *fehlt Berl 1.* — 26. ein : eins *Stg 1.* — 27. in *fehlt Karlsr.* — 28. in der : oder *Tl 1. 2.*

Ia. Deutsch.		Ib. Lateinisch.
anders kumt er enkeine wîse darîn: sunder alsô kumt er darîn und ist dâ inne. Mit dem teile ist diu sêle gote gelîch und anders niht. Daz ich iu geseit hân, daz ist wâr: des setze ich iu die wârheit ze einem giziugen unde mîne sêle ze einem pfande. Daz wir alsus sîn ein bürgelîn, in dem Jesus ûf gange unde werde empfangen und êweclîche in uns belîbe in der wîse, als ich gesprochen hân, des helf uns got. Amen.	5 10	quovis modo, tunc intrat in eam et est in ea et in ista parte est anima deo similis: aliter non.

Der deutsche und der lateinische text stimmen im ganzen ziemlich genau überein.

Ich beantworte nun die frage, ob das lateinische aus dem deutschen übersetzt ist oder umgekehrt? Seite 181, Ia, 21 *megetlîch* ist synonym mit *lidic unde frî* und erscheint auch kurz vor und nach unserer stelle: 181, 19 *des stât er megetlîch unde frî.* — 181, 25 *diu den megetlîchen Jesum empfâhen sol.* Vgl. lat. 181, 19 *stat liber.* — 181, 23 *Jesum veram virginem.* Es wird lateinisch durch *potens* übertragen. *potens*, das hier gar keinen sinn hat, kann nur durch ein missverständnis entstanden sein; zwei hss. unseres textes (Berl 2, Stg 1) haben nun *megentlîch* (= potens). Der lateinische text ist also übersetzung aus einer deutschen vorlage und übernahm fehler dieser vorlage. Das merkwürdige ist, dass in den nunmehr zu vergleichenden stellen keine der uns bekannten handschriften die fehler aufweist, die wir annehmen müssen, wenn wir die lateinische übersetzung verstehen wollen. Es bleibt allerdings die möglichkeit, dass die von unserem übersetzer benutzte handschrift das richtige bot und er falsch gelesen hat: aber diese möglichkeit ist zu unwahrscheinlich.

Seite 186, Ia, 21 *gelîchiu êwikeit* — *spiritualis eternitas;* (lat. falsch aus *geistlîchiu* übersetzt).
„ 186, Ia, 23 *alliu dinc stânt weselîche in ime* — *omnia sunt sapienter ordinata in eo* (lat. falsch aus *sint* und *wîslîche* übersetzt), vgl. auch 184, Ia, 2 *sint* lat. *stant.*
„ 187, Ia, 1 *wan er wonet in einem nû* — *quod consideratur in novo* (lat. falsch aus *wænet* übersetzt).

1. enkeine wîse kumet er *Cbl;* sô (*vor* kumt er) *Stg 1, Karlsr,* mit dek. wîse *Stg 1. 2, Karlsr.* sunder : mê *Cbl* — 2. dâ inne : dann *Stg 2.* — 4. ich iu : uch hie *Berl 2,* ie *Berl 1.* — 4. 5. iu : uch *Stg 2.* — 4. habe geseit *Stg 1, Tl 1. 2.* — 5. uch *Stg 1,* ie *Berl 1, fehlt Karlsr.* — 6. ze einem ... sêle *fehlt Stg 2.* — 7. *hinter* pfande *schliesst Berl 1.* — 7. daz dis uns allen mûze geschehen, daz *Cbl, Berl 2,* daz uns diz allen *usw. Stg 1.* sîn : sint *Stg 2, Karlsr,* sint und werdent *Stg 1.* — 8. gange : gienc *Stg 2.* — 8/9. (*vor* empfangen) in uns *Stg 1.* — 9. belîbe : bilde *Cbl.*

Seite 189, Ia, 20 *und ez* ***luoget*** („es ragt hervor") *der edelkeit und der wîse und ist dar enboben.* ***luoget*** haben, wie die lesarten beweisen, einige deutsche schreiber auch nicht verstanden: *laget* Cbl, *leugnet* Tl 1. 2, *nimet war* Stg 1. — lat.: *sed ipsa potest* ***ponere*** *ipsam nobilitatem et est multo altius supra* wird nur durch die annahme verständlich, dass ***potest ponere*** aus ***leget*** übersetzt ist. Sonst gibt der übersetzer *luogen* wider: s. 190, Ib, 2, 191, Ib, 7 *accedendum, accedere;* s. 190, Ib, 24, 191, Ib, 3 ***luogen*** *inspicere;* s. 191, Ib, 10 *geluogen* : *prospicere;* s. 191, Ib, 15 ***luogen*** *introspicere.*

„ 190, Ia, 9 als ***gewêrlîche*** als *in ime* selber — *in ea* ***essentia*** *sicut in se ipso* (lat. falsch aus *weslîche* übersetzt).

Diese sechs fälle lassen keine andere erklärung zu, als die hier gegebene und jeder von ihnen allein wäre beweisend für die behauptung: das lateinische ist aus dem deutschen übersetzt. Ein anderer fall ist nicht ganz so sicher:

Seite 181, Ia, 16 *der mensche ist juncfrouwe, daz enbenimet ime nihtes niht von allen den werken diu er ie getet.*

„ 181, Ib, 17 *talis homo est mulier sicut virgo qui in se nihil sentit de omnibus operibus, quae unquam operatus est.*

Mir scheint, dass die deutschen worte die meinung Eckeharts präciser widergeben: die guten werke **nehmen** dem menschen nichts von seiner inneren freiheit, die von diesen werken unberührt bleibt, ich erkläre *in se sentit* wieder so, dass es aus *empfindet in ime* übersetzt wurde; *enbenimet ime* kann ja leicht als *empfindet in ime* verschrieben sein.

In anderen fällen sieht man deutlich, dass der übersetzer ungenau oder fehlerhaft übertrug.

Z. b. s. 180, Ia, 11. 13 und s. 181, Ia, 10 steht deutsch *juncfrouwe,* lat. *mulier* statt des zu erwartenden *virgo,* erst s. 181, Ib, 16 lenkt der übersetzer durch *mulier sicut virgo* wider ein. — S. 182, Ia, 11 steht deutsch richtig: *in der widergebornen dankbêrkeit, dâ er gote widergebirt Jesum in daz veterlîche herze,* lateinisch: *in regenerata gratitudine* (vgl. unten s. 196) *in qua deus regenerat Jesum unigenitum filium in corde patruo* (nicht = *gote* [dat.], sondern *got* [nom.]). — S. 183, Ia, 17 (über die schwere stelle vgl. unten s. 196): *daz heize ich nû ein jâr,* lat. s. 183, Ib, 23 *semper in novo, scilicet anno* (statt *istud dico annum;* vgl. s. 184, Ib, 2 *et istud pono pro anno.*) — S. 186, Ia, 20 (vgl. oben s. 192: inmitten von sätzen, die reich an missverständnissen) *darum enist in ime niht lîden noch wol.* Die hss. haben diese stelle missverstanden, und nach ihnen Pfeiffer: *niht lîden noch volgen;* lat. ungenau, dazu einen satz zu früh — s. 186, Ib, 24 *passio nec aliquid:* anscheinend fand der übersetzer ein verderbtes wort, das er nicht verstand, und half sich durch eine „allgemeine" übertragung. — S. 190, Ia, 16 *wan ez ist wâr, und diu wârheit sprichet ez selbe* gehört zum vorhergehenden und nicht, wie im lateinischen, zum folgenden absatz.

Das deutsche hat auch ganze sätze und wortgruppen, die dem lateinischen fehlen:

Seite 181, Ia, 2 (alliu bilde) *diu alle menschen ie empfangen hânt*,
„ 182, Ia, 6 *daz ist guot*,
„ 183, Ia, 13 *in einem ieglîchen nû frî unde niuwe* (vgl. aber unten),
„ 185, Ia, 1 *unde si liuhtet unde schînet mit im*,
„ 188, Ia, 11 *unde lûterlîche gote alleine* (vgl. s. 188, Ia, 22. 188, Ib, 21 *unde got allein* — et deo solo in laudem),
„ 188, Ia, 12 *daz alle menschen ie geliten und*,
„ 189, Ia, 24 *alse got lidic unde frî ist*,
„ 190, Ia, 12 *unde sich selber den selben sun*,
„ 192, Ia, 4 fg. *daz ich iu geseit hân etc.*

Andererseits fehlen dem lateinischen deutsche worte:

Seite 180, Ia, 15 *fremden*. — 181, Ia, 4 *mit eigenschefte*,
„ 181, Ia, 7 *in disem nû*. — 181, Ia, 11 *als gewêrlîch*,
„ 182, Ib, 17 (*vil*) *guoter* (*gâben*) — 182, Ia, 21 (*werdent*) *alle* (*ze nichte*),
„ 185, Ia, 22 *lûterlîche* — 186, Ia, 1 *allez dix*,
„ 186, Ia, 12 *gote*,
„ 187, Ia, 12 *ze mâle* — 187, Ia, 22 *vernünfteclîche*,
„ 190, Ia, 22 *wirdic*.

Hie und da klingt das deutsche anschaulicher und präciser, dabei sehe ich von einigen stellen ab, die ich für irrelevant halte:

Seite 180, Ia, 16 *sehent nû möhte man frâgen* — quaeritur enim,
„ 181, Ia, 21 *lidic unde frî* — liber,
„ 181, Ia, 27 *nû merkent unde sehent mit flîze* — considerate ergo,
„ 183, Ia, 6 *üebunge unde kestigunge* — exercicio,
„ 183, Ia, 11 *dich*: homo 183, Ia, 18 *dîn sêle* — anima,
„ 185, Ia, 23 *der ienû lebet ûf ertrîche* — totius mundi,
„ 186, Ia, 5 *dax alles dises lîdens und armüetes wêre noch denne ze kleine* — si adhuc majora passus fuisset, tali gaudio non posset comparari (ähnlich 186, Ia, 9),
„ 187, Ia, 17 *alsô grôziu fröide unde alsô grôziu unmêzigiu wunne* — ita inestimabile gaudium,
„ 187, Ia, 27 *fröide unde gemach* — gaudium,
„ 188, Ia, 13 (vgl. oben 185, Ia, 23) *dâz al diu welt hât gemeinlîch* — totius mundi,
„ 191, Ia, 9 *mit guoter wârheit unde alse wêrlîche* — haec etiam in veritate.
„ 191, Ia, 13, 191, Ia, 22 *wîse und eigenschaft* — proprietas.

Der übersetzer hatte also einen deutschen text vor sich, der von den uns vorliegenden deutschen texten in manchen einzelheiten zu seinen ungunsten abwich. Zahlreich sind aber auch die stellen, an denen dieser text besseres und ausführlicheres bot, als unsere deutschen, so dass man diese mit hilfe der lateinischen worte und sätze berichtigen und ergänzen kann. Zwei worte habe ich — da die besserung ganz einleuchtend war — entgegen den lesarten aller deutschen handschriften nach massgabe des lateinischen textes hergestellt.

Seite 187, Ib, 2 isti homini sunt abstracta omnia *vulnera* (vgl. 186, Ib, 24 passio), *disem menschen ist . . wunden abegenomen,* alle hss. u. Pfeiffer haben *wunder,*
„ 188, Ib, 17 ita *leve* esset mihi, si adhuc centum librorum superponeret. *alse lîht leite ich hundert ûf als einen.* hss. haben *liep* oder *mêr.*

Die anderen fälle, in denen man den deutschen text zu ergänzen und zu bessern hat, sind folgende:

Seite 180, Ib, 18 *sicut fuit,*
„ 180, Ib, 19 quod multa scit *et* omnia *quae scit* imagines sunt. *(und er weiz doch vil, daz sint allez bilde),*
„ 180, Ib, 21 *sicut dictum est.* vgl. 182, Ib, 17 *et est notandum quod.* 187, Ib, 8 *ut diximus modo,*
„ 182, Ib, 13 *et ibi regeneratur illa inenarrabili perpetua generatione, de qua Jesajas loquitur: generatiouem quis enarrabit,*
„ 184, Ib, 17 *omni anno, non dico anno,*
„ 184, Ib, 19 fg., *potest enim omni die . . . ultra omnem numerum,*
„ 185, Ib, 1 unicus cum ea [*in ipsa*], unica est cum eo [*tanquam unica unio.*] (dirre Jesus) ist mit ir vereinet unde si mit im,
„ 185, Ib, 10 [*in quo est sicut*] in se ipso est. (*mit aller der êre*) *daz er in im selbèr ist,*
„ 187, Ib, 23 *talis homo oblivisceretur etiam,*
„ 187, Ib, 26 *in estimatione tanti gaudii,*
„ 180, Ib, 17 *liber et* absolutus — *lidic,*
„ 181, Ib, 10 scilicet illam *in omnibus* implendo — *unde den ze tuonne,*
„ 184, Ib, 11 *totaliter,*
„ 186, Ib, 4 (vgl. 186, Ib, 14. 187, Ib, 10) *animae,*
„ 186, Ib, 1 *patienter,*
„ 186, Ib, 14 *essentialiter et eternaliter,*
„ 187, Ib, 17 *mihi.*

In den folgenden fällen ist das l a t e i n i s c h e präziser und klarer als das deutsche:

Seite 181, Ib, 23 proponit . . . suscipere — *sol empfâhen,*
„ 182, Ib, 1 fieri ex virgine mulierem — *daz er ein wîp sî,*
„ 182, Ib, 18 et tamen non regenerantur — *und enwerdent niht wider în geborn,*
„ 182, Ib, 28 mulier — suppone existens virgo — *von einer juncfrouwen, diu ein wîp was,*
„ 182, Ib, 29 primo illud necesse — *daz muoz von nôt sîn,*
„ 184, Ib, 7 et eundem (fructum) quem afferunt, parvissimus est — *und diuselbe ist noch denne kleine,*
„ 184, Ib, 10 libera est sine omni ligatura omnis proprietatis — *diu ist vrî und ungebunden âne eigenschaft.*

Mit diesen fällen verwandt sind die folgenden, die ich so auffasse, dass der übersetzer den deutschen text hat fasslicher machen wollen und deswegen zusätze anfügte. Über solche zusätze und ihre grundsätzliche bedeutung möchte ich mich später äussern.

Seite 180, Ib, 22 fg. ad quod est respondendum et est principaliter notandum differentia quaedam — *nû merkent daz underscheit, daz wil ich iu bewîsen,*

„ 181, Ib, 4 fg. ita quod aliquam ipsarum in me non accepissem nec etiam facerem *quicquam propter aliquam ipsarum* nec dimitterem *neque in me de ipsis quicquam haberem* ante vel post. — *daz ich enkeinez mit eigenschefte hête begriffen in tuonne noch in lâzenne, mit vor noch mit nâch,*

„ 181, Ib, 8 fg. sed liber absolutus starem *ab eis penitus remotus* — *daz ich vrî unde lidic stüende,*

„ 181, Ib, 12 fg. tunc in veritate essem mulier absque omni imagine et sine omni impedimento *deum suscipiendum et essem ita liber* sicut fui quando nihil fui — *in der wârheit sô wêre ich juncfrouwe âne hindernisse aller bilde, als gewêrlîch als ich was, dô ich niht enwas,*

„ 181, Ib, 24 Jesum *in domum sui cordis* suscipere — *diu den megetlîchen Jesum empfâhen sol,*

„ 181, Ib, 28 fecundari et fructum parturire — *fruhtbêr werden,*

„ 182, Ib, 4 fg. quia homo deum in se suscepit [istud bonum], *iste optimus, in quo deus suscipitur* . . . Sed ut deus in eo fructificetur, istud multo melius — *daz der mensche got empfâhet in ime, daz ist guot* . . . *daz aber got fruhtbêrlîch in ime werde, daz ist bezzer.* Hier erweist sich eine interpolation dadurch, dass *melius* nicht an *optimus,* sondern an *bonum* sich anschliessen muss.

„ 182, Ib, 10 in regenerata gratitudine *et cum gratuita regeneratione* — *in der widergebornen dancbêrkeit,*

„ 182, Ib, 12 Jesum unigenitum filium — *Jesum,*

„ 182, Ib, 19 fructualitate *et fecunditate* — *in fruhtbêrkeit,*

„ 183, Ib, 15 sed operatur — 21. tam parvus est, fehlt im deutschen, widerholt aber nur erläuternd, was vorher und nachher gesagt ist, und darf als interpolation gelten.

„ 184, Ib, 22 eodem *ortu et* fundo — *ûz demselben grunde,*

„ 184, Ib, 23 *idem pater eternus eternaliter* — *der vater,*

„ 185, Ib, 11 fg. et tale gaudium est incomprehensibile et inestimabile et indicibile — *dâ ist alsô herzenlîchiu fröide und alsô unbegrîfenlîchiu grôziu fröide,*

„ 185, Ib, 23 fg. omnes passiones et perturbationes, quas aliquis hominum unquam passus est — *(gêbe ime denne got) alsô vil ze lîdende als er ie menschen gegab,*

„ 186, Ib, 4 fg. ejus gaudium efficeretur ita magnum, quod oblivisceretur de pressura praeterita omnium passionum ejus et tribulacionis et etiam paupertatis suae. Et si adhuc majora passus fuisset, tali gaudio non posset comparari. — *sîn fröide würde alsô grôz, daz alles dises lîdens und armüetes wêre noch denne ze kleine.* — Der lateinische wortschwall verwässert hier den einfachen schönen eindruck der deutschen worte.

„ 186, Ib, 20 perire et redigi in nihilum — *vergân,*

Seite 186, Ib, 21 in quo *de quo actu* loquor — *dâ ich inne spriche*,
„ 188, Ib, 3. 5 ***aliquid*** passus es ***aliquid*** pateris — ***lîdest dû***,
„ 188, Ib, 14 onus centum librorum, quod centinarius dicitur — ***einen zentener***,
„ 189, Ib, 17 fg. quapropter secundum quod istam virtutem accepimus nunc, tunc est in nobiliori modo, quam unquam accepi. — ***darumbe nenne ich ez nû in einer edelerr wîse denne ich ez ie genante***,
„ 191, Ib, 5 et transcendit omnem modum — *fehlt*.

Anhangweise vermerke ich noch die folgenden übersetzungen und ungenauigkeiten.

Seite 182, Ib, 26 et in hoc consistit periculum — ***daran lît der schade***,
„ 184, Ib, 14 quam sicut deus est in sese — ***denne got selber ist***,
„ 184, Ib, 16 gignit et attulit — ***machet geborn unde gebirt***,
„ 185, Ib, 13 nullo modo — ***nieman***,
„ 190, Ib, 25 fg. in qua deus floret et generat — ***dâ got ist inne glimmende unde brinnende***,
„ 191, Ib, 16 et istud staret ipsum: ***ez muoz in kosten***.

Gewiss zeigen diese einzelheiten merkwürdiges genug: auch die deutschen predigten meister Eckeharts, deren handschriften untereinander nicht allzusehr abweichen, haben, wenn wir aus unserer predigt schliessen dürfen, entstellungen und verstümmelungen erfahren, die wir nicht ahnen und hier nur durch den lateinischen text feststellen konnten. Von unseren deutschen hss. gehören drei in das 14. Jahrhundert *(Berl 1, Stg 1, Karlsr)*. Die lateinische fassung zwingt zu der annahme, dass diesen deutschen texten einer, der von fehlern freier war, voranging. Da nun Eckehart 1327 starb, ist die wahrscheinlichkeit nicht gering, dass wir mit hilfe der lateinischen und deutschen version den text der predigt erschliessen können, der von Eckehart selber herrührt[1].

1) Bemerkenswert ist auch, dass die Tauler-drucke des 16. Jahrhunderts vielfach besseres und zuverlässigeres bieten, als die Karlsruher hs. des 14. jahrhunderts; solche wunderlichkeiten der textgeschichte sind ja auch bei der spielmannsdichtung nichts seltenes.

(Schluss folgt.)

MÜNCHEN. FRIEDR. V. D. LEYEN.

WOLFRAM UND KIOT.

(Schluss.)

3. Philippus Pictaviensis Dunelmensis genere Aquitanus.

Der gang der untersuchung war folgender. Die genau abgegrenzte turnierfahrt Trevrizents, statt deren unzählige andere angaben einem deutschen oder französischen dichter in den sinn kommen konnten, ist nur als dichterische gestaltung der geschichtlichen kampfesfahrt von Richard Löwenherz und seinem kleinen gefolge zu verstehen, nur bei einem seiner begleiter auf dieser fahrt ist die nötige kenntnis und der erforderliche anlass vorauszusetzen, die turnierfahrt so wie sie vorliegt zu formen, unter den begleitern kommt, wenn nicht allein, so doch in erster linie Philipp von Poitiers in frage. Der schluss ist: Er ist vermutlich der gewährsmann Wolframs.

Dagegen wird man einwenden: Ja, wo ist denn ein zeugnis, dass dieser mann dichterisch oder litterarisch tätig gewesen ist, abgesehen von der beihilfe, die er Roger von Hoveden gewährte? Allerdings vermag ich keins beizubringen, aber damit ist keineswegs ausgemacht, dass es wirklich nicht vorhanden ist; denn bei der beschränktheit meiner hilfsmittel habe ich mich durchaus nicht so gründlich[1] unterrichten können, als ich gewünscht hätte. Wie es sich mit dem hier geltend gemachten bedenken verhält, muss also einstweilen dahingestellt bleiben.

Viel gewicht ist auch einem zweiten einwand nicht beizumessen: Wolfram nennt ja einen Kiot als seinen gewährsmann. Dass dieser name aber preiszugeben und aus einem missverständnis, etwa[2] von *ki*

1) Nicht einmal die im Dictionary of national biography 45, 154 verzeichnete litteratur habe ich völlig ausschöpfen können; andrerseits sind mir zwei für unsere frage wichtige zeugnisse (Magn. Rot. Pip. a. 1. Ric. I p. 207 und namentlich W. v. Newburgh II, 451) bekannt geworden, die dort nicht aufgeführt sind.

2) Man braucht sich nicht gerade an dieses missverständnis als die allein mögliche unterlage für die irrtümliche annahme eines dichters namens Kiot zu klammern. Wie nach einer jetzt wol aufgegebenen ansicht Simeon nur der abschreiber der unter seinem namen gehenden Historia Dunelmensis ecclesiae, der verfasser aber der prior Turgot gewesen sein soll (Lappenberg, Gesch. v. Engl. I s. LIX), wie der prior Benedict von Peterborough bis in die zweite hälfte des vorigen jh. als verfasser der Gesta Henrici II et Ricardi I gegolten hat, während er sie nur für die klosterbibliothek abschreiben liess, so könnte, wenn der verfasser sich nur als Provenzalen zu erkennen gab, auf ihn der name des schreibers übertragen sein aus einem vermerk, wie ihn „eine der schönsten und wichtigsten altfranzösischen handschriften", die Crestiens (vgl. Foersters einleitungen) Cligés Erec Ivain und Lancelot enthält, im anfang des XIII. jh. von einem (in Paris wohnenden) Guiot (mundart östliche Ile

ot reprise l'oevre, herzuleiten ist (s. Heinzel, Über W. Parz. s. 15), war auch bisher schon das wahrscheinlichste.

Auf der andern seite ist folgendes zur stütze der vermutung anzuführen.

1. Wenn auch der name Kiot auf einem missverständnis beruhen dürfte, so macht Wolfram doch noch die weitere mitteilung, dass der verfasser ein provenzalischer lyriker gewesen ist. Nun ist Philipp tatsächlich *genere Aquitanus* gewesen, wie mindestens der gewiss gut unterrichtete (s. oben s. 21) William of Newburgh II, 451 bei der erzählung von seiner bischofswahl ausdrücklich angibt; sei es auf grund dieses oder eines anderen zeugnisses, gibt auch Wharton, Anglia sacra I, 726 in einer anmerkung zu Gaufridi de Coldingham Historia Dunelmensis

de France oder westliche Champagne) geschrieben, am ende des Löwenritters bietet: *Explycit li chevaliers au lyeon. Cil qui l'escrist Guioz ot non.* Eine weitere möglichkeit, die Lachmann in späterer zeit (s. Martin Einl. s. XXXVIII) und Martin QF. 42, 19 erwägen, wäre, dass Wolfram einen in der vorlage gelegentlich citierten Guiot für den dichter selbst gehalten hätte. Wenn man dieser möglichkeit nachgehen wollte, so dürfte in erster linie Guido cantor zu einer untersuchung heranzuziehen sein, der in persönlichen beziehungen zu dem grafen Heinrich I. von der Champagne (1152 bis 1181), dem landesherrn Crestiens, stand, der dichter geistlicher gesänge und verfasser eines Libellus de regionibus mundi war, in welchem steine und tiere mit ihren wunderbaren eigenschaften, namen aus Solin, Serer, Hippopoden und Arimaspen vorkommen. Vielleicht liesse sich aus diesem werk wenigstens noch die erklärung für diesen oder jenen namen im Parzival gewinnen. Vgl. über Gui von Bazoches, den cantor von Châlons s. Marne ausser Potthast: Gröber, Grr. II, 1; Wattenbach, SB. Berl. Ak. 1890, 161—179; Neues archiv XVI (1891), 69—113; SB. Berl. Ak. 1893, 395—420. Er hat sich studien halber in Paris — sum quidem Parisius in urbe regali... hic fons doctrinae salutaris exuberat, schreibt er in einem brief — (vgl. S.B. 1890 s. 164. N. A. 16, 72) und in Montpellier in der felsigen Provence (S.B. 1890 s. 165—167; N. A. 16, 76—78) aufgehalten und sich 1190 dem kreuzzug des königs Philipp August angeschlossen (S.B. 1890 s. 174 fgg.; N. A. 16, 101 fgg.). Sein Libellus de regionibus mundi ist „eine geographische übersicht, welche den damaligen stand der geographischen kenntnisse übersehen lässt" (S. B. 1890 s. 178). Wenn dieser gelehrte Franzose, dem daheim eine bibliotecha nobilis et predives (N. A. 16, 112) zur verfügung steht, bestimmte bei Wolfram vorkommende geographische namen überhaupt nicht gekannt haben sollte, so ist das ein weiterer beweis für die unmöglichkeit, dass Wolfram in Deutschland sich dies wissen aneignen konnte.

Dass Gui als pseudonym, für Guillaume, in Crestiens Wilhelm von England vorkommt, mag auch noch erwähnt sein.

Übrigens fällt der name des Kyot von Katelangen, der ein missverständnis von *ki ot* zu dem gleichen namen eines provenzalischen lyrikers erleichtern konnte, insofern ebenfalls etwas auf, als unter den grafen von Barcelona und Provence, die gemeint sein werden, der nordfranz. name *Guiot*, der provenzalisch *Guizot* lauten würde (Martin, Einl. s. XXXVII), nicht zu finden ist nach Martin zu 186, 21.

Nach Lachmann zu P. 453, 5 hat G. immer Kiot.

die auskunft: Philippus Pictaviensis, gente Aquitanus. Gehört er aber durch seine geburt Aquitanien[1] an wie Bertran de Born (Périgord) und Guiraut de Borneil (Exideuil), so kann er auch gleich diesen ein Provenzale genannt werden, zumal da es sich bei Wolframs angabe nur um den gegensatz von provenzalischer lyrik und französischer epik handelt, und dass er, den der sangesfrohe[2] Richard Löwenherz zu seinem clericus et familiaris, wie Roger zu sagen pflegt, erwählt hat, provenzalische lieder gedichtet hätte, ist an sich durchaus nicht unwahrscheinlich. Dieser geborene Südfranzose heisst aber ständig[3] Philippus Pictaviensis, wie der zu Bridlington geborene Wilhelm mit dem beinamen des kleinen stets Wilhelm von Newborough genannt wird, wo er seine erziehung genoss und canonicus war (s. Mon. Germ. 27, 221), oder Philippus Dunelmensis, seitdem er bischof in Durham geworden war. Daher hat die sonst seltsame angabe, dass ein provenzalischer lyriker französisch gedichtet hat, für ihn nichts befremdendes, und ausserdem lag dem magister von Poitiers, der dann in England lebte, der anschluss an die besonders in Westfrankreich und England gepflegte gelehrte epik, der oben auf grund der im anfang des Parzival gebrauchten namen und der ganzen manier vorausgesetzt wurde, besonders nahe.

2. Bei ihm fällt auch das auffallende weg, dass nach Wolframs angabe P. 158, 13 seine französische quelle die maler gerade von Köln[4]

1) Selbst wenn dies nicht der fall sein sollte, so bliebe immer noch der enge zusammenhang von Poitou mit der heimat berühmter provenzalischer dichter zu beachten, der z. b. aus Gisleberti Chronicon Hanoniense Mon. Germ. 21, 513 Alius filius fuit Richardus miles atrocissimus, cui pater adhuc vivens ducatum Aquitanie dedit possidendum qui Richardus comes Pictaviensis inde appellatus est erhellt und aus dem umstand, dass der junge Otto, der spätere deutsche könig, als comes Pictaviae sich auch dux Aquitaniae nannte (s. Winkelmann I, 77 und 509).

2) „Seine jugend hatte er in dem warmen süden verlebt, dort, wo alles sang und focht, fühlte er sich zeit lebens heimisch. Der fürst unter den trobadors, graf Wilhelm IX., der grossvater seiner mutter Eleonore, war persönlich mit Bernart de Ventador befreundet. Richard selbst aber wurde von vielen jener dichtenden ritter befehdet und besungen“ (Pauli, Gesch. v. Engl. 3, 292).

3) In den Mon. Germ. 27, 248 wird zwar bemerkt, er werde auch als Anglicus qui recordavit loquelas in curia regis bezeichnet und dafür auf Magn. Rot. Pip. a. 2. Ric. I in „Facsimiles of national manuscripts“ I fol. 14 verwiesen. Indessen steht hier: Richard the Red owes 2 marks which he received from Ernis de Maisi and Philip the Englishman for recording their plaint, made in the King's Court, in the Court of Berkhampstead. But for this and other debts of fines to the King he has rendered account in Wiltshire by a fine of 1000 marks as the King's charter which he holds testifies.

4) In Köln wurde auch Richard auf der heimreise gastlich aufgenommen, weshalb er den bürgern dieser stadt den freien handel auf allen märkten in England ge-

und Mastricht erwähnt hat. Der Durhamer bischof ist ja, wie oben s. 37 schon erwähnt, mit zwei andern teilnehmern an der steirischen kampfesfahrt Richards zur königswahl nach Köln entsandt und mit den aus Deutschland nach England gekommenen boten dahin gereist. Unterwegs oder bei der rückfahrt mag er auch in Mastricht verweilt haben, wie Otto selbst im mai desselben jahres von Lüttich aus in Köln eintraf.

3. Ein Südfranzose, der später nicht die mundart seiner heimat sondern französisch gesprochen hat und in Köln gewesen ist, ist gewiss eine seltene erscheinung, vielleicht so selten, dass es überhaupt keinen zweiten gegeben hat ausser jenem einen mann, der Trevrizents turnierfahrt selbst erlebt hat. Auch ihre ausreise bietet eine bemerkenswerte ähnlichkeit. Dass Trevrizent, der von Munsalvæsche P. 497, 6. 20 auszieht und dorthin zurückkehrt, nicht hier, sondern an anderer stelle auf das siegel des königs hin ausgerüstet wird, ist eine angabe, die weder notwendig noch sehr naheliegend erscheint, und ebenso, dass die ausrüstung an der südküste von England stattfindet, dass der Plym genannt wird nebst den beiden anderen namen, die noch nicht erkannt sind, aber nach dem sonst im gedicht zu beachtenden verfahren doch wol auch in der wirklichkeit dieser gegend angehörten. In der gleichen weise erhob Philipp als clericus de camera vor dem kreuzzug in Southampton die abgabe für ein schiff s. The Great Roll of the Pipe for the first year of the reign of king Richard the first a. d. 1189—1190 ed. Hunter. London. 1844. p. 207; und wurde 1196 nach Roger v. Hoveden IV, p. 5 [Mon. Germ. 27, 135 scheint diese stelle irrtümlich auf die zeit vor dem kreuzzug bezogen zu werden] wider in angelegenheiten des schatzkammergerichts nach England von seinem könig zurückgeschickt: rex Angliae misit Philippum Dunelmensem electum et abbatem de Cadamo in Angliam, ad inquisitionem faciendam de prisis justitiarum et vicecomitum et ministrorum suorum. Wenn aus Trevrizent und durch ihn, der ja auch die auskunft über den Gral giebt, der dichter zu uns spricht und etwas persönliches in diese gestalt hineinverwebt, so ist das ja ein dem dichterischen schaffen natürlicher vorgang, wie zu allen zeiten der dichter bewusst oder unbewusst dem helden oder einer ihm mehr oder weniger ähnlichen oder sympathischen persönlichkeit etwas von seinen eigensten inneren oder äusseren erlebnissen mitgeteilt und durch die bevorzugte gestalt selbstbekenntnisse gemacht hat. Es ist dabei für die hauptfrage unwesentlich, ob P. 497, 6 – 20 dich-

statteto; der erzbischof geleitete ihn dann bis Antwerpen, s. Pauli, G. v. Engl. 3, 263. Schon unter Heinrich II. waren die verbindungen zwischen England und Köln, wie Flandern ausgebreitet und rege, s. Pauli 3, 195; vgl. auch 3, 481.

tung und wahrheit zu gleichen teilen vermengt sind oder ob die letztere so stark, wie bei der turnierfahrt, hervorgekehrt ist, dass die hier gemeinte gegend wirklich in der verwaltungstätigkeit Philipps eine rolle gespielt hat.

4. Wie Trevrizent wurde Philipp oft (vgl. P. 497, 15) von seinem könig ausgesandt. Zu der schon erwähnten politischen mission nach Köln eigneten sich die drei kampfgenossen Richards nicht nur, weil sie während ihrer gefangenschaft schon in deutschen landen gelebt hatten, sondern auch, weil sie mit Otto persönlich bekannt waren. Eine urkunde, deren inhalt ist: „foedus et conventio inter Richardum regem Angliae et Baldewinum comitem Flandriae et Haynoiae, consanguineum suum“, beschwört 1197 in Andelys an der Seine unmittelbar nach Otto, dem damaligen comes Pictaviae, Baldewinus comes Albemarlae und dann nach einigen anderen auch Will de Stagno[1], s. Rymer (ed. 1704) I, 94 und am 17. october desselben jahres folgt widerum in einer urkunde, durch welche streitigkeiten zwischen Richard und dem erzbischof von Rouen beigelegt werden, unmittelbar nach Otto als zeuge Balduin von Aumale zu Rouen s. Rymer I, 98. Ob auch zwischen Philipp und Otto schon vor der Kölner wahl persönliche beziehungen nachzuweisen sind, kann ich nicht feststellen, vorauszusetzen sind sie aber, da der clericus et familiaris Richards sich nachweislich immer der ganz besonderen gunst seines königs zu erfreuen hatte, und an dessen seite hatte ja Otto vor seiner wahl zum deutschen könig zumeist gelebt. „Die heimat seiner väter war ihm ein fremdes land. Er hat vielleicht als kind einige jahre in Braunschweig gelebt; als eilfjähriger knabe ist er dann einige monate in der haft des kaisers Heinrich gewesen, als geisel für seinen oheim Richard Löwenherz“ (Winkelmann I, 74). Sonst aber war Richard sein lehrmeister in allen ritterlichen übungen, mit ihm zusammen focht er in manchem kampf, von ihm erhielt er 1196 die grafschaft Poitou mit den südlich davon gelegenen landschaften bis zur Garonne (vgl. Winkelmann I, 75), nachdem Richard sich schon mehrfach (s. Winkelmann I, 505 fgg.) für ihn bemüht hatte und Otto vor dem kreuzzug seines oheims als graf von der Marche dem bischof Wilhelm von Poitiers den eid für leben geleistet hatte, s. Winkelmann I, 506. Dass spätestens also damals in Köln der von Richard entsandte Philippus Pictaviensis gente Aquitanus zu Otto, dem bisherigen comes Pictaviae, der sich auch dux Aquitaniae

1) Diese beiden reisten dann mit noch einem zeugen auch nach Flandern und wohnten dort den eidesleistungen des grafen von Namur und anderer in derselben angelegenheit bei.

zu nennen pflegte (s. Winkelmann I, 77 und 509), dem lieblingsneffen seines königlichen herrn und freundes, dessen macht sich wesentlich auf englischen einfluss und englisches geld stützte, in engere beziehungen getreten ist, darf als sicher angenommen werden. So konnte ein von ihm zur verherrlichung der Anjous verfasstes werk auf das leichteste zu Otto, auf dessen kaiserkrönung Wolfram Wh. 393, 30 bezug nimmt, nach Deutschland gelangen, und durch ihn etwa Wolframs gönner, der „politischen windfahne“, gelegentlich übermittelt werden, während seiner verbreitung in dem grösseren teil Frankreichs schwierigkeiten entgegenstanden und es zugleich in England, wenn es auch dort gänzlich und spurlos verschollen sein sollte, dem untergang nur allzusehr ausgezetzt war. Der Durhamer bischof hat auch später noch als freund Ottos gegolten; denn durch ihn wie durch die bischöfe von Ely und Worcester sowie durch Gottfried von York, welcher bei seiner verwandtschaft beschworen wird, suchte Innocenz am 18. februar 1206 den könig Johann zu nachhaltigen anstrengungen für Otto zu bewegen, s. Pauli, Gesch. v. Engl. 3, 334. Im nächsten jahr trat dann die zugehörigkeit Ottos zum hause Anjou wider besonders hervor, als ihm — „Johann hatte seinem deutschen kämmerling Dietrich den auftrag gegeben, den königlichen neffen nach England zu geleiten“ (Pauli) — mit seinen begleitern, unter denen auch der seneschall Konrad von Wilre war, ein glänzender empfang in England, wohin er zu schiff von Ribe aus Dänemark kam, bereitet wurde (s. Pauli 3, 334, Winkelmann II, 405). Wie er damals finanzielle unterstützung erhielt, so war diese auch wol wider bezweckt, als er im nächsten jahre Konrad von Wilre und den als kriegshelden von Richard Löwenherz gerühmten (s. Winkelmann I, 566) Bernhard von Horstmar wider nach England entsandte (s. Winkelmann II, 116).

5. Die herrschaft des hauses Anjou wird im gedicht auch auf Brabant ausgedehnt dadurch, dass der jüngste spross des geschlechts eine fürstin dieses landes heiratet. Dem jungen Otto verlobte wenige wochen nach seiner in Köln erfolgten wahl, für die übrigens ein glänzendes meteor ein günstiges vorzeigen abgab (s. Winkelmann I, 83), „die herzogin Mechtild von Brabant, in vertretung ihres vom kreuzzuge noch nicht heimgekehrten gemahls, ihre erst siebenjährige tochter Maria“ (a. a. o. I, 84). Der herzog billigte das verhalten seiner gemahlin und schloss mit Richard Löwenherz, dem beschützer Ottos, ein bündnis (a. a. O. I, 131).

Schon die verbindung der schwanrittersage mit Brabant ist beachtenswert, die erst durch die heirat Mathildens, einer urenkelin eines bru-

ders von Gottfried von Bouillon (vgl. Blöte, Das aufkommen der sage von Brabon Silvius, dem brabantischen Schwanritter), mit Heinrich I. von Brabant im jahre 1179 möglich wurde und ebenso der umstand, dass die verlobung ihrer tochter mit Otto den besten anlass gab, zur erhöhung des ansehens der herkunft der braut diese übertragung vorzunehmen oder hervorzukehren. Nicht minder bemerkenswert ist, dass schwanrittersage und Brabant nicht gelegentlich herangezogen werden, sondern an der bedeutsamen stelle des abschlusses des gedichts, dass kein anderer als der jüngste spross des hauses Anjou die fürstentochter von Brabant heiratet, dass er sogar selbst zum schwanritter gemacht wird. Weil er also nicht wie Heinrich I. von Brabant eine fürstin heimführt, die sich ihrer herkunft vom schwanritter rühmen kann, sondern weil die sage nun weiter auf das haus Anjou übertragen worden ist, so ist klar, dass der dichter zwar ihre verbindung mit Brabant kannte, dass ihm aber die heirat des jüngsten Anschevin mit der Brabanter fürstin wichtiger war als die stammsage an sich. Und dann war, sollte anders die heirat im zusammenhang mit dem Gral und in der form fortschreitender erzählung berichtet, nicht als nebensächlich beiläufig erwähnt werden, die einführung eines schwanritters von Anjou notwendig. Eine heiratsverbindung zwischen angehörigen der häuser von Anjou und von Brabant, mit der das gedicht schliesst, wurde nun aber gerade in jenen Kölner tagen in aussicht genommen, an denen wider drei kampfgefährten Richards auf der steirischen fahrt in erster linie beteiligt sind.

6. Das bewegte leben des vielgewanderten magister von Poitiers bot die gelegenheit zur aneignung jener staunenswerten kenntnis von namen und sagen verschiedener länder, die in ihrer gesamtheit und verbindung mit gelehrtem wissen nur in seltenen ausnahmefällen einem einzelnen erreichbar war. Er war in der lage, deutsches[1], französisches, englisches[2] und — als Durhamer bischof, der von dem bischof von

[1] [illegible] im Parzival. Friedebrant [illegible] tragen allerdings zum teil [illegible] namen, wie sie auf englischem boden mit den französischen sich vermischten und [illegible] selbst Hildebrand und Herebrand [illegible] genannt werden" (Martin, Einl. s. XLV).

[2] Wünschenswert wäre eine [illegible] des früher von Bartsch gemachten versuchs, aus der form der [illegible] W [illegible] die vorlage genauer zu bestimmen, [illegible] forschungen seit Martins ausgabe [illegible] das [illegible] in namen [illegible] von der beab- [illegible] Vengesin Fran- [illegible] nam ipse pro-

Llandaff 1196 zum priester geweiht sein soll, der 1199 in politischer sendung in Schottland weilte und bei der dann folgenden huldigung des schottischen königs in Lincoln 1200 zugegen war, auch hervorragend anteil nahm bei dem streit des Giraldus Cambrensis de iure et statu Meneviae (S. Davids) ecclesiae — in reichem mass keltisches zu erfahren. Ihm war es möglich, jene älteren züge keltischer sage, die der deutsche Parzival, wie ein vergleich mit dem Mabinogi lehrt, gegenüber Crestien aufweist, in die Crestiens gedicht vollendende bearbeitung wider einzuführen. Nordisches wie *Gruonlanden,* die in schmerz versunken treu bei dem gatten ausharrende *Sigyn,* deren name deshalb so gut für die persönlichkeit der Sigune passt (was mir unabhängig von Martin z. 138, 17 aufgefallen war), *Cunnewâre* (s. Martin z. 135, 15) konnte zu ihm dringen. In Italien (P. 656. 657) ist er als begleiter Richards auf dem kreuzzug gewesen, wo der englische könig in Neapel einen kürzeren, in Sicilien[1] einen längeren aufenthalt nahm — seine schwester Johanna, die 1176 dem könig von Sicilien vermählt war, begleitete ihn dann auf der kreuzfahrt (s. Pauli 3, 148. 221. 237) — und abermals ist er 1197 in Italien gewesen als gesandter an Cölestin, von dem er am 20. april zum bischof geweiht wurde. Der kreuzzug verschaffte ihm kunde vom orient. Selbst die möglichkeit, dass der magister von Poitiers in Toledo ein arabisches buch entziffert hätte, liegt gar nicht so fern; denn einerseits herrschte in den westlichen provinzen ein hochentwickeltes geistesleben schon in der ersten hälfte des 12. jahrhunderts (s. Gröber, Grr. II, 1, 583), andrerseits trug in Toledo die jüngere Leonor, Richards schwester, die krone, die als braut 1170 mit einem stattlichen gefolge, in dem sich der bischof von Poitiers und eine elite von grossen aus England, der Normandie, Bretagne und Gascogne befanden, von dem erzbischof von Toledo von Bordeaux aus durch das gastliche Aragon dem bräutigam zugeführt wurde (s. Schirrmacher,

miserat se daturum), die schreibung *Guverjorx* = *Coureors* s. Martin zu P. 210, 7 wie *Ouverfu* für Corfu bei Roger. Zu *schantiure* P. 416, 21 hat Bartsch norm. *chantëur,* zu *pareliure* P. 465, 21 norm. *parlëur,* zu *lampriure* P. 712, 9 norm. *l'emperëur* herangezogen und in der Einl. s. XXV *templeis* als normannische form für das mlat. *templensis* erklärt.

1) Hier schenkte Richard Löwenherz dem könig Tancred Caliburn, das fabelhafte schwert könig Arthurs (s. Pauli 3, 220). Vgl. zu diesem und P. 254, 12 *ganz unde sterker baz* den bericht des Radulphus Dicetus, auf den San Marte Zs. f. d. phil. XVI, 149 verweist, und Heinzel, Ü. W. Parz. s. 62. Zu der widerherstellung des gebrochenen schwertes durch wasser bemerkt W. nachher P. 435, 1: *Swerz niht geloubt, der sündet.* Bei Crestien v. 7280 wird Escalibour Gawan im schachbrettabenteuer gegeben, bei Wolfram hat er es nicht.

Gesch. v. Spanien 4, 194). Tatsächlich ist Philipp auch in Spanien gewesen, wenn mir allerdings auch nur seine wallfahrt nach Compostella im jahre 1201 dafür bekannt ist.[1]

Warum sollte es also unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich sein, dass der geborene Aquitanier, der in seinen reiferen jahren so weit umhergekommen ist, vor dem kreuzzug, für welchen er aus irgend einem grunde zum clericus regis auserwählt wurde, arabisch und necromantie (P. 453, 11—17) in Toledo gelernt hat, wo, wie Herbort unter berufung auf seine quelle (v. 545) bei Medea erwähnt, damals diese kunst zu erlernen war. „Diese kunst stammt wahrscheinlich aus dem orient, oder wurde doch wenigstens dort viel ausgeübt. Durch die Mauren ist sie schon frühzeitig nach Spanien verpflanzt worden und fasste dort reiche wurzeln, wovon uns die geschichte zeugnisse überliefert hat. Ja noch in späteren jahrhunderten stand die universität zu Toledo in dem rufe, dass an ihr die necromantie öffentlich gelehrt werde" (Frommann zu Herb. 552). Dass Wolfram aus eigenem antrieb die necromantie und Toledo eingefügt hat, ist eben so unwahrscheinlich, wie es dem Kiot des hauses Anjou nahe lag, vor welchem der hofdichter Heinrichs II., der ihm den namen Antenor hergab, schon davon gesprochen hat. Dabei ist dann nicht zu übersehen, dass für eine erfindung der phantasie die berufung auf die schwarze kunst oder die schwarzen bücher der necromantie völlig ausgereicht hätte, um den Gral mit einem geheimnisvollen dunkel zu umgeben. Zu einem eingehen auf einzelheiten, die es erhellen, war nur dann grund vorhanden, wenn sie tatsächlich von bedeutung gewesen sind. Die entbehrliche angabe, dass Kiot ausser der necromantie auch arabisch gelernt hat, führt mit diesem detail und den genaueren mitteilungen über das benutzte buch in die wirklichkeit, wie auch die spuren arabischer gelehrsamkeit im Parzival (vgl. QF. 85; Zs. f. d. a. 47, 206) beweisen. Auch ist das studium des arabischen, zumal für einen geborenen Südfranzosen, nicht etwas ganz einzig dastehendes, fehlt es doch sogar nicht an beispielen aus der ersten hälfte des 12. jhs., wo das geistesleben noch nicht so hoch entwickelt war. Schon unter Heinrich I. (1100—1135)

1) Roger IV, 157 ad 1201: Eodem anno, statim post Purificationem Sanctae Mariae, Philippus Dunelmensis episcopus transfretavit inter Dovere et Vissant, iturus ad Sanctum Jacobum in peregrinatione. Die W. 366, 28 *zwischen Wizsant und Stîre* herausgehobenen endpunkte sind in seinem leben beide von bedeutung gewesen. Nicht nur bei dieser gelegenheit, sondern mehrfach bei seinen vielen reisen wird er den jetzt unbedeutenden hafen Wissant, der damals oft zur überfahrt nach England benutzt wurde (vgl. Martin zu 761, 28) passiert haben. Vgl. Aliscans 2926 *S'ait Vermendois jusqu'au port de Guisant.*

übersetzte der Benedictiner Äthelhard von Bath die Elemente des Euklides aus der arabischen übersetzung in das lateinische (s. Lappenberg, Gesch. v. Engl. II, 291). Und aus Albrich (Mon. Germ. 23, 837) wissen wir, dass im jahre 1143 per industriam abbatis Petri Cluniacensis liber qui dicitur Alcoranus cum tota secta impii et pseudoprophetae Mahumet de Arabico in Latinum translatus est.

7. Wie kaum ein anderer hatte Philipp anlass, das haus Anjou zu feiern, dem er alles verdankte und so nahe wie kaum ein anderer stand. Als begleiter und secretär Richards auf dem kreuzzug war er zugegen bei dessen vermählung mit Berengaria von Navarra auf Cypern 1191 (Walter von Coventry II, 184; Dictionary of national biography 45, 154), Richard suchte ihm, während er selbst noch in der gefangenschaft weilte, 1193 das archidiakonat von Canterbury zu verschaffen, und abermals auf den wunsch des königs bemühte sich der erzbischof Gottfried von York, Richards halbbruder, in demselben jahre ihn zum diakon von York zu machen. Nach diesen wahrscheinlich erfolglosen bemühungen gelang es dann dem einfluss des königs, seine wahl zum bischof von Durham durchzusetzen. Auch weiterhin bewies er ihm seine gunst durch zuwendungen von rechten und besitzen, und persönlicher wie brieflicher verkehr — in einem schreiben v. 30. sept. 1197 berichtet er dilecto et fideli suo Philippo von seinem sieg bei Gisorz (Rymer I, 96. Rog. Hov. IV, 58) — zeigen nebst den politischen aufträgen, mit denen er ihn betraute, wie sehr er ihn schätzte und ihm geneigt war. Philipp suchte zwischen ihm und dem erzbischof von York zu vermitteln und war später im sommer 1201 in Chinon zeuge bei der bewilligung der rechtsansprüche von Richards witwe Berengaria (Rot. Pat. 2b, Pauli 3, 329, Dict. of nat. biogr.). Zwei jahre später, nachdem Johann Isabella, die tochter des grafen Aimar von Angoulême, geheiratet hatte, ist er am 5. mai 1203 zu Porcester an erster stelle zeuge und bekräftigt unter beifügung seines siegels die carta Reginae Isabellae facta de dote sua (Rymer I, 134—5). Auch Johann begünstigte ihn und gewährte ihm gleichfalls einfluss und mitwirkung in politischen angelegenheiten. So hat der einstige magister von Poitiers während der letzten beiden jahrzehnte seines lebens, die uns genauer bekannt sind, vom kreuzzug bis zu seinem 1208 erfolgten tod Richard zwar am nächsten gestanden, aber auch zu Johann, zu erzbischof Gottfried von York, dem halbbruder der beiden könige, und zu ihrem neffen Otto, dem einstigen comes Pictaviae und späteren deutschen könig, hatte er persönliche beziehungen, wie er auf dem kreuzzug auch die schwester Richards, die verwitwete königin Siciliens, kennen gelernt hat. So weit erstreckten sich mindestens

seine beziehungen zum haus Anjou, es ist aber ausserdem sehr wol möglich, dass er in jüngeren jahren auch einmal nach Toledo an den hof der anderen schwester gekommen ist oder schon der älteren Eleonore, der herrin von Poitou und Guyenne, oder ihrem gemahl Heinrich II. gedient hat, ehe er der clericus et familiaris Richards wurde und als solcher zu ehren und macht in England emporstieg. Jedenfalls würde sich bei seinen beziehungen zu mehreren angehörigen des hauses Anjou die bemerkenswerte tatsache erklären, dass in dem gedicht von dem Anschevîn Parzival, abgesehen von der dichterischen verwertung der kriegerischen fahrt Richards nach seiner landung bei Aquileja, nirgends spezielle anspielungen auf einen bestimmten herrscher hervortreten, sondern dass das königsgeschlecht Anjou ganz allgemein verherrlicht wird.

8. Die vereinigung des weltlich-ritterlichen und des geistlichen lebensziels in einer gemeinschaft unter einem Anschevîn als oberhaupt, dies ideal des gedichts, hat Philipp sowol durch seine person als auch durch seine politik in der wirklichkeit betätigt. Den kreuzzug hat er mitgemacht und an den kämpfen Richards auf der heimreise teilgenommen und wenige jahre später ist er zum priester geweiht worden, als Durhamer bischof hat er gewirkt und zugleich als staatsmann. Wie im leben, so vereinigte er in der politik die beiden richtungen. Einerseits erhob er bei der krönung Johanns am 27. mai 1199 den einwand, dass sie in abwesenheit des erzbischofs Gottfried von York nicht stattfinden dürfe (Pauli 3, 298), andrerseits stellte er sich bei dem streit zwischen Innocenz III. und Johann auf die seite seines königs, auch dann, als der papst England mit dem interdict belegte: „Bald waren Peter von Winchester, Johanns minister, Philipp von Durham und Johann von Norwich[1], der sich als statthalter in Irland befand, die einzigen bischöfe im lande. Sie freilich taten alles, was der könig wollte“ (Pauli 3, 341). Einer solchen persönlichkeit musste als ideal eine von der kirche und ihrem oberhaupt unabhängige geistlich-ritterliche genossenschaft erscheinen und ihm, der selbst mit templern auf dem kreuzzug und in enger gemeinschaft auf der heimreise Richards zusammengewesen war, lag es ebenso nahe wie es für Wolfram (s. Martin, einl. s. XL) schwer begreiflich wäre, hierbei an die *templeisen* anzuknüpfen; um so mehr, als nicht nur Fulco graf von Anjou und später könig von Jerusalem

1) „Die silberpfennige, die sich aus den zeiten Johanns erhalten haben, sind sämtlich in Irland geschlagen und mit der harfe bezeichnet; sie sind daher ein andenken an die verwaltung des bischofs von Norwich“ (Pauli 3, 384). Philipp von Poitiers hatte 1196 das münzrecht zu Durham erhalten. Vgl. die kostbare englische harfe P. 623, 20 und Martin z. st.

ı enger verbindung mit diesem orden gestanden hatte (s. Martin a. a. o.), ondern templer auch Heinrich II. „in England wie auf dem festlande m hofe und im felde dienten“ (Pauli 3, 11) und in seinem testament edacht wurden (Pauli 3, 193), templer unter den auserlesenen wenigen egleitern Richards waren (s. oben s. 32) und mit ihnen auch noch Johann, rie schenkungsurkunden zeigen, in mehrfacher beziehung stand und hren schon unter Heinrich II. in die stadt London verlegten tempel äufig als seine wohnung benutzte (Pauli 3, 478). Vgl. *ein templeis on Patrigalt* P. 805, 22.

9. Ebenso war die wahl und berufung durch göttliche vorsehung, vie sie zum Gral auf dem *Munsalvæsche* genannten berg erfolgt, der n den wilden berg Sinai erinnert (s. QF. 85, 95—99), das ideal ?hilipps, der wie Aaron auf dem berg Sinai zum priester berufen cheinen wollte, nach der bemerkung von William of Newburgh II, 451 ei seiner bischofswahl: ne autem sumere sibi honorem videretur, ed potius vocari a Deo tanquam Aaron, callide provisum est. So erebte er denn auch bei dieser gelegenheit die vereinigung der geistichen einflusssphäre mit der weltlichen, die allerdings etwas gewaltsam erbeigeführt wurde durch den ausgesprochenen machtwillen seines lankbaren königs, der seine verdienste belohnen wollte. Vgl. a. a. o.: Cum enim esset idem circa principem multo tempore sedulus, laborum articeps, et conscius secretorum, tanquam de se optime meritum raeclare remunerari idem rex voluit.

10. Demselben mann drängte sich zugleich die heranziehung der age vom priester Johannes geradezu auf. Zu den englischen kirchenürsten, die, tatsächlich durch verbindung geistlicher und politischer nacht dem priester Johannes vergleichbar, bisher in verbindung mit ?hilipp von Durham bei gelegenheit genannt wurden, sind noch hinzuufügen Wilhelm de St. Mère Eglise, Richards secretär während der geangenschaft in Deutschland, dessen weihe zum bischof von London ?hilipp im mai 1199 beiwohnte, und der kanzler Wilhelm von Ely, len Richard aus anlass von streitigkeiten mit dem erzbischof Walter on Rouen zusammen mit Philipp nach Rom sandte: er starb unterregs zu Poitiers am 31. januar 1197 (Pauli 3, 281). Über ihn fand ch bei Giraldus Cambrensis, De vita Galfridi archiepiscopi Ebor. Wharton, Anglia sacra I, p. 407) folgende interessante bemerkung: Solebat etenim a privatis suis multoties inquirere utrum audissent de liquo qui simul rex fuerat et sacerdos; et tunc exemplum eis de presytero Johanne, qui Orientalium rex erat atque sacerdos, proponere onsueverat, arroganter in hunc modum innuens idem de se fore futurum;

de Bretchebem quoque presbytero, qui nostris diebus Norwagiae regnum et coronam viribus et armis viriliter obtinuit, loqui libenter et loquentes audire consueverat.

11. Im zusammenhang mit der heranziehung der sage vom priester Johannes und mit dem vermutlichen verfasser der vorlage wird der bisher nicht erklärte name *Turkentâls* P. 128, 8 verständlich. Er kann schwerlich etwas anderes meinen als Turketul. Unter den trägern dieses namens, die in der geschichte von England (s. Lappenberg, Bd. I) zu erwähnen sind, ist der bekannteste und bedeutendste der kanzler Turketul. Wenn der kanzler Wilhelm v. Ely auf den priester Johannes hinzuweisen pflegte, so konnte das interesse Philipps, des bischofs von Durham, wohin das durch die gelehrtesten Angelsachsen ausgezeichnete bistum zu Lindisfarne (s. Lappenberg I, 186) etwa um das jahr 1000 verlegt wurde, noch eher durch den kanzler Turketul erregt werden, dem er in vierfacher hinsicht vergleichbar ist. Wie Philipp kämpfe mitgemacht hat, führte der kanzler Turketul die bürger von London in der schlacht bei Brunanburg in Northumberland, einer der gefeiertsten des mittelalters (s. Lappenberg I, 383); wie Philipp mehreren angehörigen des englischen königshauses gedient hat, stand Turketul als ratgeber vier königen, mit denen ihn verwandtschaft verband, zur seite, Eduard und den ihm auf dem thron folgenden söhnen (s. Lappenberg I, 377); wie Philipp als gesandter des englischen königs zur wahl Ottos nach Köln gekommen ist, so reiste ebendahin Turketul als gesandter des königs Äthelstan, dessen schwester Editha der deutsche königssohn Otto, der spätere grosse kaiser, heiratete (s. Lappenberg I, 377); wie Philipp als bischof von Durham, so war Turketul zuletzt als abt im kloster Croyland in Lincolnshire tätig, wo er 973 starb (s. Lappenberg I, 394). Nicht unpassend wird mit dem namen dieser persönlichkeit ein treuer fürst des jungen Parzival belegt.

12. Wie dieser name[1] einer chronik entnommen sein dürfte, so ist der magister von Poitiers und bischof von Durham, der den ihm befreundeten chronisten Roger bei der abfassung seines werkes — er war 1198 (s. Roger IV, p. 77) und gewiss öfter in Hoveden, das südöstlich von York gelegen noch zu Durham gehörte (vgl. Mon. Germ. 27, 133. 135) — unterstützte, ein mann, dem durchaus zuzutrauen ist, dass

1) Turketul wird hauptsächlich erwähnt in dem werk, „welches dem Ingulph, einem ums jahr 1030 geborenen Engländer, der geheimschreiber des herzogs Wilhelm von der Normandie, später abt zu Croyland in Lincolnshire wurde und im jahre 1130 starb, zugeschrieben wird.“ Vgl. Lappenberg, Gesch. v. Engl. I, s. LXII. Roger v. Hov. erwähnt I, 74 u. 81 zwei Dänen Turketell (altnord. *Þór-ketill*, *Þorkell*).

er las der lande chrônicâ ze Britâne unt anderswâ, ze Francrîche unt in Yrlant (P. 455, 9—11).

13. Aus dunkler kindheit hat das leben, das diesem sohn Südfrankreichs eine weitreichende kenntnis von der welt verschaffte, ihn wie Parzival zur höhe emporgeführt, und die in der damaligen zeit einzigartige darstellung des werdenden menschen, die schwerlich einem, dessen leben äusserlich und innerlich in gewöhnlichen und gleichmässigen bahnen verlief, zuerst in den sinn gekommen ist, lag ihm ebenso nahe, wie das von ihm erreichte lebensziel, vereinigung geistlicher und weltlicher macht unter einem Anjou als oberhaupt, mit demjenigen Parzivals übereinstimmt.

14. Über seinen tod vermeldet Gaufridi de Coldingham Historia Dunelmensis (Wharton, Anglia sacra I, 729): „Inter haec mala [streitigkeiten zwischen bischof und mönchen] mortuus est Philippus Dunelmensis episcopus x. Cal. Maii, anno pontificatus sui XI. et extra septa ecclesiae in loco non consecrato a laicis sepultus esse dicebatur.“ Vgl. die anm. von Wharton: „obiit 1207. 22. april. feria 3. juxta annales Dunelmenses, 1208. 21. april juxta annales Suthwercenses. Neutra dies in feriam 3. incidit. Obitum in anno 1208. reponunt Parisius, Mailrosensis et Wigorniensis. Recte.“ Das geburtsjahr ist mir nicht bekannt geworden; einen anhaltspunkt wenigstens geben die worte Gaufridi cap. XII: episcopo, qui spe senectutis innocentiam promittebat; aus den beiden folgenden abschnitten De discordia inter Phil. Dun. episc. et monachos und de moribus Phil. Dun. episc. ist zu entnehmen, dass der greise bischof mit grosser leidenschaftlichkeit ja gewalttätigkeit in den streit mit den mönchen eingriff. Die von Gaufridus getadelte charakterschwäche: „In operum etenim inconstantia, oris et animi, plurima interesse videbatur duplicitas... ac si diceret feci et non feci“ ist ihm mit Richard Löwenherz gemeinsam, der in den liedern Bertrans de Born den beinamen „herr Ja und Nein“ erhält (s. Pauli 3, 160). Über sein vermächtnis entstand ein streit zwischen seinem neffen Aimeric de Tailbois, dem archidiakon von Durham, und dem prior und capitel, der dann von Innocenz III. 1211 geschlichtet wurde (s. Dict. of nat. biogr.). Wenn wirklich sich keine spur oder kunde erhalten hat von dem werk eines mannes, der befehdet und verlassen damals starb, als unruhige zeiten über England hereinbrachen, so wäre auch das zu verstehen. Ist doch auch das werk Anselms (s. oben s. 38) untergegangen und Hue de Rotelande (s. oben s. 13) über England hinaus nicht bekannt geworden.

15. Hat er, zumal in seiner exponierten stellung als bischof und politiker, seinen namen gleich den unbekannten verfassern von anderen

werken der gelehrten französischen epik nicht genannt, sondern nur auf seine sangesberühmte südfranzösische heimat hingewiesen, so war es möglich, aus einem *ki ot* einen verfasser Kiot herauszuhören, oder dass durch irgend ein anderes missverständnis die annahme entstand, dass der dichter so hiess. Dieser name ist aber der einzige anstoss, den Wolframs quellenangaben bieten. Die kleine, wenigstens für einen dichter ohne gelehrte bildung kleine, ungenauigkeit P. 416, daß der verfasser der vorlage die erzählung von Parzival in arabischer sprache aufgezeichnet sah, wird doch schon P. 453 dahin richtig gestellt, daß diese bemerkung vielmehr nur auf die vorgeschichte des Grals zu beziehen ist. Dann aber ist kein grund zu einem zweifel vorhanden, da die angabe eine starke stütze findet in den spuren arabischer gelehrsamkeit, die wirklich vorhanden sind. Philipp von Poitiers-Durham als denjenigen, der Crestiens gedicht bearbeitet und vollendet hat, einzusetzen, muss daher erlaubt sein, wenn unsere auffassung über die turnierfahrt Trevrizents richtig ist. Davon eben hängt im wesentlichen einstweilen die entscheidung ab. Handelt es sich aber um einen verfasser, dessen name und leben bekannt sind, so ist die hoffnung vielleicht noch nicht ganz aufzugeben, dass bei nachforschungen an geeigneter stelle das werk oder bruchstücke davon gefunden werden könnten, oder dass sonst irgend eine spur oder nachricht die lösung des problems über die wahrscheinlichkeit hinaus zur sicherheit führt. Dann wird auch das gefühl des bedauerns, in einer solchen frage — „die antwort entscheidet über die stellung, die wir Wolfram von Eschenbach in der litteraturgeschichte anzuweisen haben, sie wirft auch das schwerste gewicht in die wage, welche die bedeufung der deutschen höfischen epik neben der französischen abmisst“ (Vogt) — nicht anders urteilen zu können, aufgewogen sein durch die freude an der wahrheit und dem recht, das jenem Kiot würde, den in erster linie Frankreich, zugleich aber auch England für sich beanspruchen dürfte. Und wenn Wolfram auch, wie wir annehmen zu müssen glauben, in der ganzen erzählung treu an seine vorlage sich gehalten hat, so werden wir ihn doch immer als echten dichter und grossen menschen schätzen und lieben, einen mann, der selbst in stolzer bescheidenheit seine ritterehre über seinen sängerruhm gestellt und offen und ehrlich unseres erachtens auch über seine quelle auskunft gegeben hat nach seinem besten wissen, das freilich hierbei wie auch an einzelnen stellen des gedichts einem irrtum unterlegen ist.

Wie es sich mit dem Willehalm verhält, bedarf noch genauerer untersuchung und ebenso die frage, ob Hartmanns Erec, bei dem ich

Zeitschr. 27, 463 contamination annahm, nicht vielleicht auf einer aus England gekommenen überarbeitung Crestiens beruht, wie Ulrich von Zatzikhoven die quelle zu seinem Lanzelet von einem englischen adlichen erhalten hat und wie die von einem Südfranzosen verfasste vorlage von Wolframs Parzival unseres erachtens aus England nach Deutschland gekommen ist.

IV. Nachlese.

1. Der Gral.

Es ist klar, dass die frage nach ursprung und bedeutung des Grals untrennbar verbunden ist mit der Kiotfrage und von der entscheidung in dieser wesentlich beeinflusst wird. Wenn ein Franzose mit seiner bearbeitung und vollendung von Crestiens gedicht Wolfram alles tatsächliche der erzählung, wie sich uns ergeben hat, darbot, so sind seine auffassung und angaben vom Gral — die wie immer auch zu deutende umformung Wolframs in *lapsit exillîs* (vgl. Martin, einl. s. IX) und der bei freier erfindung unnatürliche hinweis auf bestimmte, von seiner quelle widerum gekannte bücher bestätigen hier im besonderen die ansicht von dem allgemeinen engen anschluss an die vorlage in allem stofflichen — ein zeugnis ersten ranges, nicht nur weil demjenigen, der es unternahm, Crestiens gedicht zu überarbeiten und abzuschliessen, von vornherein eine bessere kenntnis in dieser sache, als andern zuzutrauen ist, sondern auch, weil die sonstige gelehrsamkeit, die der vorlage angehören muss, zuweilen wol entlegen oder wunderlich erscheinen mag, aber doch niemals aus der luft gegriffen ist und auch tatsächlich spuren arabischen wissens aufweist. Und wenn der verfasser der als Durhamer bischof gestorbene Südfranzose gewesen ist, so sind die mitteilungen eines solchen mannes vollends von der allergrössten wichtigkeit. Der auf Wolframs auskunft gegründeten ansicht über herkunft und bedeutung des Grals scheint nur eins zu widersprechen, die tatsache, dass Crestien sich für die Gralsbotin auf das buch des grafen von Flandern beruft, eine figur, die, wenn sie auch bei Wolfram etwas orientalisiert ist, zweifellos aus dem keltischen stammt. Dieser widerspruch ist aber doch nur ein scheinbarer. Denn eben weil die Gralsbotin und so manches andere als sicher keltischen ursprungs erwiesen werden kann, nur der Gral selbst nicht, so ist doch mindestens die möglichkeit vorhanden, dass er anderswoher gekommen ist. Diese möglichkeit wird zur wahrscheinlichkeit dadurch, dass kein anderer als Philipp von Flandern, und zwar bald nach seiner heimkehr vom orient, Crestien das buch gegeben hat. Unter der voraussetzung,

dass die Gralsage keltischen oder abendländisch-christlichen ursprungs ist, wäre es auffallend, dass Philipp von Flandern inmitten seiner politischen tätigkeit als ratgeber des jungen prinzen von Frankreich und als reichsverweser — und damals muss er Crestien den auftrag erteilt haben (s. Wechssler, Die sage vom heiligen Gral s. 148fgg.) — interesse für ein derartiges buch gewonnen hätte und es wäre schier unbegreiflich, dass er, ein mann ohne litterarische neigungen (s. Wechssler a. a. o. und die litteratur daselbst), allein sich des besitzes eines so seltenen buches erfreut hätte, dass, als Crestien das geheimnis seines Grals ins grab mitnahm, völlige unklarheit herrschte. Der inhalt muss unbekannter und entlegener gewesen sein, als keltische sagen oder christliche legenden des abendlandes dem reich entwickelten geisteslеben Frankreichs waren. Da ist nun folgendes, was noch nicht hervorgehoben zu sein scheint, zu beachten. Der graf Philipp von Flandern war wie Heinrich II. von England ein enkel Fulkos von Anjou: Rex Jerosolimitanus Fulco de Melissende Balduini regis filia genuit Balduinum et Almaricum reges et Sibillam matrem nobilissimi Flandrie comitis Philippi (Albrich aus Guido z. jahr 1162 Mon. Germ. 23, 846) und beabsichtigte auf die nachricht vom tode des königs Amalrich von Jerusalem mit hoffnung auf die nachfolge ins gelobte land zu ziehen (s. Pauli, Gesch. von Engl. 3, 151). Heinrich II. wusste dies zunächst zu vereiteln, und erst 1177 reiste der graf mit zahlreichem gefolge nach dem heiligen lande und kehrte im oct. 1178 zurück. Ein jahr später, mit der krönung des französischen prinzen, bei welcher er das reichsschwert, Heinrich der jüngere von England die goldene krone trug, beginnt seine im sommer 1181 (s. Pauli 3, 158) schon beendete machtstellung, während welcher Crestien sein werk verfasste. Daraus ergibt sich die vermutung, dass das von ihm dem dichter gegebene buch nichts mit keltischen sagen oder abendländischen legenden zu tun hatte, die doch anderen leuten eher oder ebenso gut wie ihm hätten bekannt sein müssen, sondern dass er eine mit den ihm verwandten Jerusalemer Anjous verknüpfte Gralerzählung ins abendland heimbrachte, die nicht zu einer allgemeinen verbreitung gelangte, für ihn aber eben ein besonderes persönliches interesse hatte. Zu derselben vermutung, zu der wir von Kiot-Wolfram, wo das Gralkönigtum an das königtum Jerusalem erinnert (s. Martin, einl. s. XL) und von Crestien aus gelangen, führt noch ein dritter weg. Eine steinlegende in verbindung mit Jerusalem und Anjou, wie sie von uns vorausgesetzt wird, hat sich schon bei dem eigentlichen begründer des hauses Anjou, Fulko III. (972—1040), gebildet im anschluss an seine Jerusalemer

fahrt im jahre 1003: On raconte que, dans un saint délire, il saisit avec ses dents un des bords de la pierre du sépulcre, et que la pierre, amollie par un miracle, céda et se laissa briser. Foulques revint, emportant sa précieuse relique et un morceau de la vraie croix acheté à prix d'or aux infidèles. Pour donner asile à ces trésors, il fonda, sous l'invocation de la Sainte Trinité et des Saint-Anges, le monastère de Beaulieu [ob Bêâlzenân damit in verbindung gebracht werden darf?] près Loches (1005). (Nouvelle biographie générale 18, 300.) Damit war ein anlass gegeben, auf seinen (mütterlicherseits) und des grafen von Gâtinais (vgl. Gandîn?) enkel, Fulko V, der (vgl. Gahmuret) nach dem orient zieht und durch heirat das königtum Jerusalem erwirbt, daselbst eine orientalische steinlegende zu übertragen. Dieser Fulko hat in engen beziehungen zum templerorden gestanden. Der ahnherr der Gralkönige erinnert insofern an Gottfried von Bouillon, den beschützer des heiligen grabes, als er bei Wolfram niemals könig genannt wird, wie seine nachfolger, und *durch schermens rât* P. 501, 25 mit dem Gral verbunden erscheint. Das motiv der vergiftung durch einen heiden war bei ihm (früchte, die ihm der emir von Caesarea anbot) und dann bei Fulkos sohn, Balduin III. (durch den leibarzt des grafen von Tripolis) gegeben. Unter seinem bruder Amalrich wurde die lage Jerusalems so bedroht, dass der könig die hilfe des abendlandes erflehte und sich selbst nach Konstantinopel begab, um den kaiser zu einem einschreiten zu bewegen. Nach dem tode dieses dritten königs aus dem geschlecht Anjou kam sein schwestersohn Philipp von Flandern, zugleich der neffe des vergifteten Balduin III., als retter und nachfolger, wie es Parzival für den von dem vergifteten speer eines heiden verwundeten bruder seiner mutter geworden ist, in betracht, eben jener sonst nicht als gönner der dichtkunst bekannte mann, der bald nach der rückkehr von seiner Jerusalemer reise Crestien ein lateinisches buch vom Gral gab. Nun ist graf Philipp, der sich 1173 den söhnen Heinrichs II. im kampf gegen ihren vater anschloss, widerholt mit den ihm blutsverwandten — vgl. den vertrag zwischen Richard Löwenherz und Baldewinum comitem Flandriae et Haynoiae, consanguineum suum 1197 (Rymer I, 94), d. h. Balduin IX., sohn des 1195 gestorbenen Balduin VIII., der als gemahl von Margarete, der schwester Philipps von Flandern, diesem 1191 folgte, dem späteren kaiser von Konstantinopel — englischen Anjous in verbindung getreten. Er war es, der bei dem aufbruch zum kreuzzug Richards mutter, die königin Eleonore, und Richards braut Berengaria, die tochter Sanchos I. von Navarra, auf dem landweg durch Italien geleitete, wo sie mit

Richard in Messina zusammentrafen (s. Pauli 3, 220). Philipp von Poitiers, der sekretär Richards auf dem kreuzzug, auf welchem der graf von Flandern am 1. juni 1191 starb, ist, wenn nicht früher, so damals im orient mit ihm und seiner umgebung zusammengetroffen und somit in der lage gewesen, über den inhalt des von jenem einst an Crestien gegebenen buches näheres zu erfahren.

Wenn nun Philipp von Flandern, der als nachfolger des dritten königs aus dem haus Anjou in Jerusalem in frage kam, eine erzählung vom Gral aus dem orient heimbrachte, so liegt die annahme am nächsten, dass diese von drei königen handelte mit einem ausblick nach dem nachfolger des letzten und retter des landes. Und das gerade bezeichnet Kiot als ein selbständiges vorausliegendes element der dichtung nach den worten: *unt anderhalp wie Tyturel unt des sun Frimutel den Grâl bræht ûf Amfortas.* (P. 455, 17—19.) Damit endet diese sage oder dichtung vom Gral an einem punkt, wo eine ergänzung oder weiterbildung sich von selbst aufdrängte. Die vereinigung mit der Peredursage bot sie. Und warum sollte diese verbindung nicht bereits in der umgebung des grafen Philipp von Flandern vollzogen sein? In diesem fall stimmt Crestiens berufung für die Gralsbotin auf das ihm vom grafen gegebene buch zu allem übrigen. Endlich fügen sich die verschiedenen angaben und zeugnisse und die durch sie bedingte entwicklungsgeschichte der Gralsage zu der auskunft, dass Kiot über ursprung, bedeutung und vorgeschichte des Grals eben nicht anderswoher als aus einem arabischen buch unterrichtet sein konnte. Der hier schon vorhandene (P. 454, 29. 30 *diu menscheit ist immer wert, der zuo dem Grâle wirt gegert*), zur weiterbildung treibende zug führte im orient zu der verknüpfung der Jerusalemer Anjous, die schon früher eine andere steinlegende hatten, mit dem Gralstein. Hierauf bezog sich das buch, das der zu ihnen gehörende Philipp von Flandern nach seiner heimkehr aus dem orient an Crestien gab, nachdem in seiner umgebung diese keinen abschluss bietende erzählung mit der sage von Peredur, der das höchste auf erden erreicht, verschmolzen war, und hierauf bezog sich auch die lateinische aufzeichnung *wie Tyturel unt des sun Frimutel den Grâl bræht ûf Amfortas* (P. 455). Der verfasser von Wolframs vorlage, der ein der Gralpflege würdiges geschlecht nur aus Anjou herleiten (455, 2—12) kann, zieht ausserdem aus einer chronik eine mit *Mazadân* beginnende genealogie der Anjous (455, 13—16) heran. Wie die dichter der gelehrten französischen epik gern mit ihrer gelehrsamkeit prunken, so war es für den verfasser, der Crestiens unvollendetes werk unter dem einfluss der

gelehrten epik überarbeitete, mit einer vorgeschichte versah und zum abschluss brachte (P. 827), um so mehr notwendig, genauere mitteilungen und auseinandersetzungen zu geben, weil der unerklärte Gral Crestiens zu den verschiedensten deutungen führen musste und geführt hat.

Es muss uns genügen, dass die angabe, dass von dem Gral in einem arabischen buch die rede war, durch einzelheiten an verschiedenen stellen des gedichts (QF. 85. Z. f. d. a. 47), die nur aus der arabischen litteratur stammen können, gegen zweifel geschützt wird. Die weitere untersuchung über den Gral selbst und die bei Wolfram vorkommenden namen, die dem bereich des orients sicher oder vielleicht angehören, ist berufener seite anheimzustellen. Ein nachtrag sei hier angeschlossen. QF. 85, 35 habe ich darauf hingewiesen, dass *Agra* für *Angram* überhaupt nicht in frage kommen kann. Es ist ausserdem zu beachten, dass das eisen Indiens, abgesehen vielleicht von dem bei Portonovo, südlich von Pondichéry, gewonnenen, an güte, wie es scheint, hinter dem eisen Ceylons zurücksteht. Es ist also mit Angram das „dorf des *Anurâdha*" gemeint, das um 400 v. Chr. zur hauptstadt der insel wurde: An(uro)gram(mon). Vgl. Tomaschek in Paulys Realenc.[2] I s. v.: „Anurogrammon Ἀνουρόγραμμον βασίλειον (Ptol. VII, 4, 10), residenz der könige von Taprobane (Ceylon), im innern der insel gelegen; die in- und anwohner hiessen Ἀνουρόγραμμοι VII., 4, 9. Nach dem bericht des Râğa bei Plin. VI, 86 hiess die stadt, der vorbeifliessende strom und die ganze insel Palaesimundu". In der griechischen und lateinischen litteratur ist der einzige gewährsmann Ptolemaeus, von welchem der name, der arabischen gelehrten freilich nicht ausschliesslich durch ihn bekannt zu sein brauchte, nur durch arabische vermittlung, die bei der von demselben Ptolemaeus erwähnten insel des guten dämon sogar noch speciell (s. Z. f. d. a. 47, 207) nachweislich ist, bis in das deutsche gedicht gekommen sein könnte. Dabei ist beachtenswert, dass Plinius für die stadt einen andern namen bietet. An diesen (s. oben s. 17) könnte man bei Pâtelamunt denken, aber auch an das Indusdelta Pattalene (Plinius: Pattale) oder an die stadt Pattala (Plinius: Patala), die an der spitze dieser insel oder an der stelle der trennung beider hauptarme des stromes lag; vgl. Paulys Real-enc.[1] s. v. Bei der entscheidung hierüber wie in allen fällen dieser art stellt sich die notwendigkeit heraus, dass die dem orient zweifellos oder möglicherweise angehörenden namen auch auf ihre form oder entstellung hin, wobei ein zurückgehen bis auf die handschriften, wie bei *Ecidemonis* und dem aus Solin stammenden abendländischen

Farjelastis, erforderlich werden kann, geprüft werden müssen, ob sie aus dem arabischen oder aus Plinius-Solin bezw. andern Lateinern eingewandert sind. Dies gilt namentlich für *Trîbalibôt* als name für Indien P. 823, 2. 3, für die stadt Tabronit, die in form und bedeutung der insel Taprobane nicht ganz entspricht, für *Zazamanc, Azagouc, Oraste gentesin* u. a. Bei dem letztgenannten namen möchte man ja zunächst an die von Solin erwähnten Orestae populi denken, aber auf der andern seite steht, dass aus der lateinischen litteratur eine beziehung, wie sie sonst üblich ist, zu dem mit ihnen verknüpften bambusrohr anscheinend nicht zu gewinnen ist, dass P. 335, 23 ausdrücklich der zusatz *ûz einem heidenschen muor* gemacht wird, dass das dort gewonnene rohr an dieser stelle zusammen mit den speerspitzen von Angram, deren anführung tatsächlich berechtigt ist, erwähnt wird und dass gerade arundo Indica nicht minder als das eisen Indiens und Ceylons von altersher berühmt ist. Dass erst einmal jede einzelheit für sich aufgeklärt werden muss, ist natürlich und auch daraus ersichtlich, dass nach Taprobane, an das die stadt Tabronit erinnert, der aus Plinius stammende Razalîc weist, aber auch das aus dem arabischen überkommene Angram und endlich auch die sage von den hässlichen menschen in verbindung mit Adam (s. QF. 85, 16), die als solche nicht aus einer schriftquelle hergeleitet zu werden braucht wie die drei namen.

So hat sich uns für die beiden hauptfragen ergeben, dass der Gral aus dem arabischen stammt, dass Wolframs gewährsmann ein Südfranzose war und dass nur seine angabe über dessen namen auf einem missverständnis beruht. Bei den weiteren und minder wichtigen fragen, ob jener Südfranzose oder etwa ein von ihm erwähnter Guiot in Toledo arabisch gelernt hat, ob er aus einem arabischen buch und Plinius nebst andern Lateinern unmittelbar geschöpft oder nach einer der beiden richtungen hin eine abgeleitete quelle benutzt hat: bei diesen fragen muss der beantwortung, wenn sie überhaupt möglich ist, die durchforschung des in betracht kommenden materials für alle einzelheiten vorausgehen. Diese untersuchung kann aber nur ein kenner des arabischen durchführen.

2. Griechisch-lateinische namen.

Bei einer erneuten durchmusterung der griechischen und lateinischen namen muss der blick zwar zunächst stets auf Plinius und Solin gerichtet sein, darf aber nicht einseitig auf sie geheftet bleiben.

1. So habe ich bei *Alamîs* (P. 770, 16) an entstellung aus Apalaei (Apamei) gedacht (Z. f. d. a. 45, 192), näher liegt aber, darin Alanus zu

sehen. Solin nennt unter den scythischen völkerschaften allerdings die Satarchae, zu denen *Alamîs* gestellt ist, nicht aber die Alanen. Plinius nennt zwar auch diese, aber nicht mit den Satarchen zusammen. Leichter als aus ihm oder einem auf ihn beschränkten auszug waren im anschluss an ein geographisches buch, das in der aufzählung der Scythen vollständiger oder anders verfuhr, die namen zusammenzubringen in jener manier, dass der name der einen scythischen völkerschaft — übrigens werden in den hss. die Alani und Albani öfter verwechselt, s. Pauly, Real-enc. I, 1285, — zu dem regentennamen einer andern scythischen völkerschaft verwandt wird.

2. Wie kommen *Liddamus* und *Agrippe* P. 770, 4 zusammen? Man sieht die möglichkeit einer allerdings nicht gerade wahrscheinlichen verknüpfung von Sol. 17, 4 Contra naturam est in pedes procedere nascentes, quapropter velut aegre parti appellantur Agrippae. ita editi minus prospere vivunt et de vita aevo brevi cedunt; und Sol. 18, 15 nonnullos nasci accepimus concretis ossibus, eosque neque sudare consuesse neque sitire, qualis Syracusanus Lygdamus fertur, qui tertia et tricesima olympiade primus ex Olympico certamine pancratii coronam reportavit; cuiusque ossa deprehensa sunt medullam non habere. Andrerseits sind die Agrippae kein volk, es fehlt auch das sonst meistens beigefügte gens, und man könnte Agrippe auffassen wie *Affricke* v. 3 und *Arâbîe* v. 19, zumal da es ein land Agrippe gibt, die heimat der schnabelleute nach Reinfried 19385. 20281. 20316. Dann scheint aber wider eine beziehung zu dem personennamen zu fehlen.

3. Die ersterwähnte möglichkeit würde eine stütze erhalten, wenn *Tinodonte* P. 770, 5 (vgl. Martin dazu) und das damit doch wol identische *Cynidunte* P. 708, 29 zurückzuführen ist auf Sol. 18, 1 quos cynodontas vocant, quibus gemini procedunt ab dextera parte, fortunae blandimenta promittunt: quibus ab laeva, versa vice. An sich lässt sich nicht in abrede stellen, dass ein dichter hieraus oder aus den Agrippae einen volksnamen hätte construieren können. Da aber sonst eine weitreichende kenntnis in geographischen dingen im gedicht hervortritt, sollte man meinen, dass ein so vieler namen kundiger nicht zu diesem mittel gegriffen hat. Und damit nicht genug, er hätte gerade dies nirgends überlieferte volk auch noch wegen seiner *pfelle* gerühmt? Im hinblick auf das sonstige wissen und verfahren in dem gedicht halte ich ein *Sinae gens* für zugrunde liegend, das mit *Ecidemonîs* und anderem aus dem arabischen in den Parzival gekommen sein wird. Tsin ist die älteste benennung der Römer und Byzantiner für China „wegen des glanzes der Tsin-dynastie (reg. v. 265—420 n. Chr. g.), der

auch bis zu dem römischen kaiserreiche hinüberstrahlt, dass durch sie der name Tsin, Tchina, Sinae, *Σῖναι*, früher *Θῖναι*, *Θεῖναι*, *Τζινίτζα*, China bei allen völkern der erde in gang kommt." (Ritter VII, 537. Vgl. Ritter II, 199; IV, 519 über den namen und über China als seidenland Ritter VIII, 690). Das land der *Σῖναι* (*Θῖναι*) ist das südliche China nach Ptol. 7, 3, 1 *οἱ Σῖναι περιορίζονται ἀπὸ μὲν ἄρκτων τῷ ἐκτεθειμένῳ μέρει τῆς Σηρικῆς*. Die vermutung, dass auch das reimwort von beiden stellen 708, 30 *Pelpîunte*, 770, 6 *Schipelpjonte* dasselbe meint und nur durch die überlieferung verschieden gestaltet ist, wird dadurch bestätigt, dass *Skipelpunte* W. 356, 30 auch als *pelpyunt* in hss. erscheint. Die möglichkeit, dass dies gleichfalls wie *Agrippa* und *Tinodonte* in den beiden vorhergehenden und *Agremuntîn* in dem dann folgenden vers der liste nicht von der älteren lateinischen litteratur her eingewandert ist, liegt um so näher, als aus dieser richtung anscheinend nur ein name (vgl. Z. f. d. a. 45, 190) angeführt werden kann, der lautlich nicht recht befriedigt und sachlich für P. 708, 30 nicht passt. Ähnlich steht es wol um die herkunft von *Janfûse* (vgl. Martin zu P. 314, 16), wo *diu heidnîn Eckubâ* (761, 6) herrscht, und nun des namens dieser königin (vgl. Martin zu 336, 1), und um die einen erklärungsversuch aus der griechisch-lateinischen litteratur kaum zulassenden *Thopedissimonte* und *Assigarzîonte* P. 736, 15. 16. Zu letzterem (vgl. Martin a. a. o.) ist P. 770, 9 der aus Arabien stammende riese *Gabbara* gestellt, wie im vorhergehenden vers *Milon* (vgl. Zs. f. d. a. 45, 191) zu den arabischen nomaden. Es ist demnach eine arabische oder wenigstens morgenländische völkerschaft zu vermuten, wozu die heranziehung für kostbare stoffe 736, 16 stimmt, und dass, wie bei so manchem namen der liste, als zweiter bestandteil *gens* anzusetzen ist.

4. Für *Farjelastis* (P. 770, 3), den mann, der niemals gelacht hat, ist aus Solin keine passende gegend zu entnehmen. Aus Plinius liesse sich heranziehen 31, 19 Theophrastus Marsyae fontem in Phrygia ad Celaenarum oppidum saxa egerere. non procul ab eo duo sunt fontes Cyllon et Gelon ab effectu Graecorum nominum dicti. Aber bei Wolfram ist Farjelastis herzog nicht von Phrygien, sondern von Affricke. Herzog von einem ganzen erdteil — das fällt an sich ein wenig auf und im vergleich mit den übrigen namen der liste. Nun gibt es aber auch ein Africa im engeren sinn (Mela I, 4, 3. I, 7, 1) und im engsten sinn (Plin. 5, 23) Zeugitana regio et quae proprie vocetur Africa est. Jedesfalls führt nach dem erdteil und wenigstens auch nicht allzuweit von den specieller Africa genannten gegenden eine stelle bei Mela III, 10, 2, wo über die im atlantischen meer dem Atlas gegenüberliegenden inseln

der seligen (Fortunatae insulae) gesagt wird: Una singulari duorum fontium ingenio maxime insignis: alterum qui gustavere, risu solvuntur in mortem; ita adfectis remedium est ex altero bibere. Hier menschen, die sich zu tode lachen, dort der Agelastus: in einer abgeleiteten quelle konnte beides in einem abschnitt aneinandergereiht sein, wobei ein missverständnis des risu solvuntur ausserdem nicht ausgeschlossen erscheint, und vielleicht erklärt sich so, dass gerade die namen *Farjelastis* und *Affricke* verbunden sind.

5. Zoroaster soll nach P. 770, 19 von *Arâbîe* sein. Die antike überlieferung verweist ihn dagegen in die nähe des indischen Kaukasus oder zu den nördlicher wohnenden Arimaspen, wo die greifen das gold bewachen (vgl. Knobel, Die Genesis s. 28). In verbindung mit dem indischen Kaukasus und den greifen erscheint P. 71, wo Gg. v. 22 *arabie* schreiben, *Arâbî*, das noch nicht (vgl. auch Martin zu P. 15, 21) aufgeklärt ist.

6. Festeren boden gewinnen wir bei *Kalomidente* P. 770, 2, das m. e. nicht anders als *Geloni* oder *Gelonii gens* aufgefasst werden kann. Denn 1) erscheint *Kalomidente* P. 687 zusammen mit den Agathyrsi und Hippopodes, und bei Solin stehen unmittelbar neben jenen die Geloni, während z. B. Dionys. Perieg. 310 Ἱππόποδές τε Γελωνοίτε verbunden sind, so dass in einem handbuch die drei namen sehr wol an derselben stelle vereint sein konnten. 2) Es heisst P. 687, 9 fgg.: *von Ipopotiticôn oder ûz der wîten Acratôn oder von Kalomidente oder von Agafyrsjente wart nie bezzer pfelle brâht dan dâ zer zimier wart erdâht.* Nun konnten aber in dieser beziehung — auch das spricht dafür, dass in den analogen fällen P. 708, 29. 30 und 736, 15. 16, (vgl. oben unter 3), die namenwahl irgendwie begründet sein wird — die völkerschaften nach jener etwas eigentümlichen manier, die auch sonst zuweilen hervortritt, herangezogen werden, weil es Sol. 82, 11 (vgl. Mela 2, 1, 13. 2, 1, 10) heisst: Geloni [Gelonii] ad hos proximant. de hostium cutibus et sibi indumenta faciunt et equis suis tegmina. Gelonis [Geloniis] Agathyrsi conlimitantur, caerulo picti, fucatis in caerulum crinibus, nec hoc sine differentia: nam quanto quis anteit, tanto propensiore nota tinguitur, ut sit indicium humilitatis minus pingi. Eben deshalb ist 3) unter ihnen graf P. 770, 2 der Behantîns nach Sol. 20, 1 vel in Byzantio (byzantino A nebst L B P) nobili pycta, qui cum matrem haberet adulterio ex Aethiope conceptam, quae nihil patri comparandum reddidisset, ipse in Aethiopem avum regeneravit. (Vgl. Plin. 7, 51 indubitatum exemplum est Nicaei nobilis pyctae Byzantii geniti qui adulterio Aethiopis nata matre nihil a ceteris colore differente ipse avom regeneravit Aethiopem.) Allerdings wird bei Solin die sitte

des tättowierens den Agathyrsi zugeschrieben, aber die Geloni werden bei ihm unmittelbar neben jenen genannt, und der dichter konnte die Geloni P. 770, 2 mit demselben recht einsetzen, mit dem Vergil, der Aen. IV, 146 pictique Agathyrsi sagt, Georg. II, 115 pictosque Gelonos vorzieht; vgl. Claud. in Rufin. I, 313 Membraque qui ferro gaudet pinxisse Gelonus.

7. Da *Kalomidente* auf *Geloni gens* zurückzuführen ist, so könnte man *Ipotente* P. 210, 9 als *Hippopodes gens* auffassen. Ihre heranziehung an dieser stelle lässt sich verstehen; denn einerseits handelt es sich hier 1. um ein pferd, das von dort kommt, es wird 2. von norden her gebracht, und zwar 3. dem Clamide, dem könig von Iserterre, der bei Crestien *Clamedex des Illes* heisst (vgl. Martin zu 196, 28); andrerseits wohnen eben die pferdefüssler auf einer insel im hohen norden nach Plin. 4, 95, Sol. 93, 11, wo in der überlieferung auch schon *ippodes* sich einstellt. Deshalb wird, wenn sie auch P. 687, 9. 770, 13 als *Ipopotiticôn* erscheinen, die doppelschreibung einer silbe hier, wofern nicht *ticôn* auf *djente*, *gens* zurückgeht, die auslassung einer der beiden gleichlautenden silben dort, die gleichsetzung nicht hindern. Der abgesandte des königs von Ipotente, Nârant P. 210, 13, wird P. 205, 13 neben dem herzog von Gippones erwähnt. Hierin wäre ein aus Sol. 79, 7 M² in Africo mox litore apud Hipponen (v. l. ypponen) Diarrhytum delphin ab Hipponensibus (v. l. ipponensibus) pastus est tractandumque se praebuit, impositos quoque frequenter gestitavit, vgl. Plin. 9, 26 und aus Sol. 116, 16 Hipponem Regium postea dictum, item Hipponem alterum de interfluenti freto Diarrhyton nuncupatum, nobilissima oppida, equites Graeci condiderunt gebildetes Ippones, bezw. Ipponensis zu vermuten, um so mehr, als der herzog von Gippones der mann ist, der einen kühnen reiterangriff P. 205, 5. 6 vorschlägt, und da eine seestadt als seine heimat passt, weil der hier neben ihm genannte Nârant auch nach P. 210 auf dem seeweg hergekommen ist. Dass der ortsname von dem dichter frei gewählt ist, wird auch dadurch wahrscheinlich, dass der personenname als *Galagandreiz* mit der burg *Môreiz* verbunden erscheint in Ulrichs Lanzelet v. 734.

8. Wie in *Ipotente*, *Gippones* und auch sonst griechische worte aus der lateinischen überlieferung herausgesucht zu sein scheinen, so kann dies auch bei *prisîn* der fall sein. Gegen die herrschende annahme, dass *presilje* gemeint sei, ist geltend zu machen, dass Wolfram das öfter vorkommende brasilholz doch wol gekannt haben wird und es daher nicht im reim auf *sîn* P. 601, 12. 821, 12 hätte verwenden können. Französischen ursprung — mag nun afrz. *les* „bei“ „neben“

darin stecken, wie Bartsch und Martin in den anmerkungen annehmen, oder *lais* „ein durch den wald gehauener weg“, was Bartsch Germ. St. II, 152 vorgezogen hat — verraten die wortgebilde *Læhtamrîs* P. 424, 17 und *Læprisîn* P. 821, 12 und dass auch sie wider nur der unmittelbaren vorlage entnommen sind, ist speciell nicht zu bezweifeln, wenn zu einem misverständnis des französischen die dem zusammenhang entsprechende wahl dieser bäume hinzukommt. Warum konnte der wald Clinschors P. 601, 11—13 nur aus tamarisken, um das sichere zunächst allein heranzuziehen, bestehen? Die tamariske passt vielleicht als sinnbild der ewigkeit, wie sie wegen ihres dauerhaften holzes und immergrünen laubes Gen. 21, 33 erscheint, besser aber als baum, der keine frucht hervorbringt, als unglücksbaum für den wald des die menschen hassenden und böses schaffenden (P. 658, 3 fgg.) Clinschor, für den wald, durch den der ritt in das totenreich von Schastel marveile führt. Als solchen baum kennzeichnet sie Plin. 16, 108 Fructum arborum solae nullum ferunt, hoc est ne semen quidem, tamarix scopis tantum nascens, populus, alnus, ulmus Atinia, alaternus, cui folia inter ilicem et olivam; infelices autem existimantur damnataeque religione, quae neque seruntur umquam neque fructum ferunt. Auf diese stelle verweist Plin. 24, 68 volgus infelicem arborem eam [sc. myricen] appellat, ut diximus, quoniam nihil ferat nec seratur umquam und fährt dann 24, 69 fort mit den worten: Corinthus et quae circa est Graecia bryan vocat eiusque duo genera facit, silvestrem plane sterilem, alteram mitiorem. Vgl. Plin. 13, 116 myricen [sc. fert] et Italia, quam tamaricem vocat, Achaia autem bryan silvestrem. Da nun die beiden P. 601, 12 zusammengenannten bäume mindestens ähnlich sein werden und, weil der wald einmal *Læhtamrîs* P. 424, 17 und einmal *Læprisîn* P. 821, 12 genannt wird, von gleicher art sein können, so ist es möglich, dass mit *prisîn* das griechische *βρύα*, das nur durch Plin. bezeugt zu sein scheint, gemeint ist, das schon in der lateinischen litteratur vielleicht nicht richtig als *bryan* im acc. überliefert war und in dem durch den reim P. 601, 12. 821, 12 gesicherten auslaut näher gerückt ist als *presilje*, das Wolfram doch wol bekannt war und kaum in nähere verbindung mit *tamarix* und einer dem zusammenhang entsprechenden wahl gebracht werden kann.

9. Für die von Martin gegebene erklärung von *Zazamanc* und *Azagouc* lässt sich noch folgendes anführen. *Zazamanc* ist dadurch etwas näher bestimmt, dass der marschall der königin von Z. Gahmuret vor Alexandria gesehen hat, (P. 18, 21) und durch die verbindung mit *Azagouc* — Ritter, Erdk. von Afr.[2] 221 vergleicht Ag'âzî, wonach die

Abessinier gemeint sein würden, vgl. Paulys Real-enc. s. v. Asachae — ist der kreis der möglichkeiten enger eingeschränkt. Ausserdem lehren Plin. 5, 45 Garamantes matrimoniorum exsortes passim cum feminis degunt und Sol. 130, 11 Garamantici Aethiopes matrimonia privatim nesciunt, sed omnibus in venerem vulgo licet; inde est quod filios matres tantum recognoscunt: nam paterni nominis nulla reverentia est. Dass Gahmuret die schwarze königin von Zazamanc vor der geburt ihres sohnes verlässt, wird also gewissermassen durch namen und brauch des landes (vgl. auch P. 55, 25 *wær dîn ordn in mîner ê, sô wær mir immer nâch dir wê*) entschuldigt, wie bei dem analogen bruch des Feirefîz mit Secundille P. 818, 10 der dichter zu dem auskunftsmittel greift, dass er die nachricht von deren tod eintreffen lässt P. 822, 19—22; 823, 7—10. Auffallend bleibt die auch von Martin hervorgehobene starke entstellung des namens der Garamantes infolge falschen lesens, aber diese schwierigkeit ist doch nur in dem fall vorhanden, dass nicht Kiot, sondern Wolfram die namen aus Solin, bezw. der lateinischen litteratur eingefügt hat. Sollte es übrigens nur ein zufall sein, dass einerseits in dem gedicht, das die ahnen des hauses Anjou verherrlicht, Gahmuret Anschevîn die herrschaft desselben auf die Garamantes, Feirefîz Anschevîn auf Indien ausdehnt und andrerseits Vergil in dem gedicht, das den ahnherrn des Julischen geschlechts feiert, von Augustus sagt: super et Garamantas et Indos proferet imperium Aen. VI, 794? Vgl. Ecl. 8, 44 extremi Garamantes. Dass Azagouc und Zazamanc aus dem Parzival in das Nibelungenlied und nicht aus diesem (vgl. Braune, Beitr. 25, 86—89) in den Parzival gekommen sind, gilt auch mir als zweifellos.

10. P. 465, 21 *der pareliure Plâtô* kann sich auch (anders Martin z. st.) auf eine sage beziehen, die in der chronik des Sigebertus Gemblacensis (Mon. Germ. VI, 335) zum jahre 782 und mit denselben worten unter dem jahr 783 von Albrich (Mon. Germ. 23, 717) erzählt wird: Constantinopoli quidam lapideam auream invenit et in ea virum iacentem cum hac scriptura: Christus nascetur ex Maria virgine, et credo in eum. Sub Constantino et Hyrene imperatoribus, o sol, iterum me videbis. Albrich fügt hinzu: Ista fuit prophecia cuiusdam antiqui et, ut dicit abbas [Henricus] de Valle Sancti Petri [Heisterbach], Platonis, longo tempore ante incarnationem Domini, ut credimus, ibi sepulti. Hertz s. 522, 157 hat diese erzählung aus dem Viridarium politico-historicum (Lipsiae 1688) s. 269 belegt. Wegen dieses prophetischen ausspruchs konnte Plato mit der Sibylle zusammengestellt werden, vermutlich der Erythraeischen; vgl. die von Sattler (Die relig. anschauungen W. v. E. s. 27) angeführte stelle des Rabanus Maurus: Celebrior inter caeteras

ac nobilior Erythraea perhibetur, quae de Christo quaedam scripsit, ut sunt versus ejusdem, in quorum capitibus graeca lingua Jesous Christos Theou yios soter continetur, quod latine interpretatur, Jesus Christus Dei Filius Salvator.

3. Keltische, englische, französische namen und geschichtliche beziehungen.

1. Im gegensatz zu der herrschenden ansicht halte ich *Löver* und *Lôgroys* nicht für identisch, weil jenes stets ein land, dieses eine burg bezeichnet und weil als keltischer name für einen teil Britanniens, den Artus beherrscht, Loegria (u. a. bei Giraldus Cambrensis) erscheint (s. Heinzel, Parz. s. 13), im prosaroman von Merlin aber auch eine walisische stadt Logres, das Constans in seiner Chrestomathie p. 407 zweifelnd auf Locros zurückführt.

2. *Idœl* P. 277, 4 (*idol* Gg.), 311, 6 (*idol* Gg. *Idol* D), *Ydœl* 413, 17 könnte auch (vgl. Heinzel, Parz. s. 90) der name Idwal sein, den ein im krieg gegen Eadgar gefallener könig von Wales (Annales Cambriae ad a. 963) führte (s. Lappenberg, Gesch. v. Engl. I, 408), oder Ithel, wie ein sohn des Griffith ap Lhewelyn hiess, der 1067 einen aufstand in Nordwales erregte (s. Lappenberg II, 76).

3. *Kâreis* P. 457, 14 ist ein bekannter bretonischer ortsname. „Carahais in Pleucadeuc, Carahais in Tradion, Carhaix in Bréhan-Loudéac, alle drei in Morbihan; ferner Caerahes, Karahes, heute Carhaix in Finisterre (s. Rosenzweig, Dictionnaire topographique du Département de Morbihan s. 35, 36; J. Loth, Chrestom. Bretonne s. 186, 194)“ Zimmer bei Foerster einl. z. Chr. v. Troyes, band 4, s. CXIV. Und dann ist in dem könig von Kâreis ein aus geschichte und sage bekannter bretonischer fürst zu vermuten, Karadoc mit dem beinamen Brech Bras, der in Morbihan regierte; wenn auch als seine residenz sonst zuerst Vannes, später Nantes angegeben wird, so ist er doch durch seine mutter Ysanne von Carahais (s. Zimmer a. a. o.) speciell mit diesem ort verknüpft und ausserdem konnte in einem gedicht, in dem Nantes (vgl. Martin zu P. 144, 7) mit Artus unlöslich verbunden ist, dies nicht als sitz des Karadoc erscheinen. Dazu kommt noch ein wesentliches moment. Trevrizent preist a. a. o. den frommen alten ritter und zieht bei dieser gelegenheit seine verwandtschaft mit dem könig von Kâreis heran, der seine schwester zur frau hat: das ist am besten zu verstehen, wenn es sich dabei um eine persönlichkeit handelt, die auf dem für Trevrizent und den frommen alten ritter wichtigsten lebensgebiet sich hervorgetan hat, die also durch frömmigkeit sich ausgezeichnet

oder um die kirche sich verdienste erworben hat. Das trifft gerade auf Karadoc zu, der es Paternus, dem ersten bischof von Vannes, ermöglichte, die kathedrale von Vannes (c. 465) zu gründen; vgl. die von Zimmer a. a. o. erwähnte stelle. Er wird als *Garedeas von Brebas* in der liste Hartmanns Erec 1652 entsprechend Crestiens *Karados briezbraz* aufgeführt, vgl. Haupt z. st. Nach Pseudo-Gautier (vgl. Heinzel, Gralr. s. 32 und 33) ist Carados vermählt mit Guimer, der schwester des Cador von Cornwall. Wenn dies mit Wolfram combiniert werden darf, so wäre *Kahenîs, ein Punturteis* (457, 13) mit letzterem, wie auch sonst bei Wolfram zuweilen andere namen für entsprechende gestalten vorkommen, identisch und Punturtoys in Cornwall zu suchen. Der könig von Punturtoys heisst (P. 67, 17) *Brandelidelîn* und dürfte mit dem ebenfalls bei Pseudo-Gautier genannten *Brans de Lis* zusammenzubringen sein, auf den schon Martin, nachtr. s. XCVI, hingewiesen hat. Bemerkenswert ist auch, dass mehrfach in französischen dichtungen (s. Heinzel a. a. o.) Carados Briebras und Cador zusammen erscheinen und auch bei Wolfram das auftreten des Kahenîs die an sich entbehrliche erwähnung seines schwagers veranlasst.

4. Die ebene des kampfplatzes P. 681, 6, ist bekannt durch kämpfe des tapferen königs von Gwent, Theodoric, gegen die heidnischen Sachsen im jahre 610. „Theodoric erhielt in der hauptschlacht eine wunde, welche ihm den schädel spaltete und wurde am einfluss des Wye in den Severn [vgl. P. 681, 7 und Martin dazu] beerdigt. Auf seinem grabe wurde zu ehren des königlichen märtyrers, dessen andenken seine feinde noch viele jahrhunderte hernach an seinem todestage begingen, eine kirche errichtet, jetzt Mathern genannt (aus Marthirn Teudric)" Lappenberg, Gesch. v. Engl. I, 155.

In der an der südlichen meerküste und den ufern des Tawe (Glanmorgan) belegenen landschaft Goher in Wales fanden 1136 kämpfe zwischen Walisern und Normannen statt (s. Lappenberg II, 307). Der könig von Gors erscheint, P. 343, 21. 22, zusammen mit dem herzog von Llanvair, dem schauplatz gleicher kämpfe nach Martin a. a. o., der zu P. 348, 25 auch schon auf Gower hingewiesen hat.

Wenn bei der belagerung von Pelrapeire auch kämpfer aus *Ukerlant* P. 205. 210 teilnehmen d. h. nach Martin zu P. 205, 14 von den Orkaden, so lässt sich vergleichen, dass unter Heinrich II. bei dem kampf um Dublin zwischen Normannen und Iren nebst skandinavischen abkömmlingen von Man und anderen inseln, nachdem die belagernden Iren zurückgetrieben waren, 60 norwegische schiffe von den Orkneys eintrafen, um Dublin wider zu erobern; auch sie unterlagen den Nor-

mannen; vgl. Pauli, Gesch. v. Engl. 3, 98. Dublin ist nach Martin zu P. 610, 23 mit *Iôflanze* vermutlich gemeint.

5. Ob mit *Karcobrâ* P. 497, 8. 821, 2 maxime famosum illum et nobile castrum, quod dicitur Scartheburth (v. l. Scarburgh) (William of Newburgh I, 104) gemeint ist, in Yorkshire, durch natur und kunst ausserordentlich fest, das der graf Wilhelm von Albemarle 1155 Heinrich II. übergeben musste (arcem magnam et praeclaram rex ibidem aedificari praecepit, wie Guil. Neubr. a. a. o. am schluss seiner beschreibung der örtlichkeit sagt)?

6. P. 605, 8 denkt Martin an Chichester bei Portsmouth, Hertz trifft keine entscheidung zwischen Cirencester oder Winchester. Zu gunsten der letzten stadt spricht folgendes: weil P. 605, 8 *phæwîn von Sinzester ein huot*, P. 722, 18. 19 ein *huot geworht in Sinzester,* P. 313, 10 *von Lunders ein pfæwîn huot* erwähnt wird, möchte man annehmen, dass an jenen beiden stellen die frühere hauptstadt von England gemeint ist, wie Crestien im Wilhelm v. England v. 3180 sagt *ou a Londres ou a Guincester;* auch im Cligés v. 291. 302 ist Winchester genannt. Von grösserem gewicht ist, dass unter Heinrich II ausser London auch Winchester (s. Chron. Ricardi Diviensis, de reb. gest. Ric. I ed. Stevenson p. 62) durch seehandel und durch den markt an inländischen erzeugnissen lebendig aufblühte (s. Pauli, Gesch. v. Engl. 3, 195).

7. *Brandelidelîn* (vgl. Martin zu P. 67, 17 nebst nachtrag s. XCVI). Zu der entstellung des namens sei verwiesen auf Crestiens Erec 6730, wo *uns chevaliers, Bruianz des Illes* in der pikardischen hs. des 13. jhs., offenbar unter dem einfluß der folgenden reime *seisine : reïne,* als *brianz de line* erscheint. Dieser ritter, der dem könig Artus und der königin zwei thronstühle geschenkt hat, ist im übrigen von dem *Brandelidelîn* im Parzival fern zu halten, der immer als gegner von Artus erscheint.

8. Die form *Gramovlanz* ist trotz *grimoflanz* P. 604, 21. 608, 13 in G für Wolfram vorauszusetzen; vgl. Martin, Vorrede s. XXXIII. Dann kann aber der deutsche dichter nicht selbständig den namen für den vater eingeführt haben. Dieser heisst natürlich nicht *Irot,* wie D überliefert, sondern *Guirot,* wie G an allen stellen bewahrt hat; vgl. P. 604, 19 *Gyrot* gg, *chyrot* G; 608, 11 *gyrot* Ggg; 658,9 *Gyrot* dgg, *Cyrot* G; 712, 14 *gyrotes* Gdgg. Denn *Gramovlanz* heisst bei Crestien *Guiromelans* und auch *li guiromelans*, was von Bartsch Germ. st. II, 121 „der um den kranz kämpfende“ übersetzt worden ist, und zu diesem für die manier Kiots passenden sinnnamen gehört Guirot als vatersname, der im anlaut gleich klingt mit dem namen des sohnes, im aus-

laut mit dem namen des königs Lot, der im zusammenhang der erzählung neben ihm genannt wird, *Irôt:Lôt* 608, 11. 12. Da nun für Wolfram *Gramovlanz* anzusetzen ist, so führt auch dies wider zu einem zwischen ihm und Crestien liegenden werk, in welchem der name für den vater des *Guiromelans* eingesetzt wurde.

9. *Feirefîz*. „Von einem mulatten, der am ganzen leibe schwarz und weiss gefleckt ist und dessen rote lippen selbst schwarz gesprenkelt sind (Parz. 758, 19), findet sich in der so fabelreichen naturkunde des mittelalters sonst nirgends eine spur“ (Hertz 476, 23)[1]. Um so mehr wird die phantasie des dichters beeinflusst sein von einer bibelstelle, wo zwar von dem pecus varium et discolor die rede ist, aber schon von Hieronymus auf analoges im menschenleben, wie es der (von Bartsch Germ. st. II, 138 erkannte) vair fiz, *der zweier varwe was* (57, 16), ist, hingewiesen wird. Es ist bemerkenswert, dass auf dieselbe Genesisstelle der mönch Bertremiel, der als einsiedler von Molliens (bei Amiens, Renclus de Molliens) bekannt ist, ein didaktiker des 12. jhs., dessen dichtungen von nachhaltiger wirkung waren (s. Suchier, Gesch d. frz. lit. s. 214) hindeutet in einer von Singer, Zs. f. d. a. 44, 322 angeführten stelle (Miserere LXVIII), in der u. a. gesagt wird: „Wehe dem menschen ..., der sein leben elsterfarben (pielée) macht, aus gut und böse gemischt: er gleicht einer geschälten rute (Gen. 30, 37).“ Das seelenleben Parzivals, auf das der vergleich P. I, 6, und das äussere aussehen des Feirefiz, auf das derselbe vergleich P. 57, 27; 748, 7 angewandt wird, liegen also einer durch die Genesisstelle vermittelten gedankenverbindung nicht ganz fern.

Heinzel, Parz. s. 12 und nach ihm Wechssler, Die sage v. h. Gral s. 169, Singer, Zu W. Parz. s. 21 heben hervor, dass Wolfram nirgends andeute, dass der name „der gefleckte sohn“ bedeute und ihn daher unverstanden aus seiner quelle übernommen habe. Die erzählung P. 57, 15 fgg., dass der knabe halb weiss und halb schwarz war und dass die mutter ihn (daher) Feirefiz nannte, weist aber durch sich auf eine andeutung oder bezeichnende namenwahl der französischen quelle. Diese ist auch vorauszusetzen bei *Condwîramûrs*, deren schönheit die

[1] Es kommen aber tatsächlich solche menschen vor; vgl. z. b. G. Rohlfs, Quer durch Afrika (Leipz. 1874—75) I, 56. 154; Globus XXXIV, 27 fg. 122 fg.; Zeitschr. f. ethnol. 1886 s. (559) fg. — Ein *maðr hálflitr* tritt auch in der Mágus saga auf; er sagt von sich selbst (c. 19; Forns. Suðrl. s. 35): *blámaðr rar faðir minn, en móðir min rar ættuð norðan yfir haf, ok þrí em ek blár qðrum megin, at mér bregðr þri til fqður mins; ok marga megi þér þar sjá á Blálandi srá orðna, sem ek em, ok miklu endemligri, ok srá á Sithia enni miklu.* H. G.]

liebe in Parzivals herz führt (vgl. 495, 22. 23 *ir minne condwierte mir freude in daz herze mîn)* und deren liebe ihn geleitet und schützt (s. 741, 15 *durch der minne condwier,* vgl. 332, 14 *ir minn dich dâ behüete).* Vgl. über den namen San Marte, Germania 2, 407; Bartsch Germ. st. II, 144; Martin QF. 42, 8; Heinzel, Parz. s. 11 und 60; Lichtenstein Beitr. 22, 31; Hertz 500, 87; Wechssler s. 169; Martin zu P. 177, 30. Auch die anspielung bei Perceval (vgl. Martin zu P. 140, 17) gehört hierher, die, mit einem durch die überlieferung feststehenden namen verknüpft, weniger klar heraustritt, sich aber doch auch wol noch auf v. 18—30 erstreckt. Wenn hier eine beziehung zwischen dem namen des sohnes und dem schicksal der eltern hergestellt ist, wie in dem vielleicht vorbildlichen fall von Tristans geburt und namen, so lässt sich vergleichen, dass in der an namendeutungen reichen Genesis z. b. Isaac, wie Hieronymus zu Gen. 17, 17. 19 bemerkt, seinen namen hat, weil Abraham oder Sara gelacht haben, dass Astyanax in rücksicht auf seinen vater Hektor „stadtbeschirmer" (Il. 6, 402), dass Alcyone so heisst, weil ihre mutter in ihrem leid dem eisvogel gleicht (Il. 9, 561), dass Telemach und Megapenthes (Od. 4, 11) nach dem geschick und der stimmung des vaters und dass, wie Megapenthes, auch der im exil der mutter geborene sohn der Genovefa „Schmerzenreich" genannt wird. Die bezeichnenden namen von nebenfiguren werden meistens ohne einen mehr oder minder deutlichen hinweis eingeführt. So wird auch Gahmuret, dessen charakter, wie Heinzel, Parz. s. 86 sagt, den Iweintypus zeigt, den mann, der es vor lust an abenteuern und ruhm in der ehe nicht aushält, nur leidenschaftlicher, in rücksicht auf seine persönlichkeit benannt sein; vgl. *Gomeret le démesuré* in dem gedicht vom gefahrvollen kirchhof (Hertz 469) und *Quinoquois Gomeret* in der krone 2338, d. i. *qui n'ot quoi,* qui non habuit quietem (Singer, Z. f. d. a. 44, 325); ein zusammenhang mit dem land Gomeret bei Crestien (vgl. Martin zu P. 5, 23) ist kaum anzunehmen. Über Castis und andere sinnvoll gewählte namen vgl. Martin.

Eine erneute und vollständige untersuchung der namen, ihrer bedeutung und herkunft aus sage, geschichte, litteratur, phantasie im zusammenhang mit der quellenfrage, die durch Martins ausgabe und nach der aufklärung mancher einzelheiten erleichtert ist, könnte unter berücksichtigung der neigung zu einer bezeichnenden namenswahl bisherige ergebnisse sichern, zwischen verschiedenen erklärungen entscheiden und weitere aufschlüsse geben über die in der sage feststehenden gemeinsamen, die bei Crestien und Wolfram verschiedenen namen von sich entsprechenden persönlichkeiten und orten, über die bei Wolf-

ram eingeführten namen bisher nicht benannter und endlich über die neu eingeführter gestalten und gegenden.

10. Der herzog *Lambekîn* P. 74, 1 trägt seinen namen m. e. nach Lembeck (vgl. Lembecca Mon. Germ. VI, 422, Sigeberti Contin. Aquicinctina; Lembecq Mon. Germ. 21, 534, Gisleberti chronicon Hanoniense) südwestlich von Brüssel in der 1191—1280 zu Flandern gehörigen grafschaft Hennegau (s. Spruner-Mencke, karte 52) oder auch, wie es jetzt mehrere Lombeek, Lembecq gibt, nach einem andern gleichnamigen ort. Vielleicht ist näheres zu ersehen aus dem mir nicht zugänglichen Bernier, Dictionnaire géographique, historique, archéologique et bibliographique du Hainaut (Mons 1891). Lambekîn (vgl. *Anschevîn, Nomadjentesîn, Orastegentesîn*) herrscht ausser über Hennegau auch über Brabant. Die vereinigung von Hennegau mit einer anderen landschaft — es handelt sich im gedicht darum, das ansehen des herrschers hervorzuheben, weshalb vielleicht das herzogtum Brabant statt der grafschaft Flandern bevorzugt ist —, die bereits während der ehe von Balduin VI. von Flandern mit der erbtochter von Hennegau, Reichhilde, (1067—1071) bestanden hatte, trat 1191 wider ein. Wie der heirat Lambekîns mit einer schwester des königs von Gascogne die zweite ehe Philipps von Flandern mit Mathilde von Portugal zugrunde liegen könnte (s. Martin, einl. s. XLIII), so erhielt nach dem tode des grafen Philipp von Flandern (1. juni 1191 im lager vor Ptolemais) seine schwester Margarete, vermählt mit graf Balduin V. von Hennegau, durch den vertrag zu Arras im october 1192 den östlichen, an Brabant grenzenden teil von Flandern.

11. *Annôre* (vgl. San Marte, Germania 2, 399; Bartsch Germ. st. 2, 137; Heinzel, Parz. s. 91; Martin zu P. 346, 16), als name der königin von Navarra, könnte auch im hinblick auf die jüngere Eleonore, Spaniens königin, gewählt sein; für die namensform verweise ich auf Sigeb. Contin. Aquicinctina (Anchin bei Douai), Mon. Germ. VI, 406, 41, wo es von ihrer mutter heisst: *Aanors vero quondam regina Henrico, filio Gaufridi comitis Andegavorum, qui postea in Anglia regnavit, nupsit.*

12. Es ist schwerlich ein zufall, dass der jüngling, der sowol mit dem spanischen herrscher als mit den Anjous durch verwandtschaftliche beziehungen verknüpft ist (P. 46. 47) ein *Schampôneys* P. 86, 12, vgl. 47, 17 ist. Vgl. Vincentii Bellovacensis Memoriale omnium temporum (Mon. Germ. 24, 158): Rex autem Ricardus ... ad terram suam redire volens, Henrico, nepoti suo iuveni, Campanie comiti, exercitum suum tradidit totamque terram transmarinam, quam tunc christiani

tenebant, commisit. Qui etiam a Templariis et peregrinis in regem Urbis Sancte unanimiter electus, accepta filia regis, ibidem remansit. und Albrich zu 1197, dem todesjahr dieses grafen Heinrich von Champagne, der als könig von Jerusalem starb: comitatum vero Campanie Theobaldus frater eiusdem cum matre sua comitissa Maria [einer tochter der Eleonore von Poitou] tenuit. Hic accepit Blancham sororem regis Navarreorum in coniugium. Quae Blancha sororem habuit, nomine Berengariam, quam rex Anglorum Richardus nominatissimus iam in uxorem duxerat. Graf Theobald III. von Champagne nahm in der adventzeit 1199 das kreuz und starb bald, vgl. Schmidt, Gesch. v. Frankreich I, 423.

13. Warum wird Orilus, ein gegner der Anjous des gedichts, der Gâlôes, den vaterbruder Parzivals, P. 91, 18. 134, 26. 141, 8 wie auch Schîânatulander, P. 135, 22. 141, 8, getötet hat, zu einem *Burgunjoys*, P. 545, 29, gemacht? Ob der bruch zwischen Richard Löwenherz und dem herzog von Burgund während des kreuzzugs (s. Pauli, Gesch. v. Engl. 3, 234) vorgeschwebt hat?

14. *Lîâz,* P. 429, 18, ist nach Martin „das männliche seitenstück zu *Lîâze,* der tochter des Gurnemanz". Man möchte dann aber vielmehr erwarten, dass der zweite zur familie des Gurnemanz gehörende knappe so genannt wäre, nicht aber der erste, der ihr fern steht. Es wird daher die schreibung in G durch den schon bekannten und gleich darauf v. 23 widerkehrenden namen *Lyâze* beeinflusst sein und an D mit der überlieferung *Laŷz* festzuhalten sein, die schon Heinzel, Parz. s. 6, eingesetzt hat. Man könnte dann, wenn der sohn des Tînas von Curnewâls nicht aus der Tristansage stammen sollte, bei diesem knappen Gawans an *Looys* denken, den Crestien im Karrenroman 1878 neben Gauvains nennt, oder zur erklärung eine stelle des Erec heranziehen, wo auch der bei Wolfram unmittelbar folgende *Gandilûz* erscheint. In der liste der Artusritter im Erec, die natürlich mit Gawan beginnt, ist der sechste bei Hartmann 1634 *Lays hardîz,* der auf den hässlichen mutigen Crestiens 1697 *li Lez Hardiz* zurückgeht und der zehnte H. 1638 *der guote Gandelus* = Cr. 1701—1704 *Gandeluz soit dismes contez; car an lui ot maintes bontez. Les autres vos dirai sans nonbre. por ce que li nombrers m'anconbre.* Es ist der gleiche name, mit dem bei Crestien die zählung, bei Wolfram die namentliche aufführung schliesst: *dar zuo sehs andriu kindelîn* 429, 27.

15. In derselben liste finden wir, wenn wir den beziehungen zwischen dem Parzival und den Erecdichtungen nochmals (vgl. Haupt in den anm. z. Erec s. 323 und Heinzel, Parz. s. 5) nachgehen, bei H.

Erec 1655 *und des küniges sun von Ganedic,* wie Kanedic im Parz. ein land ist, dagegen bei Cr. 1722 *et li fiz au roi Quenedic* (quinodinc V. 13/14 jh. pikardisch) vgl. Krone 2312 Quinedinch.

P. 232 fgg. werden bei der Gralprozession nacheinander genannt *de grævîn von Tenabroc* (232, 25), die tochter des grafen *Iwân von Nônel,* d. h. nach 806, 15 *Florie von Lunel* und die des grafen *Jernis von Rîl* 234, 12. 13. Vgl. P. 806.

Der künec *Jernîs* (*Lernis* hs.) *von Riel* erscheint Erec 2074 = Cr. 1985 *Kerrins* (vgl. *kernis* P. 234, 13 G.) *li viaux rois de Riël.*

Îwân von Lônel, Erec 1643 (Lanz. 2936 *Iwân von Nônel* (die Pfälzer hs. *lonel*) = Cr. 1707 *Yvains de Loenel.*

Tenebroc als ortsname Cr. Erec 2131. 2137, als personenname H 2234 *Entreferich und Tenebroc* durch missverständnis von Cr. *antre Evroic et Tenebroc;* hiernach liegt es also in der nähe von York.

Wolfram hat *Tenabroc,* wie Crestien im Erec, wider richtig als ortsnamen und erwähnt ausserdem (P. 261, 10) eine eiserne pferdedecke von dort; wie bei den sonstigen ähnlichen angaben des gedichts wird auch hierfür irgend ein anhalt gegeben sein durch sage, dichtung oder wirklichkeit.

Der sieg Erecs vor Prûrîn (P. 135, 12) kommt andrerseits im Erec Crestiens nicht vor, dagegen sagt Hartmann: *nâch der âventiure sage sô solde der turnei sîn zwischen Tarebron und Eturein.* Hierin kann aber (vgl. Martin zu P. 134, 12) schwerlich das von Hartmann zu *Entreferich* missbrauchte *Evroic* Crestiens nochmals stecken.

Von der niederlage Erecs durch Orilus vor Karnant (P. 134, 15) steht weder bei Crestien noch Hartmann etwas.

Der bei Crestien ungenannte zwerg heisst im deutschen Erec 1077 *Maledicur,* bei Wolfram (P. 401, 14) *Maliclisciêr* in D (vgl. Leitzmanns ausgabe, die ich sonst nicht berücksichtigt habe, weil sie während meiner arbeit leider noch nicht vollständig vorlag). Der „übelsprecher“ gäbe allerdings, wie Martin bemerkt, einen sinn; aber nicht so sehr durch üble rede, als durch den überfall mit der geissel hat der zwerg sich vergangen; und da der name sowol im Erec als im Parzival im zusammenhang mit diesem unfug genannt wird, soll er doch wol diese misshandlung durch die geissel in irgend einer weise zum ausdruck bringen. Vgl. *Malcrêâtiure* P. 517, 16. 520, 6. 529, 23.

Zu *Nârant* (P. 205, 13) verweist Martin auf den landesnamen *Neranden,* Erec 1681. Der in zusammenhang mit diesem grafen (P. 210, 8) genannte *Grîgorz* ist wahrscheinlich *Grigoras* in Cr. Erec 2005 und H 2112 (vgl. auch die hs.), wie schon Heinzel, Parz. s. 6,

bemerkt hat; doch vgl. auch Martin zur st. und den *Grigoras* in Cr. Perceval, der bei Wolfram *Vrîans* heisst. Endlich kommt auch *Galogandres* (P. 205, 9) im Erec vor.

Über *Iders fil Noyt* vgl. Martin zu P. 178, 12, über *Gringuljete*, das Hartmann noch *Wintwalitin* nennt, zu P. 339, 29; s. auch die namensform *Iwân* P. 583, 28 und Martin dazu.

Zu P. 73, 22 und 134, 7 vgl. das formelhafte *Êrec fil de roi Lac* im Erec. Zu der verknüpfung des personennamens mit dem quell bei Karnant (P. 254, 1) vgl. auch die von Gandîn mit Gandîne P. 498, 25—27.

Zu P. 210, 5. 6 *dô saz der künec von Brandigân ûf ein gewâpent kastelân*, vgl. Erec 9864, 5 *nû saz der wirt von Brandigân ûf ein schœne kastelân*. Was die lage von Brandigân betrifft, so reiten Erec und Guivreiz nach Britannien zu Artus, den Guivreiz in Karidôl oder Tintajôl 7806. 7 (*ou à Rohais ou à Carduil* Cr. 5232) zu finden hofft, schlagen an der grenze von Britannien einen falschen weg ein und kommen nach dem fünf meilen entfernten Brandigân.

Wie in Cr. Erec mit *Nantes* und *Karnant* gewechselt wird, v. 6553. 6562. 6584. 6865, s. Heinzel, Parz. s. 12, so ist auch bei Wolfram *Karnant*, die heimat Erecs — ein graf Erec von Nantes ist um 990 nachweisbar —, nichts anderes als Nantes, wie sich aus P. 382, 12—383, 5 ergibt; vgl. auch Martin zu P. 135, 14. „Aber dass Nantes gleich Karnant sei, wusste Wolfram nicht". (Heinzel a. a. o.)

Weiteres, das zu bemerkungen keinen anlass bietet, ist bei Haupt, Heinzel und Martin zu finden. Besonders aber ist auch in diesem zusammenhang das missverständnis von *Feimurgân* hervorzuheben, das nicht nur P. 56, 18, sondern auch P. 585, 14, vgl. 400, 8. 496, 8 vorkommt, obwol Hartmann nicht in einer gelegentlichen bemerkung, die dem gedächtnis sich nicht einprägt, wie Ulrich im Lanzelet, v. 7185, *âne Fêmurgân die rîchen* sagt, sondern ausführlich von *Fâmurgân* im Erec v. 5156fgg. erzählt und *Feimorgân* auch in Iwein v. 3424 nennt.

So bestätigt ein erneuter vergleich das ergebnis, zu dem Heinzel, Parz. s. 6 gelangt: „Gewiss stammt nur ein teil dieser namen bei Wolfram aus dem deutschen Erec." Und das missverständnis von *Feimurgân* fällt weiter ins gewicht. Man hat Wolfram ein erstaunliches mass von kenntnissen zugeschrieben. Mit welchem recht? Die art seiner kenntnis von litterarischen werken war doch vielmehr an den deutschen dichtungen, auf die er selbst bezug nimmt, deutlich ersichtlich. Er nimmt an den personen der dichtung anteil, die menschen interessieren ihn, aber einzelne namen, sagenzüge und episoden, wie sich an *Feimurgân* zeigt, prägen sich seinem gedächtnis nicht unaus-

löschlich fest ein. Tritt das aber bei werken, die er gekannt hat, klar hervor, so wird man ihm doch nicht ein ganz anderes bis ins einzelne gehendes interesse zuschreiben dürfen gegenüber werken, deren kenntnis für ihn weder erwiesen noch erweisbar ist, oder annehmen können, dass ihm durch mündliche überlieferung alles andere genauer bekannt geworden ist, als die dichtungen Hartmanns. Und nicht anders als diesen gegenüber zeigt er sich bei der bearbeitung seiner französischen vorlage. In der erzählung mit allen ihren einzelheiten, die ihm teilweise so wenig wie die Famurgan-episode im Erec Hartmanns ein stärkeres oder dauerndes interesse abgewonnen haben werden, schliesst er sich an die quelle möglichst treu an, tritt aber daneben, wo gelegenheit und anlass sich bietet, mit seiner eigenen persönlichkeit hervor. So hebt er auch selbst seine unkenntnis des lesens und schreibens hervor, wie ja auch einige umformungen von namen schwer durch verlesen, wol aber bei mündlicher vermittlung zu begreifen sind (s. Martin, einl. s. IX). Es lag aber, wie Martin a. a. o. mit vollem recht geltend macht, weder grund noch möglichkeit für ihn vor, mit einer derartigen bemerkung menschen, die ihn kannten, zu täuschen. Derselbe grund spricht aber auch gegen eine fiction seiner vorlage oder auch nur eine absichtlich ungenaue angabe über sie. Den gönner, der Wolfram ein französisches buch zur verdeutschung anvertraute und dem armen ritter einen schreiber zur verfügung stellte, die kreise, die ein litterarisches interesse hatten und von der sache wussten, die verschiedene umgebung, in welcher der dichter seine arbeit durchführte: sie alle über die vorlage zu täuschen war zwecklos und gar nicht durchführbar, um so weniger, wenn er dabei zugleich die kenntnisse ausgebreitet hätte, die eben aus seiner umgebung ihm zugeflossen sein sollen. Die rücksicht aber auf einen unbekannten grösseren leserkreis wird Wolframs sinn schwerlich gebeugt haben, dem nach seiner äusserung (P. 115, 11—14) auch in diesem fall die wahrheit eines ritterwortes mehr gelten musste als der wunsch, einer vielleicht damals schon vorhandenen neigung des publicums entgegenzukommen. Und für eine erdichtete vorlage sollte er nun gar noch weiter erdichtete quellen erfunden haben und das in einer weise, die wider eher zweifel als glauben erwecken musste?

4. Rumolts rat.

P. 420, 29. 30. Weil es sich um eine anspielung handelt, so muss Wolfram eine entsprechende stelle gekannt haben. Wol hätte er, wenn Nib. str. 1408 L. vorlag, die gerösteten fettschnitten einsetzen können, aber mit dem wesen einer anspielung, die bei einer derartigen kleinen

humoristischen veränderung der angezogenen erzählung gewahrt bliebe, wäre es unvereinbar, dass der dichter die form des rats frei erfunden oder völlig umgeändert haben sollte. So ergibt sich, dass Wolfram nicht die überarbeitung C benutzt hat, sondern, dass in einer vorausliegenden überlieferung des Nibelungenliedes der rat in der bei Wolfram vorkommenden form erzählt wurde. Diese form ist allerdings auffällig. Denn dass *der kuchenmeister Rûmolt der degen* seinem könig empfohlen hätte, nicht etwa, bei guter speise und gutem trunk daheim es sich wol sein zu lassen, wie die schriftliche Nibelungentradition erzählt, sondern selbst zu kochen, scheint weniger passend zu sein und ebenso wäre es ein verständlicher gegensatz, wenn Liddamus dem kampf ein behagliches wolleben vorzöge gemäss der form des rates in unserem Nibelungenlied, aber weniger, dass er selber lieber die arbeit eines kochs verrichten will. Das ist aber eben ein weiterer beweis dafür, dass Wolfram wirklich diese fassung gekannt hat, die einen bedeutenderen unterschied zu der schriftlichen Nibelungentradition aufweist, als wenn in dieser C specialisierend die fettschnitten hinzufügt. Ob von ihnen schon im Nibelungenlied die rede war oder ob sie erst von Wolfram hereingebracht wurden, lässt sich nicht entscheiden, wenn auch das erstere wahrscheinlich ist. Vorauszusetzen ist nur eine derbere und possenhaftere form des rats Rumolts, die dann in der erhaltenen überlieferung geändert wurde, etwa derart, dass er seine eigene tätigkeit höher einschätzend als heldentum dem könig empfahl, lieber daheim sich durch zubereitung einer guten speise bezw. von fettschnitten hervorzutun als sich unnütz in gefahr zu begeben. Und es stimmt zu dem charakter des Liddamus, dass er einem derartigen rat zu folgen für erspriesslicher hält als sich wie Wolfhart zum kampf zu drängen. Er kann aber nicht, wie die ausgaben im anschluss an D bieten, P. 420, 27 gesagt haben: Ich würde eher so handeln wie Rumolt, welcher dem könig riet. Das könnte nur bedeuten: Ich würde den rat Rumolts geben, was dem zusammenhang nach nicht passt. Und wollte er etwa die handlungsweise Rumolts, der daheim blieb nach dem im Nibelungenlied C ausgesprochenen grundsatz: *die wîle ich mag immer, wil ich mich selbe leben lân,* als für ihn vorbildlich bezeichnen, so hätte das durch den relativsatz zum ausdruck gebracht werden müssen. Es kann sich nur darum handeln, dass er dem rat Rumolts folgen will. Daher ist P. 420, 27 mit G zu lesen: Ich würde eher so handeln, wie Rumolt dem könig riet. Das zeigt vollends die antwort des landgrafen, (P. 421, 6 u. 7), der um den standpunkt des gegners als einen wenig vornehmen zu kennzeichnen, den *kuchenmeister* herabwürdigend als

[illegible]

[illegible] ganz anderen gestalten haben.

[illegible] P. 453 [illegible] geheimnis auseinander, dass es eine [illegible] von der geraden erzählung wäre, wenn hier die geschichte des Grals und der Gralskönige eingeflochten würde. P. 453 schreibt er [illegible] princip seiner quelle zu: *mich bate* [illegible] *Kyot.* [illegible] kehrt nun wieder 805, 14. 15: *ez ist niht krump alsô der boge, [illegible] mære ist wâr unde sleht.* Es wäre eine abschweifung von der erzählung zu schildern, wie herzog Kyot vom tode seiner tochter Sigune erfuhr. Wenn aber Kiot, wie uns P. 453 gesagt wird, derjenige ist, der mitteilungen aufspart, um sie an der zumeist geeigneten stelle (*[illegible]* 241, 5, *an der mære gruo: daz man dervon doch sprechen muo.* 453, 10) zu machen, so wird er es wiederum sein, der auch P. 805 eine krümmung der erzählung vermeiden will. Wo hätte er nun aber im Parzival darauf zurückkommen können? Am schluss des gedichts, dessen held (112, 17. 338, 7) Parzival ist? Das wäre durchaus verfehlt. Dagegen passt das hier kurz angedeutete in weiterer ausführung ganz vortrefflich in ein gedicht, dessen held (Tit. 39, 4) Schionatulander ist, das die liebe und den tod Sigunens und Schionatulanders zum gegenstand hat. Hierher gehört die für P. 805 abgelehnte ausführung. Kyot, der sein weib so früh verlor, muss auch den tod seines einzigen kindes erleben und bleibt einsam

zurück. Zu diesem abschluss drängt der stoff, der an Sigune und Schionatulander wie an ihren familien das eingreifen des todes in die blütezeit des lebens veranschaulicht. Gurnemanz hat (P. 177. 178) den verlust seiner drei söhne zu beklagen und der tod seines letzten sohnes Gurzgri, des vaters von Schionatulander, zieht auch den tod der frau des Gurnemanz und der frau des Gurzgri nach sich. Über das weitere schicksal seiner tochter Liaze und seines enkels Gandiluz (P. 429, 20), des bruders von Schionatulander, erfahren wir nichts. Die motive scheinen aber darauf hinzudeuten, dass wie Galoes, von dem auch nicht viel erzählt wird, vor seinem jüngern bruder Gahmuret, so Gandiluz vor Schionatulander stirbt, dass also mit diesem der letzte manneserbe des Gurnemanz ausstirbt, dass in ihm und Sigune die letzten sprossen zweier familien in der blüte des lebens untergehen. Im hinblick hierauf ist die wirkung der nachricht vom tode Sigunens auf den überlebenden vater dichterisch so bedeutsam, dass sie nicht in ein gedicht von Parzival, sondern als schlussakkord in ein gedicht von Sigune und Schionatulander gehört, der etwa ähnlich erklingen mochte wie: *sus lônt iedoch diu ritterschaft: ir zagel ist jâmerstricke haft* (P. 177, 25. 26).

Wie die einzelheit (P. 805), bei der das (P. 241) gebrauchte gleichnis widerkehrt, so konnte auch alles andere, was der Titurel über die kurzen dort hinreichenden andeutungen des Parzival hinaus uns aus dem leben von Kyot, Sigune und Schionatulander sehen lässt, in dem riesengemälde des Parzival kaum noch angebracht werden, wenigstens nicht ohne störende abweichungen von dem geraden weg der erzählung. Da aber W. das künstlerische princip solche zu vermeiden ausdrücklich Kiot zuschreibt, so ist die annahme, dass schon dieser den Schionatulanderstoff gesondert ausgestaltete, m. e. erheblich wahrscheinlicher, als dass W. diesen stoff aus seiner vorlage für den Parzival ausgeschieden hätte. Vgl. ausserdem oben s. 6.

Wenn endlich Tit. 37 der inhalt der ersten beiden bücher des Parz. kurz gestreift wird, so ist auch darin wider der gleiche grundsatz erkennbar: knappe andeutungen oder eingehende ausführungen, je nachdem *des wirdet zît*.

LÜBECK. PAUL HAGEN.

MISCELLEN.

Hansa

Herkömmlicherweise hatte man die bedeutungsgeschichte des wortes „*hansa*“ nach massgabe der ältesten litterarischen belege aufgestellt. Got. *hansa*, ahd. *hansa*, ags. *hôs* ergaben übereinstimmend den sinn von „schar“ und so ist der bearbeiter des wortes im Deutschen wörterbuch (IV. 2, 462 fg.) mit fug und recht von dieser tatsache ausgegangen. Es war ihm (M. Heyne) wolbekannt, dass *hanse* auf mnd. — und dem benachbarten ausserdeutschen — gebiet auch im sinne von „zins, handelsabgabe“ belegt ist, aber nach allen grundsätzen deutscher etymologie musste damals und muss noch heute daran festgehalten werden, dass die bedeutung „schar“ durch die übereinstimmung der gotischen mit den westgermanischen belegen als urgermanisch erwiesen ist, selbst wenn wir von finn. *kansa* (societas) absehen[1], wozu jedoch kein grund vorliegt.

Demnach konnte der versuch des herrn K. Schaube, dem wort *hanse* die in der urkundensprache belegbare bedeutung von „abgabe“ als primäre bedeutung zu vindicieren[2], von vornherein nicht als aussichtsvoll bezeichnet werden. Denn der genannte gelehrte hätte zu allererst zeigen müssen, dass zwingende gründe vorliegen, um in diesem fall die grundlagen unseres etymologischen wissens zu verlassen. Sodann hätte er sich gegen den einwand vorsehen müssen, dass er die wahrscheinlichkeit nicht für sich habe, wenn er nicht bloss die Westgermanen sondern auch die Ostgermanen von *hansa* = abgabe zu der bedeutung „schar“ gelangen liess. Statt dessen zog es Schaube vor, das verhältnis der urkundenbelege für *hansa* = abgabe zu dem älteren litteraturwort *hansa* = schar auf sich beruhen zu lassen oder gar die beiden wörter vollständig voneinander zu trennen. Damit hat er seiner these eine unhaltbare wendung gegeben und es ist höchst verwunderlich, dass trotzdem an die combination von Schaube eine neue etymologie geknüpft wurde[3].

Bisher hatte man sich genötigt gesehen, für den gebrauch des wortes *hanse* in den rechtsdenkmälern seine bedeutungssphäre erheblich zu vergrössern. Man vermochte mit den begriffen „handelsgenossenschaft“ und „handelsabgabe“ nicht auszukommen und postulierte für *hanse* auch den begriffswert, den wir etwa mit „handelsrecht“ ausdrücken. K. Hegel äusserte sich folgendermassen: *hanse* heisst die handelsgenossenschaft und auch die abgabe, gegen welche ihr recht sowol an einheimische wie an auswärtige kaufleute mitgeteilt wurde; *hanse* heisst aber auch „das recht“ handel zu treiben, das man sowol erwerben als verlieren kann (*hansa sua sit privatus* a. 1233)[4]. Uhlirz hat sodann für Wien festgestellt, dass der ganze komplex von rechten, gebräuchen und vorschriften, welche hauptsächlich auf die ein- und ausfuhr von waren bezug nehmen, *hanse* hiess[5]. Schaube hat sich mit dieser darlegung einverstanden erklärt. Er bemerkte: „auch das durch die zahlung der *hanse* erworbene handelsrecht findet sich früh als *hansa* bezeichnet“ (s. 175); er fügte den aus-

1) Schwed. dän. *hos* bleibt besser ausser betracht.

2) *Der gebrauch von „hansa“ in den urkunden des mittelalters* in der Festschrift des germanistischen vereins in Breslau, herausg. zur feier seines 25 jährigen bestehens (Leipzig 1902) s. 125—176.

3) K. Helm, *Hansa*. Beitr. 29, 194 fg. Helms ausführungen beruhen auf einem raisonnement, das keiner kritischen beleuchtung bedarf.

4) Städte und gilden der germanischen völker im mittelalter 2, 294 anm. 2; vgl. 1, 71. 2, 90 fg. 310. 410 u. ö.

5) Mitteilungen des instituts für österreich. geschichtsforschung 19, 190.

führungen von Uhlirz den nachsatz an: „diese bedeutung dürfte die ältere sein" (s. 156) und stellte für die gleichung hanse = handelsrecht eine lange reihe von beweismitteln zusammen (s. 136 fgg.). Wie konnte er dann aber deducieren, dass von der bedeutung „abgabe" ausgegangen werden müsse? Hier liegt eine unklarheit, die er nicht beseitigte, die infolgedessen ihren urheber in die klemme brachte. Wir lesen bei ihm: „das recht zum auswärtigen handel, die *hansa*, gewährte den kaufleuten jeder stadt die heimische carität, deren mitglieder beim eintritt für dieses recht eine hohe abgabe zu entrichten hatten. Auch hier dürfte also wol die bedeutung „abgabe", beziehungsweise (sic!) das 'für diese abgabe gewonnene handelsrecht' die grundlage für die bedeutung 'genossenschaftliche vereinigung' gebildet haben" (s. 135) oder „auch in Groningen bedeutet *hansa* zunächst das recht zum auswärtigen handel und bildet einen bestandteil des gilderechts" (s. 140). Schwerer fällt ins gewicht, dass wir für *hansa* direct die erklärung durch *consuetudo* in den rechtsquellen überliefert finden und zwar für Flandern schon aus der 2. hälfte des 12. jahrh. (*consuetudini quam negotiatores mei hansam vocant* bei Schaube s. 127, vgl. s. 168 fg.). Dieselben urkunden nun, in denen sich diese angabe findet, gebrauchen gleichzeitig das wort *hansa* in der bedeutung „abgabe"[1]. Es bleibt also nur noch das privileg für St. Omer vom jahr 1127, auf das Schaube als für seine auffassung entscheidend sich berief. Hier wird den bürgern der stadt unter den bestehenden rechtsgewohnheiten ihre handelsfreiheit gewährleistet: *quisquis eorum ad terram imperatoris pro negotiatione sua perrexerit a nemine meorum hansam persolvere cogatur.* Es ist durchaus nicht „klar", dass *hansa* hier nur eine „abgabe" bedeuten könne (Schaube s. 127). Ich verweise auf die gildestatuten von Mecheln: *statuimus etiam si quis burgensis .. tamquam mercator ultra Mosam perrexerit, persolvat hansam vid. sex solidos et quatuor denarios colonienses* (Hegel 2, 157). Hier, in Mecheln, besass die gilde das recht der hanse und konnte es an andere verkaufen (Hegel 2, 212). Es ist daher möglich, unter *hansa* auch in St. Omer das durch eine abgabe zu erwerbende recht, im ausland handel zu treiben, zu verstehen[2]. In den vor dem jahr 1244 abgefassten statuten, in denen übrigens *hanse* auch in der bedeutung „bruderschaft" vorliegt *(une confraire ke on apele hanse)*, ist ausdrücklich neben *hanse* = abgabe die formel „die *hanse* kaufen" gebraucht d. h. *hanse* bezeichnete in St. Omer auch das recht, in den genannten ländern handel zu treiben (*chil ki vient acater se hanse* Hegel 2, 160 fg., Schaube s. 133).

Berücksichtigen wir nun aber, dass schon zu beginn des 12. jh. *hanshus* = gildehalle, genossenschaftshaus, folglich auch *hanse* in der bedeutung „genossenschaft" belegt ist[3], so erscheint es wenig gerechtfertigt, diese wortbedeutung, die Schaube für das ende des 12. jh. selbst anerkennt, zur jüngeren zu stempeln. Verknüpfen wir dagegen *hanshus* mit den alten litterarischen belegen, so besteht die vollkommenste übereinstimmung.

1) *consuetudini quam negotiatores mei hansam vocant nusquam subiaceant et ubicunque burgenses mei eos invenerint ab eis hansam non exigant:* bei Helm Beitr. 29, 194 anm. fehlt der hauptsatz.

2) In Braunschweig durfte niemand ein gewerbe betreiben, er habe denn zuvor das recht (d. i. die gebühr) geleistet (*nisi prius statutam eorum iusticiam ad voluntatem eorum eis persolvat* Hegel 2, 417).

3) Die einwendungen Schaubes (s. 164 fg.) sind überflüssig, denn er bestreitet zwar, dass *hanshus* „gildehalle" bedeute, gibt aber zu, dass *hanshus* tatsächlich als gildehalle diente und erwähnt, dass im 16. jh. die gildehalle als *hansehouse* bezeichnet wurde.

Folglich bleiben wir dabei, dass für das wort *hansa* aus der bezeichnung einer vereinigung zunächst die bedeutung der mit dieser vereinigung verknüpften wichtigsten privilegien (Schaube s. 169) und rechtsvorteile hervorgieng[1]. Erst hieraus dürfte sich für die behufs erwerbung dieser rechtsvorteile zu entrichtende abgabe derselbe name ergeben haben.

Mir liegt es fern, an sich die theoretische möglichkeit des von Schaube aufgestellten entwicklungsprocesses zu bestreiten. *Hansa* im sinne von „genossenschaft“ kann sehr wol auf eine grundbedeutnng „abgabe“ bezogen werden. Ich vermisse nur gerade für *hansa* die beweiskräftigen belege[2]. Hätte sie Schaube geliefert, so würde ich den übergang von „abgabe“ zu „genossenschaft“ ebenso willig und selbstverständlich voraussetzen, wie er für *gilde* oder wie er am Niederrhein für *gaffel* zutrifft[3]. Gelänge es daher für *hansa* auf grund einer einleuchtenden etymologie — die von Helm aufgestellte führt eher auf *hunsl* als auf *hansa* — die bedeutung „abgabe“ als primäre zu beweisen, so bliebe nichts zu erinnern. Solange ein solcher versuch an der beschaffenheit unserer quellenstellen scheitert, bleiben wir unseren lexicographischen grundsätzen treu und rechnen bei *hansa* mit einer ähnlichen veränderung der bedeutung wie bei „innung“[4].

Die ursprüngliche bedeutung von „innung“ ist die der aufnahme in eine verbindung (ahd. *innon* adiungere). Die der „innung“ teilhaftig wurden, bildeten eine interessengemeinschaft, eine genossenschaft, die gleichfalls „innung“ genannt worden ist. Den eigentlichen zweck der innung bildete das innungsrecht[5]. So ist denn auch „innung“ in dem sinne von „innungsrecht“ belegbar[6]. Wie für *hanse* so waren für *innung* verschiedene bedeutungen nebeneinander in umlauf und da für die erwerbung des innungsrechts die für die zulassung zu leistenden zahlungen entscheidend sind, so wurde der name „innung“ auf die concessionsabgabe ausgedehnt: nicht bloss bussen für gewerbevergehen waren einbegriffen[7], sondern das wort ist schlechtweg im sinne einer gebühr gebraucht worden[8].

Wenn wir daran festhalten, dass es sich in all diesen fällen um vorgänge der bedeutungsentwicklung handelt, die nicht der gemeinsprache sondern der standessprache der innungen bezw. gilden angehören, so verliert jene mannigfaltigkeit des sprachgebrauches den charakter des ungewöhnlichen. Missverständnisse waren im

1) *ius quod hanse dicitur* Schaube s. 146.

2) Doch ist vielleicht *hense* von *hanse* in der bedeutung zu differencieren und für jene abgeleitete form die bedeutung „abgabe“ zu beanspruchen; vgl. *hanseria*, *hansagium* bei Schaube s. 166.

3) Aus *gaffel* = census (ags. *ȝafol*, französ. *gabelle*, ital. *gabella* „steuer“) ist *gaffel* = zunft, bruderschaft geworden (DWb. IV, I, 1135. Wilda, Gildewesen s. 179).

4) Vgl. F. Keutgen, Ämter und zünfte (Jena 1903) s. 193 fgg. — *hansa* und *hunsl* wurden von Meissner zusammengestellt und *hansa* demgemäss als „opfergemeinschaft“ gedeutet (Festschrift dem Hansischen geschichtsverein und dem Verein f. nd. sprachforsch. dargebracht, Göttingen 1900, vgl. Korrespondenzblatt d. Vereins f. nd. sprachforsch. XXI, 60).

5) *gracia emendi et vendendi* Bodemann, Die älteren zunfturkunden Lüneburgs p. XXIII fgg.

6) Genau wie *hanse* im sinne von handelsrecht, vgl. *ius quod ininge vocatur* bei Keutgen s. 201 fg. 203. 210. Hegel 2, 429; daneben *consortium mercatorum* oder *fraternitas que vulgariter ininge nuncupatur* Keutgen s. 203 fgg. Hegel 2, 441. 485 u. a.

7) DWb. III, 334, 3 s. v. *einung*.

8) *Omnem proventum qui vulgo sonat ininge; tertiam partem quaestus qui vocatur innunge* Keutgen s. 211 fgg.

se der beteiligten ausgeschlossen. Dieselbe erwägung kommt unserer verteidigung älteren ansicht zu gut, wonach für die grundbedeutung von *hanse* nicht von den sionellen terminis einer in den urkunden vertretenen standessprache sondern von die gemeinsprache liefernden litterarischen belegen auszugehen sei.

Zu diesen litterarischen belegen kommen nun aber zeugnisse heutiger volksche hinzu[1].

In der gotischen bibel ist das wort *hansa* für ein kriegerisches aufgebot verdet: *Judas nam hansa ... miþ wepnam* Ἰούδας λαβὼν τὴν σπεῖραν ... μετὰ ὅπλων 18, 3. 12. *Gadrauhteis ... gahaihaitun alla hansa* στρατιῶται ... συγκαλοῦσιν ' τὴν σπεῖραν Mc. 15, 16; genau entspricht aus dem ahd. Tatian: *gisamanotun thia hansa* (congregaverunt universam cohortem) 200, 1. Man wird daher nur erklärung acceptieren können, bei der die militärischen functionen der *hansa* zu m recht gelangen („streitbare schar" Dwb.). Nun ist in der Schweiz *hanse* lauttzlich als *haus* den mundarten verblieben[2]. Als älteste bedeutung dürfte nach im Schweizerischen idiotikon 2, 1679 verzeichneten belegen diejenige anzuchen sein, wonach *haus* für das von der „Knabenschaft" eines dorfes veranstaltete tgelage gebraucht wird, wie denn auch kärnt. *hans* von Lexer a. a. o. durch „unterung, geplauder" interpretiert worden ist. Das wort bezieht sich also noch auf die versammlungen der knabenschaften und ich spreche daher die vermutung aus, rünglich werde *hansa* ein terminus für die gesellschaft der unverheirateten jungen e[3], z. b. für die mädchengesellschaft (*mægþa hós* Beow. 924), insonderheit für rschenschaft" bezw. „knabenschaft" gewesen sein. Die militärische organisation knabenschaften steht über allem zweifel[4].

Gehen wir von *hansa* als burschenschaft oder knabenschaft d. h. bund der rhaften unverheirateten jungen männer aus, so ist die bedeutungsentwicklung einnach der militärischen seite (*hansa* = cohors), zum andern nach der genossenftlichen seite (*hansa* = societas) wol am leichtesten zu verstehen und ungezwungen ben sich die für die organisation der wehrhaften burschen[5] wichtigsten momente: die ht einer abgabe beim eintritt und das recht auf die privilegien der genossenschaft.

Endlich gewinnt nunmehr das verbum *hansen*, *hänseln* seine richtige stelle: st der ausdruck für die aufnahme in die burschenschaft mit ihren initiationsäuchen (Dwb. IV, 2, 464 fg.)[6]. Dass es dabei seitens der gehänselten nicht ohne

1) Lexer, Kärntisches wörterbuch s. 133. Schweizerisches Idiotikon 2, 1679 1683.

2) Insgemein bedeutet *haus* soviel als abgabe, welche für den eintritt in eine oration gefordert wird. Aber bezeichnenderweise ist es namentlich eine corporation, he als tribut den *haus* fordert: die burschenschaft bezw. knabenschaft des dorfes. *s* ist z. b. der einstandstrunk, den der bub nach der kirchlichen confirmation den ben bezahlt, um bei ihren veranstaltungen mitmachen zu dürfen, oder es ist die , welche der aus einer fremden gemeinde hergekommene bräutigam in der gende seiner braut der knabenschaft zu entrichten hat, schliesslich ist *haus* die aus genannten gaben veranstaltete lustbarkeit.

3) *gilde* war wol die bezeichnung für die gesellschaft der verheirateten männer.

4) Schweizerisches archiv f. volkskunde VIII, 91. 94 fg. 176 fg.

5) Ags. *ȝeoȝoð*, ahd. *iugund* Müllenhoff DA. IV, 263. Ehedem hat die heranende männliche jugend sich zu festgeschlossenen vereinen zusammengetan und ends zeigte sich diese einrichtung schärfer ausgeprägt und von zäherer dauer im deutschen land (H. Usener, Über vergleichende sitten- und rechtsgeschiche, zig 1902 [Hessische blätter für volkskunde, bd. 1, heft 3] s. 39 fgg.).

6) O. Schade, Über jünglingsweihen. Weimarisches jahrbuch VI, 241. 408.

zahlung abging, lässt sich wol denken (hänselgeld, hänselgroschen). Wie das wort *hanse*, *hense*[1] zu der bedeutung „abgabe" gelangte, ist von hier aus besonders deutlich zu sehen.

1) Sollte der umlaut vom verbum bezogen sein (vgl. schweiz. *heisel*)?

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Bruchstück einer Margarethenlegende.

In der bibliothek des bauergutsbesitzers Klapper auf dem Klappersberge bei Ullersdorf, kreis Glatz fand ich vor längerer zeit ein buch in octavformat enthaltend 1. Leonharti Fuchsii scholae Tubingensis professoris publici, de humani corporis fabrica, ex Galeni & Andreae Vesalii libris concinnatae, epitomes pars altera, quatuor libros complectens. (III.—VI. buch. 202 bl. o. o. u. j.). 2. Experimenta. Von XX. Pestilentz Wurtzeln vnd Kreutern usw. Durch Tarquinium Ocyorum alias Schnellenbergium / der Freien Künste vnd Artzney Doctor. Zu Dortmunde / an den tag gegeben. Gedruckt zu Franckfurdt am Mayn / durch Hermann Gülfferichen in der Schnurgassen zum Krug. MDLII. (47 bl.)

Der einbanddeckel des jetzt in meinem besitze befindlichen buches bestand aus einer anzahl zusammengeklebter blätter. Das innerste, schon von den andern abgelöste blatt des vorderdeckels bietet ein bruchstück einer versificierten Margarethenlegende. Dasselbe steht dem Stettiner (St.) von Hasenjäger, Zeitschr. XII, 468 *fgg.* herausgegebenen bruchstück sehr nahe. Ich lasse das bruchstück mit den auflösungen der abkürzungen unter nebenstellung der entsprechenden verse von St. hier folgen:

	Klappersberger bruchstück:	Stettiner bruchstück.	
	Got herre mich wende	Got herre, mich erwende	76
	Von dirre lewte hende."	Von desir lewte hende."	
	Dy boten weder troten	Do dy botin das irhorten	
	Dem grouen ſe do noten;	Keygen dem groſen sy wedir korten	
5	Se ſprochen alle gleych:	Sy sprachen alle gleyche:	80
	„Deyne gewalt vn deyn rey..	„Deyne gewalt vnde dein reyche	
	Mag ir nicht geneme	Mag ir nicht geneme seyn,	
	Se achtit nicht der gôte d..."	Wen sy acht nicht der gote deyn".	
	Er groue do Olibri..	Der groſe de Olibrius	
10	Irczôrnte vnd ſprach al...	Ir czornete vnde sprach also:	85
	„Dy mayt heyſet komen h.."	„Dy mayt heyset komen her!"	
	Czu ir deſe wort ſprach h..	Czu ir dese wort sprach her:	
	... blut ist geedelt wol	„Meyn blut ist czwor edel wol	92
	... ich daz ſelber ſprechen ſal."	Ap ich des selber iehen sal."	
15	... roue ſprach ir aber czu:	Der groſe sprach ir abir czu:	
	... ge mir: „wy heyſtu?"	„Sage mir, wy heysest du?"	95
	... ſprach: „ich heyse margaroth.	Sy sprach: ich heyse Margaretha.	
	... yne hoffenunge an gote ſtat."	Meyne hoffenunge steet czu gote."	
	... oue ſprach ir aber czu:	Der groſe sprach ir abir czu:	
20	... lchen got meyneſtu?"	„Welchin got meynestu?"	
	... ſprach hen weder margaroth:	Do sprach wedir en Margaretha:	100
	... lle ding geschaffen hot,	„Der alle ding geschaffin heth,	
	... h cristum gotis kint.	Jhesum Cristum gotis son.	
	... ſeyner gute bistu blint.	An seyner gute bistu blynt.	

25	„Sende mir dy hůlfe deyn,	„Got sende mir dy hulffe deyn	174
	Irledige dy zele meyn	Vnde irlose dy zele meyn	
	Von des tewfels munde	Nw czu desen stunden	
	Nw czu desen ftunden.	Von der lewen munde.	
	Sende mir eyn tewbeleyn	Sende mir eyn tewbeleyn	
30	Daz ich ftete musse feyn	Do von ich stete musse seyn,	
	Daz ich mich nicht vorkere	Das ich mich nicht vorkere	180
	Von deser marter fwere,	Von desir not swere,	
	Daz ander mensche bilde haben	Das andir meyde bilde haben	
	Vnd an togunden nicht snaben,	Vnde an togenden nicht vorzagen.	
35	Sint dy merterere	Vnde ouch dy merterere,	
	Leyden grofe fwere.	Dy do leyden grosse swere.	
	Man flug dy mayt fere	Man slug dy mayt here	190
	Durch dy gotis ere	Czu der czeyt sere	
	Den lobelichin leychenam	Den lobelichin leychnam,	
40	Recht fam her wer eyn fawler stam.	Als ap is were eyn unreyn slam.	
	Der groue mit feyner hant	Der grofe nam das hewpt in dy hant	
	Seyn *hewpt*[1] in den mantel want,	Vnde is yn den mantil want,	195
	Daz her daz yomer nicht zee.	Das her das yomer nicht sehe.	
	Man thet der mayt wee.	Man thet der mayt also wee,	
45	Der groue fprach: „margaroth,	Das alle, dy do worren,	
	Fulge noch meynem roth	Gros yomer an er sohen.	
	Vnd oppher meynen gŏten;	Der grofe der sprach:	200
	Ich loffe dich anders tŏten.	„Nw hore noch meynen roth	
		Vnde opper meynen goten,	
		Odir ich mus dich totin.	

Das vorliegende bruchstück ist ein doppelblatt aus einer papierhandschrift wol aus dem 15. jahrhundert. Die grösse des doppelblattes beträgt 102 × 167 mm. Vom buchbinder ist oben ein streifen von je 4 zeilen weggeschnitten worden, wie dies aus einer vergleichung mit St. hervorgeht. Ursprünglich standen auf jeder seite 16 zeilen. Auch seitlich ist ein kleiner streifen abgeschnitten. Das doppelblatt war das vorletzte vor der mitte einer anzahl zu einem heftchen zusammengebundener blätter; es fehlen nämlich, nach St. zu schliessen, zwischen dem letzten verse des ersten blattes und dem ersten verse des nächsten blattes 70 verse; auf die vier dazwischenfallenden seiten würden bei einer zeilenzahl von 16 auf die seite 64 zeilen gekommen sein. Das minus von 6 versen in unserm bruchstück ist belanglos und nicht mit sicherheit dem abschreiber unserer handschrift zuzuschreiben, da ja ebensogut der abschreiber von St. bei seiner gleichgültigkeit gegen getreue widergabe des originals einige verse selbst hinzugefügt haben kann; man vergleiche die verse St. 198: 199, bei denen man nicht anzunehmen braucht, dass der schreiber unserer hs. sie aus seiner vorlage absichtlich weggelassen habe; im gegenteil: der reim *worren*: *sohen* lässt vermuten, dass die beiden verse nicht dem ziemlich rein reimenden original angehörten, sondern erst durch den abschreiber, der ja vor solchen reimen nicht zurückschreckt, eingeschoben worden sind. Vielleicht wurde der abschreiber zu seiner erweiterung durch das *also* des verses 197 verleitet, obgleich der dichter

1) F-

damit kaum auf etwas folgendes, sondern vielmehr auf die vorangegangene marter zusammenfassend hatte deuten wollen.

Wie schon bemerkt, steht unser bruchstück sowol bezüglich der sprache als auch der entstehungszeit dem Stettiner nahe; zweifellos gehen beide auf ein und dieselbe vorlage zurück. Nur hat der abschreiber des hier vorliegenden bruchstückes mehr sorgfalt bei seiner arbeit walten lassen als jener. Dies zeigt sich vor allem in seiner reimtechnik. Während St. unreine reime in fülle, ja sogar blosse assonanzen bietet, zeigt unser bruchstück durchweg reine reime. Dagegen spricht auch nicht der reim 31 : 32 *vorkere* : *ſwere;* solche reime sind ja bei den md. dichtern gang und gäbe. Auch 47 : 48 sind rein gereimt. Im schlesischen dialekt, dem unser bruchstück anzugehören scheint, hat nicht allein die unflectierte sondern auch die flectierte form von „*got*“ ein langes *ô* (*a gôts lôn* = ein gotteslohn, *zu gôte schrein;* auch die stadt Gottesberg heisst im dialect: *gôdesbark*).

Aber nicht nur in der reimtechnik sondern auch in der ganzen auffassung der vorlage steht unser bruchstück über dem Stettiner; missverständnisse der vorlage und gedankenlosigkeiten, wie sie sich in St. finden, sind unserem bruchstück fremd. Ein weiterer hinweis auf einzelheiten erübrigt sich bei der nebeneinanderstellung beider bruchstücke.

LEOBSCHÜTZ. DR. OSWALD PAUTSCH.

Bernhard Schmidt und Johann Fischart.

Unter den holzschnitten von Tobias Stimmer verzeichnet Andresen im Peintre-graveur 3 s. 27 ein bildnis des Strassburger organisten Bernhard Schmidt mit lateinischer überschrift und einem vierzeiligen lateinischen vers im unterrand von *Sultzpergerus. p.* Andresen bemerkt dazu, dass das blatt auf der rückseite text hat und demnach in ein buch gehört. Dies ist tatsächlich der fall. Der holzschnitt, wie ihn Andresen beschreibt, befindet sich auf der rückseite des vierten blattes der von Bernhard Schmidt im jahre 1577 bei Jobin veröffentlichten „Tabulatur“[1]. Indes erschien das bildnis hier nicht zum ersten male. Bereits im jahre 1571 war es in einem anderen passe-partout und mit deutscher überschrift und deutschen versen im Jobinschen verlage als einzelblatt veröffentlicht worden[2]. Der das porträt umgebende zierrahmen ist derselbe wie derjenige, welcher zu dem Stimmerschen bildnisse von Rudolph Gwalther, das in gleichem jahre bei Jobin erschien[3], verwendet wurde.

Das blatt trägt die überschrift:

Waare Conterfehtung Bernhardi Schmidt, | *Organisten zů Straßburg.*

1) Auf dem zweiten blatt beginnt die vorrede, auf der rückseite des dritten blattes folgt ein lateinisches gedicht „In honorem et commendationem musicae“, unterzeichnet „Sigis. Sultzpergerus, Argentorati p.“, auf derselben seite beginnt ein „Kurtzer bericht an den günstigen leser“ und schliesst auf der vorderseite des vierten blattes. — Ein exemplar dieses seltenen werkes befindet sich in der hiesigen staatsbibliothek. Andere aufbewahrungsorte teilt R. Eitner in seinem Biogr.-bibl. quellenlexikon bd. 9 s. 37 mit.

2) Das von mir eingesehene exemplar des seltenen blattes befindet sich in der kupferstichsammlung des Germanischen museums in Nürnberg. Dankbar gedenke ich auch an dieser stelle des mir von der direction des museums widerholt bewiesenen gütigen entgegenkommens.

3) Vgl. Andresen 3, s. 21.

Unter dem bildnisse stehen in drei spalten die verse:[1]

DIe Musick hat zů jeder zeyt
Gehabt fürneme hohe Leüt
Die sie gepflantzt han vnd geliebt,
Vnd selber offtmals auch geůbt:
5 Wie man lißt von Achille diß
Vnd Alexandro für gewiß,
Vnd andern Herren noch viel mehr:
Welchs in gerechnet würt zůr Ehr:
[Sp. 2.] Ja noch Philosophos man findt
10 (Die doch gemeinlich ernsthafft[2] sindt)
Die solche Kunst gebrauchet han,
Als Socrates der frome Mann:
Ja die Leuiten vnd Propheten
Sich jhren nicht beschåmen theten:
15 Wie Dauid, Asaph, Chora waren
Als jhre Psalmen offenbaren.
[Sp. 3.] Wie solten wir dann auch nicht heüt
Solch Kunst berůmpt so lange zeyt
Die biß auff vns ererbt vnd blieben,
20 Erhalten, fürdern vnd belieben?
Dieweil sie ist ein Gottes Gob
Darmit man Gott den HErren lob:
Der vns nach disem armen Leben
Dort wöll die Himlisch Musick geben.

Unter der mittleren spalte steht: *Mit Rô. Key. May. Freyheit.*

Darunter: *Durch Bernhardt Jobin Formschneider. Anno*[3] *M. D. lxxj.*

Die obigen verse sind sicher wie die meisten bilderreime zu Stimmerschen porträten von Fischart verfasst[4].

Ganz seiner art gemäss ist die weitschweifige einleitung mit der aufzählung von beispielen aus der alten geschichte sowie auch die überleitung „*Wie solten wir dann* usw.“ v. 17 fgg. In ganz ähnlicher weise sagt Fischart in der vorrede zum Gesangbüchlein (Kurz 3, s. 125 v. 135 fg.), dass alle gottesmänner sich in leid und trübsal durch das lied getröstet haben, und fährt dann fort: „*Wie, thuns dan nicht wir arme leut,* usw.“; und in der vorrede zu den Biblischen historien (Kurz 2, s. 280 fg.) nennt er eine grosse anzahl von fürsten und anderen hervorragenden persönlichkeiten der alten und neuen zeit, welche die malerei in ehren gehalten und

1) Schreibung und interpunction des originals gebe ich genau wider. Spaltenbezeichnung und verszahlen sind von mir beigefügt.

2) Im original: *ernstschafft.*

3) Im original: *Ano.*

4) Dies nahm auch W. von Maltzahn an, der ein exemplar des blattes besass. Vgl. dessen „Deutsch. bücherschatz, Jena 1875“ s. 13. — Auch die von Andresen 3, s. 26 mitgeteilten verse unter dem Stimmerschen porträt des lautenisten und componisten Melchior Neusidler (vgl. über ihn ADB 23, s. 555 fg. und R. Eitner a. a. o. bd. 7 s. 188 fg.) „*Lautenschlagen du edle Kunst, Erfröwest s Hertz vnd machest gunst*“ rühren wohl von Fischart her. Eine anspielung auf das sprichwort „Kunst bringt gunst“ findet sich auch im eingang seiner verse auf die kunst (Kurz, J. Fischarts sämtliche dichtungen 2, s. 276).

gefördert haben, und knüpft die mahnung daran: *„Wie vil mehr soll dan heut dise leutselige kunst . . . hoch geachtet vnd gefördert werden.“* Auch sonst finden sich ähnliche übergänge bei Fischart ziemlich häufig. So z. b. Kurz 3, s. 14 v. 197, s. 75 v. 13, s. 203 v. 17, s, 211 v. 87; Gargantua, Hall. neudr., s. 4 z. 14. Auch die parenthese v. 10 (vgl. Englert, Zeitschr. 36, s. 491) und die Annomination v. 21 fg. ist für Fischart bezeichnend.

Dem in v. 4 ausgesprochenen gedanken, dass es zu jeder zeit angesehene leute gab, welche die musik selbst „geübt“[1] haben, begegnen wir auch im Lob der lauten (Kurz 3, s. 25 v. 663 fgg.):

Ja selbst der Fürst vnd der Regent
Nemmen dich (*die laute*) in jhr fürstlich hãndt usw.

Auch hier weist Fischart auf Achilles hin:

Offt nimpt dich der Achilles auch,
Daß seine streitbar hand dich brauch usw.

Auch im prolog zum Stauffenberg (Hauffen 1, s. 271 v. 197 fgg.) erwähnt Fischart, dass Achilles die kunst des saitenspiels gepflegt habe, und fährt dann mit einer an v. 7 oben anklingenden wendung fort:

Ja, andre Helden noch vil mehr
Hatten der Seytenspil eyn Ehr usw.

Der in v. 15 enthaltene hinweis auf die musikliebe des David, wie sie sich in seinen psalmengesängen offenbart, findet sich auch in breiter ausführung in der vorrede zum Gesangbüchlein v. 135 fgg. Auch „Asaph“ und „Chore“ werden hier in v. 197 erwähnt. Und ähnlich wie oben in v. 13 hervorgehoben wird, dass sich David und andere propheten der ausübung der musikkunst *„nicht beschâmen theten“*, und auch wir deshalb nicht anstehen sollten, diese kunst zu fördern und zu üben, so bekräftigt Fischart in der genannten vorrede die an die damaligen „Fürsten“ und „Herrn“ gerichtete mahnung dem beispiele Davids zu folgen mit den worten:

Es schad nicht Kôniglichem namen,
Jr dôrft euch dessen nicht beschamen.

V. 21 oben wird von der musik im allgemeinen gesagt, dass sie *„ein Gottes Gob“* sei. Ebenso heisst es im Lob der lauten v. 541 fgg., dass die kunst des saitenspiels

Von niemand sey herkommen sunst
Dann von Himmlischer güt von oben,
Daher dann kommen gůtte goben.

Die schlussverse des obigen gedichtes sind denen im Lob der lauten ganz ähnlich. Beide enthalten eine gegenüberstellung der himmlischen und der irdischen musik nebst dem wunsche nach einstiger erlangung der ewigen glückseligkeit[2]. Auch am schlusse des lobspruchs auf die stadt Strassburg (Kurz 3, s. 352) wird der hinblick auf das jenseits in gleicher weise an einen im vorausgehenden enthaltenen haupt-

1) Zu dem reime *„geliebt : geübt“* v. 2, 3 vgl. Lob der lauten, Kurz 3, s. 28 v. 749 *Drumb werden dich die all belieben, Die kunst belieben oder üben*, vorr. zum zweiten buch der Jobinschen „Lautenstück“, Hauffen, J. Fischarts werke 1, s. LXII *den diser Lautenkunst übenden vnd beliebenden*, und vorr. zu den Bibl. hist., Kurz 2, s. 283 z. 27 *solcher kunst vbenden vnd belibenden*.

2) Mit diesem wunsche schliessen auch die Wunderzeitung, die Tierbilder und die Anmahnung zu christlicher kinderzucht Kurz 3, s. 72, 63 und 208.

gedanken (freiheit der stadt Strassburg — ewige freiheit) angeknüpft. Eine ähnliche gegenüberstellung (zeit — ewige zeit) kommt im Uhrwerk (Kurz 3, s. 384 v. 33 fg.) vor.

In rhythmischer hinsicht zeigen die obigen verse dieselbe glätte, wie wir sie bei allen dichtungen Fischarts aus der ersten zeit seines schaffens antreffen[1].

Von dem Stimmerschen bildnisse des Bernhard Schmidt erschien nach des letzteren tode ein neuer abdruck mit einem lobgedicht auf ihn in form eines akrostichons[2].

Das blatt hat die überschrift:

Wahre vnd Eygentliche Contrafactur. | *Deß Ehrenvösten vnd Fürnehmen Herren Bernhardt* | *Schmiden, viel Jährigen Organisten im* | *Münster zue Straßburg.* | *Natus Anno* 1535. *Obijt Anno* 1592.

Unter dem bildnisse steht in drei spalten das folgende gedicht:

B ringt nicht die Kunst mit sich auch Gunst:[3]
E in gut Werck lobt je nicht vmbsunst
R echt seinen Meister. Ja viel mehr
N ach Kunst vnd Gunst komt Ruhm vnd Ehr.
5 *H* err Bernhart Schmid, der Elter gnant,
A uch solcher gstalt, in seinem Stand,
R uhms werth ist; weil Er, nicht vmbsunst,
T eutschLand geziert mit seiner Kunst.
[Sp. 2.] *S* ein Kunst auff Instrumenten frey
10 *C* oncordirt mit der Symphoney
H oldselig, nach der Music zwar.
M it Ruhm übt Er die Kunst, viel Jahr,
I n Straßburg, des Reichs Freyen Statt:
D a er im Münster gpfleget hat
[Sp. 3.] 15 *O* rganisten Ampt, zum Gotts Dienst fron,
R echt ansehnlich ist sein Person
G etruckt alhier vnd eigentlich
A bcontrafeit. Damit vor sich
N icht rühme nur allein forthin
20 *I* talia Kunstreichen Sinn.
S ondern daß man seh, wie noch heut
T eutschLand hab Tapffere Künstreich Leut.

Der stil des gedichtes, namentlich die annomination (Kunst usw.) scheint fast auf Fischartischen einfluss hinzuweisen. Vielleicht sind die verse von dem sohne des verstorbenen, Bernhard Schmidt dem jüngeren[4], dem herausgeber eines im jahre 1607 bei Lazarus Zetzner in Strassburg erschienenen tabulaturwerkes[5], in dessen vorrede

1) Vgl. Englert, Die rhythmik Fischarts s. 7 fgg.

2) Die umrahmung ist hier dieselbe wie bei dem abdruck in Schmidts Tabulatur. — Ein exemplar des originaldruckes besitzt das hiesige kupferstichcabinett. Eine reproduction befindet sich in Hirths Culturgesch. bilderbuch 3, nr. 1318.

3) Vgl. oben s. 245 anm. 4.

4) Vgl. über ihn R. Eitner a. a. o. bd. 9 s. 37.

5) Auch von diesem buche besitzt die hiesige staatsbibliothek ein exemplar. — Gewidmet ist das werk „Dem ... Herren Eberharden, Herren zu Rappoltstein, zu Hohenack vnnd Geroltzeck am Wassichin ... Meinem Gnädigen Herren.“ Über diesen vgl. Meusebach-Wendeler, Fischartstudien s. 298 fgg., und dazu das „Lob- vnd Leichgedicht“ auf ihn von Jes. Rompler in dessen „Erst. gebüsch seiner Reim-getichte“, Strassb. 1647 s. 101 fgg.

stilistische eigenheiten wie die mehrfach vorkommenden zwei- und mehrgliedrigen, zum teil aus fremdwort und verdeutschung bestehenden formeln[1], besonders aber die kreuzfigur *„Zierlicher gravitet vnd gravitetischer Zierligkeit"* sehr an Fischart erinnern[2].

Über die lebensumstände Bernhard Schmidts des älteren ist uns nicht viel bekannt. Von den nachfolgenden angaben verdanke ich sämtliche, denen in den anmerkungen hinweise auf urkunden des Strassburger stadtarchivs beigefügt sind, der ausserordentlichen gefälligkeit des herrn stadtarchivars dr. Winckelmann in Strassburg.

Bernhardt Schmidt wurde nach der auf dem oben beschriebenen gedenkblatte enthaltenen angabe im jahre 1535[3] geboren. Am 31. october 1552 heiratete er Catharina Klein[4]. Aus einer bittschrift, die am 16. november 1559 dem Strassburger stadtrate vorgelegt wurde, ergibt sich, dass er früher gegen verbot des rates in den krieg gezogen war, und zwar, wie er behauptet, lediglich um in der fremde etwas zu lernen. Da er dafür mit einer strafe von 20 mark belegt wird oder, falls er nicht zahlt, die stadt räumen soll, bittet er die strafe zu mildern, damit er bei weib und kind bleiben könne[5]. Aus seiner ehe mit Catharina Klein stammt u. a. ein sohn Bernhard, der am 1. april 1567 getauft wurde[6], offenbar der oben genannte Bernhard Schmidt der jüngere, und Johann Friedrich, der am 26. januar 1578 getauft wurde[7], der spätere Strassburger stadtadvocat[8]. Bei dem ersten wird der vater noch Bernhard Schmidt der jüngere genannt[9], beim zweiten aber Bernhard Schmidt „der organist". Von 1560 bis 1564 war er organist an der Thomaskirche in Strassburg. 1564 wurde er organist am Münster[10], nachdem er sich schon 1561 und nochmals 1562 um dieses amt beworben hatte[11], und blieb in dieser stellung bis zu seinem tode, der im jahre 1592 erfolgte[12].

Das wenige, was uns von dem privatleben Bernhard Schmidts bekannt ist, ist nicht geeignet dasselbe in sehr günstigem lichte erscheinen zu lassen. Seine beteiligung an einem auswärtigen feldzuge in der ersten zeit seiner ehe lässt schliessen, dass er es mit seinen pflichten als familienvater nicht sehr genau nahm, und die in

1) Indes möchte ich auf diese formeln an sich nicht zu viel gewicht legen, da sie auch bei vielen anderen schriftstellern jener zeit vorkommen.

2) Auch findet sich in dieser vorrede eine ähnliche stelle wie die oben v. 18 bis 22. Sie lautet: „Dahero dann erfolgt, daß heutiges Tags, nicht allein in *Italia*, vnnd andern disser Kunst (d. h. der Tondichtung) halben insonders berůhmten Orten: sondern auch Vnserm vielgeliebten Vatterland Teutscher Nation, sehr wenig in Truck vnd an das Liecht gegeben wůrde, So da nicht fůr sehr Kůnstlich, Lieblich vnd Außerlesen gehalten wůrdt." (Bl.) : (ij[a] fg.)

3) Wenn dies richtig ist, war Schmidt erst 17 jahre alt, als er heiratete. H. Riemann gibt in seinem Musiklexikon, 4. aufl. (Leipzig 1894) s. 955 das jahr 1520 als geburtsjahr an.

4) Strassb. stadtarchiv, kirchenbücher M 50 fol. 23 nr. 59.

5) Strassburger stadtarchiv V 5. Über die verbescheidung seiner bitte findet sich nichts in den urkunden.

6) Strassburger stadtarchiv, kirchenbücher N 213 fol. 239.

7) Ebendaselbst N 214 fol. 61[b].

8) Er spielte im 17. jahrhundert in der stadt eine bedeutende rolle. Er starb im jahre 1637. Vgl. über ihn Zedler, Universallexikon bd. 35 sp. 402.

9) Demnach führte der vater unseres Bernhard Schmidt gleichfalls den vornamen Bernhard.

10) Riemann a. a. o.; Eitner a. a. o. bd. 9 s. 36.

11) Strassburger stadtarchiv, ratsprotokoll 1561 fol. 212[b] und 1562 fol. 418[b].

12) Vgl. die angabe auf dem oben beschriebenen gedenkblatte und dazu Riemann und Eitner a. a. o.

Ferdinand Reibers kleiner schrift „Küchenzettel und regeln eines Strassburger frauenklosters des XVI. jahrhunderts (Strassburg 1891)“ s. 26 fg. und 31 fg. enthaltenen pikanten mitteilungen über Schmidts beziehungen zu einer klosterschaffnerin[1] beweisen, dass er auch in seinen späteren lebensjahren ein etwas lockerer geselle war.

Nach einem in den „Mitteilungen der gesellschaft für erhaltung der geschichtlichen denkmäler im Elsass“ 2. f. bd. 18 s. 143 abgedruckten auszug aus der Strassburger chronik von Künast[2] war sein name in dem tabulaturbuch der Strassburger meistersänger aufgeführt. Auch ist daselbst mitgeteilt, dass sich unter seinem wappen der wahlspruch befindet: *„Qui non amat musicam Plag S. Veitstantz und podagram.“*[3]

Im jahre 1577 veröffentlichte Schmidt bei Jobin in Strassburg die bereits erwähnte „Tabulatur“ unter dem titel:

Zwey Bücher. | Einer Neü- | en Kunstlichen Tabu- | latur auff Orgel vnd Instrument. | .... Durch Bernhart Schmid, Bur- | ger vnd Organisten zu Straßburg. | Getruckt zu Straßburg, bei Bernhart Jobin. | M. D. LXXvij.

In der von dem herausgeber des werkes unterzeichneten und an seinen „genädigen Herren“, den grafen Christoph Ladislaus zu Nellenburg, herren zu Thengen, domprobst des hohen stiftes zu Strassburg usw. gerichteten vorrede ist unter hinweis auf eine grössere reihe hervorragender persönlichkeiten des altertums ausgeführt, welch bedeutende rolle die profane sowol wie die religiöse musik im leben der alten völker, namentlich der Griechen, Römer und Hebräer spielte, woran sich dann eine widerlegung der von den gegnern der kirchenmusik zur rechtfertigung ihres standpunktes vorgebrachten gründe anreiht.

Diese darlegungen haben grosse ähnlichkeit mit manchen derartigen auseinandersetzungen bei Fischart, und ich vermute deshalb, dass er an der fassung der vorrede beteiligt gewesen ist.

Sehr stark erinnert an ihn eine stelle auf bl. 2ᵇ. Hier heisst es, von den gegnern der kirchenmusik werde u. a. geltend gemacht, dass „solche figurirte vnd artliche Musica gar zu grosse gelegenheit vnd anreitzung gebe zur leichtfertigkeit, dardurch die Leut weniger auff den rechten Gottesdienst achtung geben, oder sonst die gedancken spatzieren lassen usw.“, und daran wird die bemerkung geknüpft: *„Gleich als wan dardurch von deß Mißbrauchs wegen auch der rechte vnd gute gebrauch der gaben Gotes zuuerdamen,* vnd alles Gelt mit jenem Philosopho inn das Mör zuwerffen, weil es grosses jamers offtmals einige vrsach.“ Ganz ebenso wie hier den gegnern der kirchenmusik, wird in Fischarts vorrede zu den Biblischen historien den feinden der religiösen malerei entgegengehalten, *„das von etlicher mißpraucher wegen Man den rechten prauch nicht soll niderlegen.“*[4]

In sprachlicher hinsicht erinnern an Fischart besonders die zusammensetzungen *hertzenbelustige* („das sie ein Ehrliche hertzenbelustige, lobliche Kunst ist“ bl. 2ᵃ), *Ceremonidichterische* („wider die Ceremonidichterische Kätzer Meletianos“ bl. 2ᵇ)

1) Den hinweis auf diese notizen verdanke ich der freundlichkeit des herrn director dr. Ad. Seyboth in Strassburg. Er teilte mir ausserdem noch mit, dass Bernhard Schmidt um 1560 bis 1571 in der Meisengasse, heute nr. 22 bis 24, wohnte.

2) Vgl. auch Eitner a. a. o. bd. 9 s. 37.

3) Die weitere daselbst enthaltene angabe, dass Bernhard Schmidt beisitzer des stadtrates gewesen sei, bezeichnet herr stadtarchivar dr. W. Winckelmann, der die güte hatte mich auf diese notiz aufmerksam zu machen, auf grund einer genauen durchsicht der ratslisten als unrichtig.

4) Vgl. auch die einleitung zum Ismenius, Kurz 3, s. 40 v. 1 fgg.

und *Naturzerstörten.* Dieses letztere wort begegnet sogar in ganz ähnlichem zusammenhang wie hier auch in der von Jobin unterzeichneten, aber zweifellos von Fischart verfassten vorrede zum zweiten buche der Jobinschen „Lautenstück" (Job. 1573). Im vorwort zur Tabulatur heisst es (bl. 3ª): „es dunckt mich, auß oberzeltem, bei verständigen genug *etlicher Naturzerstörten MusicHässer spott* widertriben sein", und in der vorrede zum zweiten teile der „Lautenstück" (Hauffen 1. s. LX): „noch finden sich *ettliche Naturzerstörte vnmenschen ... die solche hertzsüsse einhelligkeit vnd allen concent der Music*, wie manche Hund das glockenleuten *anfeinden vnd schewen.*"

Ausser der Tabulatur besitzen wir von Bernhard Schmidt noch die folgende schrift:[1]

Eygentliche vnnd ordentli- | che Beschreibung, deß löblichen Vbung-schies- | sens, mit groben Stucken oder hal- | ben Schlangen. | So ein Ersamer Wolweiser Rath der Statt | Straßburg . . . angestelt, so den 25. | Maij, gegenwertigen 1590. Jars, sein löblichen anfang ge- | nommen, glücklich, wol vnd rühmlich | vollendet ist. | Derselbigen zu vnterthänigen Ehren ... in diese Teutsche Rei- | men gebracht. | *Durch Bernhard Schmidt den ältern, Or- | ganisten vnd Burgern daselbst.* | [Holzschnitt: symbol des B. Jobin.] | *Getruckt zu Straßburg, bey Bernhard Jobin.* | *Anno* CIϽ IϽ XC. — 4°. 16 bl. Am schlusse ist ein zusammengefalteter kupferstich in länglichem formate beigeheftet, der das leben und treiben auf dem festplatze darstellt[2].

Auf dem zweiten blatt befindet sich eine an die räte der stadt Strassburg gerichtete widmung, dann folgt das gedicht bl. A iijª bis bl. C4ᵇ, dann ein verzeichnis der gewinner bl. Dª bis D4ª oben, hierauf der „Beschluß" bl. D4ª bis D4ᵇ, letzterer, ebenso wie das eigentliche gedicht, aus kurzen reimpaaren bestehend.

Die verse sind ganz in dem hölzernen stile der pritschmeisterdichtungen gehalten und lassen weder stilistisch noch rhythmisch irgendwelchen einfluss Fischarts erkennen.

1) Vgl. Goedeke, Grundriss 2, s. 327. — Die hiesige staatsbibliothek besitzt zwei exemplare.

2) Der „Catalogue de la collection d'alsatiques de Ferd. Reiber, Strasbourg J. Noiriel" (1896) verzeichnet auf s. 214 unter nr. 4051 unter den kupferstichen folgendes einzelblatt: „*Verzeichnuss des Strassburgischen Vebungs Schiessens mit grobem geschutz, gehalten im maio anno 1590.*" *Avec lég. typogr. en vers all., in-f° obl.* — Vermutlich ist dieses blatt eine sonderausgabe des genannten stiches mit einer gekürzten fassung des Schmidtschen gedichtes.

MÜNCHEN. ANTON ENGLERT.

LITTERATUR.

Altfriesisches lesebuch mit grammatik und glossar von dr. **Wilhelm Heuser** (Sammlung germanischer elementarbücher, herausgegeben von Wilhelm Streitberg, III. reihe, 1.) Heidelberg, Carl Winters universitätsbuchhandlung 1903. XI, 162 s. 3,60 m.

Mit dem interesse für die altfriesische sprache und das altfriesische recht hat in neuerer zeit auch die nachfrage nach praktischen hilfsmitteln für die einführung in das studium der friesischen rechtsquellen zugenommen. Ein lesebuch von mässigem umfange mit einem knappen, recht übersichtlich gehaltenen grammatischen abriss und einem sauber gearbeiteten glossar wird sich immer als das brauchbarste hilfsmittel

dieser art empfehlen. Das Heusersche lesebuch, das diese anlage zeigt, konnte daher bei allen, welche sich mit dem friesischen altertum beschäftigen, von vornherein auf eine freundliche aufnahme rechnen. Die herstellung eines altfriesischen lesebuchs hat mit besonderen schwierigkeiten zu kämpfen, die in der natur der friesischen rechtsquellen begründet sind. Die auswahl der lesestücke wäre leicht, wenn man lediglich auf lehrreichen inhalt zu sehen hätte; sie gestaltet sich dagegen recht schwierig, wenn von der altfriesischen sprache, wie sie in den verschiedenen gauen zu einer bestimmten zeit gesprochen worden ist, ausreichende proben gegeben werden sollen. Die friesischen rechtsdenkmäler stammen aus ganz verschiedenen zeiten, und die handschriften, in denen sie uns überliefert sind, verteilen sich auf mehrere jahrhunderte. Die schreiber der auf uns gekommenen handschriften haben ihre vorlagen an zahlreichen stellen nicht mehr verstanden und dann eine weitgreifende willkürliche änderung der texte vorgenommen oder sinnlose sätze überliefert. Hier und da behalten sie wol die sprachformen ihrer vorlage unverändert bei, im allgemeinen aber ist es durchaus regel, dass sie die formen ihrer eigenen zeit an die stelle der älteren setzen. Auch ist es, wie die Fivelgauer rechtshandschrift deutlich zeigt, bisweilen vorgekommen, dass ein und derselbe schreiber rechtsaufzeichnungen, die aus ganz verschiedenen gauen stammten, in einen codex zusammenschrieb und dabei die sprache seiner vorlagen bald unangetastet liess, bald mehr oder weniger veränderte. Schliesslich fehlt es nicht an anzeichen, dass an der überlieferung der altfriesischen rechtsquellen auch leute beteiligt gewesen sind, welche des friesischen unkundig waren. Ist so bei der auswahl von altfriesischen lesestücken, die dem anfänger geboten werden sollen, grosse umsicht am platze, so wird man auch im hinblick auf die grosse fülle etymologisch unklarer wörter, auf die man in den friesischen rechtsquellen stösst, bei jener auswahl vorsichtig verfahren müssen. Jedesfalls sind denkmäler, deren sinn an vielen stellen noch unklar ist, von einem lesebuche, wenn möglich, ganz auszuschliessen.

Eine gleichmässige berücksichtigung der ost- und der westfriesischen rechtsquellen empfiehlt sich nicht, weil uns westfriesische texte nur aus sehr später zeit zur verfügung stehen. Sie gehören durchweg der zweiten hälfte des 15. und dem beginn des 16. jahrhunderts an, überliefern also nur die schon recht stark vom niederdeutschen beeinflusste westfriesische sprache des 15. jahrhunderts, während die ältesten unter den erhaltenen ostfriesischen handschriften noch aus der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts stammen! Aber wenn auch unter diesen umständen die ostfriesischen texte stärker herangezogen werden müssen als die westfriesischen, so kann doch nicht gebilligt werden, dass Heuser in seinem altfriesischen lesebuche die westfriesischen proben in einen 'anhang' verweist und in seinem grammatischen abriss lediglich das ostfriesische berücksichtigt. Folgerichtig hätte er sein buch nicht als altfriesisches, sondern als altostfriesisches lesebuch bezeichnen müssen.

Was die auswahl der stücke im einzelnen angeht, so hat Heuser gemäss seiner ansicht, dass die sprache der Rüstringer das friesische in seiner 'altertümlichsten, edelsten form' zeige (s. 36), der um 1300 geschriebenen Rüstringer rechtshandschrift, die im Oldenburger archiv aufbewahrt wird, sehr zahlreiche proben entnommen. Auf die Siebzehn küren und Vierundzwanzig landrechte lässt er eine alte aufzeichnung über gemeinfriesisches recht, die Rüstringer priesterbussen, stücke aus alten bussregistern, das Rüstringer sendrecht und den bericht von den fünfzehn anzeichen des jüngsten gerichtes folgen. Der anfänger wird gut tun, mit diesen Rüstringer proben, die dem verständnis keine erheblichen schwierigkeiten bieten, zu beginnen. Die

[illegible] Berlin [illegible], s. [illegible]) in B II [illegible] In der handschrift ist, wie [illegible] aber da auch B I nicht *frela*, sondern *lifrela* gewählt, [illegible] urtext das wort *li* (altfries. [illegible] 'schutz') enthalten

haben; *lita freta* in B II kann also nur aus *li ta freta* entstanden sein. Jener satz lautete also in aostfries. sprache: „*Hîr ne skel nên hlî tha frêta wesa twiska londum*“. Es sollte also der friedlose des einen landes nicht in dem anderen schutz finden. Dieser satz ist klar und geeignet, gegenstand einer gesetzlichen bestimmung zu sein. Wie an dieser, so hätte Heuser an vielen anderen stellen durch eine wirklich kritische vergleichung der beiden handschriften und durch heranziehung der parallelstellen des Emsiger pfennigschuldbuchs einen text herstellen können, der dem anfänger das verständnis erleichtert und für die wissenschaft wert gehabt hätte.

Unter den Hunsegauer stücken (s. 88—101) vermisst man die Hunsegauer küren. Für das friesische, wie es im 13. jahrhundert in den Groninger Ommelanden gesprochen wurde, sind gerade diese küren eine der wichtigsten quellen, weil wir das jahr ihrer abfassung (1252) kennen und weil die beiden handschriften, in denen sie gleichlautend überliefert werden, noch im 13. jahrhundert geschrieben worden sind. Bei diesen küren sind wir also über die zeit der ersten niederschrift und über das alter der erhaltenen texte genau unterrichtet! Sie dürfen in einem altfriesischen lesebuche nicht fehlen.

Dass Heuser nur kleine sprachproben aus dem Fivelgau und dem Emslande bietet, ist nur zu billigen, da die auf uns gekommenen texte sehr späten datums sind, die fivelgauer rechtshandschrift auch keineswegs nur speciell fivelgauer stücke enthält. Die acht fivelgauer sätze, die Heuser (s. 101 fg.) nach v. Richthofens Rechtsquellen gewährt, sind ohne zusammenhang. Er hätte sich davon durch einen flüchtigen blick in Hettemas Fivelg. en Old. landregt leicht überzeugen können. Die acht sätze stammen von sieben ganz verschiedenen seiten der handschrift!

Als 'anhang' bietet Heuser einige proben des westfriesischen dialekts, die er den Richthofenschen Rq. entnommen hat. Sie zeigen, wie viel fremdartiges am schlusse des 15. jahrhunderts in das westfriesische bereits eingedrungen war. Aber Heuser hätte wenigstens eine von den westfriesischen urkunden des 14. jahrhunderts und die wenigen westfriesischen wörter, welche in den geschichtsquellen des 13. jahrhunderts begegnen, in seinen anhang mit aufnehmen sollen. Man hätte dann doch eine vorstellung von der entwicklung bekommen, welche das westfriesische vom 13. bis 15. jahrhundert durchgemacht hat.

Das verständnis der lesestücke hat Heuser durch einen grammatischen abriss, durch anmerkungen und durch ein glossar zu fördern gesucht.

Den gramm. abriss, der den lesestücken vorangestellt ist, beginnt Heuser mit dem versuch, das verhältnis des altfriesischen zum altenglischen kurz zu charakterisieren. Nachdem er die wichtigsten übereinstimmungen und verschiedenheiten zwischen den beiden sprachen sehr summarisch aufgezählt hat (§§ 1—2), wobei ihm einzelne ungenauigkeiten, wie z. b. die gleichung germ. *ai* = afries. *ê* > *â*, die bezeichnung der altostfriesischen endung *-ar* im n. a. plur. der *o*-stämme als altfriesisch untergelaufen sind, bespricht er (§§ 3—7) die stellung des altfriesischen zu den einzelnen aengl. dialekten. Er kommt zu dem ergebnis (§ 4), dass das altfries. zwischen dem anglischen einerseits und dem kentischen und westsächsischen andrerseits zu stehen scheine. So viele richtige beobachtungen diese allgemeine einleitung auch enthält, so haben doch viele ihrer sätze nur hypothetischen charakter oder sind unrichtig. So behauptet z. b. Heuser in § 1 und § 4, dass sich das kentische und westsächsische mit *a* vor nasalen zum westfriesischen, das anglische mit streng durchgeführtem *o* vor nasal zum ostfries. stelle. Aber wir kennen das westfriesische erst aus handschriften des ausgehenden 15. jahrhunderts! In diesen erscheint allerdings

das westgerm. antenasalische *a* in geschlossener silbe, wofern dem nasal kein spirant noch ein umlaut bewirkendes *i* oder *j* folgte, meistens als *a*, z. b. in *lang*, *ban*, *brand*, *lam* neben *lom*, *land* neben *lond*, *man* neben *mon*, gen. plur. *manna*, aber dass man noch im 13. jahrhundert in Westfriesland nicht *manna*, sondern *monna*, nicht *damme*, sondern *domme*, nicht *brand*, sondern *brond* gesprochen hat, zeigt die um 1270 von einem Westfriesen der Dokkumer gegend geschriebene Vita Sibrandi[1]. Jenes westfries. *a* kann sich also erst seit dem 14. jahrhundert aus älterem *o* entwickelt haben und darf nicht als altwestfriesisch bezeichnet werden. Da Heuser viele aufstellungen gar nicht, die übrigen viel zu knapp belegt hat, wird ein anfänger aus dieser einleitung schwerlich nutzen ziehen. Es wäre zweckmässiger gewesen, die stellung des altfriesischen innerhalb der germanischen sprachen mit wenigen strichen zu skizzieren und dabei auf die nahe verwandtschaft des altenglischen und altfriesischen kurz hinzuweisen. Der so verfügbar werdende raum hätte der friesischen formenlehre, die in dem buche viel zu dürftig ausgefallen ist, zugute kommen können. Eine sprachgeschichtliche erörterung, welche sich mit dem altenglischen und nur ganz nebenbei mit dem altfriesischen beschäftigt, gehört nicht in ein altfriesisches lesebuch.

Dem abriss der lautlehre kann der vorwurf der unübersichtlichkeit nicht erspart werden. Schuld daran ist, dass Heuser allenthalben vom altenglischen ausgegangen ist. Mir scheint dies verfehlt. Höchstens hätte er von der gemeinsamen vorstufe des afries. und aengl. ausgehen können. Aber diese zu reconstruieren würde für die zwecke eines lesebuches wenig sinn haben. Heuser hätte daher am besten getan, überall vom westgermanischen auszugehen. Dann hätte sich auch vieles einfacher und deutlicher gestalten lassen. Sodann waren ältere und jüngere sprachformen und die verschiedenen dialekte weit schärfer auseinander zu halten, auch die auf allen gebieten des friesischen vocalismus ungemein zahlreichen fälle von analogiebildung und formenausgleichung noch genauer zu besprechen. Schliesslich war entweder vom weserfriesischen oder vom emsfriesischen auszugehen, nicht aber bald die rüstringische bald die Brokmer bald die Hunsegauer sprachform zu grunde zu legen. So würde sich eine übersichtliche gruppierung der einzelnen formen erzielen lassen. Die belege für die einzelnen tatsachen der lautlehre sind an zahl zu ungleichmässig, auch nicht immer glücklich gewählt. Die beispiele hätten doch, soweit es irgend anging, den lesestücken entnommen werden und etymologisch unklare wörter, zumal wenn sie in den lesestücken nicht begegneten, ganz fortbleiben müssen.

Im einzelnen wäre sehr vieles zu bemängeln; hier kann nur das wichtigste hervorgehoben werden. Von der entwickelung, welche westgerm. *a* in hochtonigen silben innerhalb des altfriesischen genommen hat, erhält man bei Heuser kein klares bild, weil er sie nicht im zusammenhang, sondern stückweise an ganz verschiedenen stellen (in §§ 8. 9. 17. 22. 23. 25) besprochen hat. Die anmerkung über den wechsel von *i* und *e* ist viel zu dürftig, um klar zu sein; den wandel des *i* zu *e* vor *r* (*ferst* 'frist', *kerst* 'christ' usw.) übergeht Heuser ganz. Die verschiedene herkunft von afries. *ē* wird nicht recht deutlich, weil die belege nicht gruppiert sind. So war z. b. in § 15 allgemein zu sagen, dass die praet. der redupl. verba im altfriesischen bald *ē* bald *ī* haben; am wenigsten durfte *mīde* 'miete', bei dem die formen *mêde* und *meide* nicht zu vergessen waren, mitten unter diese praeterita gestellt werden. Die entstehung von *ī* durch ersatzdehnung belegt Heuser mit dem einzigen *fīf*, die ent-

1) Vgl. die worte 'alra *monna* sêlegest' und den ortsnamen 'Appenga*domme*' M. G. ss. XXIII, 576, ferner ortsnamen wie *Brontegum* (Braudgum), *Hontummahusum* (Hantumhuizen) a. a. o. s. 593. 599.

stehung von *î* aus *i* + *i* unter ausfall eines consonanten (*hlî* 'schutz', *nî* 'neu', *knî* 'knie'), aus *i* + *j* (*frî* 'frei') oder aus *igi* (*sî* 'sieg', *lîth* 'liegt' usw.) übergeht er ganz, desgleichen die merkwürdigen formen *thrê* 'drei' und *sê* 'sei' (statt der zu erwartenden *thrî* und *sî*)! Bei der besprechung von *ô* (in § 17 sowie am schluss von § 22) stellt auch Heuser aostfries. *sôn* 'sofort' mit unrecht neben *nômen* 'nahmen', dessen *ô* = wgerm. *â* = germ. *ê*² ist. Jenes wort lautete aostfries. *sân*, neben dem *sôn* als jüngere form erscheint. Es gehört demnach seinem vocale nach mit aostfries. *âge*, *ôge* 'auge', *-lâs*, *-lôs* 'los', *gâ*, *gô* 'gau' usw. zusammen und geht auf älteres **saun* zurück.

In §§ 19—21, wo die fries. entsprechungen der germ. diphthonge behandelt werden, sind die belege reichlicher als sonst gegeben; aber die orientierung ist auch hier durch das fehlen einer gruppierung erschwert. Man sieht auch nicht ein, warum nicht die einfachsten, sondern ferner liegende beispiele gegeben werden, die ja vielfach etymologisch ganz interessant, nur gerade hier nicht am platze sind. Es war unvermeidlich, dass bei solcher auswahl manches unsichere aufgenommen wurde. Störend wirkt auch die inconsequente art, wie der *i*-umlaut besprochen wird. Bei den einzelnen vocalen wird seine wirkung nicht behandelt, ausgenommen bei *â* aus germ. *ai* (§ 19) und bei *ia* aus germ. *eu* (§ 21). Erst im dritten abschnitte der vocallehre (§§ 22—29), der von der beeinflussung betonter vocale durch nachbarlaute handelt, wird der *i*-umlaut ausführlich behandelt. In diesem abschnitte bespricht nämlich Heuser (s. 11 fgg.) zunächst ganz kurz den wandel, den westgerm. *a* (in betonter und schwach betonter silbe) und *â* (= germ. *ê*¹) im fries. vor nasalen erfahren haben (§ 22), und den einfluss des *w* auf benachbarte vocale (§ 23), wozu man aber der vollständigkeit halber § 26 und den schluss von § 25 zu vergleichen hat. Hierauf handelt er in § 24 von der brechung. Hier konnte der erste absatz, der eine blosse vermutung über eine urfriesische brechung äussert, sich sonst aber mit der mittelenglischen brechung beschäftigt, ohne schaden fort bleiben. Heuser hätte sich darauf beschränken sollen, die wenigen fälle, in welchen germ. *e* und *i* in der sprache der rechtsquellen zu *iu* gebrochen erscheinen, aufzuzählen; die heutigen dialektformen konnten aus dem spiele bleiben.

Die besprechung des *i*-umlautes (§ 25) ist bei Heuser, weil er auch hierbei nicht vom germanischen, sondern vom altenglischen ausgeht, unnötig breit und verwickelt ausgefallen. Warum er seine aufstellungen nicht mit einfachen, durchsichtigen beispielen, wie er sie bei van Helten, Siebs und Bremer in menge finden konnte, sondern mit worten belegt hat, über welche sich der anfänger erst anderswo orientieren muss, lässt sich nicht absehen[1]. Wie sich westgerm. *a* vor nasal- und *l*-verbindungen sowie vor *st*, *ht*, *sk*, wenn die folgende silbe ein *i* oder *j* enthielt, im altfries. entwickelt hat, kann man auch aus Heusers bemerkungen (§ 25 nr. 4) nicht klar erkennen. Die besprechung des *i*-umlautes von altfries. *ia* (= germ. *eu*) = *iu* ist fortgeblieben, weil er schon in § 21 erwähnt war. Jedesfalls wäre es besser gewesen, den *i*-umlaut bei den einzelnen vocalen zu behandeln; ebenso hätte der *w*-umlaut (§ 26) schon in § 21, wo vom altfries. *i* gehandelt ist, zur sprache kommen können.

1) 'Gerste' hiess altfries. nicht *ber*, sondern *bere*; *heila* 'gehirn', das in den lesestücken nicht vorkommt, kann nicht auf **havilon*- zurückgehen; *were* 'wehr' und *were* 'besitz' sind von hause aus zwei verschiedene wörter; *spere* n. 'speer' hätte als etymologisch unklar fortbleiben können; ein wort *esceholt* begegnet nicht, sondern *escehalt*, das mit *esce* 'esche' nichts zu tun hat. Es ist natürlich nicht *erwa*, *erwe*, *bierwed*, sondern *erva*, *erve*, *bierved* als altfries. normalform anzusetzen. Auch sonst finden sich in den belegen für den *i*-umlaut mancherlei fehler.

Über dehnung und kürzung der vocale (§ 27 fg.) sowie über die contraction von vocalen (§ 29) hat Heuser knapp, aber ausreichend gehandelt. Es ist nur zu billigen, dass er die dehnung der vocale vor gewissen consonantengruppen, wie *ld*, *nd*, *mb*, *rd* usw. nicht bezeichnet hat, denn bis jetzt sind weder die bedingungen noch die zeit des eintritts dieser dehnungen wirklich festgestellt worden. Dagegen sind Heusers bemerkungen über die vocale der end- und mittelsilben (§ 30) ungenügend. Wir wollen nicht die schicksale vernehmen, welche diese vocale im aengl. erfahren haben, sondern die regeln hören, nach welchen sie sich im altfries. entwickelt haben. Die wortstämme waren vollständig aufzuführen und einzeln durchzugehen, für das nebeneinander von *ken*, *bed*, *here*, *rîke*, von *bite* und *dêl* usw. die regel zu formulieren, desgleichen bei den mittelsilben die wichtigsten altfries. suffixe zu besprechen. Dabei hätte der äussere umfang des abschnittes derselbe bleiben können. Die fries. svarabhakti sind übergangen. Ebenso vermisst man eine bemerkung über das auftreten oder wegbleiben von vocalen in der compositionsfuge zusammengesetzter nomina!

Die consonanten sind im allgemeinen übersichtlicher als die vocale behandelt, freilich herrscht auch hier ungleichmässigkeit und an manchen stellen eine ganz unangebrachte knappheit. Auffallend dürftig sind *w*, *r* und die dentale behandelt. So wird z. b. über die anlautenden *dw*, *tw*, *thw*, *sw*, über die wichtigsten fälle des schwindens von *w* (in *knî*, *nî* usw., in *nêt* aus *ne wêt*, *nas* aus *ne was*, *nerthe* aus *ne werthe*, *nelle* aus *ne welle* usw.), über das auslautende *w*, über die bildungen *auw*, *euw* (*iuw*), *ûw*, über das inlautende *r* (= germ. *r* oder = germ. *z*), über den ausfall intervocalischer dentale kein wort verloren[1]. Im einzelnen ist auch hier vieles zu verbessern. Für 'ja' war neben *iê* das nicht nur altost-, sondern auch altwestfriesische *gê* anzusetzen. Es bedeutet *ut-ekwnken* 'geschwunden', nicht 'ausgestossen', *wlite-wlemmelsa* 'gesichtsentstellung', nicht 'gesichtsverstümmelung', *neilthiuster* nicht 'nebeldüster', sondern 'todesdüster'. Die nur in der jüngeren Brokmer hs. begegnenden sonderbaren formen *bren* für *bern* 'kind', *bred* für *berd* 'bart', *drenfia* für *dernfia* 'verheimlichtes gut', *andren* für *andern* 'fenster' kommen lediglich auf rechnung des schreibers, der die abbreviaturen seiner vorlage unrichtig auflöste. Was das verklingen des *n* in der mittelsilbe *-ing-* (*pannig-panningar*; *Pippig-Pippinges* usw.) angeht, so wäre ein hinweis auf die analoge erscheinung in friesischen familien- und ortsnamen angebracht gewesen. Bei der besprechung der labialen war der wechsel von *v*, *u*, *w* genauer zu behandeln. Wenn Heuser (s. 21) meint, dass das ihm rätselhaft gebliebene afries. *sîa* 'gefolgsmann', 'genoss', 'blutsfreund' nur in der verbindung *thredda sîa* vorkomme und sich wol aus *thredzia* (aus *thredknia*, *threggia*) losgelöst (!) haben möge, so hätte ihn ein blick in Richthofens wörterbuch lehren können, dass dieses wort recht häufig auch in anderen verbindungen begegnet. Das wort gehört wie lat. *socius*, altfränkisch *sagebaro*, ags. *secg* 'gefolgsmann', anord. *seggr* 'mann' zur idg. wurzel *seq* 'folgen', germ. **sehw*, mit gramm. wechsel *segw*, *sew*. Im altfriesischen musste der *n*-stamm *sagwjan-* über **segwa*, **sêa* zu *sîa* werden!

Die formenlehre (s. 24 fgg.) ist bei Heuser äusserst dürftig ausgefallen, so dass ein anfänger, der in das verständnis der lesestücke eindringen will, aus ihr schwerlich ausreichende belehrung schöpfen dürfte. Was die declination der substantive anlangt, so stellt Heuser für die vocalische flexion die endungen der *a*- und der *ô*-stämme als 'normalform' auf und verweist die abweichungen von diesem

1) Von 'synkopierten' consonanten darf man wol nicht sprechen, wofern bei einer synkope doch stets an eine verminderung der silbenzahl zu denken ist.

schema, welche sich bei den *jo*- und *wo*-stämmen sowie bei den *i*- und *u*-stämmen zeigen, in vier ganz kurze anmerkungen. In diesen rahmen liess sich natürlich wesentliches nicht einfügen. So durfte nicht unerwähnt bleiben, dass im gen. sing. masc. und neutr. statt -*es* häufig -*is*, im dat. sing. masc. statt -*e* auch -*i* und -*a*, im dat. sing. fem. statt -*e* bisweilen -*a*, endlich dass der nom. acc. plur. neutr. auch ohne endung erscheint. Auch hätte wol die Möllersche erklärung der altostfriesischen endung -*ar* im nom. acc. plur. masc. der *o*-stämme angeführt werden müssen[1]. Auffallend dürftig ist die behandlung der *i*-stämme (s. 25 anm. 2). Weder ist vermerkt, dass im nom. acc. sing. der kurzsilbigen *i*-stämme neben der endung -*e* auch -*i* auftritt, noch der neutralen *i*-stämme mit einem worte gedacht. Wie für die starke, so fehlt es bei Heuser auch für die schwache declination an paradigmen, von deren aufstellung ein grammatischer abriss, der die zwecke eines lesebuches fördern will, doch nicht absehen sollte. Die flexion der consonantischen stämme, für die H. die endungen der *n*-stämme als 'normalform' aufstellt, ist noch knapper als die der vocalischen stämme behandelt. In einer kleinen anmerkung werden die formen von *fôt*, *mon* (ganz unvollständig!), *tôth*, *brêk*, *nacht* aufgeführt und die *r*- und *nd*-stämme kurz erwähnt. Der *os*/*es*-stämme sowie der häufigen vermischungen schwacher und starker declination konnte bei diesem summarischen verfahren nicht gedacht werden.

Bei der flexion der adjectiva beschränkt sich Heuser ebenfalls darauf, die endungen der starken und der schwachen declination anzugeben. Irgend ein beispiel führt er nicht an, dagegen verzeichnet und bespricht er die endungen der altenglischen starken und schwachen adjetivdeclination! Was soll dies in einem übermässig knappen abriss der altfries. grammatik? Übrigens kennt das friesische keine schwachen formen im gen. plur. der adjectiva; am allerwenigsten darf man für diesen casus eine schwache endung -*a* ansetzen! Die steigerung der adjectiva ist zu knapp behandelt. Nicht einmal die superlativendungen sind vollständig aufgezählt, denn neben den suffixen -*ost*, -*ust*, -*ast*, -*est* war doch -*ist* und -*st* zu erwähnen. Der *ma*-superlativ *forma*, *formest* durfte nicht vergessen werden und den umlaut zeigenden formen wie *eldera*, *eldest*, *ĕrra*, *ĕrost*, *ferra*, *ferra*, *ferest*, *lĕssa*, *lérest*, *lêst* hätten die entsprechungen einer anderen germ. sprache, sei es des got. sei es des altsächs., zur seite gestellt werden müssen. Dagegen konnte die angabe der ae. superlativendungen ohne schaden fortbleiben.

Bei den adverbia vermisst man eine bemerkung über die comparativ- und superlativadverbia.

Was die zahlwörter angeht, so war zu erwähnen, dass im masc. neben *ên* 'eins' auch *ân* vorkommt und dass dieses zahlwort stark und schwach flectiert wird. Von der flexion der cardinalia von *vier* an war genauer zu handeln und bei dieser gelegenheit (nicht erst bei den pronomina s. 31 und im glossar s. 153) auf formen wie *fiuwerasum*, *achtasum* usw. einzugehen. Auch war zu erwähnen, dass die zehner von 20 bis 100 flectiert werden können. Bei den ordinalia hätten neben *forma*, *formest* noch *ferest (ferost)* und *êrest (êrost)* aufgeführt, die besonderheiten der declination von *ôther* besprochen und neben *tianda* die grammatischen wechsel aufweisende form *tegotha (tegatha*, *tegetha)* erwähnt werden müssen. Sodann war zusammenfassend zu sagen, dass die ordinalia für 13 bis 19 durch anhängung von *tinda (tenda)* an die entsprechenden cardinalia gebildet werden, an diese formen aber meist noch das superlativsuffix angehängt wird, endlich dass man bei den zehnern

1) Für stichhaltig kann diese erklärung freilich nicht gelten.

die ordinalia durch das superlativsuffix gebildet hat. Viel zu knapp ist die anmerkung über die distributiva, multiplicativa und besonders über die zahladverbia. Von den bruchzahlen ist überhaupt nichts gesagt, und der studierende sieht sich z. b. hinsichtlich der oft begegnenden adjectiv. *twêde* und *thrimine* und der substant. *twêdnath* und *thrimenath* auf die ungenügenden bemerkungen des glossars angewiesen.

Äusserst mangelhaft ist auch die behandlung der pronomina. Bei den personalpronomina war nicht *wi*, sondern *wī* anzusetzen, der genitiv *ûrse* hat nicht existiert, sondern beruht auf einem lesefehler. Den nominativen *hĭ*, *hiū*, *hit*, plur. *hiā* waren die jüngeren formen *he*, *hio*, *het*, *hio* in klammern beizufügen, desgl. im gen. sing. fem. neben *hire* die formen *hiri*, *hira*, *hir*, neben gen. plur. *hira* auch *hire* und *hiara*. Dass das reflexiv im altfries. regelmässig durch das geschlechtige pronomen ersetzt wird, hätte mit einem worte erwähnt und bei der erklärung von verschmelzungen wie *ieverе* 'wenn er ihn', *âgerne* 'hat er ihn', *sāret* 'so er es' war neben der ansicht, dass das *r* dieser bildungen aus *her*, einer (im fries. aber nicht nachweisbaren!) nebenform von *hi* zu erklären sei, auch die andere, viel plausiblere anzuführen, dass dieses auf *hi thĕ̄r* zurückgeht![1]

Auch bei dem artikel mussten neben *thī*, *thiū*, *thet* die formen *the*, *thiu*, *that*, im gen. sing. fem. neben *thĕ̄re* doch die alte genetivform (R.) *thêra* mit aufgeführt werden. Recht unklar sind die bemerkungen über die wenigen formen, welche sich von dem altfries. pronomen **thes* 'dieser' erhalten haben. Hier wäre die berücksichtigung der westfriesischen formen sehr heilsam gewesen. Das fem. dieses pronomens hiess wol nicht *thįūs*, sondern *thius*. Die relativpartikel war als *thĕ̄r*, nicht als *thêr* zu verzeichnen, bei den fragepron. auch *hweder* 'wer von beiden' und *hwelik* mit seinen wichtigsten abwandlungen zu besprechen, bei den indefinita neben *hwasa* 'quisquis', *hwetsa* 'quidquid' zu stellen, *hwa* 'aliquis' nicht zu vergessen usw.

Die ganze dürftigkeit dieses grammatischen abrisses kommt bei der darstellung der conjugation zu tage. Je ein durchconjugiertes beispiel für die starke und die schwache conjug. wäre wol in einem für anfänger bestimmten grundrisse nicht zu viel gewesen. Aus der blossen angabe der endungen lässt sich ja z. b. gar nicht erkennen, welche wandlungen der stammvocal bei den starken verben und bei den schwachen verben der ersten klasse infolge der synkope des endungsvocals der 2. und 3. pers. sing. praes. erfährt. Statt *grîpth* 'greift' muss es natürlich *gripth* (aus **gripith*) heissen. Heuser hat die unübersichtlichkeit bisweilen noch durch inconsequenz verstärkt. So war doch bei den beispielen der ablautenden verba die 1. pers. plur. praet. durchweg entweder mit der endung *-on* oder mit der jüngeren endung *-en* und das part. praet. durchweg entweder mit der endung *-en* oder *-in* aufzuführen, also mit rücksicht auf *bedon*, *ebeden*, *fundon*, *efunden* usw., auch *gripon*, *gripen*, nicht *gripen*, *gripin*, desgleichen *sēgon*, *sên*, nicht *gesēgin*, *siên* usw. zu sagen. Wenn *helpa* und *fiuchta* als beispiele für die dritte klasse gewählt wurden, so mussten auch die zufällig nicht belegten praeterita als **halp* und **facht* angesetzt werden, oder es waren andere beispiele anzuführen. Warum bei *siā* 'sehen' der sing. praet. (sach) fortgeblieben ist, lässt sich nicht einsehen. Die ungenaue angabe der formen von *hâlda* 'halten' hat Heuser schon selbst (s. 162) corrigiert. Über die vermischung von verben verschiedener ablautsklassen, über den im friesischen so häufigen übertritt starker verba in andere klassen oder zu den schwachen verba verliert Heuser kein wort. Die *j*-praesentia werden nicht aufgezählt. Schliesslich enthalten die be-

1) Die eine erklärung befriedigt allerdings so wenig wie die andere!

merkungen, welche im § 47 vereinigt sind, teils unrichtiges, teils unsicheres, teils überflüssiges, wie namentlich die altengl. formen, und sind jedesfalls in dieser form für einen anfänger nicht brauchbar.

Wenn die flexion der schwachen verba übersichtlich und deutlich dargestellt werden sollte, so war die aufstellung je eines durchconjugierten beispiels der *jo*- und der *ô*-klasse unerlässlich. Heuser aber spricht nicht einmal aus, dass die praesensendungen der *jo*-klasse mit denen der starken verba übereinstimmen. Bei der *ô*-classe stellt er wenigstens die flexions-endungen zusammen; warum dabei der imperativ übergangen ist, lässt sich nicht einsehen.

Bei den praeteritopraesentia muss es natürlich nicht *âchte*, sondern *achte*, nicht *môste*, sondern *moste* heissen. Bei dem verbum substantivum war in der 3. pers. sing. praes. neben *is* das schon früh erscheinende *ist* sowie die negierte form *nis* zu erwähnen. In die conjugation von *dûâ* 'tun' gewähren Heusers anführungen keinen klaren einblick, weil bei ihm die westfriesischen formen fehlen.

Vor den Rüstringer, den Brokmer und den westfriesischen lesestücken hat Heuser (s. 36fgg., 69fg., 106fg.) die wichtigsten eigentümlichkeiten der betreffenden dialekte kurz zusammengestellt, was recht praktisch ist. Mit recht hebt er die volleren endungsvocale, welche das rüstringische den westlichen dialekten gegenüber aufweist, hervor, aber er hätte auch betonen sollen, dass diese volleren vocale z. t. erst infolge jüngerer dialektischer entwickelung aus *e* hervorgegangen sind.

Auf die lesestücke lässt Heuser (S. 119fgg.) eine reihe von anmerkungen folgen, die einzelne schwierige stellen der rechtsquellen erläutern sollen. Es wäre zweckmässiger gewesen, sie einzeln an den fuss der betreffenden seiten zu stellen, statt sie hinter dem anhang zu vereinigen. Auch hätte auf diese 33 anmerkungen etwas mehr sorgfalt verwendet werden müssen. Nicht weniger als 15 unter ihnen sind als ungenau oder irreführend zu beanstanden. So wird z. b. (s. 123) zu den worten des Brokmerbriefs § 154 *fele husa ieftha fule husa*, wofür die jüngere handschrift nur *fule husa* gewährt, bemerkt: „Die ältere form *fele* (= viel) stand wol in der vorlage und wurde von dem schreiber durch das ihm geläufige *fule* ersetzt.“ Aus der parallelstelle des Emsiger pfennigschuldbuchs (§ 31, Fries. rq. 202) und aus v. Richthofens wörterbuch s. 729 hätte aber Heuser ersehen können, dass im grundtext *fe husa iefthu fele husa*, d. i. *fê hûsa ieftha fele hûsa* 'wenige häuser oder viele häuser' gestanden hat. In derselben anmerkung wird die wendung *mith coste and mith compe* durch 'in kosten und gerichtlichem zweikampf' erklärt. Aber der zusammenhang lehrt, dass es sich nicht um kosten, sondern um die mit dem zweikampf abschliessende beweisführung handelt. Jener dativ *coste* führt also auf altfries. **kust*, **kost* = got. *kustus* 'prüfung, beweis'. Die worte *nen fele lith* im Brokmerbrief § 219, die schon oft behandelt, aber noch nie verstanden worden sind, hat auch Heuser falsch aufgefasst, wenn er sie durch 'kein vieles getränk' überträgt. Der zusammenhang ergibt doch, dass es sich an der stelle um ein schankverbot handelt, dass also jene worte als *nên fêle lîth* 'kein verkäufliches getränk' zu verstehen sind (*fêle* = schwache form von altfries. *fêl*, ahd. *feili* 'verkäuflich, feil').

Auch das glossar lässt auf jeder seite sorgfalt und genauigkeit stark vermissen. Manche fehler und inconsequenzen hätten vermieden werden können, wenn Heuser die in seinem abriss aufgeführten wörter in das glossar (unter verweisung auf die betreffende stelle des abrisses) mit aufgenommen hätte. Es ist schwer einzusehen, warum das glossar die in den anmerkungen abgedruckten stellen der friesischen rechtsquellen nicht berücksichtigt und wozu es andrerseits eine ganze reihe von z. t. etymo-

logisch unklaren wörtern bringt, die, wie *kokar*, *kôna*, *londrîvere*, *londechtene*, *lond-fennene*, *londkâp*, *londszîve*, *londwixle*, *sête*, *unberepped*, *wîk*, *somnath* usw., in den lesestücken gar nicht begegnen. Demgegenüber fehlen zahlreiche wörter der lesestücke, so z. b.: *bekwardich* 'rückwärts gekehrt', *(weldia) weldegia* 'bestimmen, zuweisen', *witlîk* 'wissentlich, bekannt', *blôdelsa* 'blutige wunde', *talia*, *tella* 'zählen, rechnen, erzählen', *frethofest* 'friedensgeld verwirkend', *dei-mêth* 'tagemaht', *tâm* 'nachkommenschaft', *tusk* 'hauer, zahn', *skiffene* 'entscheidung', *londseta* 'pächter', *urheria* 'verheeren', *gadia* 'vereinigen', *biriuchta* 'gerichtlich entscheiden', 'sich eidlich reinigen', *bihrôpa* 'berufen, anschreien', *endia* 'enden, entscheiden', *fêra* 'führen', *gêie* 'busse', *halinge* 'herbeiführung, veranlassung', *hûshêre* 'hausmiete', *oven* 'backofen', *smiththe* 'schmiede', *urdwâ* 'vertun', *hôf* 'huf', *mer*, *mar* 'nur', *hongia*, *hwâ* 'hangen', *kestfriond* 'gewählter blutsfreund', *ivenes* 'gleichmässig', *inlêda* 'hereinführen', *haldere* 'inhaber', *nâthelîk* 'gnädig', *skerde* 'schartig', *onsprêkia* 'anfechten', *homelinge* 'verstümmelung', *degma*, *dekma* 'zehnte', *êrticht* 'frühere klage', *thing-stapul* 'richtblock', *to-halda* 'anrechnen', *gêlden* 'golden', *bîthingia* 'einklagen, gerichtlich belangen', *bregge* 'brücke', *biwella* 'beflecken', *withdrîva* 'wider beitreiben', *sêd* 'strick', *overhôra* 'ehebruch treiben', *helpe* 'hilfe', *lest* 'list', *ôse* 'dach-rinne', *etger* 'speer', *hlûd* 'schall', *breidhûs* 'brauthaus', *flechtich* 'flüchtig', *bîfolgia* 'verfolgen', *birêda* 'beweisen, überführen', *dole* 'geschenk'.

In der erklärung und deutung der wörter ist Heuser nicht immer glücklich. Mit Richthofen übersetzt er *â-frethe* irreführend als 'rechtsfrieden'. Aber *ā-frethe* bedeutet nicht den gemeinen rechtsfrieden, sondern den gewissen personen und gewissen orten gewährten sonderfrieden, der nicht auf dem *liuda londriucht*, sondern auf der *êwe* beruhte. Unter *acht(i)a*, *echta* wirft er *ĕchta* (ahd. *âhtjan*, ags. *êhtan*) und *achtia* (ahd. *ahtôn*, ags. *eahtian*) zusammen. Altfries. *buld*, gen. *buldes*, bezeichnung einer geschlagenen und einer rechnungsmünze, hat mit nd. *bult* 'hügel' nichts zu tun. *Breke* und *brekma* bezeichnen nicht das bussgeld (emendatio), sondern im gegensatze zur busse das strafgeld. *Fiardung* ist nicht der viertelpfennig, sondern die viertelmark. *Hêmêthoga* hat trotz v. Richthofen mit lat. hemitogium nichts zu tun, sondern ist die schwache form von *hêm-ēthoch* und bedeutet 'gemeinde-geschworner', *hundred* bedeutet in den fries. rechtsquellen nicht 100, sondern 120, der *lêthast alra nâta* ist nicht der verhassteste, sondern der jämmerlichste, kläglichste aller blutsfreunde. Bei *hauding* fehlt die bedeutung 'ankläger', bei *berthe* 'bürde', bei *ondwardia* 'überantworten'. *Biervia* bedeutet nicht 'beerben' und *bierved* nicht 'zum erben eingesetzt', sondern entweder 'mit einem erbgut ausgestattet' oder 'erben habend'. Der *tale-mon* ist kein 'sprecher', sondern ein 'zähler, rechner', der *szeremon* kein geistlicher (mit *kerke* hat das wort nichts zu tun), sondern der *cerearius* 'wachszinsige', d. h der lite.

Mit ausstellungen dieser art liessen sich noch viele seiten füllen. Eine peinlich genaue prüfung, ob es mit hilfe des glossars, der anmerkungen und des grammatischen abrisses möglich sei, das umfängliche stück des Brokmerbriefs, welches Heuser in sein lesebuch (s. 70—85) aufgenommen hat, sprachlich und sachlich zu verstehen, ergab für eine ganze reihe von paragraphen ein negatives resultat. Heuser hat offenbar selbst zahlreiche stellen seiner lesestücke nicht ganz verstanden. Er hätte an solchen stellen, wenn er die betreffenden stücke nicht lieber ganz fortlassen wollte, den leser darauf aufmerksam machen sollen, dass der sinn dunkel sei. Der anfänger, der allenthalben auf unverständliche sätze stösst, kann dadurch doch nur von der benutzung des lesebuchs abgeschreckt werden. Bei sorgfältigem studium jener stellen

wird man freilich gar bald hinter ihren wahren sinn kommen und die textverderbnisse, welche an der verdunkelung des sinnes schuld sind, festzustellen vermögen. Aber an eindringender textkritik, an umsichtiger sacherklärung und an liebevoller behandlung des einzelnen gebricht es diesem lesebuche nur allzu sehr.

Sollte das buch neu aufgelegt oder von andrer seite ein altfriesisches lesebuch herausgegeben werden, so würde es sich empfehlen, die lage der kleinen friesischen gaue nicht umständlich zu beschreiben, sondern durch eine einfache kartenskizze zu veranschaulichen.

BRESLAU. HUGO JAEKEL.

Zwymann, Kuno, Ästhetik der lyrik. I. Das Georgesche gedicht. Neue (titel-) ausgabe. Berlin, K. Schnabel 1904. 153 s. 2,50 m.

Zwymann ist ein begeisterter verehrer des lyrikers Stephan Anton George. George aber hat's ihm nicht etwa mit dem angetan, was er an seelischem, an lebenswerten und an stimmungen in seinen gedichten ausgesprochen hat. Die weltanschauung Georges findet Zwymann als aus Nietzsche geschöpft minderwertig (s. 61) und stimmungen können auch durch leben und natur erzeuget werden; in ihnen liegt das unterscheidende merkmal des kunstwerks nicht; worin aber dann? Lassen wir Zwymann selbst das wort (s. 39): „Den begriff des kunstwerks bestimmen wir folgendermassen: Zunächst können nur solche gegenstände in betracht kommen, welche das schönheitsgefühl erregen. Es gibt nun zwei arten solcher gegenstände. Die einen liegen nur denjenigen vor, bei denen das schönheitsgefühl erregt wird, dies sind z. b. in der dichtkunst jene durch gewisse wörterzusammenstellungen veranlassten seelischen erlebnisse, welche das schönheitsgefühl unmittelbar erregen. Die andern liegen nicht nur denjenigen vor, bei denen das schönheitsgefühl erregt wird, sondern auch denjenigen, bei denen das schönheitsgefühl nicht erregt wird. Dies sind z. b. in der dichtkunst die wörterzusammenstellungen selbst, welche, wenn auch nur mittelbar, das schönheitsgefühl erregen, indem sie nämlich die seelischen erlebnisse veranlassen. Nur gegenstände der zweiten art meinen wir, wenn wir von kunstwerken sprechen. Kunstwerke nennen wir also diejenigen das schönheitsgefühl erregenden gegenstände, welche auch denjenigen vorliegen, bei denen sie das schönheitsgefühl nicht erregen." Wer ein lyrisches gedicht als kunstwerk würdigen will, hat also lediglich auf seine wörterzusammenstellungen zu achten. Von diesem gesichtspunkt aus schreibt Zwymann die ästhetik der lyrik und zwar zu dem zweck „jeden, der überhaupt ein kunstwerk als kunstwerk geniessen kann, dazu zu nötigen, das Georgesche gedicht als grosses kunstwerk zu geniessen" (s. 39). Getreu im geist der gegebenen stil- und gedankenprobe wird das wesen der auf den wörterzusammenstellungen beruhenden lyrischen schönheit entwickelt und darin gefunden, dass sich das lyrische kunstwerk als verbindung von bedeutungs-, schall- und knüpfungskunstwerk darstelle. Entkleidet man die aufstellungen Zwymanns ihrer seltsamen terminologie, so laufen sie auf nichts anderes hinaus, als darauf, dass die sprache des lyrikers sich durch gehobenheit und bilderreichtum, durch wollaut und tonmalerei auszeichnen müsse. Zweifellos entspricht die glutvolle mystische, oft symbolisch dunkle lyrik Georges diesen anforderungen; ob aber George so gar erfreut war, als ihm der ästhetische versuch seines sonderbaren verehrers überreicht wurde?

STUTTGART. THEODOR A. MEYER.

Reuchlins verdeutschung der ersten olynthischen rede des Demosthenes (1495) herausgegeben von **Franz Poland.** (Bibliothek älterer deutscher übersetzungen, herausgegeben von August Sauer. Bd. 6.) Berlin, verlag von Emil Felber, 1899. LVI, 35 s. 2 m.

Für die sogenannte frühzeit des deutschen humanimus sind drei grundzüge bezeichnend. Einmal der wunsch, möglichst viel von dem gleichsam neuentdeckten gut sich anzueignen, was zu den wunderlichsten entlehnungen und dem prunken mit fremden federn führt, eine tatsache, für die man in dem durch Joachimsohn veröffentlichten briefwechsel des Hermann Schedel gute belege finden kann. Ferner der wunsch, die antike und die renaissanceerzeugnisse durch übersetzungen allgemein zugänglich zu machen, und schliesslich die absicht, die litterarischen schätze dadurch auszunutzen, dass man sie in unmittelbare beziehung zur gegenwart setzt. Alle diese drei grundzüge hängen, bei licht betrachtet, auf das unmittelbarste miteinander zusammen, und sie entspringen sämtlich aus der hingebenden bewunderung, mit der man der neuen bewegung gegenübertrat und die natürlich den wunsch erweckte, dem humanismus möglichst weite verbreitung und zahlreiche anhänger zu gewinnen. Vor allen dingen aber lassen sich die beiden letzten gesichtspunkte nicht voneinander trennen, und sie sind es auch, die dauer behalten haben, während das übereifrige, kritiklose und unbedenkliche herübernehmen fremden gutes naturgemäss zurücktreten musste, sobald die ganze richtung eine grössere reife erlangt hatte. Beide grundzüge gehen aus der frühzeit in den sogenannten älteren humanismus über: es genügt an Wernher von Themar, Dietrich von Pleningen und Johann Altenstaig zu erinnern; namentlich Wernher von Themar bietet ein interessantes beispiel, indem er (ganz wie in der humanistischen frühzeit Niklas von Wyle) sich als übersetzer teils der antike, teils humanistischen erzeugnissen zuwendet und zugleich dem nationalen stolz des humanismus durch verdeutschung eines dramas der durch Celtes neuaufgefundenen Hrotsvith rechnung trägt. Doch lässt sich auch in der übersetzungstätigkeit ein bedeutender wandel insofern nicht verkennen als im vergleiche zur frühzeit die verdeutschung der antike bei weitem überwiegt und die renaissanceerzeugnisse zurücktreten, während die noch von Wyle bevorzugten, den ersten anfängen des humanismus gleichzeitigen, spätmittelalterlichen schriftsteller wie Felix Hemmerlin fast vollständig fehlen.

In diese richtung des älteren humanismus gehört die übersetzungstätigkeit Reuchlins, um deren erschliessung sich namentlich Hartfelder, Distel und der herausgeber der obigen schrift verdient gemacht haben. Die übersetzung der olynthischen rede hat sich ebenso wie die durch Distel bekannt gemachte übertragung des 12. totengespräches von Lukian nicht in Reuchlins handschrift erhalten, sondern in abschriften, die aller wahrscheinlichkeit nach auf veranlassung herzog Albrechts von Sachsen für dessen sohn Georg den bärtigen angefertigt worden sind. Reuchlin selbst hatte seine arbeit von Tübingen aus dem herzog (damals noch grafen) Eberhard im bart von Württemberg zugeschickt, der sich in Worms auf dem reichstage befand (1495). Das widmungsschreiben Reuchlins ist von grossem interesse, denn es zeigt, wie jene beziehung der gelehrten studien auf die gegenwart sich auch im älteren humanismus mit aller stärke offenbart. (Es) „hat sich wole gezimt“, sagt Reuchlin, „das ich vnder den Crichischen handeln eyn solchen mir Auserwelt, Der den dingen gemess were, domit man, als die gemeyn Sag ist, Im Romischen Reiche dieser Zeit vmb gat.“ Deutlich erkennt man hier die gleiche art, in der etwa Meisterlin seine schriftstellerische tätigkeit in den dienst stadtpolitischer interessen stellt. Über diese gedanken, aus denen heraus Reuchlin seine Demosthenes- und Lukianübersetzung für den herzog

anfertigte, erhalten wir noch nähere nachweise aus Reuchlins briefen s. VIII fgg., vgl. auch noch namentlich s. X fg., wo zu einer von Geiger vorsichtig und eindringend behandelten briefstelle Joh. Wolfs an Reuchlin recht glückliche und Geigers ausführungen gut ergänzende bemerkungen gemacht werden. Ein gewisser erfolg der bemühungen Reuchlins wird angesichts der tatsache, dass sich herzog Albrecht von Sachsen die übersetzungen abschreiben liess, nicht zu bestreiten sein.

Ein verdienst hat sich Poland durch die genaue darstellung der sprache Reuchlins in seinen deutschen schriften erworben, wie sie s. XIII fgg. gegeben wird. Das „schwebischs teutschs“, das Reuchlin schreibt, zeigt in vielen fällen noch den mittelhochdeutschen lautbestand. In den beiden handschriften, die aus der kanzlei Albrechts von Sachsen stammen, also der vorlage unseres druckes und der Lukianübersetzung, kommt Reuchlins sprache allerdings nicht rein zum ausdruck, sondern der mitteldeutsche schreiber hat beim abschreiben widerholt die eigentümlichkeiten der ihm geläufigen sprache und schreibweise in das fremde werk einfliessen lassen. Was den handschriften dadurch an unmittelbarem wert für die genaue feststellung der sprache Reuchlins verloren geht, wird reichlich durch die bedeutung ersetzt, die eine derartige unbewusste umformung für die allgemeine geschichte des frühneuhochdeutschen gewinnt. — Mit recht weist der verf. darauf hin, dass bei Reuchlin von den wesentlichen gesetzen der neuen schriftsprache, wie sie nicht nur in der kanzleisprache Maximilians, sondern auch in den meisten drucken des 15. jahrhunderts schon zum siege gelangt waren, noch nichts zu spüren ist. „Dass ein mann wie Reuchlin“, sagt er, „der für ganz Deutschland solche bedeutung hatte, der als sekretär eines der angesehensten fürsten der vorstand einer wichtigen kanzlei war, es wagen konnte, in bewusster absicht für seinen heimischen dialekt einzutreten, muss uns überraschen. Es beweist einerseits, welche bedeutung diese mundart damals noch hatte, andererseits, dass es in der tat allen einschränkungen zum trotz, die bis auf den heutigen tag immer wider versucht worden sind, eines Luther bedurfte, dessen gewaltige autorität auch auf diesem gebiete alle versuche, wider rückwärts zu schreiten, unmöglich machte.“ Man wird namentlich dem urteil über den von Luther ausgeübten einfluss nur durchaus zustimmen können.

Die lehrreichen auseinandersetzungen Polands, die man nur bei den vergleichungen der vorlage mit der übertragung s. XII fg. etwas ausführlicher gewünscht hätte, zeigen wider, wie notwendig und dankbar eine zusammenfassende untersuchung und darstellung dieses gebietes sein würde. Eine geschichte der übersetzungslitteratur im zeitalter des humanismus ist sicher ein dringendes bedürfnis: sprach-, bildungs- und kulturgeschichte würden in gleichem masse durch eine derartige arbeit gefördert werden, und der innere zusammenhang der einzelnen epochen des deutschen humanismus würde, wie schon oben angedeutet ist, auf das klarste hervortreten.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Hedicke, Karl, Caspar Scheits Frölich Heimfart. Nach ihren geschichtlichen und litterarischen elementen untersucht. (Halle-Wittenberger dissertation.) Halle, E. Karras 1903. 70 s.

Über Scheit sind gleichzeitig mit und seit dem erscheinen meiner erstlingsschrift: C. Scheit, Studien zur geschichte der grobianischen litteratur in Deutschland. Quellen und forschungen 66 (Strassburg 1889) einige arbeiten von Ph. Strauch erschienen, der auch in der umfänglichen besprechung meines buches im Anzeiger für

deutsches altertum 18, 359—381 viel neues material beigebracht hat. Strauch hat ausserdem (in der Vierteljahrschrift für litteraturgeschichte 1, 64—98) zwei fliegende blätter von Scheit veröffentlicht: die lateinischen distichen *De Generibus ebriosorum et ebrietate evitanda* und die deutsche dialogisierte reimpaardichtung: „Die volle Bruderschaft" mit reichen anmerkungen und litterargeschichtlichen ausführungen, dann einen abgerundeten biographischen artikel (in der Allgemeinen deutschen biographie 30, 721 fgg.), wofür auch viele neue einzeluntersuchungen verwertet worden sind. Während Strauch nun einen neudruck von Scheits „Frölich Heimfart" vorbereitet, hat ein schüler von ihm in der vorliegenden dissertation diese sympathische schöpfung des Wormser schulmeisters eingehend characterisiert.

H. stellt fest (s. 2 und 20), dass die dichtung ende des jahres 1552 verfasst und anfang 1553 gedruckt wurde, er lehnt mit guten gründen die annahme, dass Scheit rector des gymnasiums in Worms gewesen sei, ab und stellt für die bisher nicht auffindbare „Neuwe Zeittunge" (eine übersetzung Scheits aus dem italienischen) ein exemplar in der Marienbibliothek zu Halle fest. Diese ergebnisse werden nur nebenbei erwähnt, den hauptinhalt der dissertation bildet die sorgfältige analyse der „Frölich Heimfart" hauptsächlich nach ihren geschichtlichen und litterarischen elementen. H. schildert in grossen zügen den verlauf der politischen geschichte und der kriegerischen ereignisse im jahre 1552 und zeigt, wie Scheit dies alles nur so weit heranzieht, als es für das leben seiner heldin Anna von Wachenheim in betracht kommt. Er erklärt ferner die oft etwas verworrenen politischen allegorien und die geschichtlichen anspielungen Scheits. In besonderen abschnitten werden dann die stofflichen bestandteile der dichtung, die aus antiken vorbildern (lateinischen autoren und übersetzungen aus dem griechischen) und aus der gleichzeitigen renaissancedichtung Frankreichs fliessen, erörtert. Da Scheit sich eine zeitlang in Lyon aufgehalten hatte und hier in beziehungen zu dem gebildeten verleger und drucker Tornesius stand, konnte er sich leicht eine nähere kenntnis der damals blühenden französischen poesie erwerben. Hedicke weist auch bis ins einzelne nach, wie Scheit in stofflicher ausbeute, in der naiven verquickung der antiken mythologie mit christlichen vorstellungen, aber auch in der eleganz der darstellung von französischen vorbildern der zeit, namentlich von Jean Lemaire und Guillaume Cretin beeinflusst ist. Von deutschen dichtungen wirkten auf die „Frölich Heimfart" nach Hedickes ausführungen Schwarzenbergs Kummertrost, Ulrich Boners Edelstein, Hans Sachs und eine reihe von allgemein verbreiteten litterarischen überlieferungen ein.

Was das nachleben der „Frölich Heimfart" betrifft, so kommt die allgemeine nachwirkung auf Fischart in betracht, die Hedicke hier zusammenfassend skizziert. Auf einige einzelheiten möchte ich noch hinweisen. So auf das schöne lob der stadt Strassburg, deren name nicht genannt, sondern nur umschrieben wird (Frölich Heimfart B 3ᵇ):

„Inn nöten spürt man ja die Freund
 Die dieser zeit gar seltzam seind.
Doch würt gelobt eine veste statt
 Die recht ein silbrin namen hat
Ein hohes Münster steht darinn
 Die selb behielt ein steiffen sinn. . . .

Wie oft besingt auch Fischart seine heimat Strassburg!

Ebenso wie Scheit mengt Fischart in seinem gereimten Eulenspiegel heidnisch-mythische begriffe mit christlichen anschauungen.

Namentlich der grosse mythologische apparat, den Fischart in den letzten capiteln seines Eulenspiegels beim tode und der beerdigung seines helden anwendet, wo Minervas hilfe nötig wird und wo Pluto die furien in gestalt der spittelsau und ihrer jungen zum begräbnis entsendet, damit sie dort die singenden geistlichen störten, erscheint fast wie eine parodistische nachahmung der weitläufigen mythologisch-allegorischen ausführungen bei der beerdigung der gattin Wachenheims, deren sarg Phöbus, den Juppiter entsendet hat, in den himmel führt. Beide, Scheit und Fischart, sprechen auch in ihren gereimten prologen die musen an.

In meiner oben genannten schrift habe ich (s. 131 fgg.) die meinung ausgesprochen, die „Frölich Heimfart“ habe auf Georg Wickrams „Irr Reitend Bilger“ 1556 eingewirkt, und habe hierbei auf eine reihe von allgemeinen übereinstimmungen sowie auf zwei parallelstellen hingewiesen. Hedicke (s. 65) läugnet diese einwirkung und wirft mir vor, ich hätte „beziehungen construiert“. Ich möchte in aller ruhe darauf erwidern, dass bei parallelstellen natürlich die entscheidung zwischen abhängigkeit oder zufälliger übereinstimmung nicht immer leicht ist, dass aber auch Strauch im Anzeiger für deutsches altertum 18, 379 meine annahme als „wahrscheinlich“ bezeichnet und dass nun Bolte in der einleitung zu seiner ausgabe des „Irr Reitend Bilger“ (Georg Wickrams werke 4. band s. XLI) meine ansicht teilt und meinen zwei parallelstellen noch eine dritte hinzufügt und bemerkt, dass die „ähnlichkeit“ zwischen den besagten werken an diesen drei stellen „nicht auf zufall beruhen kann“.

In einem anderen anhang meiner schrift (s. 130) habe ich die von Goedeke aufgestellte vermutung, Scheit sei der bearbeiter der Wormser Freidankausgabe von 1538, widerlegt. Für die zusätze über die trunkenheit habe ich übereinstimmung mit Leonhard Schertlins „Künstlich trinken“ erwiesen. Nun hat Adolf Tiedge in einer sehr fleissigen dissertation: „Sebastian Brants Freidank-bearbeitung“ (Halle 1903) die Freidank-drucke des 16. jahrhunderts genau untersucht. Er verweist (s. 7) bei der Wormser bearbeitung 1538 auf meine ausführungen, kommt aber mit recht auf die erledigte Scheit-hypothese nicht nochmals zurück. Er nennt als verfasser eines weiteren zusatzes „Von dem ehelichen standt“ den elsässischen arzt und humanisten Adelphus Muling.

Eine metrische untersuchung der „Frölich Heimfart“ unterlässt Hedicke mit dem bemerken, „es wäre eine aufgabe für sich“. Viel neue beobachtungen aber werden da meiner ansicht nach nicht zu machen sein. Ich habe keine statistischen zählungen vorgenommen, weil mir das Berliner exemplar nur kurze zeit zur verfügung stand. Ich habe aber bezüglich des versbaus der „Frölich Heimfart“ die überzeugung gewonnen, dass sich das gleiche bestätigen lässt, das Helm (Zur rhythmik der kurzen reimpaare des 16. jhs. s. 70 fgg.) und Englert (Die rhythmik Fischarts, vgl. im register: Scheidt) über Scheits Grobianus mitgeteilt haben. Scheit ist auch in der Frölich Heimfart bemüht, möglichst correcte verse mit der normalen silbenzahl, mit regelmässigem jambischen tonfall und seltenen und nur leichteren verstössen gegen wort- und satzaccent zu bauen. Er verwendet im allgemeinen reine reime und vermeidet stumpfe reime auf schwachen neben- oder bildungssilben. Das verhältnis der klingenden reime scheint etwas geringer zu sein als im Grobianus. Ich zähle hier nicht 25, sondern nur ungefähr 15 klingende auf 100 reimpaare.

PRAG. AD. HAUFFEN.

Julius Freund (lektor der deutschen sprache an der universität Lund), Huttens Vadiscus und seine quelle. Marburger dissertation vom 11. juli 1898. Marburg 1899. Druck von E. Malmström in Lund. (Sonderabdruck aus Lunds Universitets Årsskrift, T. 36.) [4] + 36 s. 4⁰. (Nicht im buchhandel.)

Diese nicht unwichtige schrift zerlegt sich in vier capitel, denen man folgende überschriften geben könnte (vgl. s. 2): 1. Die deutsche triadensammlung. 2. Die jüngere bearbeitung (Huttens dialog: 'Vadiscus'). 3. Crotus Rubeanus als autor der sammlung. 4. Seine schriftstellerische tätigkeit im allgemeinen. Diese überschriften geben zugleich die resultate der arbeit an. (Jetzt acceptiert von Walter Brecht, Die verfasser der Epistolae obscurorum virorum. Strassburg 1904 [QF XCIII], 165.) Die hypothesen von Böcking und Strauss sind hierdurch bestätigt. — Betrachten wir nun die vier capitel im einzelnen.

1. Zu s. 5[2] ist zu bemerken, dass die holzstöcke sicherlich auch oft gestohlen wurden, vielleicht gar von bestochenen lehrlingen oder gesellen, die dann gleichzeitig mit den holzstöcken in die neue officin übergiengen. Zu ihrem alten meister konnte sie dann wol kein zwang irgendwelcher art zurückführen. Leipzig und Wittenberg waren concurrenz-universitäten (Ernestiner und Albertiner!); dies verhältnis übertrug sich auf die dortigen druckereien (Landsberg contra Grunenberg). Ähnlich war die rivalität zwischen Basel (Bergmann) und Strassburg (Hüpfuff), was für die entstehungsgeschichte von Murners NB wichtig ist. Dies werk erscheint in der technik ganz und gar abhängig von Brants NS. Die zahl der holzstöcke, die beiden werken gemeinsam ist (ca. 50), muss als eine auffällig hohe bezeichnet werden. Wie diese übereinstimmung zu stande kam, das wissen wir nicht. Überhaupt sind die schicksale der holzstöcke meist recht dunkel. Man vgl. ausser dem vom verf. 5[2] citierten Dresdener vortrag Johannes Luthers (dazu Burdach, L. Cbl. 1899, 133—36) noch: W. Weisbach, Die Baseler buchillustration des XV. jhs., Strassb. 1896 (Studien zur deutschen kunstgesch., heft 8), s. 62: „Wanderung von holzstöcken"; dazu des ref. besprechung der schrift von Karl Ott, Über Murners verhältnis zu Geiler, Bonn 1896, in der DLZ. 1897, 772—776. Luther macht zum ersten male eindringlich auf den 'nachschnitt' und die 'wanderdrucker' aufmerksam. Er hat auch dem verf. bei der bibliographischen untersuchung seine hilfe gewährt. Unter den drucken der alten triadensammlung (sämtlich ohne angabe des ortes und anonym erschienen, also 'heimatlos' nach Luthers terminologie, meist auch undatiert), sind die vier in 4⁰ die wichtigsten; der älteste ist ein Wittenberger (Johannes Grunenberg), dann folgen der Leipziger (Martin Landsberg) und der weniger sorgfältige Augsburger (Jörge Nadler). Von den (häufiger, nämlich sechsmal, auftretenden) octavdrucken ist der Strassburger der beste (Johannes Knoblouch); er steht den quartdrucken am nächsten. (Vgl. im allgemeinen hierzu Böcking, Hutten I, index s. 51—54, mit den nachträgen in den folgenden bänden; Weller, Rep. typ. 5[1] und 5[18].) Verf. hat die drucke fast alle in händen gehabt und die drucker, soweit dies möglich war, nach typenform und satz festgestellt. Der Wittenberger druck enthält nun auf bl. 2[a-b], bl. 3[a] die (58) triaden ohne jeden zwischentext. Sie sind hier gewissermassen als eine art von register anzusehen; als ein index, der einer ganzen schrift vorangestellt sein könnte. Dieser umstand hat Böcking veranlasst, die zehn drucke der alten triadensammlung als 'abgekürzte ausgaben' der *Trias Romana* (d. i. der Huttensche dialog *Vadiscus*) zu bezeichnen (index s. 51*), obwol er (Hutten IV, [146]) die vermutung äussert: *Sub Vadisci nomine Crotum Rubianum amicum suum Huttenus, si recte divinavi, nobis repraesentat, et Ernholdum Hutteno Arnoldum de Glau-*

berg fuisse suspicor. Damit ist doch angedeutet, dass Crotus die Triaden verfasst habe, denn Hutten beruft sich in dem dialog mehrfach darauf, dass dieselben vom Vadiscus herrühren sollen. Dem entsprechend heisst es, allerdings noch sehr vorsichtig, IV, [262], *): *adiciemus etiam Germanice conscriptas [triades], quamvis non omnes ex Hutteno desumptae, sed Croto deberi videantur.* (Dies bezieht sich auf jene deutsche sammlung von 58 triaden, die Strauss, Hutten² 308, als werk des Crotus und quelle für den dialog Vadiscus erklärte.) Böcking scheint also zwischen den jahren 1859 und 60 seine ansicht geändert zu haben (Hutten I, mit dem index, erschien 1859; Hutten IV: 1860). Es scheint ihm schmerzlich gewesen zu sein, seinem helden die autorschaft absprechen zu müssen. Oder, was noch wahrscheinlicher ist: es gelang ihm nicht, sich ein festes urteil zu bilden. Dies ist auch ungemein schwierig, wegen der compliciertheit der bibliographischen fragen. Unsicherheit verrät z. b. auch die bemerkung index 52*: „... welche [die abgekürzten ausgaben ohne jahreszahl] auch sicherlich grossenteils die älteren sind" (vgl. Freund s. [3]). Die unsicherheit ist, namentlich wegen der dürftigkeit der überlieferten angaben, entschuldbar. Dazu weiss man ja, welche grosse rolle zur humanistenzeit die mystificierungen spielten. Freund hat nun m. e. erwiesen, was Böcking vermutet, Strauss behauptet hatte[1]. Die kurzen triadensammlungen sind nicht etwa abkürzungen des Vadiscus oder auszüge aus ihm, sondern umgekehrt: der Vadiscus ist eine erweiterung oder ausführlichere bearbeitung einer oder mehrerer triadensammlungen. Wahrscheinlich lässt sich die vorlage ganz genau fixieren, doch ist dies bisher noch nicht gelungen. Es lässt sich nur constatieren, dass Hutten einen nachdruck benutzte (Freund s. 30). Verf. hätte eine bibliographische übersicht der triadendrucke, nach art der repertorien eingerichtet und angeordnet, als anhang beifügen sollen. Die vier jüngsten octavdrucke sind datiert: 1544. 60. 63. 88 (a. a. o. s. [3]). Ihre verschiedenheiten werden beleuchtet; desgleichen ihr verhältnis zu den quartdrucken. Auf s. 17 gibt Freund einen stammbaum der triadendrucke. Wir sehen, dass die raubdrucker meist ziemlich hastig und deshalb fehlerhaft drucken. (Auch dialektische missverständnisse kommen vor.) Doch ist manchmal die entscheidung über die frage, ob wir einen druckfehler vor uns haben oder nicht, recht schwierig. Wir dürfen die setzer und correctoren doch auch nicht allzu gering einschätzen. Jedem autor ist die gattung der 'denkenden setzer' bekannt. Dieses denken der setzer betraf im 16. jahrh., bei der schwankenden orthographie, wol häufig phonetische fragen. Zuversichtlich dürfen wir annehmen, dass diese oder jene officin feste regeln, zum eigenen hausgebrauch, entworfen und bei sich eingeführt hatte. In zweifelhaften fällen pflegte man wol auch, wie das heute noch brauch ist, deutlich zu articulieren, um die richtige schreibung zu gewinnen. So erklären sich die euphonischen consonanten in den drucken des 16. jhs.; z. b. die dentale tenuis, die sich zwischen einem nasal und einer labialen oder dentalen spirans zu entwickeln pflegt, die aber in der graphischen widergabe nicht berücksichtigt wird. Man vergleiche die häufig auftretende schreibung: *Mentsch* (z. b. bei Spangenberg, Musica [1598], 18. 23 u. ö. [Keller]); ferner: *Zuntfftmeister*

1) Zwar heisst es bei Strauss, Hutten II (1858) 32 noch (ganz allgemein): „Der triadische kern des gesprächs erschien auch in verkürzten formen",....; ebenda III (1860), 96 aber bereits richtig: „Diesem nach ist es nicht wahrscheinlich, dass auch die deutsche triadensammlung aus Huttens gespräch gezogen, sondern umgekehrt, dass dieses eine freie verarbeitung eines Crotusschen blattes sei, und nichts hindert anzunehmen, dass wir in der bei Böcking abgedruckten deutschen Trias ...... diese aufzeichnung des Crotus noch übrig haben."

bei Murner, GM 3441. Diese letzte lesart ist also keineswegs ein 'druckfehler', wie K. v. Bahder, Alem. 25 (1898), 186 decretiert, sondern eine beabsichtigte, wenn auch inconsequente schreibung und deshalb von mir (Uhl, zGM 998) anderen versuchen, das lautbild dem lautstande anzugleichen (*vorordenet*, *vorspottet*, *zurstören* usw.), an die seite gestellt worden; eine bemerkung, die „eigentümliche grammatische [*sic*] anschauungen verrät" (v. Bahder a. a. o.). Auch die schreibung: *vümf* und ähnliches gehört hierher. In einer kritischen ausgabe darf man dergleichen aber natürlich nicht stehen lassen, da hier einheitliche orthographie dringend geboten ist. Unsere jetzige rechtschreibung hat übrigens bekanntlich einige fälle von diesem sog. 'silben-sandhi' acceptiert; z. b. *empfinden*, *empfang* usw.

2. Italienische fremdwörter, meist auf klösterliche einrichtungen bezüglich, finden sich im texte der alten triadensammlung und sind, weil schwer verständlich, mitunter wahre *cruces* für die nachdrucker. Diese fremdwörter deuten auf einen autor hin, der mit den geistlichen zuständen in Rom genau vertraut gewesen sein muss. (Crotus wird [von Hutten?] *Romanus consul* genannt; Böcking IV, 571, 36). Hutten versteht natürlich diese ausdrücke. Im übrigen erscheint die epigrammatische knappheit der deutschen triaden in den lateinischen sprüchen des Vadiscus häufig erweitert. Desgleichen hat Hutten oft absichtlich stärkere ausdrücke gewählt, als ihm seine vorlage darbot; natürlich nur zum zwecke der 'tendenziösen verschärfung' (Freund s. 22). Innerhalb der drei triadenglieder tritt stets eine gewisse *gradatio* auf; z. b. in der Tr. 5: *Drey ding seyn noth zu rhom solicitanti*, *vil geldes*, *vil vorschrifft*, *vil lügen*. Die zusammengefügten ausdrücke sind manchmal disparat, wodurch die priamelform herbeigeführt wird. Vgl. Freund s. 23: „Mit der verlegung des schwerpunktes ans ende wird oft zugleich ein witziger effect erzielt: *Drey weren rhom am besten*, *der gesetze minderung*, *ambter abgang*, *vnd gantz vmbkerung* (Tr. 55). Der memorialwert dieser dreiteilung ist oft hervorgehoben worden. Aber man hat noch nicht genügend beobachtet, wie gut sich gerade die trias zum kampfspruch eignet. Vgl. Freund s. 23: „Die triaden sind pfeile mit drei widerhaken, der letzte ist der längste und schärfste." Didaktik und polemik sind verwandte litteraturgattungen. Man schlägt etwa einen nagel in die wand mittels eines schwachen, eines stärkeren und eines sehr kräftigen hammerschlages. So haftet der spruch des „einpaukers" im kopfe des schülers, und so soll auch diese reformations-rhetorik bei freund und feind sich gleich deutlich einprägen. Es ist aber diese erscheinung nichts anderes als der parallelismus der hebräischen poesie, der modificiert auch bei den Indogermanen auftritt. In den Veden erscheint er als der sog. 'Sûtrastil', und ganz analog noch in der priamel des 15. jhs. Die meisten der von Böhtlingk in seiner bekannten sammlung mitgeteilten sprüche kann man direct in deutsche priameln umsetzen. Erweiterungen lassen sich mehrfach constatieren. (Man vgl. z. b. den bei Uhl, D. d. priamel 138, 81 citierten spruch mit Euling LXV.) Die anzahl der glieder des subjectes lässt sich von dreien bis auf höchstens sieben ausdehnen (nur äusserst selten kommen acht oder mehr glieder vor). Höher hinaufzugehen verbot wol die ökonomie des atmens. Der spruch muss vor dem neuen atemansatz bereits zu ende sein; die unterbrechung wäre sehr störend. So bildet die triadenform einen hauptbestandteil unserer poetischen technik. Sie ist aufs engste verwandt mit der allitteration. Von den drei reimstäben ist der letzte, welcher im zweiten halbverse isoliert auftritt, der wichtigste; da haben wir wider die *gradatio*. Die trias gehört auch zu den sog. *hendingar*, den reimformeln der jüngeren Edda; sie ist eine der wichtigsten unter diesen formeln. Spuren des dreigliedrigen dichterischen schemas lassen sich bereits für den altgermanischen

am königshofe geübten heldengesang nachweisen. Prokop erzählt uns (*D. b. vand.* II, 6), der belagerte Gelimer habe vom Pharas drei dinge erbeten: ein gebackenes brod, seinen hunger nur einmal zu stillen; einen schwamm, sein vom weinen geschwollenes auge zu reinigen; eine zither, um bei ihrem klange das selbst gedichtete lied von seinem unglück zu singen. Ganz deutlich tritt hier schon die steigerung hervor.

3. Über Crotus vgl. jetzt noch Gust. Bauch, Die universität Erfurt im zeitalter des frühhumanismus (Breslau 1904) im register s. 239ᵃ; ferner Brecht a. a. o. *passim*, bes. s. 165 fg. — S. [27] ist bei Freund, in der anm. 1, statt *G. Kampschulte* zu lesen *F. W. Kampschulte*. — Mit viel wahrscheinlichkeit wird s. 28 die entstehung der alten triadensammlung etwa auf die grenze der jahre 1518 und 1519 gesetzt. Der Vadiscus war ende 1519 wol handschriftlich schon abgeschlossen; doch kam er im frühjahr 1520 erst heraus (vgl. Freund s. 1). — Zu s. 29 fg.: Das versteckenspielen Huttens kann übrigens auch einen sehr praktischen hintergrund gehabt haben. Er stand bekanntlich, als sein Vadiscus erschien, noch im dienstverhältnis zu Albrecht von Mainz und hatte auf diese seine stellung, bei allem freimut, doch immer eine gewisse rücksicht zu nehmen. Daher dieses fast ängstlich erscheinende vorschieben des 'grossen unbekannten' *Vadiscus*. Den namen zu deuten, ist bisher noch nicht versucht worden. Das pseudonym scheint mit der bildung *Pasquillus* in einem gewissen zusammenhang zu stehen. Der stamm des wortes könnte mit *vates* oder *vadere* zusammengebracht werden; also etwa 'ein weitgereister prophet' wäre hinter der maske verborgen (man denke an den ags. *Widsið*). Das diminutivum (griech. -ισκος) bezeichnet nicht selten das geheimnisvolle, wunderbare, namentlich in der mythologie; heinzelmännchen usw. Im *Gespräch bûchlin* Huttens (o. o. u. j. [Strassburg, Joh. Schott, 1521]; Königsberg, Königl. und universitäts-bibl., mischband: Cb. 434, 4°, beiband 16, zeigt das titelblatt die schreibung *Wadiscus*; der text hat immer *Vadiscus*. Diese differenz geht wol auf die zusammensetzung des typenvorrates zurück; doch halte ich volksetymologische vorstellungen (etwa: 'im schlamme *waten*' oder 'stark von *Waden*'), namentlich bei dem so eigenartig zusammengesetzten leserkreise des büchleins, keineswegs für ausgeschlossen. *Pasquillus* und *Vadiscus* erscheinen als unterredner in einem gespräche v. j. 1546 bei Goedeke II² [1886], 275, 81 (kriegshändel betreffend), o. o. 4°.

4. Zu s. [31]¹. *Romanus consul* möchte ich nicht durch das buchdruckerzeichen (?) *SPQR* erklären, sondern durch: 'römischer, d. h. päbstlicher beamter' übersetzen. Dies passt sehr gut auf Crotus. (Auch Hutten war, im dienste des kurfürsten Albrecht, gewissermassen ein päbstlicher beamter). — Zu s. 33. Die bemerkung über die 'wechselwirkung' zwischen Crotus und Hutten scheint mir sehr überzeugend su sein. So nimmt Hutten doch noch an der autorschaft teil.

Von 'sprachlichen erneuerungen' des Gesprächbüchleins sind zu nennen die von dr. Karl Müller (in Reclams univers.-bibl.) und die von Rich. Zoozmann, Dresden 1905 (Angermanns bibl. f. bibliophilen, 4. bd.). Das letztgenannte buch trägt auf dem titel den vermerk: „Vollständige ausgabe nach der im jahre 1521 vom ritter selbst besorgten verdeutschung. Hrsg. u. i. d. sprache erneuert v. R. Z.“ (8,50 m.). Diese fassung des titels ist geeignet, missverständnisse zu veranlassen. Man sollte glauben, dass zunächst der originaltext geboten werde, dann die erneuerung; doch erhalten wir nur diese letztere. Es handelt sich also hier um keine 'ausgabe' (im wissenschaftlichen sinne). — Im allgem. vgl. jetzt stets: Haebler, Typenrepertorium.

KÖNIGSBERG. WILHELM UHL.

Rudolf, Wolkan, Die lieder der widertäufer. Ein beitrag zur deutschen und niederländischen litteratur und kirchengeschichte. Berlin, B. Behr 1903. VII, 295 s. 8 m.

„So konnte meine arbeit .... sich auf keine vorarbeit stützen und musste von grund aus einen neuen bau aufführen", sagt Wolkan in der vorrede seines buches (s. 7) mit recht. Der geschichte der widertäufer in den einzelnen territorien, den biographien ihrer hervorragendsten vertreter ist in jüngster zeit erhöhte beachtung geschenkt worden, die täuferische liederdichtung aber blieb ununtersucht, in der geschichte des kirchenliedes gieng man über diese „unkirchlichen" hinweg (so z. b. Nelle in seiner sonst vortrefflichen Geschichte des evangelischen kirchenliedes, Hamburg, Schlössmann 1904); wo man die kirchendichtung berücksichtigte, geschah es auf grund der Wackernagelschen liedersammlung. Dass hier noch probleme lagen und eine systematische untersuchung der täuferdichtung neue resultate abwerfen musste, zeigt Wolkans buch. Der verfasser des buches „Das kirchenlied der böhm. brüder im 16. jahrh." hat mit sichtlicher liebe zur sache gearbeitet und mit unermüdlichem fleisse handschriften nachgespürt, die täuferlieder enthielten. Wir bedauern nur, dass ihm der „reichhaltige nachlass Becks" nicht zugänglich war (s. V).

Methodisch wertvoll ist das princip W.s, „die hauptsecten der täufer nach ihren dogmatischen anschauungen genau voneinander zu scheiden" (s. V). Die täuferforschung, namentlich die populäre, leidet an einer vermengung der einzelnen gruppen, so gewiss, was W. keineswegs verkennt, fäden zwischen den einzelnen gemeinschaften geknüpft wurden. Dementsprechend beginnt W. mit der liederdichtung der Schweizer brüder als der ältesten gruppe. Ihre lieder sind vereinigt im sogen. „Ausbund". Die älteste bisher bekannte ausgabe desselben stammt aus dem jahre 1583, aber W. stellt fest, dass dieselbe schon 1571 vorhanden gewesen sein muss, denn im Frankenthaler von pfalzgraf Friedrich in diesem jahre verordneten gespräch wird er von dem Heidelberger theologen Dathenus erwähnt (s. 56). Dass jedoch dieses gesangbuch „ganz speciell ein gesangbuch der Schweizer brüder ist" (ebenda), geht aus den angeführten worten des Dathenus nicht hervor, es hat nur überwiegend Schweizer lieder enthalten, daneben aber auch andere, wie z. b. die ältesten täuferlieder eines Hans Koch und Lenhart Meister von 1524. Andere freilich widerum wie das lied Hubmaiers:

Freidt euch, freidt euch zu dieser Zeit
Ir werden Christen alle

und die lieder Hätzers, für den W. ein neues lied: „Ach frölich last uns heben ahn" in anspruch nimmt[1], sind zwar stark verbreitet gewesen, zum teil selbst in kirchliche gesangbücher aufgenommen worden, aber dem Ausbund fremd geblieben. Von dem im Ausbund genannten täuferdichter Martin Maler gelingt es W. ein neues, bisher unbekanntes lied mitzuteilen (s. 18 fgg.). Als sehr wertvoll erweist sich die von W. erstmalig als notwendig erkannte scheidung des ersten und zweiten teiles des Ausbundes. Der zweite teil, mit besonderem titel, enthält die ältesten lieder, und es ist nicht angängig, wie das noch Wackernagel getan hatte, ihn zeitlich mit dem ersten teile gleichzusetzen. Allen hierauf beruhenden versuchen, die, wenn überhaupt, so nur nach den anfangsbuchstaben gekennzeichneten verfasser namhaft zu machen, setzt W. überzeugend gegenüber die nach den Passauer acten — die lieder wollen dort im kerker verfasst sein — festgestellten namen: der dichter H. B. ist Hans Betz, der dichter M. S. weder Michael Sattler (so Wackernagel), noch Mathias Servaes (so

1) Zu s. 14 sei bemerkt, dass Hegler an dem antitrinitarismus Hätzers festhält (Prot. Realencyklopädie [3] VII 328).

Rembert), sondern Michel Schneider. Das lied: o Herr Gott, mein Not tu ich dir klagen, stammt von Bernhard Schneider. Jene lieder der gefangenen im schlosse zu Passau sind in alle welt hinausgedrungen, dabei vielfach gemodelt worden; nur die Huterer haben sich spröde gegen die lieder verhalten und sie schliesslich mit ihrer wachsenden differenz von den Schweizern abgelehnt. Sie haben dann ihre liederdichtung weiter ausgebaut, während, wie W. fein beobachtet, für die Schweizer und oberdeutschen täufer mit der codificierung ihrer lieder eine stagnation in der production eintritt.

In den **Niederlanden** setzt die sammlung täuferischer lieder ein mit David Joris, der in einem Liedt-boecxken eine anzahl märtyrerlieder zusammenstellte. Dann folgt (ein gesangbuch von 1560, 2. aufl. 1561, 3. aufl. 1562 ist verloren) 1562/63 das sogen. „offer des heeren" mit einem angehängten gesangbuch von 25 liedern. Dasselbe ist inzwischen in der (von der ältesten nur unbedeutend abweichenden) ausgabe von 1570 durch S. Cramer in der Bibliotheca reformatoria Neerlandica bd. 2 neu gedruckt worden. Hier findet sich s. 14 der nachweis, dass die angebliche ausgabe von 1591 erst 1592 gedruckt ist. Die sammlung umfasst nicht ausschliesslich täufer, wol aber alle märtyrer, „welche für ihre von der lehre der katholischen kirche abweichende überzeugung den tod in den Niederlanden erlitten haben" (Wolkan s. 69). 1583 erschien die 4. auflage jenes verlorenen liederbuches von 1560, 294 lieder enthaltend, zumeist von unbekannten verfassern. Als widerspiegelung der entsetzlichen verfolgungen in den Niederlanden sind sie zumeist auf einen trüben ton gestimmt. Die zahl der lieder ist ausserordentlich gross gewesen, ein mennonitisches gesangbuch von 1569 enthält 289 durchaus neue lieder, ein anderes von demselben jahre widerum 121 neue lieder. „Um das jahr 1570 hat die liederdichtung der niederländischen widertäufer ihren höhepunkt erreicht."

Die niederländischen täuferlieder wirken nun bedeutsam nach in der **deutschen mennonitischen dichtung**. Hier ist es W. gelungen als das erste deutsche mennonitische gesangbuch ein „Gesangbüchlein geistlicher Lieder" nachzuweisen, das zwischen 1565 und 1569 in erster auflage erschienen sein muss, gegenwärtig nur in zweiter auflage bekannt ist. Bietet dasselbe relativ wenig originale (s. s. 93 fgg. die quellenanalyse), so ist die vorrede eine fast wörtliche übersetzung der des niederländischen gesangbuches von 1569, und eine anzahl lieder sind übertragungen aus dem niederländischen. Für einige andere lieder hat W. die verfasser ausfindig gemacht (s. 99 fgg.). „O. o. u. j." folgte dieser zweiten auflage in etwas grösserem formate eine dritte. Man (Heyse, Wackernagel und Koch) setzte sie in die jahre 1570 bis 1580 bez. 1583; W. nun stellt als verfasser von sechs neuen mit L. K. gezeichneten liedern den Lenaert Klock fest, dessen lieder vor dem jahre 1589 nicht gedruckt sein können; demnach wird das gesangbuch für die zeit 1589 bis 1593 festzusetzen sein (s. 115).

Fast als sollte die dominierende stellung der Niederländer in der Mennonitengeschichte auch in den gesangbüchern zum ausdruck kommen, sind die niederländischen lieder auch in den **Ausbund der Schweizer**, dessen einzelne ausgaben W. erläutert, zum teil aufgenommen worden. Für die ausgabe von 1583 stellt W. negativ fest, dass der herausgeber nicht der Schweizer bruder Hans Bichel war, die älteste ausgabe ist vielleicht in Köln ans licht getreten, jedenfalls an einem orte, wo Mennoniten und Schweizer brüder in verbindung miteinander standen. Wie aus den [illegible]teren liederbüchern oder auch einzeldrucken zu ersehen ist, sind ja die dogma-[illegible]hen unterschiede beider gruppen allmählich verblasst.

Bei den liedern der Huterer, denen W. in einem letzten abschnitt sich zuwendet, sind wir wesentlich auf handschriften angewiesen; nur einige wenige lieder wurden gedruckt. Mit recht teilt W. aus den quellen (s. die übersicht s. 165 fgg.) manche lieder mit. Der bedeutendste liederdichter unter den Huterern ist Peter Riedemann, der lange in Hessen tätig war. Im 17. jahrh. sinkt die hutersche liederdichtung, die gemeinden verlieren unter den drangsalen des krieges ihre feste geschlossenheit, fremde lieder dringen ein.

Wie das referat nur andeuten konnte, hat W. die liederdichtung im engsten zusammenhang mit der geschichte der täufer behandelt; man wird um mancher wertvollen notiz zur vergangenheit wie zur gegenwart des täufertums willen bei forschungen zur geschichte der widertäufer an seinem buche nicht vorübergehen dürfen. Für die dogmatik der täufer sind ihre lieder weniger bedeutsam. Die lieder sind erbauungslieder, das lehrhafte tritt zurück. Es kann freilich vorkommen (s. 87), dass um der strittigen lehre von der menschwerdung Christi willen ein lied auf Mariae verkündigung gedichtet wird. Aber im vordergrund steht die erinnerung an die wahrheitszeugen der gemeinschaft, die ihr leben liessen für ihr evangelium, das märtyrerlied ist die täuferpoesie, bis ins kleinste detail hinein werden die leiden ausgemalt, und wofern nicht besondere ermahnungsverse beigefügt sind, wirkt die schlichte recitation die glaubensstärkung. Wunderlich mutet es oft an, wenn man sich diese lieder als gemeindegesänge, die sie doch waren, gesungen vorstellen soll! Man denke sich z. b. folgenden vers (s. 246) von einer gemeinde im gottesdienst gesungen:

> Der würmen vnd vnzifers hauff
> die thaten mir mein trinkhgschir auff
> vnd wasser mit mir zochen,
> bis ich ein schwären stain bekam,
> den hab ich auffs geschirr legen than,
> that mich so an in rechen. —

Und doch liegt hohe poetische kraft in diesen liedern; sie liegt in der schlichtheit und volkstümlichkeit. Die melodie tat dann das ihre dazu. W. hat die melodien zusammengestellt. Noten kennt man nicht, nur „der Ton“ wird angegeben. Die weltlichen „töne“ überwiegen die geistlichen. Zumeist sind es volksliedermelodien, und darunter fehlen weder der Tannhäuser noch französische liebeslieder, auch nach dem niederländischen „Wilhelmus von Nassauen“ oder nach Luthers „Ein feste burg“ wird gesungen.

Reichlichen dankes kann W.s buch sicher sein.

GIESSEN. W. KÖHLER.

Adolf Kaiser, dr. phil., Die fastnachtspiele von der Actio de sponsu. Ein beitrag zur geschichte des deutschen fastnachtspieles. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1899. 139 s. 3 m.

Eine Göttinger dissertation aus Roethes schule liegt hier in erweiterter gestalt vor uns. Die arbeit war bereits angekündigt von Michels, QF 77, 74. Auf s. 32 fg. und 139 sind die resultate zusammengestellt; beide male vermisst man (was allerdings sehr verzeihlich ist; s. u.!) einen übersichtlichen stammbaum der verglichenen spiele (hss. und drucke; vgl. Michels a. a. o. s. 72). Auch s. 68 fg. werden resultate entwickelt. Das ganze zerfällt in: teil I (Die Rumpolt-Mareth-spiele), s. [5]—50 (als dissertation auch separat gedruckt); teil II (Das Elslispiel), s. [51]—120; teil III

(Die niederdeutsche übersetzung), s. [121]—139. Ein inhaltsverzeichnis fehlt, ebenso ein register. Auf s. [3] fg. findet sich eine kurze vorbemerkung zur orientierung des lesers.

Der verf. hat versucht, das „urspiel“ zu reconstruieren, und es muss zugegeben werden, dass ihm dieses zum guten teile geglückt ist. Wir geraten schliesslich auf eine juristische stegreifcomödie. Der Göttinger lehrer des canonischen rechts, R. W. Dove, war hier im einzelnen des verf.s beirat.

Ein (vermutlich bayrischer) jurist des 14./15. jh.s, mit humor begabt, dramatisierte eine *actio de sponsu* in derselben art, wie ihm diese actio in seiner ländlichen praxis öfters vorgekommen sein mochte [1]. Also ein realistisches bauernstück, und zwar mit allen requisiten eines solchen: familienconflicte und deren glücklicher ausgang! Die reconstruction dieses urspiels ist übrigens nicht kritisch durchgeführt (was in einem selbständigen anhange leicht hätte geschehen können), sondern nur *passim* angedeutet; so leidet der versuch (s. 33—43) an einer gewissen unübersichtlichkeit, die auf Eulings ablehnendes oder doch reserviertes urteil (DLZ. 1899, 1918) ein wenig mit eingewirkt haben mag. Ich bin der ansicht, dass ein solcher versuch uns ziemlich nahe an die wirklichkeit heranzuführen im stande ist, besonders wenn, wie in unserem falle, das gerippe des archetypus (des zugrunde gelegten formalprocesses) so deutlich durch die später hinzugekommenen bestandteile des gesamtkörpers hindurchschimmert. Die umgestaltungen und erweiterungen, die der stoff allmählich erfuhr (darunter einige mit tendenziöser färbung), verzeichnet der autor kurz am schlusse, auf s. 139 (vgl. s. 32 fg.). Erhalten sind fünf vollständige bearbeitungen aus dem 15.—16. jh.; der Magdeburger druck v. j. 1606 ist leider bisher noch nicht aufgefunden.

Am bekanntesten von allen diesen fassungen ist das dem Niklaus Manuel zugeschriebene fastnachtspiel v. j. 1530, betitelt: „*Elsli Tragdenknaben*“ (s. 255—298 Baechtold). Der herausgeber zweifelte nicht an der autorschaft seines landsmannes und war ursprünglich auch geneigt, ihm die priorität der ganzen idee zu vindicieren. Verf. weist diesen anspruch mit guten gründen zurück; ja er bestreitet sogar Manuels eigentumsrechte am *Elsli* (s. 53. 79 fg.). Zu ähnlichen resultaten gelangte ich bereits in einem (ungedruckten) vortrage über *Elsli*, gehalten am 16. febr. 1891 auf dem „Germanisten-abend“ zu Göttingen; doch wagte ich damals noch nicht, dem Niklaus Manuel die autorschaft abzusprechen. Heute möchte ich dem verf. doch lieber recht geben. Es ist in der tat schwer zu begreifen, wie Baechtold noch 1892 (Gesch. d. d. litt. i. d. Schw. 292) das wahre verhältnis hat missverstehen können. Andererseits schiesst nun aber auch K. über das ziel hinaus, wenn er s. 80 das *fürnemlich* aus der stelle des Valerius Anshelm (VI. 107; z. J. 1522) interpretiert: „*fürnemlich durch den künstlichen maler Niklausen Manuel gedichtet*, d. h. doch mindestens so viel wie: es sind noch andere dabei beteiligt gewesen“. Das *fürnemlich* ist nämlich offenbar nur die schweizerdeutsche widergabe irgend eines adverbialen epitheton ornans, wie z. b. *egregie*, *mirabiliter*; gleichwie der *künstliche maler* den *artificiosus pictor* repräsentiert. Wir brauchen dabei keineswegs an eine lat. vorlage des Valerius Anshelm zu denken, obwol allerdings die beziehungen der deutschen gelehrtensprache zum lateinischen (namentlich im zeitalter der reformation, und hier besonders in der Schweiz) noch keineswegs genügend aufgeklärt sind. So lässt es sich auch in dem

1) **Hilfsmittel**: „Wb. d. d. rechtsspr.“, wird vorbereitet v. d. Berl. acad. — **Ad. Weissler**, **Gesch. d. rechtsanwaltschaft. Leipz. 1905.** (**Ob hier über das honorar der** ***fürsprechen*****, 12 gulden** oder groschen, etwas zu finden ist?)

vorliegenden falle kaum entscheiden, ob wir einen latinismus oder einen schweizer ausdruck vor uns haben. Am einfachsten scheint mir immer noch die annahme zu sein, dass bei den schriftgelehrten Oberdeutschen des 16. jh.s sprachgebrauch und stil häufig durch die lat. syntax und synonymik beeinflusst wurde. Bei mittel- und niederdeutschen schriftstellern ist das nur in weit geringerem grade der fall gewesen. So erledigen sich am besten und ganz ungezwungen die bedenken, die Michels zur Gäuchmatt 821 äussert (Anz. f. dtsch. alt. 26, 52 fg.)[1].

K. zerlegt die fastnachtspiele in zwei gattungen, in abend- und marktspiele (vgl. s. [3], 73. 77). Dieser gegensatz ist kein logischer, und folglich ist der unterschied beider arten kein wesentlicher; es sei denn, dass die abendspiele zugleich immer auch hausspiele, und die marktspiele zugleich immer auch tagspiele waren. Das wird sich aber nur schwer beweisen lassen. Doch ist es ziemlich wahrscheinlich (mit ausnahmen!). Die abendspiele waren kurz, die marktspiele lang; jene waren meist privater, diese fast immer öffentlicher oder politischer natur. Der gewöhnliche weg wird der gewesen sein, dass ein abendspiel erweitert und auf den markt hinausgedrängt wurde; seltener kam wol das umgekehrte vor. „Das spiel von der *actio de sponsu*" (so musste der titel der K.schen arbeit eigentlich lauten) war ebenfalls ursprünglich ein abendspiel und wurde später als marktspiel ausgebaut. Jemehr man, rückwärts schreitend, dem urspiel sich nähert, um so mehr schrumpft das stück zusammen. Grundsatz bei der reconstruction des urspiels war für den verf., „dass jeder vers in der regel nur einmal in demselben spiel [soll heissen: „spielredaction"] vorkommen darf (s. [3]). Immerhin würde für das urspiel, ungerechnet die einzustreuenden gereimten lat. formeln des processes, doch etwa noch die zahl von einigen hundert versen übrig bleiben (328 [also nur deutsche!] beim verf. s. 44).

Teil I (s. [5]—50) behandelt zunächst die von K. sogenannten „Rumpolt-Mareth-spiele". Es sind deren vier überliefert: Keller, Fsp. 115 u. 130; Zingerle, Sterzinger spiele I u. VIII. Mit einer glücklichen (weil kurzen und doch durchsichtigen) vereinigung von ziffern und siglen (nach Keller, Zingerle u. Michels) bezeichnet K. diese vier redactionen als: *Q 115, Z 130; Q I, Q VIII*. Die siglen zeigen zugleich die verwandtschaft an: alle *Q*-stücke gehören zusammen, *Z* 130 steht abseits. Zeitlich folgen aufeinander: *Q 115* (hs. ca. 1460?), *Q I* (hs. 1510), *Q III* (hs. 1511). *Z 130* ist entweder zwischen *Q 115* und *Q I* einzuschieben oder aber erst hinter *Q VIII* anzusetzen. Die endgiltige entscheidung hierüber dürfte sehr schwierig sein. Inhaltlich kommt zunächst nicht viel darauf an.

Q 115 (im Sterzinger archiv) wurde von Pichler (Üb. d. dr. d. m. a. s. i. Tirol s. 70) und nach ihm von Keller, Fsp. 1468 als ein „Lustspiel" bezeichnet, wol nach dem titel: *ludus solatiosus;* die hs., in der es überliefert ist, heisst bei Pichler: „Der alte band" (a. a. o. s. [5]. 70). Auch für Vigil Raber war die hs. (i. j. 1510/11!) eine *alte scardegge;* verf. setzt ihre entstehung daher um 1460 an. Vielleicht dürfen wir noch

1) Bei dieser gelegenheit sei es mir gestattet, eine frage zu beantworten, die Michels a. a. o. 50 aufwirft. Er citiert dort (nicht ganz genau) meine anmerkung z. GM. 1604: („Die formen 'nach' und 'noch' sind wegen der vokalschwankungen manchmal kaum auseinanderzuhalten. Ich habe deshalb bei diesen zwei wörtern stets die ursprüngliche schreibung gewahrt.") und macht hierzu die notiz: „Soll das heissen, dass der herausgeber sonst kühnlicher von der 'ursprünglichen schreibung' abgewichen ist?" Darauf ist zu antworten: Nein; sondern es heisst, dass in den angeführten beiden fällen ausnahmsweise einmal von dem grundprincip einer kritischen ausgabe, consequente orthographie durchzuführen, abgewichen werden musste. — Auf wessen seite war nun hier die „akribie" *(ib.)*?

einige jahrzehnte über die mitte des 15. jh.s hinaufgehen. Sehr altertümlich (vom paläographischen standpunkte aus betrachtet) sind nämlich die lateinischen ligaturen in der schreibung der scenischen bemerkungen; z. b. Fsp. 987, 19 *qui* für *quasi* (vgl. Q VIII, 135 fg.). K., der die hs. in Sterzing durch dr. Joachim kollationieren liess (vgl. s. 4), bietet s. [5] den anfang des stückes abweichend von Keller. Auffallend ist a. a. o. besonders die schreibung *habitum*, die doch keinen sinn ergibt. Dagegen ist *habit* bei Keller (Fsp. [987], 3) aufzulösen in: *habitatione*, und dieses erklärt sich sofort ganz befriedigend; *in habitatione ubi placuerit*, d. h.: „in jeder beliebigen wohnung“. Steht nun wirklich *habitum* in der hs.? Oder aber ist die abkürzung *habit* (als „ligatur“ kann man diese verstümmelung kaum bezeichnen) von dem gewährsmanne des verf.s, oder von diesem selber, irrtümlich ergänzt (nicht: „aufgelöst“) worden? Bei K. steht auch noch eine andere abweichung von Keller: man vgl. *brevy* mit *brevi* 987, 3. (Statt *carnis brevi* ist der gen. sing. von *carnisprivium* anzusetzen: *carnisprivii*, der fastnacht, die hier mit dem ‚tempus nuptiarum' identificiert wird (durch *vel*); vgl. meine ausführungen zu Michels QF 77, 48 im Anz. f. d. a. 42. 67 fg.). Die schreibung *solaciosus* bei K. entspricht dem *solatiosus* bei Keller; diese abweichung fällt jedoch aus bekannten gründen weniger ins gewicht.

Q 115 hat nach K.s zählung 525 verse (488 deutsche, 37 lateinische). Keller hat hinter 987, 15 den vers ausgelassen: *Der schol es pey zeyten sagen.* Man weiss jetzt, dass oft subalternbeamte die hss. für Kellers sammlung copiert haben. Die abschrift von *Q 115* ist durch Pichlers vermittelung zu stande gekommen, doch sind die näheren umstände unbekannt. Durch die nachlässige widergabe der überlieferung wird uns die kritik aller dieser stücke sehr erschwert. Man weiss nie so recht, wem die betreffenden schreibungen zur last fallen. (Vgl. z. b. *manibus* 987, 18 mit *moribus* in *Q VIII*, 135 fg.; *proclamare* 1001, 20 mit *pre clamore Q VIII*, 500 fg.; *interim* ebenda mit *Iterum* ebenda.) Übrigens scheint auch noch hinter 993, 17 ein vers ausgefallen zu sein; vgl. *Q VIII*, 281. *Q 115* hätte dann also 526 deutsche verse. Wichtig für die beurteilung des verhältnisses von *Q 115* zu *Q VIII* ist 1004, 31; verglichen mit *Q VIII*, 597. Hier stand vermutlich in der vorlage, die beiden redactionen gemeinsam war: *X R:* eine ligatur, die der schreiber von *Q 115* irrtümlich als zahlzeichen auffasste und dementsprechend widergab: *xij*, während sich im texte von *Q VIII* (v. 597) die richtige auflösung: *cristn* findet. Lehrreich in bezug auf die verwandtschaft dieser beiden redactionen scheint ferner das wort *fürdhalb* 1003, 5 zu sein; verglichen mit ııj in *Q VIII*, 541. Auch in diesem falle zeigt sich der schreiber von *Q VIII* wieder als der verständigere. Vermutlich hat der schreiber von *Q 115* den vierten, längeren strich des zahlzeichens ııj in der vorlage als ½ gelesen. Ähnlich z. b.: *ewigkeit* in *Z 130* [nachlese 255, 32] und *ebangely* in *Q I*, 288. stand hier in der vorlage die ligatur *ew?* Doch das sind eben nur vermutungen. Man muss sich hüten, einem schreiber unrecht zu tun; sie werden gewöhnlich unterschätzt. Indessen solche fälle wie *das zwe* 994, 5 (vgl. *darzue Q VIII*, 298) oder *fader recht* (vgl. *vorder red Q VIII*, 314) machen den schreiber von *Q 115* doch wol verdächtig. (Zu berücksichtigen ist allerdings stets, dass wir es unter umständen mit aufzeichnungen zu tun haben, die aus dem gedächtnis angefertigt worden. Auch muss an den extempore-charakter der stücke erinnert werden. Andererseits sind aber manche dieser hss. wol auch geradezu als dirigier- oder souffleurrolle, als regiebuch anzusehen; das gilt sogar für den „alten“ Raberschen sammelband. Die „Sterzinger spiele“ sind dagegen meist einzeln überliefert; vgl. Zingerle, Wiener neudrucke 9, vorwort s. VII.) Ferner kommt z. b. noch *schedenvel* 992, 5 in betracht; vgl. *schern vell* in *Q VIII*,

240. Jedesfalls steht so viel fest, dass *Q 115* und *Q VIII* auf irgend eine weise eng zusammengehören. Ob aber gerade diese beiden fassungen dem urspiel am nächsten stehen, wie Michels a. a. o. s. 72 annimmt, das muss bei der zweiten schon wegen ihres umfanges (*Q VIII* hat 770 + 33 = 803 verse) als durchaus zweifelhaft hingestellt werden (vgl. K. s. 7 und 32 fg.). Verf. hält denn auch *Q 115* für das mutterstück von *Q VIII* (wobei noch *Q I* und einige entferntere redactionen herangezogen werden müssen) und rückt nur *Q 115* eng an das urspiel heran. Näher als *Q VIII* steht dem archetypus die fassung *Z 130*, von der nun andererseits *Q I* als tochterstück abhängig ist.

Um dieses komplizierte schema in der figur eines stammbaumes darstellen zu können, muss man aber sehr häufig mit parallel-redaktionen arbeiten, die als dann zu subsummieren sind. Einen constructionsversuch ähnlicher art findet man als vorbild bei Gloth, D. spiel v. d. sieben farben, Königsb. 1902 *(Teut. 1)* s. 36. In unserm falle ist aber von einem solchen versuche abzusehen, da vorläufig noch nicht alle beziehungen aufgehellt sind. Unklar ist z. b. der satz bei K. s. 32: „Von *Z 130* (resp. einer andern hs. ganz derselben textgestalt [*sic*]) und *Q 115* stammt *Q I* (1510) ab, doch so, dass es mehr als unmittelbare tochter von *Z 130* gelten kann.“ *Q 115* und *Z 130* fallen noch ins 15 jh. *Z 130*, die kürzeste und deshalb vielleicht auch älteste der erhaltenen fassungen, zählt 463 deutsche + 25 lat. = 488 verse. *Q I* steht, was den umfang betrifft, mit 556 + 23 = 579 versen in der mitte zwischen *Q 115* und *Q VIII* (1511). Das urspiel hatte nach K. 328 verse (nur deutsche!); die längste fassung, *Q VIII*, zählt 727 (nicht 803!) verse (davon 33 lat.). Endlich das *Elsli* hat gar 1165 (nur deutsche) verse. —

Wir kommen alsdann zum detail. — S. 6. Höchst nachlässig ist die angabe: „*Q VIII*. Es enthält 803 verse (einschliesslich eines in prosa abgefassten ehebriefes). Die lateinischen juristischen formeln nehmen 33 verse weg, also bleiben 770 [s. 7] deutsche verse.“ Hier übersah der autor, dass die zeilen des in prosa abgefassten „ehebriefes“ (ein mitgift-quodlibet!) von Zingerle fortlaufend mit den versen des poetischen spiels gezählt sind; vv. 724—99 (prosa-zeilen) fallen also fort, und es bleiben 714 deutsche verse übrig. — S. 8, z. 11 v. o. lies: *bibelstellen* statt *bibelstelle*; Hebr. 10, 28; Joh. 8, 17; 2. Kor. 13, 1 (vgl. noch Deut. 17, 6; Matth. 18, 16). — S. 8. Bei der „ausgedehnten herrenbekanntschaft“ konnte wol (ebenso wie bei dem „lebhaften verkehr mit männern“, s. 46) auf die sog. *exceptio plurium* verwiesen werden, einen rechtseinwand der beklagten partei, der noch heute bei alimentationsprocessen eine grosse rolle zu spielen pflegt. — S. 14, z 10 v. u.: Der ausdruck „hochwichtig“ ist nicht zu empfehlen. — S. 14 fgg. Ein weiterer beweis für die vom verf. mit recht aufgestellte behauptung, dass „dieser Janns schon eine typische figur war, die nicht erst vorgestellt zu werden brauchte“, liegt in dem abwechselnden gebrauche des bestimmten und unbestimmten artikels vor diesem worte verborgen: vgl.: *ein Janns* 260, 31; *der Janns* 261, 9; 262, 19; *Zum Jansen* 262, 26 (in der anrede ohne artikel: *Sy, Janns* 261, 25). Das *nomen proprium* fliesst mit dem *nomen appellativum* in eines zusammen. Die niederländische form *Janns* zeigt uns eine besondere abart der „komischen figur“, nämlich den vlämischen tolpatsch, wie er auf den bildern der sog. rhyparographen erscheint. Der „dumme August im circus“, den der verf. s. 15 heranzieht, hat wol mehr verwandtschaft mit dem englischen clown oder den americanischen excentrics aufzuweisen (vgl. Otto Friesen, Der ursprung des harlekin, Berlin 1904). So wandelt sich der polichinell oder arlequino der *commedia dell arte* nach ort und zeit; er wechselt die maske, das kostüm und auch den namen (wichtig

sind die charakternamen im *Elsli!*). Der *Rumpolt* (volksetymologisch an *rumpeln* angelehnt, mit obscönem nebensinn!) ist die volkstümliche gestalt des oberbairischen (weniger des tirolischen) naturburschen. Volksetymologie ist noch öfter zu constatieren, so bei *officialis-affenzagel*. Die vier ältesten redactionen weisen ihrer provenienz nach wol sämtlich auf Ingolstadt hin, erst indirect auf Sterzing. Auch *Mareht* hat den bekannten beisinn (*Grete-Metze*) und ist unter umständen *Marecht* auszusprechen, wie aus der gereimten überschrift von *Z 130* hervorgeht (246, 2—5), wo die letzte zeile der überschrift mit der ersten scenischen bemerkung reimt. Der verf. wundert sich s. 18 mit unrecht über den reim *Mareth:recht* 259, 15 fg.; vgl. aber 246, 2 fg. (dann hätte dieser letzte reim wenigstens ebenfalls von ihm angeführt werden müssen; nicht minder *Q I*, 391 fg.). Für den geheimnisvollen „interpolator" (bei der fastnachtspiel-forschung überhaupt eine recht schwer greifbare gestalt!) beweist dieser reim nichts, wenn auch *Q I*, 95 fg. *mareth : get* reimt. Kaum schlimmer ist übrigens auch der reim *gern : wer(de)n* 247, 24 fg. Auffällig muss allerdings *irrn : hurren* erscheinen (262, 22 fg.); aber es ist offenbar nur für das ursprüngliche *dirn* der kräftigere ausdruck *hurren* eingesetzt worden, wodurch sich alles aufklärt. — Als rührenden reim kann man *handt : handt* (247, 19 fg.; 250, 13 fg.) wol kaum auffassen; denn es reimt der dat. *sing.* oder *plur.* (got. *hand-au* oder *hand-um*) mit dem *acc. sing.* (got. *hand-u*) —. S. 19, anm. 3. Die verstümmelung *de columpna* (wol ohne witzige tendenz?) findet sich auch *Q VIII*, 186. — S. 28 fg. *Misterio* in *Q 115* und *Q VIII* erklärt sich durch falsche lesung der ligatur (*misterio* für *ministerio*); doch ist hierbei sehr wol an eine witzige tendenz zu denken (wortspiel mit *mysterium*). Ähnlich noch bei Platen, Die verhängnisvolle gabel (1826), zweiter act: ... *Sirmio* ... Heute gilt / Es ein eleusisch wundervoll Mysterium. *Phillis*. Was flüstert er von Läusen auf dem Mist herum? —. S. 33. Was bedeutet der folgende satz: „Ich habe diese hs. [in der das stück Z. 130 enthalten ist] abgeschrieben und bin so in die lage gekommen, bei der textlichen gestaltung des urspiels mich genau an den text der hss. halten zu können." Zunächst glaube ich kaum, dass K. die betr. hs., die nicht weniger als 356 bl. umfasst (wie er uns s. 6 selber mitteilt) vollständig abgeschrieben hat. Vermutlich handelt es sich nur um bl. 281ᵇ — 295ᵃ, die das stück *Z 130* enthalten. Der rest des citierten satzes bleibt dem sinne nach ganz unklar. Ausser solchen ungenauigkeiten (K. verwechselt also *„stück"* mit *„hs."*) und unklarheiten finden sich auch unerträgliche breiten und widerholungen. (Daneben kommt auch der brouillonstil vor; z. b. s. 38, anm. 2). Ein übersichtliches verzeichnis der hss. und spielredactionen, mit genauer angabe alles philologisch wissenswerten (oder besser wissensnötigen) musste K. unter allen umständen voraufschicken; dann konnte später manches kürzer vorgetragen werden. Weniger schwer fällt die art der untersuchung ins gewicht. Verf. lässt den leser nun, beim zweiten male, auf seiner wanderung mitgehen, die er zum ersten male hat allein zurücklegen müssen. Diese methode, obzwar heute meist verpönt, ist mir äusserst sympathisch. Am liebsten aber verzeiht man wol dem autor einer dissertation die temperamentvolle darstellung, die in dem vorliegenden falle allerdings oft beängstigend wirkt und manchmal bis zur burschikosität sich steigert (s. 59: „Vli ist ganz geknickt." — S. 78: „... bockbeinig ..."; s. 103 u.: „... derartige scherze ..." usw.; vgl. bes. s. 60, abs. 1.) Der behandelte stoff verlangte ja nun einmal einen munteren interpreten. Alles in allem genommen ist und bleibt daher diese doctorschrift eine verdienstliche arbeit. — S. 60 u. 86. Hier ist die protestantische tendenz des *Elsli* zu wenig berücksichtigt. *Hübentütsch* polemisiert gegen das geldmachen der klerikalen juristen, vgl. v. 13—16; *Süwtrog* ist bibelfest

wie der schuhmacher im dialog des Hans Sachs. Seine citate werden keineswegs „hergeleiert“, sondern wirken ebenfalls wie „keulenschläge“ (s. 85). Das war keine „salbaderei“, sondern ein unerhörtes ereignis: die bibel auf deutsch im munde eines bauern (vgl. s. 108). — S. 64. Ein neudruck von *S.* wäre sehr zu wünschen. — S. 90. Wie steht es mit dem Necker im Thurgau (nebenfluss der Thur)? Er kommt bei Wittenweiler im Ring vor (*Neker* 158, 39 Keller = hs. 36[c] [nicht 33[a] und nicht: „*Neckar*“, wie vorr. VI bei Keller steht]). —

KÖNIGSBERG. WILHELM UHL.

Heldmann, Karl: Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger forschung und nach den quellen. Beiträge zur geschichte der mittelalterlichen spiele und fälschungen. Mit 4 abbildungen in lichtdruck. Halle, Niemeyer 1904. VIII, 172 s. 6 m.

Die in buntester folge sich ablösenden theorien über den ursprung und die bedeutung der sog. Rolande führt H. im ersten teil seines buches vor. Es darf wol behauptet werden, dass in den kreisen der gelehrten, die sich nicht entschliessen konnten, die abenteuerliche Rolandmythologie mitzumachen, die auffassung in den letzten jahren vorwaltete, der auch v. Amira in Pauls Grundr. 3^2, 126 ausdruck verliehen hat: im „Roland“ sah man das standbild des inhabers der hoheitsrechte in einem gemeinwesen, das sinnbild der sonderstellung der stadt und ihres rechtes. In erster linie waren es die um die Rolandforschung verdienten männer wie R. Schröder und G. Sello, die ungefähr in diesem sinn die ergebnisse ihrer historischen combinationen formuliert hatten. Auch H. pflichtet ihnen bei, lässt aber diese lösung des problems nur für die jüngste phase in der entwicklung der Rolandsbilder gelten und überrascht uns mit einer ganz andern antwort auf die frage nach der ursprünglichen bedeutung der Rolande.

Er geht von dem für sich stehenden Roland in Halle a. S. aus (s. 62 fgg.), dessen urkundliche geschichte sich bis zum jahr 1426 zurückverfolgen lässt. Die jetzige steinerne figur ist a. 1719 am schöffenhaus auf dem markt aufgestellt worden als ersatz eines älteren holzbildes. Sello hatte gezeigt, dass wir befugt sind, den steinernen Roland von Halle als eine nachbildung seines hölzernen vorgängers zu betrachten; seinem kostüm nach gehört er etwa ins erste drittel des 13. jh. Er ist ohne schild, ohne jede art von rüstung und trägt das blosse schwert in der rechten, das schwert des aus dem Sachsenspiegel bekannten unter königsbann dingenden richters. Der Hallische „Roland“ ist also eine richterfigur und aus dem Hallischen gerichtswesen als locale erscheinung zu verstehen. H. schildert uns (s. 67 fgg.) die alte gerichtsverfassung Halles im 13. jahrh. Der oberste richter war der burggraf von Magdeburg. „Sollte es nicht auf der hand liegen, dass die richterfigur des sog. Roland niemanden anders dargestellt haben kann als den burggrafen von Magdeburg selbst, den ordentlichen richter im Hallischen schöffengericht (s. 69)?“ H. verweist auf die erste erwähnung des Roland im jahr 1426, als der neue burggraf, kurfürst Friedrich von Sachsen nebst seinem sohn von dem grafengedinge besitz ergriff: rat und schöffen sollen gerne zulassen „*gerichte da zcu siczzen, schultheissen und schepffen ineczuwisen und yn den ban zu geben . . . als hat der gnante herczoge Fridrich der elter als hute syne herlichkeit geubet, nemlich in den richtbencken vor dem Rulande zcu Halle, also daz er czwene scheppfen, dy vor richt ingewiset waren, yngewisel hat . . . und dornach hat er sich nyder uff dy richtbang gesaczt und syn son by yn und hat*

zcu den schultheissen und allen scheppfen gesprochen“ (H. s. 72 anm. 1). Man wird nach den ausführungen des verf. nicht umhin können, die behauptung von Sello und von Schröder (Festschr. f. Weinhold, Strassb. 1896 s. 132), dass der Roland von Halle keine beziehung zur rechtspflege gehabt habe, preiszugeben.

Wie ist nun aber die ritterliche burggrafenfigur zu ihrem Rolandsnamen gekommen? H. zieht die auch von seinen vorgängern erörterten, den germanisten durch Brun von Schonebeck bekannt gewordenen nachrichten über das sog. Gralspiel an. Zu den jahren 1270—80 berichtet die Magdeburger schöffenchronik (Chron. d. d. städte VII, 168 f.): „*in dussen tiden weren hie noch Kunstabelen, dat weren der riksten borger kinder. De plegen dat spel vor to stande in den pingsten als den Roland, den schildekenbom, tabelrunde und ander spel, dat nu de ratmanne sulven vorstan*“. H. sammelt die notizen über die mittelalterlichen Rolandspiele (s. 85 fgg.), die sich bis in die neuzeit (besonders gut in Schleswig-Holstein) erhalten haben. Das spiel bestand in dem angriff auf eine als Roland bezeichnete bewehrte figur, die in beträchtlicher grösse dargestellt wurde. In Magdeburg war dieses spiel zu ende des 13. jh. eine officielle veranstaltung der ratsherren geworden. Die spielfigur dürfte auch in Magdeburg wie andernorts ihren platz auf dem markte gehabt haben; um ihr kostüm zu reconstruieren, beruft sich H. auf Strickers Karl und die pfälzische bilderhandschrift des Rolandsliedes; man stellte Roland mit entblösstem schwert in der rechten hand dar (s. 89 f.). „Weder ein germanischer oder ein slavischer gott noch ein christlicher heiliger, weder marktkreuz noch friedekreuz, nicht eine königsstatue und nicht einmal ein grafenbild, sondern nur eine harmlose spielfigur, die mit dem schwert bewaffnete kolossalgestalt des helden von Ronceval, das object eines von haus aus ganz ernsten waffenspiels der patricischen jugend von Magdeburg, das war das älteste Rolandsbild auf deutschem boden“ und es „gehen die Rolandsbilder auf keinen fall über 1225, mit grösster wahrscheinlichkeit nicht einmal über 1250 hinaus“ (s. 91).

Die fernere geschichte des Roland spielt in Bremen (s. 98 fgg.). Hier ist ihm ein schild, der den reichsadler trägt, auf die brust geheftet; hier ist das bild ein wahrzeichen der von Karl d. gr. der stadt verliehenen freiheit; hier erheben historische reflexion und politische prätension ihr haupt (s. 99). Ich habe an diesem ort keine veranlassung, dem autor in seine darstellung der geschichte Bremens um die wende des 14. und 15. jahrh. oder der stadtrechtlichen tatsachen und fictionen zu folgen. Uns interessiert nur die frage, wie man in Bremen dazu gekommen ist, die Rolandfigur zum freiheitssymbol umzugestalten. Die alte hölzerne spielfigur war durch den stadtbrand von 1366 untergegangen. Die alten officiellen berichte über die ereignisse von 1366 erwähnen den untergang der figur nicht und beweisen damit, dass irgend welche staatsrechtliche bedeutung eines „wahrzeichens der städtischen freiheit“ dem Holzroland nicht beigemessen ward (s. 106). Eine historisch und politisch interessierte persönlichkeit soll es nun gewesen sein, „die um 1400 zuerst den genialen gedanken gefasst hat, eine neue massive statue des paladins Roland auf dem marktplatz zu errichten: diesmal als wahrzeichen der uralten von Karl d. gr. der stadt Bremen verliehenen freiheiten“ (s. 107). Mit einer untersuchung der an fälschungen reichen Bremischen historiographie jener zeit gelangt H. zu dem schluss, die absicht des fälschers sei gewesen, Bremen als haupt der Hanse und als hort der bürgerlichen freiheit hinzustellen. In dem fälscher hätten wir Johann Hemeling, den bearbeiter der Bremischen chronik, zu sehen. Seine urkundenfälschungen seien 1400—1401 erfolgt; „gekränkter stolz und trotziger zorn gegen Hamburg und Lübeck haben in erster linie die auf den vorzug von Bremen gerichteten fälschungen des ratsherrn

Johann Hemeling hervorgerufen" (s. 131). „Als genialen abschluss des ganzen fälschungswerks errichtete im jahr 1404 der rat selbst mit grossen kosten den steinernen Roland mit dem adlerschild und dessen der tendenz der litterarischen fälschungen ganz gleichlaufenden inschrift" (s. 132).

Der Roland von Bremen stünde demnach mit einer gefälschten urkunde auf einer und derselben stufe und es ist für beide an sich nicht ausgeschlossen, dass sie es zu ansehen brachten. Leider hat H. unterlassen, in befriedigender weise die einwände zu entkräften (s. 133 anm.), der schild sei etwa um ein jahrhundert jünger als die figur; der adler in Rolands schild ist zweiköpfig, der reichsadler war bis auf Sigmund einköpfig, sie bleiben auch, abgesehen von dem hauptbedenken, dass der auf einer urkundenfälschung beruhende Roland von Bremen jene nachahmung in andern städten gefunden haben soll „der es vornehmlich zuzuschreiben ist, dass die alten hölzernen Spielrolande nach und nach völlig aus den städten verdrängt worden sind" (s. 135; interessante überbleibsel s. 143. 147). Nicht dass die geschichte des Bremer Rolands die geschichte der Rolande überhaupt wäre (s. 138) — was wir von der bedeutung bestimmter Rolande erfahren, weist seinem grundzug nach auf einflüsse Halles hin: nirgends eine politische tendenz, überall in erster linie die vorstellung von freiheiten in bezug auf recht und gericht (vgl. z. b. Perleberg s. 144). Erst auf litterarischem weg sind die Rolande zu symbolen politischer unabhängigkeit und reichsfreiheit geworden; namentlich in Bremen wurde er so um die mitt[e] des 15. jh. repräsentant und schutzpatron des Bremischen gemeinwesens (s. 152fg.). Neben ihm misst H. dem Hallischen Roland eine massgebende rolle bei; leider bleib[en] auch für ihn wichtige zwischenfragen, die H. s. 91 formuliert, unbeantwortet. A[ber] eine in allen stücken befriedigende lösung des Rolandproblems vermag ich sei[ne] interessante arbeit nicht anzusehen, wenn ich auch glaube, dass er durch die „Spie[l]rolande" einen gesicherten ausgangspunkt gewonnen hat.[1]

1) Soeben ist eine neue publikation des verf.s erschienen, die nicht mehr b[e]rücksichtigt werden konnte [correcturnote].

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Heintze, Albert (verf. von: „Gut deutsch"), Die deutschen familienname[n] geschichtlich, geographisch, sprachlich. 2. verb. u. s. verm. aufl. Halle, Waise[n]haus 1903. VIII, 266 s. 6 m.; geb. 7 m.

Der wert dieses buches besteht in der consequenten ausbeutung der gymnasia[l]programme. Der umfangreiche stoff ist in zwei teilen übersichtlich angeordnet. D[ie] „abhandlung" (s. 3—92) umfasst 20 capitel. Es folgt s. 93—266 das „Namen[-]lexicon" welches sich als eine gute vorarbeit für das studium des nun schon in 2. auf[l.] vollendet vorliegenden Förstemann herausstellt. Die werke von Pott, Abel, Stark[,] Andresen, Vilmar, Preuss sind überall sorgfältig zu rate gezogen. Zu s. 30 u. is[t] zu bemerken, dass die schrift von Otto Preuss (Die lippischen familiennamen mi[t] berücksichtigung der ortsnamen) in 2. aufl. Detmold 1887 erschienen ist. Sonst schein[t] die neuere litteratur stets berücksichtigt zu sein, gegenüber der 1. aufl. des buches[.] Diese erschien 1882, was im vorwort nicht erwähnt wird. Die ortsnamen sind vom verf. auf schritt und tritt herangezogen worden, was auch ganz unvermeidlich ist[.] Im zusammenhang damit wird zum ersten mal der versuch gemacht, die „geo[-]graphische verteilung der familiennamen" zu prüfen, also eine neue an-

ordnung vorzubereiten. Hier lieferten das material die verlustlisten der letzten kriege. Doch hält der verf. zunächst noch an der bewährten dreiteilung nach „schichten" fest: 1. heidnische, 2. christliche namen, 3. bezeichnungen (als zusätze zu 1 u. 2) vom stande oder vom gewerbe, von eigenschaften, nach der herkunft oder wohnstätte. Auf s. 62 wird das „bild der deutschen familiennamen" anschaulich verglichen mit einem „buntgewirkten teppich", „in welchem die altdeutschen und die kirchlichen namen den aufzug, die bürgerlichen bezeichnungen den einschlag bilden". Das buch ist frisch und anregend geschrieben, an vielen stellen mit gesundem humor. Als publikum ist ein grösserer leserkreis gedacht; dennoch fehlt es nirgends an ruhiger, wissenschaftlicher kritik. Gerade durch diese doppelte eigenschaft ist das buch berufen, nützlich zu wirken und den schaden zu paralysieren, den die vielen, meist anonymen „namenbüchlein" in der laienwelt angerichtet haben. Selbst männer wie Vilmar sind auf diesem gebiete nicht recht heimisch (vgl. im „vorwort", s. [V]: „der freilich oft unkritische Vilmar"). Auch die 3 namenbüchlein Hoffmanns von Fallersleben (von Breslau, Hannover und Braunschweig) sind nur mit grosser vorsicht zu benutzen. Die lektüre des „adressbuches" verführt leicht zur oberflächlichen behandlung des stoffes. — Im einzelnen möchte ich mir noch folgende anmerkungen erlauben.

Der verf. hat, weil sein buch für weitere kreise berechnet ist, es nicht verschmäht, die sitte der namenbüchlein beizubehalten, wonach altgermanische benennungen ins nhd. übersetzt werden. (Vgl. z. b. auf s. 15: „*Ellanperht* kraftglänzend, *Aljanmuot* kraftmutig".) Der gelehrte wird solchen deutungsversuchen immer skeptisch gegenüberstehen, da sie wol niemals den ursprünglichen sinn treffend widergeben; ganz abgesehen von den etymologischen bedenken, die sich dabei gewöhnlich einzustellen pflegen. Bei Förstemann sind denn auch diese übertragungen mit recht weggelassen. Andererseits geht Th. v. Grienberger aber doch wol zu weit, wenn er (Anz. f. deutsch. altert. 25, 1899, 324) von „geschwollenen" übersetzungen spricht. Er verrät damit wenig historischen sinn, denn diese umdeutschungen haben seit den zeiten Klopstocks und der romantiker nicht nur volkstümlich, sondern auch sprachbildend gewirkt. Er verrät damit aber auch wenig sinn für humor, denn unsereins citiert doch solche modernisierungen stets in klammern oder mit (wenn auch unsichtbaren) gänsefüsschen. Als vaterländische erinnerung und als sprachgeschichtlich wichtige composita bleiben diese pathetischen ausdrücke auch fernerhin für uns wertvoll. — Sehr bemerkenswert ist das auf s. 40 über die handwerksnamen gesagte. Diese namen werden ganz langsam zu familiennamen; der bedeutungswechsel vollzieht sich fast unmerklich. Daher lässt sich in der übergangsperiode oft schwer bestimmen, ob wir einen handwerks- oder einen familiennamen vor uns haben. Dies betrifft namentlich die 2. hälfte des 15. jh. So erklären sich ganz ungezwungen die beiden zeugnisse Erhard Schürstabs v. j. 1449: Hans Sneprer, Hanns Sneppret (Quellen z. bayer. u. deutschen gesch. VIII, 1860, 193. 200), wodurch die frage nach dem namen des dichters Rosenblüt gelöst wird. Ein schnepperer verfertigte kleine armbrüste (schnepper). Ähnlich könnte Folz einfach Hans Barwirer geheissen haben, und er hiess wol auch so. Übrigens können auch örtliche personenbenennungen auf dieselbe art zu familiennamen werden. Wenn also jemand ursprünglich z. b. *Jäckel der Dubinger* genannt wird (J., der mann aus Tübingen), so heisst er später einfach *Jäckel Dubinger*. Dieser name wird dann erblich (vgl. *Hans Sachs*). — Zu s. 17: die übersetzung „Wölflein" für ‚Vulfila' ist geeignet, beim laien falsche vorstellungen über die herkunft dieser koseform zu erwecken. Es ist

Johann Hemeling hervorgerufen" (s. 131). „Als genialen abschluss des ganzen fälschungswerks errichtete im jahr 1404 der rat selbst mit grossen kosten den steinernen Roland mit dem adlerschild und dessen der tendenz der litterarischen fälschungen ganz gleichlaufenden inschrift" (s. 132).

Der Roland von Bremen stünde demnach mit einer gefälschten urkunde auf einer und derselben stufe und es ist für beide an sich nicht ausgeschlossen, dass sie es zu ansehen brachten. Leider hat H. unterlassen, in befriedigender weise die einwände zu entkräften (s. 133 anm.), der schild sei etwa um ein jahrhundert jünger als die figur; der adler in Rolands schild ist zweiköpfig, der reichsadler war bis auf Sigmund einköpfig, sie bleiben auch, abgesehen von dem hauptbedenken, dass der auf einer urkundenfälschung beruhende Roland von Bremen jene nachahmung in andern städten gefunden haben soll „der es vornehmlich zuzuschreiben ist, dass die alten hölzernen Spielrolande nach und nach völlig aus den städten verdrängt worden sind" (s. 135; interessante überbleibsel s. 143. 147). Nicht dass die geschichte des Bremer Rolands die geschichte der Rolande überhaupt wäre (s. 138) — was wir von der bedeutung bestimmter Rolande erfahren, weist seinem grundzug nach auf einflüsse Halles hin: nirgends eine politische tendenz, überall in erster linie die vorstellung von freiheiten in bezug auf recht und gericht (vgl. z. b. Perleberg s. 144). Erst auf litterarischem weg sind die Rolande zu symbolen politischer unabhängigkeit und reichsfreiheit geworden; namentlich in Bremen wurde er so um die mitte des 15. jh. repräsentant und schutzpatron des Bremischen gemeinwesens (s. 152 fg.). Neben ihm misst H. dem Hallischen Roland eine massgebende rolle bei; leider bleiben auch für ihn wichtige zwischenfragen, die H. s. 91 formuliert, unbeantwortet. Als eine in allen stücken befriedigende lösung des Rolandproblems vermag ich seine interessante arbeit nicht anzusehen, wenn ich auch glaube, dass er durch die „Spielrolande" einen gesicherten ausgangspunkt gewonnen hat.[1]

1) Soeben ist eine neue publikation des verf.s erschienen, die nicht mehr berücksichtigt werden konnte [correcturnote].

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Heintze, Albert (verf. von: „Gut deutsch"), Die deutschen familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. 2. verb. u. s. verm. aufl. Halle, Waisenhaus 1903. VIII, 266 s. 6 m.; geb. 7 m.

Der wert dieses buches besteht in der consequenten ausbeutung der gymnasialprogramme. Der umfangreiche stoff ist in zwei teilen übersichtlich angeordnet. Die „abhandlung" (s. 3—92) umfasst 20 capitel. Es folgt s. 93—266 das „Namenlexicon" welches sich als eine gute vorarbeit für das studium des nun schon in 2. aufl. vollendet vorliegenden Förstemann herausstellt. Die werke von Pott, Abel, Stark, Andresen, Vilmar, Preuss sind überall sorgfältig zu rate gezogen. Zu s. 30 u. ist zu bemerken, dass die schrift von Otto Preuss (Die lippischen familiennamen mit berücksichtigung der ortsnamen) in 2. aufl. Detmold 1887 erschienen ist. Sonst scheint die neuere litteratur stets berücksichtigt zu sein, gegenüber der 1. aufl. des buches. Diese erschien 1882, was im vorwort nicht erwähnt wird. Die ortsnamen sind vom verf. auf schritt und tritt herangezogen worden, was auch ganz unvermeidlich ist. Im zusammenhang damit wird zum ersten mal der versuch gemacht, die „geographische verteilung der familiennamen" zu prüfen, also eine neue an-

ordnung vorzubereiten. Hier lieferten das material die verlustlisten der letzten kriege. Doch hält der verf. zunächst noch an der bewährten dreiteilung nach „schichten" fest: 1. heidnische, 2. christliche namen, 3. bezeichnungen (als zusätze zu 1 u. 2) vom stande oder vom gewerbe, von eigenschaften, nach der herkunft oder wohnstätte. Auf s. 62 wird das „bild der deutschen familiennamen" anschaulich verglichen mit einem „buntgewirkten teppich", „in welchem die altdeutschen und die kirchlichen namen den aufzug, die bürgerlichen bezeichnungen den einschlag bilden". Das buch ist frisch und anregend geschrieben, an vielen stellen mit gesundem humor. Als publikum ist ein grösserer leserkreis gedacht; dennoch fehlt es nirgends an ruhiger, wissenschaftlicher kritik. Gerade durch diese doppelte eigenschaft ist das buch berufen, nützlich zu wirken und den schaden zu paralysieren, den die vielen, meist anonymen „namenbüchlein" in der laienwelt angerichtet haben. Selbst männer wie Vilmar sind auf diesem gebiete nicht recht heimisch (vgl. im „vorwort", s. [V]: „der freilich oft unkritische Vilmar"). Auch die 3 namenbüchlein Hoffmanns von Fallersleben (von Breslau, Hannover und Braunschweig) sind nur mit grosser vorsicht zu benutzen. Die lektüre des „adressbuches" verführt leicht zur oberflächlichen behandlung des stoffes. — Im einzelnen möchte ich mir noch folgende anmerkungen erlauben.

Der verf. hat, weil sein buch für weitere kreise berechnet ist, es nicht verschmäht, die sitte der namenbüchlein beizubehalten, wonach altgermanische benennungen ins nhd. übersetzt werden. (Vgl. z. b. auf s. 15: „*Ellanperht* kraftglänzend, *Aljanmuot* kraftmutig".) Der gelehrte wird solchen deutungsversuchen immer skeptisch gegenüberstehen, da sie wol niemals den ursprünglichen sinn treffend widergeben; ganz abgesehen von den etymologischen bedenken, die sich dabei gewöhnlich einzustellen pflegen. Bei Förstemann sind denn auch diese übertragungen mit recht weggelassen. Andererseits geht Th. v. Grienberger aber doch wol zu weit, wenn er (Anz. f. deutsch. altert. 25, 1899, 324) von „geschwollenen" übersetzungen spricht. Er verrät damit wenig historischen sinn, denn diese umdeutschungen haben seit den zeiten Klopstocks und der romantiker nicht nur volkstümlich, sondern auch sprachbildend gewirkt. Er verrät damit aber auch wenig sinn für humor, denn unsereins citiert doch solche modernisierungen stets in klammern oder mit (wenn auch unsichtbaren) gänsefüsschen. Als vaterländische erinnerung und als sprachgeschichtlich wichtige composita bleiben diese pathetischen ausdrücke auch fernerhin für uns wertvoll. — Sehr bemerkenswert ist das auf s. 40 über die handwerksnamen gesagte. Diese namen werden ganz langsam zu familiennamen; der bedeutungswechsel vollzieht sich fast unmerklich. Daher lässt sich in der übergangsperiode oft schwer bestimmen, ob wir einen handwerks- oder einen familiennamen vor uns haben. Dies betrifft namentlich die 2. hälfte des 15. jh. So erklären sich ganz ungezwungen die beiden zeugnisse Erhard Schürstabs v. j. 1449: Hans Snеprer, Hanns Sneppreг (Quellen z. bayer. u. deutschen gesch. VIII, 1860, 193. 200), wodurch die frage nach dem namen des dichters Rosenblüt gelöst wird. Ein schnepperer verfertigte kleine armbrüste (schnepper). Ähnlich könnte Folz einfach Hans Barwirer geheissen haben, und er hiess wol auch so. Übrigens können auch örtliche personenbenennungen auf dieselbe art zu familiennamen werden. Wenn also jemand ursprünglich z. b. *Jäckel der Dubinger* genannt wird (J., der mann aus Tübingen), so heisst er später einfach *Jäckel Dubinger*. Dieser name wird dann erblich (vgl. *Hans Sachs*). — Zu s. 17: die übersetzung „Wölflein" für ‚Vulfila' ist geeignet, beim laien falsche vorstellungen über die herkunft dieser koseform zu erwecken. Es ist

Johann Hemeling hervorgerufen" (s. 131). „Als genialen abschluss des ganzen fälschungswerks errichtete im jahr 1404 der rat selbst mit grossen kosten den steinernen Roland mit dem adlerschild und dessen der tendenz der litterarischen fälschungen ganz gleichlaufenden inschrift" (s. 132).

Der Roland von Bremen stünde demnach mit einer gefälschten urkunde auf einer und derselben stufe und es ist für beide an sich nicht ausgeschlossen, dass sie es zu ansehen brachten. Leider hat H. unterlassen, in befriedigender weise die einwände zu entkräften (s. 133 anm.), der schild sei etwa um ein jahrhundert jünger als die figur; der adler in Rolands schild ist zweiköpfig, der reichsadler war bis auf Sigmund einköpfig, sie bleiben auch, abgesehen von dem hauptbedenken, dass der auf einer urkundenfälschung beruhende Roland von Bremen jene nachahmung in andern städten gefunden haben soll „der es vornehmlich zuzuschreiben ist, dass die alten hölzernen Spielrolande nach und nach völlig aus den städten verdrängt worden sind" (s. 135; interessante überbleibsel s. 143. 147). Nicht dass die geschichte des Bremer Rolands die geschichte der Rolande überhaupt wäre (s. 138) — was wir von der bedeutung bestimmter Rolande erfahren, weist seinem grundzug nach auf einflüsse Halles hin: nirgends eine politische tendenz, überall in erster linie die vorstellung von freiheiten in bezug auf recht und gericht (vgl. z. b. Perleberg s. 144[illegible]. Erst auf litterarischem weg sind die Rolande zu symbolen politischer unabhängi[illegible]keit und reichsfreiheit geworden; namentlich in Bremen wurde er so um die mit[illegible]e des 15. jh. repräsentant und schutzpatron des Bremischen gemeinwesens (s. 152f[illegible]). Neben ihm misst H. dem Hallischen Roland eine massgebende rolle bei; leider bleib[illegible]en auch für ihn wichtige zwischenfragen, die H. s. 91 formuliert, unbeantwortet. [illegible]ls eine in allen stücken befriedigende lösung des Rolandproblems vermag ich sei[illegible]ne interessante arbeit nicht anzusehen, wenn ich auch glaube, dass er durch die „Spi[illegible]el rolande" einen gesicherten ausgangspunkt gewonnen hat.[1]

1) Soeben ist eine neue publikation des verf.s erschienen, die nicht mehr [illegible]be rücksichtigt werden konnte [correcturnote].

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Heintze, Albert (verf. von: „Gut deutsch"), Die deutschen familienname[illegible] geschichtlich, geographisch, sprachlich. 2. verb. u. s. verm. aufl. Halle, Waise[illegible]haus 1903. VIII, 266 s. 6 m.; geb. 7 m.

Der wert dieses buches besteht in der consequenten ausbeutung der gymnasi[illegible] programme. Der umfangreiche stoff ist in zwei teilen übersichtlich angeordnet. D[illegible] „abhandlung" (s. 3—92) umfasst 20 capitel. Es folgt s. 93—266 das „Name[illegible] lexicon" welches sich als eine gute vorarbeit für das studium des nun schon in 2. au[illegible] vollendet vorliegenden Förstemann herausstellt. Die werke von Pott, Abel, Star[illegible] Andresen, Vilmar, Preuss sind überall sorgfältig zu rate gezogen. Zu s. 30 u. i[illegible] zu bemerken, dass die schrift von Otto Preuss (Die lippischen familiennamen m[illegible] berücksichtigung der ortsnamen) in 2. aufl. Detmold 1887 erschienen ist. Sonst schei[illegible] die neuere litteratur stets berücksichtigt zu sein, gegenüber der 1. aufl. des buche[illegible] Diese erschien 1882, was im vorwort nicht erwähnt wird. Die ortsnamen sind vo[illegible] verf. auf schritt und tritt herangezogen worden, was auch ganz unvermeidlich ist[illegible] Im zusammenhang damit wird zum ersten mal der versuch gemacht, die „geo[illegible]graphische verteilung der familiennamen" zu prüfen, also eine neue an[illegible]

ordnung vorzubereiten. Hier lieferten das material die verlustlisten der letzten kriege. Doch hält der verf. zunächst noch an der bewährten dreiteilung nach „schichten" fest: 1. heidnische, 2. christliche namen, 3. bezeichnungen (als zusätze zu 1 u. 2) vom stande oder vom gewerbe, von eigenschaften, nach der herkunft oder wohnstätte. Auf s. 62 wird das „bild der deutschen familiennamen" anschaulich verglichen mit einem „buntgewirkten teppich", „in welchem die altdeutschen und die kirchlichen namen den aufzug, die bürgerlichen bezeichnungen den einschlag bilden". Das buch ist frisch und anregend geschrieben, an vielen stellen mit gesundem humor. Als publikum ist ein grösserer leserkreis gedacht; dennoch fehlt es nirgends an ruhiger, wissenschaftlicher kritik. Gerade durch diese doppelte eigenschaft ist das buch berufen, nützlich zu wirken und den schaden zu paralysieren, den die vielen, meist anonymen „namenbüchlein" in der laienwelt angerichtet haben. Selbst männer wie Vilmar sind auf diesem gebiete nicht recht heimisch (vgl. im „vorwort", s. [V]: „der freilich oft unkritische Vilmar"). Auch die 3 namenbüchlein Hoffmanns von Fallersleben (von Breslau, Hannover und Braunschweig) sind nur mit grosser vorsicht zu benutzen. Die lektüre des „adressbuches" verführt leicht zur oberflächlichen behandlung des stoffes. — Im einzelnen möchte ich mir noch folgende anmerkungen erlauben.

Der verf. hat, weil sein buch für weitere kreise berechnet ist, es nicht verschmäht, die sitte der namenbüchlein beizubehalten, wonach altgermanische benennungen ins nhd. übersetzt werden. (Vgl. z. b. auf s. 15: „*Ellanperht* kraftglänzend, *Aljanmuot* kraftmutig".) Der gelehrte wird solchen deutungsversuchen immer skeptisch gegenüberstehen, da sie wol niemals den ursprünglichen sinn treffend widergeben; ganz abgesehen von den etymologischen bedenken, die sich dabei gewöhnlich einzustellen pflegen. Bei Förstemann sind denn auch diese übertragungen mit recht weggelassen. Andererseits geht Th. v. Grienberger aber doch wol zu weit, wenn er (Anz. f. deutsch. altert. 25, 1899, 324) von „geschwollenen" übersetzungen spricht. Er verrät damit wenig historischen sinn, denn diese umdeutschungen haben seit den zeiten Klopstocks und der romantiker nicht nur volkstümlich, sondern auch sprachbildend gewirkt. Er verrät damit aber auch wenig sinn für humor, denn unsereins citiert doch solche modernisierungen stets in klammern oder mit (wenn auch unsichtbaren) gänsefüsschen. Als vaterländische erinnerung und als sprachgeschichtlich wichtige composita bleiben diese pathetischen ausdrücke auch fernerhin für uns wertvoll. — Sehr bemerkenswert ist das auf s. 40 über die handwerksnamen gesagte. Diese namen werden ganz langsam zu familiennamen; der bedeutungswechsel vollzieht sich fast unmerklich. Daher lässt sich in der übergangsperiode oft schwer bestimmen, ob wir einen handwerks- oder einen familiennamen vor uns haben. Dies betrifft namentlich die 2. hälfte des 15. jh. So erklären sich ganz ungezwungen die beiden zeugnisse Erhard Schürstabs v. j. 1449: Hans Snepre r, Hanns Sneppre r (Quellen z. bayer. u. deutschen gesch. VIII, 1860, 193. 200), wodurch die frage nach dem namen des dichters Rosenblüt gelöst wird. Ein schnepperer verfertigte kleine armbrüste (schnepper). Ähnlich könnte Folz einfach Hans Barwirer geheissen haben, und er hiess wol auch so. Übrigens können auch örtliche personenbenennungen auf dieselbe art zu familiennamen werden. Wenn also jemand ursprünglich z. b. *Jäckel der Dubinger* genannt wird (J., der mann aus Tübingen), so heisst er später einfach *Jäckel Dubinger*. Dieser name wird dann erblich (vgl. *Hans Sachs*). — Zu s. 17: die übersetzung „Wölflein" für ‚Vulfila' ist geeignet, beim laien falsche vorstellungen über die herkunft dieser koseform zu erwecken. Es ist

Johann Hemeling hervorgerufen" (s. 131). „Als genialen abschluss des ganzen fälschungswerks errichtete im jahr 1404 der rat selbst mit grossen kosten den steinernen Roland mit dem adlerschild und dessen der tendenz der litterarischen fälschungen ganz gleichlaufenden inschrift" (s. 132).

Der Roland von Bremen stünde demnach mit einer gefälschten urkunde auf einer und derselben stufe und es ist für beide an sich nicht ausgeschlossen, dass sie es zu ansehen brachten. Leider hat H. unterlassen, in befriedigender weise die einwände zu entkräften (s. 133 anm.), der schild sei etwa um ein jahrhundert jünger als die figur; der adler in Rolands schild ist zweiköpfig, der reichsadler war bis auf Sigmund einköpfig, sie bleiben auch, abgesehen von dem hauptbedenken, dass der auf einer urkundenfälschung beruhende Roland von Bremen jene nachahmung in andern städten gefunden haben soll „der es vornehmlich zuzuschreiben ist, dass die alten hölzernen Spielrolande nach und nach völlig aus den städten verdrängt worden sind" (s. 135; interessante überbleibsel s. 143. 147). Nicht dass die geschichte des Bremer Rolands die geschichte der Rolande überhaupt wäre (s. 138) — was wir von der bedeutung bestimmter Rolande erfahren, weist seinem grundzug nach auf einflüsse Halles hin: nirgends eine politische tendenz, überall in erster linie die vorstellung von freiheiten in bezug auf recht und gericht (vgl. z. b. Perleberg s. 144). Erst auf litterarischem weg sind die Rolande zu symbolen politischer unabhängigkeit und reichsfreiheit geworden; namentlich in Bremen wurde er so um die mitte des 15. jh. repräsentant und schutzpatron des Bremischen gemeinwesens (s. 152 fg.). Neben ihm misst H. dem Hallischen Roland eine massgebende rolle bei; leider bleiben auch für ihn wichtige zwischenfragen, die H. s. 91 formuliert, unbeantwortet. Als eine in allen stücken befriedigende lösung des Rolandproblems vermag ich seine interessante arbeit nicht anzusehen, wenn ich auch glaube, dass er durch die „Spielrolande" einen gesicherten ausgangspunkt gewonnen hat.[1]

1) Soeben ist eine neue publikation des verf.s erschienen, die nicht mehr berücksichtigt werden konnte [correcturnote].

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Heintze, Albert (verf. von: „Gut deutsch"), Die deutschen familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich. 2. verb. u. s. verm. aufl. Halle, Waisenhaus 1903. VIII, 266 s. 6 m.; geb. 7 m.

Der wert dieses buches besteht in der consequenten ausbeutung der gymnasialprogramme. Der umfangreiche stoff ist in zwei teilen übersichtlich angeordnet. Die „abhandlung" (s. 3—92) umfasst 20 capitel. Es folgt s. 93—266 das „Namenlexicon" welches sich als eine gute vorarbeit für das studium des nun schon in 2. aufl. vollendet vorliegenden Förstemann herausstellt. Die werke von Pott, Abel, Stark, Andresen, Vilmar, Preuss sind überall sorgfältig zu rate gezogen. Zu s. 30 u. ist zu bemerken, dass die schrift von Otto Preuss (Die lippischen familiennamen mit berücksichtigung der ortsnamen) in 2. aufl. Detmold 1887 erschienen ist. Sonst scheint die neuere litteratur stets berücksichtigt zu sein, gegenüber der 1. aufl. des buches. Diese erschien 1882, was im vorwort nicht erwähnt wird. Die ortsnamen sind vom verf. auf schritt und tritt herangezogen worden, was auch ganz unvermeidlich ist. Im zusammenhang damit wird zum ersten mal der versuch gemacht, die „geographische verteilung der familiennamen" zu prüfen, also eine neue an-

ordnung vorzubereiten. Hier lieferten das material die verlustlisten der letzten kriege. Doch hält der verf. zunächst noch an der bewährten dreiteilung nach „schichten“ fest: 1. heidnische, 2. christliche namen, 3. bezeichnungen (als zusätze zu 1 u. 2) vom stande oder vom gewerbe, von eigenschaften, nach der herkunft oder wohnstätte. Auf s. 62 wird das „bild der deutschen familiennamen“ anschaulich verglichen mit einem „buntgewirkten teppich“, „in welchem die altdeutschen und die kirchlichen namen den aufzug, die bürgerlichen bezeichnungen den einschlag bilden“. Das buch ist frisch und anregend geschrieben, an vielen stellen mit gesundem humor. Als publikum ist ein grösserer leserkreis gedacht; dennoch fehlt es nirgends an ruhiger, wissenschaftlicher kritik. Gerade durch diese doppelte eigenschaft ist das buch berufen, nützlich zu wirken und den schaden zu paralysieren, den die vielen, meist anonymen „namenbüchlein“ in der laienwelt angerichtet haben. Selbst männer wie Vilmar sind auf diesem gebiete nicht recht heimisch (vgl. im „vorwort“, s. [V]: „der freilich oft unkritische Vilmar“). Auch die 3 namenbüchlein Hoffmanns von Fallersleben (von Breslau, Hannover und Braunschweig) sind nur mit grosser vorsicht zu benutzen. Die lektüre des „adressbuches“ verführt leicht zur oberflächlichen behandlung des stoffes. — Im einzelnen möchte ich mir noch folgende anmerkungen erlauben.

Der verf. hat, weil sein buch für weitere kreise berechnet ist, es nicht verschmäht, die sitte der namenbüchlein beizubehalten, wonach altgermanische benennungen ins nhd. übersetzt werden. (Vgl. z. b. auf s. 15: „*Ellanperht* kraftglänzend, *Aljanmuot* kraftmutig“.) Der gelehrte wird solchen deutungsversuchen immer skeptisch gegenüberstehen, da sie wol niemals den ursprünglichen sinn treffend widergeben; ganz abgesehen von den etymologischen bedenken, die sich dabei gewöhnlich einzustellen pflegen. Bei Förstemann sind denn auch diese übertragungen mit recht weggelassen. Andererseits geht Th. v. Grienberger aber doch wol zu weit, wenn er (Anz. f. deutsch. altert. 25, 1899, 324) von „geschwollenen“ übersetzungen spricht. Er verrät damit wenig historischen sinn, denn diese umdeutschungen haben seit den zeiten Klopstocks und der romantiker nicht nur volkstümlich, sondern auch sprachbildend gewirkt. Er verrät damit aber auch wenig sinn für humor, denn unsereins citiert doch solche modernisierungen stets in klammern oder mit (wenn auch unsichtbaren) gänsefüsschen. Als vaterländische erinnerung und als sprachgeschichtlich wichtige composita bleiben diese pathetischen ausdrücke auch fernerhin für uns wertvoll. — Sehr bemerkenswert ist das auf s. 40 über die handwerksnamen gesagte. Diese namen werden ganz langsam zu familiennamen; der bedeutungswechsel vollzieht sich fast unmerklich. Daher lässt sich in der übergangsperiode oft schwer bestimmen, ob wir einen handwerks- oder einen familiennamen vor uns haben. Dies betrifft namentlich die 2. hälfte des 15. jh. So erklären sich ganz ungezwungen die beiden zeugnisse Erhard Schürstabs v. j. 1449: Hans Sneprer, Hanns Sneppres (Quellen z. bayer. u. deutschen gesch. VIII, 1860, 193. 200), wodurch die frage nach dem namen des dichters Rosenblüt gelöst wird. Ein schnepperer verfertigte kleine armbrüste (schnepper). Ähnlich könnte Folz einfach Hans Barwirer geheissen haben, und er hiess wol auch so. Übrigens können auch örtliche personenbenennungen auf dieselbe art zu familiennamen werden. Wenn also jemand ursprünglich z. b. *Jäckel der Dubinger* genannt wird (J., der mann aus Tübingen), so heisst er später einfach *Jäckel Dubinger*. Dieser name wird dann erblich (vgl. *Hans Sachs*). — Zu s. 17: die übersetzung „Wölflein“ für ‚Vulfila‘ ist geeignet, beim laien falsche vorstellungen über die herkunft dieser koseform zu erwecken. Es ist

nicht „der kleine Wolf", sondern z. b. „der kleine Wolfgang" oder „der kleine Athaulf". — Zu s. 46 fg. Den angeblich von speisen usw. abgeleiteten namen gegenüber ist grosse zurückhaltung zu empfehlen. Der verf. fügt selber schon eine nachträgliche einschränkung (47[1]) hinzu. — Zu s. 50. *Lange* wird wol meistens eine kurzform darstellen; vgl. 186[b] fg. — Zu s. 171[b]. Hier wird der erweiterte stamm *Irmin* wieder mit dem lat. *Arminius* zusammengebracht, was auch dem ref. immer noch das wahrscheinlichste ist. Man vgl. a. a. o. die lat. schreibung *Armingardis* für *Irmingard* (weitere analogien bei Förstemann). Th. v. Grienberger (a. a. o. 325) construiert, ausgehend vom an. *rammr* 'stark', ein got. oder urgerm. adj. [*armineis*], *fortis*, das als stehendes epitheton des helden im lat. *substantive* auf *ius* personificiert worden sei. Es wird dem ref. — als einem linguistischen dilettanten — gestattet sein, an der richtigkeit dieser hypothese so lange zu zweifeln, bis parallelen vorliegen; sei es auch nur ein späteres *(Waltharius) Starkhandius*, ein *(Odhinnus) Frodhius* oder ein *(Notkêrus) Stammlêrius*. — Zu s. 231[b]. Hier wird der name *Schopenhauer* erklärt: der schopen d. i. schöpfkellen (s. Klempin, Diplomat. beitr. s. 487) zuhaut." Ich möchte dabei eine vermutung äussern, die mir bei der lectüre von Aug. Gebhardt, Gramm. d. Nürnb. ma., Leipzig 1901, 35*) in den sinn kam. Sollte der name nicht etwa den „schlächter der gemästeten gänse" [*diu schôpe, stf.?*] bedeuten (vgl. *fleisch-, knochenhauer* = metzger)? Allerdings ist nur das verb. *schoppen* belegt, und auch dieses wol nur im nürnbergischen dialekte (vgl. unser: der schoppen, die anschoppung). Für die Klempinsche erklärung scheinen andererseits die namen *Feilenhauer* und *Pfettenhauer* (Heintze[2] 214[b]) beweisend zu sein; vgl. auch *Telgenhauer* 245[a]. — Zu s. 241. *Stolterfoth* wird wol nicht bedeuten: „stolzer fuss", sondern besser: „Stolper-, Stelz-, Hinkefuss." — Für den als laien gedachten leser wäre es erwünscht, wenn im lexicon solche hinweise stünden wie z. b. das auf s. 245[b] zu ergänzende: *Teschler* s. *Täschler*.

KÖNIGSBERG. WILHELM UHL.

Erich Urban, Owenus und die deutschen epigrammatiker des XVII. jahrhunderts. (Litterarhistorische forschungen, herausgegeben von J. Schick und M. v. Waldberg, heft 11.) Berlin, E. Felber 1900. 58 s. 1,60 m.

Richard Levy, Martial und die deutsche epigrammatik des XVII. jahrhunderts. (Heidelberger dissertation.) Stuttgart, Levy u. Müller 1903. 111 s. 3 m.

Die geschichte des deutschen epigramms im 17. jahrhundert liegt noch sehr im dunkeln. Man muss daher M. v. Waldberg dafür dankbar sein, dass er zwei seiner schüler veranlasst hat, sich diesem noch wenig angebauten und nicht undankbaren gegenstande zuzuwenden. Dass zunächst die quellenfrage festgestellt wird, ist durchaus zu billigen; denn vor allem kommt es darauf an, zu erkennen, welches mass von selbständigkeit vorhanden war; und wenn ein solches überhaupt nicht oder doch nur in geringem masse angenommen werden kann, mit welchem grösseren oder geringeren geschick das entlehnte bearbeitet oder umgebildet worden ist. Die vorliegenden arbeiten greifen mit recht die beiden epigrammatiker heraus, die den tiefsten einfluss auf die deutsche dichtung des 17. jahrhunderts ausgeübt haben, Martial und den Engländer Owen. Owen gehört mit zu den eigentümlichsten erscheinungen der neulateinischen litteratur, und seine nachwirkung lässt sich in Deutschland bis in das 19. jahrhundert hinein verfolgen.

Die arbeit von Urban zerfällt in zwei, ihrem werte nach ungleiche teile. Während die den hauptteil der untersuchung ausmachenden listen über die beeinflussung der deutschen epigrammatiker durch Owen unsere kenntnis in dankenswerter weise fördern und für die weiterarbeit auf diesem gebiete eine grundlage gewähren, verrät die gesamteinleitung ebenso wie die vorbemerkungen, die den einzelnen autoren vorangehen, ersichtlich den anfänger. Die kurze charakteristik Owens, die in der einleitung entworfen worden ist, bemüht sich, durch möglichst bezeichnende ausdrücke eine vorstellung von dem wesen des dichters zu geben. Allein ein vollständiges bild der persönlichkeit wird keineswegs gewonnen; so hat der vf. es unterlassen, die allerdings im verhältnis zu der übrigen masse der epigramme spärlichen, aber doch deutlich erkennbaren individuellen züge Owens aufzuzeigen. Und doch kommt gerade in diesen eingebungen, in denen Owen sich von der herrschaft der überlieferung losmacht, das eigentümliche wesen des dichters zum ausdruck. Dass die deutschen dichter des 17. jahrhunderts an dieser seite Owens achtlos vorübergegangen sind, berechtigt nicht dazu, sie ebenfalls unberücksichtigt zu lassen, zumal die tatsache, dass diese züge so vollständig übersehen werden, gerade zur charakteristik der geistigen art der benutzer verwertet werden kann.

Die von dem vf. für den hauptteil seiner darstellung angewendete einteilung ist chronologisch; er stellt Logau in den mittelpunkt und behandelt erst die vorlogausche zeit, dann kurz die als ganzes auftretenden übertragungen, hierauf Logau und die spätere zeit. Über die zweckmässigkeit einer derartigen anordnung kann man verschiedener meinung sein; namentlich aber vermisst man eine genauere betrachtung der umfangreicheren übertragungen, bei denen sicher auch ausführlichere proben am platze gewesen wären. Besonders kurz hat sich der vf. über Valentin Löber gefasst, und doch wäre es zweckmässig gewesen, diese erste vollständige übersetzung Owens (1651) wenigstens in ihren grundzügen zu charakterisieren und sie an ihren (unvollständigen) vorgängern zu messen. Auch wäre es gewiss der mühe wert, die frage zu erwägen, ob Löbers übersetzung nicht auch noch eine besondere wirkung ausgeübt hat. Vielleicht lässt sich bei einzelnen nachahmern durch den wortlaut noch die abhängigkeit von dem vermittelnden übersetzer nachweisen. Der vf. scheint diese frage nicht gestellt zu haben; doch wäre selbst die mitteilung eines negativen ergebnisses nicht ohne wichtigkeit.

Als übersetzer in der zeit vor Logau führt der vf. auf: Rist, Tscherning, den verhältnismässig wenig bekannten August Augspurger, Johann Franck (nicht Francke, wie der vf. schreibt) und Scherffer; als umdichter und nachbildner Heinrich Hudemann, Zacharias Lund, Homburg, Weckherlin und Andreas Gryphius. An Logau, der von Owen in ausserordentlichem masse beeinflusst worden ist, reiht sich dann Daniel Czepko von Reigersfeld mit seinen bisher ungedruckten „kurzen satyrischen gedichten“ (der titel ist für die theorie des epigramms im 17. jahrhundert bezeichnend). Die mitteilungen, die der vf. aus der handschrift über Czepkos gedichte gibt, gehören zu den wertvollsten bestandteilen seiner arbeit und erwecken ebenso wie die von Levy gebotenen auszüge den wunsch nach einer herausgabe des vollständigen werkes. Denn Czepko, der sich in jeder beziehung als eine eigentümliche natur ausweist, hat noch bei weitem nicht die beachtung gefunden, die er verdient. Der vf. stellt die zeitgeschichtlichen anspielungen in Czepkos gedichten fest, die uns sämtlich in den dreissigjährigen krieg führen, und bestimmt danach die abfassungszeit des werkes, das er in die jahre 1628 bis 1640 verlegt, worin man ihm auf grund der von ihm mitgeteilten daten wol zustimmen kann. Der excurs über Czepko ist, wie

gesagt, um Czepkos werk willen dankenswert; der gegenstand der arbeit rechtfertigt ihn nicht, denn nach den angaben des vf.s ist er von Owen nur in vier fällen abhängig. Um die ausserordentliche wertschätzung, die Owen im 17. jahrhundert genoss, darzutun, und zu erhärten, wie häufig er citiert wurde, verweist Urban auf Martin Zeillers „Epistolische schatzkammer", herausgegeben von Zacharias Hermann 1683. Von benutzern werden dann noch angeführt: Georg Martini, Greflinger, Jacob Schwieger, Justus Sieber, Schoch, Martin Kempe, Gotfried Feinler, Michaël Kongehl. An diese schliessen sich noch einige gelegentliche benutzer an: Eduard Gärtener, Christian Hofmann, Quirinus Kuhlmann, Christian Knittel, Grob, Morhof, Christoph Kaldenbach, Joannes Kayser, sowie einige anonyme, z. b. in Hofmannswaldaus sammlung. Schliesslich werden auch einige epigramme Lessings als Owensches gut in anspruch genommen.

Nach der meinung des vf.s ist der einfluss, den Owen auf die dichtung des 17. jahrhunderts ausgeübt hat, ein überwiegend ungünstiger gewesen. „Nach Logau und Czepko", sagt er, „tritt der unheilvolle einfluss, den Owenus auf die deutschen epigrammatiker übt, immer deutlicher zutage: er wirkt nivellierend auf sprache, erfindung und versbehandlung. Vielleicht hätte sich eins von den talenten, die sich hier und dort noch für das epigramm regten, zu einer kleinen selbständigkeit noch emporgerungen; aber sie standen so unter dem banne des Engländers, dass sie ein eigenes bemühen alsbald aufgaben und nach dem geschmacke des Owenus alsbald nur noch owenisch witzelten. Jede eigenart in der sprache verwischt sich, sklavisch baut man — gewöhnlich in quatrains — den Alexandriner". Dieser behauptung ist schwerlich zuzustimmen. Man braucht nur die sonstige dichtung des 17. jahrhunderts, insbesondere die epigrammatik, soweit sie sich selbständig gehalten hat, zu mustern, und man wird zu dem ergebnis kommen, dass die ursprüngliche kraft schwerlich eine steigerung erfahren haben würde, wenn Owen nicht auf Deutschland eingewirkt hätte. Viel eher könnte man bei dem völligen fehlen des begriffs des litterarischen eigentums das gegenteil behaupten und sagen, dass ohne Owens einfluss ein gutes teil von notwendiger litterarischer übung verloren gegangen wäre, die später auch selbständiger arbeit zu gute gekommen ist. Allein am besten wird es sein, derartige allgemeine urteile überhaupt zu unterlassen, da uns bei dem rechnen mit wahrscheinlichkeiten durchaus die möglichkeit fehlt, hier zu einer gewissen sicherheit vorzudringen. Auch die von dem vf. angenommene einwirkung auf die sprache des epigramms halte ich nicht für wahrscheinlich. —

Levy hat seinen einzeluntersuchungen eine recht gediegene einleitung vorausgeschickt. In ihr gruppiert er zunächst das epigramm nach den verschiedenen arten, aus denen es sich zusammensetzt. Dann wirft er mit recht einen kurzen rückblick auf das epigramm der neulateiner, wobei nur hätte hervorgehoben werden können, dass bei den neulateinern der ausdruck „epigramm" keineswegs immer in unserem heutigen sinne (d. h. als aufschrift, gnome und epigramm im engeren sinne) gebraucht wird: es gibt zahlreiche neulateinische epigrammata, die doch nur sehr wenige wirkliche epigramme, wol aber viele liebeslieder und ähnliches enthalten. Durchaus zutreffend wird darauf hingewiesen, dass die meisten neulateinischen epigrammatiker Martials einfluss verraten; die höhe des einflusses am anfange des 17. jahrhunderts wird an Joh. Burmeisters christlicher umdichtung des Martial, seinem Martialis renatus, 1612 dargetan. Da das werk verhältnismässig selten ist, so wäre es zweckmässig gewesen, auf Reinhardstöttners auszug, Vierteljahrsschrift für kultur und litteratur der renaissance, bd. II, s. 283 fgg. zu verweisen. (In parenthese sei sowol zu Levy als zu Reinhardstöttner bemerkt, dass Burmeisters umdichtung im zusammenhang

mit den zahllosen parodieen classischer schriftsteller betrachtet werden muss, die in der geschichte der neulateinischen dichtung einen breiten raum einnehmen. Gerade um die wende des 16. und 17. jahrhunderts ist die masse dieser parodieen besonders gross; ich mache der kürze halber nur auf den Horatius christianus aufmerksam, den Johannes Otho Maianus 1609 veröffentlichte und in dem die oden und epoden in streng katholischem, ketzerfeindlichem sinne umgedichtet worden sind.)

Die anordnung und behandlung des materials bei Levy vermögen ein deutlicheres bild zu gewähren als die listen Urbans. Levy reiht seine belegstellen nach stofflichen gesichtspunkten aneinander und gibt reichliche mitteilungen von belegstellen, die dem leser ermöglichen, sich ein eigenes urteil zu bilden. Eine alphabetische aufstellung am schlusse gewährt dann auch eine bequeme übersicht, deren brauchbarkeit noch dadurch erhöht wird, dass auch die fälle vermerkt sind, in denen nicht Martial selbst, sondern ein aus ihm schöpfender autor nachgebildet worden ist. Fast alle benutzer Owens erscheinen auch hier von Martial abhängig, so Rist, Tscherning, Augspurger, Franck, Scherffer, Lund, Homburg, Weckherlin, Gryphius, Logau, Czepko (der Martial im gegensatze zu Owen ausserordentlich bevorzugt; er bildet nicht weniger als fünfunddreissig epigramme nach), Martini, Sieber, Schoch, Kongehl, Grob; dazu kommen Opitz, J. M. Schneuber, Harsdörffer, Andreas Gödeke, Balthasar Kindermann, die gedichte in dem „grossen Klunkermuz“, ein unter K. C. sich verbergender autor (wahrscheinlich Christian Kormart), Hofmannswaldau, Meister, Menochius, ferner Wernicke, N. L. Essmarch, Gottlob Siegmund Corvinus-Amaranthes, Musophilus, Celander, Joachim Beccau, Andreas Sutor sowie die sammlungen: Frauenzimmer-Cabinet und Weichmanns poesie der Niedersachsen, wo u. a. auch Hagedorn mit nachahmungen Martials erscheint. Bei der betrachtung der einzelnen epigramme in ihrem abhängigkeitsverhältnis bieten sich manche anziehende beobachturgen dar, auf die im einzelnen einzugehen natürlich hier nicht möglich ist. Doch sei anf den excurs s. 86 fgg. über die frage der directen oder indirecten beeinflussung Weckherlins durch Opitz hier noch besonders hingewiesen.

In seiner einleitung hat der vf. mit recht darauf aufmerksam gemacht, ein wie starker nebenbuhler Martial in Owen erwuchs, und wie beide dichter im deutschen epigramm des 18. jahrhunderts gewissermassen um die herrschaft rangen. Am anfange des 18. jahrhunderts scheint dieser streit zu gunsten Martials entschieden gewesen zu sein. Denn nach Urbans listen ist der einfluss Owens zu beginn des 18. jahrhunderts sehr gering, während in Levys zusammenstellungen die ausserordentlich grosse zahl der in dieser zeit von Martial beeinflussten dichter auffällt. Ich kann im augenblicke nicht feststellen, ob am anfange des 18. jahrhunderts Owens vorbild wirklich so vollständig zurückgetreten ist. Stellt sich aber das verhältnis tatsächlich so, dann würde sich nur ein neues zeugnis für den gang der allgemeinen entwicklung ergeben. Denn seit der wende des 17. und 18. jahrhunderts tritt der einfluss der neulateinischen litteratur zu gunsten der classischen zurück. Vom anfange des 17. jahrhunderts an wirken die classische und die neulateinische litteratur gleich stark auf die deutsche dichtung; ja für einzelne, von der damaligen geschmacksrichtung besonders bevorzugten zweige der poesie ist die einwirkung der neulateinischen dichtung noch weit höher anzuschlagen als die der classischen litteratur. Über diesen einfluss, den die neulateinische litteratur auf das zustandekommen und die weiterentwicklung der deutschen dichtung im 17. jahrhundert ausgeübt hat und der durchaus nicht unterschätzt werden darf, hoffe ich in nicht allzulanger zeit ausführlich berichten zu können.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Philipp von Zesen, Adriatische Rosemund. 1645. Herausgegeben von **Max Hermann Jellinek.** (Neudrucke deutscher litteraturwerke des XVI. u. XVII. jahrhunderts, nr. 160 bis 168.) Halle a. S., Max Niemeyer 1899. 2,40 m.

In einem sorgfältigen neudruck hat der herausgeber den litterarhistorisch wie culturgeschichtlich so anziehenden roman wider allgemein zugänglich gemacht und damit den wunsch vieler freunde der deutschen dichtung des 17. jahrhunderts erfüllt. In der einleitung wird zunächst eine gute übersicht der wichtigsten merkmale von Zesens orthographie gegeben, wie sie in der „Adriatischen Rosemund" verwendet worden ist. An zweiter stelle handelt der vf. über die von Zesen benutzten quellen und zeigt, dass die zum teil wörtliche anlehnung an die zu grunde liegenden schriftsteller doch andererseits die grösste flüchtigkeit in der widergabe von tatsachen nicht ausschliesst. Dankenswert ist dann die genaue mitteilung der quellenwerke, die Zesen für das angehängte gedicht: „Lustinne" „An die über-irdische Rosemund" benutzt, aber nach seiner art sehr ungenau citiert hat.

Auch über die biographischen elemente des romans weiss der herausgeber im anschluss an die von Zesen benutzten quellen die bisherigen ergebnisse der forschung zu ergänzen und zu berichtigen. Es entspricht durchaus der allgemeinen annahme, dass unter Markhold, dem helden des romanes, Zesen selbst zu verstehen ist, wie denn auch ein teil der hauptfabel wahrscheinlich auf erlebtes zurückzuführen ist. Wie weit aber diese erlebten züge gehen, erscheint sehr fraglich; vermutlich handelt es sich nur um einen sehr dürftigen kern, um den dann allerhand erdichtungen gesponnen worden sind. Vollkommen richtig weist der vf. darauf hin, dass mit ausnahme des von Dissel (Philipp von Zesen und die deutschgesinnte genossenschaft s. 16 fgg.) aus Rosenmând s. 2 festgestellten wirklichen taufnamens der Rosemund sowie des aus der Adriatischen Rosemund selbst sich ergebenden taufnamens ihrer mutter nichts von Zesens angaben als sicher der wirklichkeit entsprechend angenommen werden kann. Dass Rosemunds vater venezianischer procurator gewesen ist, muss jedenfalls als höchst zweifelhaft betrachtet werden, wenn man den schönen nachweis betrachtet, den der vf. s. XLVII aus der von Zesen benutzten quelle beibringt. Es ergibt sich hier nämlich, dass Zesen in noch dazu recht ungeschickter weise einen in seiner quelle gefundenen zug auf seine heldin überträgt, um ihre jugendgeschichte auszuschmücken und zugleich wahrheitsgetreu erscheinen zu lassen. Auch was Zesen sonst über den vater der Rosemund anführt, steht, soweit die procuratorenfrage in betracht kommt, nach Jellineks überzeugenden ausführungen auf sehr schwachen füssen. So wird es wol bei dem oben ausgesprochenen urteil über wahrheit und dichtung in Zesens roman verbleiben müssen, zumal auch andere angaben sich als erfindungen oder mindestens als grosse übertreibungen deutlich ausweisen.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Werner Deetjen, Immermanns jugenddramen. Leipzig, Dietrich 1904. 198 s. 5 m, geb. 6 m.

Eine fleissige arbeit, die freilich leicht etwas interessanter hätte ausfallen können. Der verf., der sich schon in seiner schrift über Immermanns „Friedrich II" als guter sachkenner bewährt hat, bespricht dessen dramatischen anfänge vom „Morgenscherz" bis zu „Cardenio und Celinde". Die streng schematisch eingehaltene disposition berichtet jedesmal über die entstehung, die handlung, die charaktere, fremde einflüsse, aufnahme bei den freunden und der kritik. Besondere sorgfalt ist der erfassung des

grundgedankens gewidmet („Ronceval“ 36, „Periander“ s. 130), der wol für Immermann fast überall vorausgesetzt werden darf.

Im gegensatz zu dem beigegebenen jugendporträt mit seiner knabenhaften originalität, das man dem urbild von C. F. Lessings zeichnung kaum zutrauen möchte, ist das bild, das sich aus dieser mikroskopie ergiebt, von dem schon bekannten wenig verschieden. Es wird auf neue vorbilder hingewiesen (Holberg s. 92), auf lieblingsmotive („societätsfarcen“ s. 94 anmerkung, Jagdmilieu s. 98), behauptungen wie die meinige über des dichters lange fortdauernde ehescheu (s. 179) werden verbessert; zur stoffgeschichte erhalten wir manche hinweise (Petrarcadramen s. 84 anm.). Als besonders wichtig sehe ich die nachweise zur vorgeschichte der „Epigonen“ (s. 100, 195) an. Im übrigen wird die romantisch-antiromantische stellung Immermanns (s. 97) mit weiteren belegen erleuchtet und seine sprachliche (s. 186), metrische (s. 153), dichterische entwickelung (s. 196 fg.) mit neuen zeugnissen festgestellt.

Das buch ist gut, aber es könnte noch besser sein, wenn es knapper wäre.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Bürger. — Beyer, Valentin, Die begründung der ernsten ballade durch G. A. Bürger. [Quellen und forschungen hrg. von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt nr. 97.] Strassburg, Trübner 1905. (VIII), 113 s. 3 m.

Dilthey, W., Das erlebnis und die dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier aufsätze. Leipzig, Teubner 1906. (VI), 405 s. 4,80 m.

Drechsler, Paul, Sitte, brauch und volksglaube in Schlesien. II. Mit buchschmuck von Ellen Siebs. [Schlesiens volkstüml. überlieferungen hrg. von Th. Siebs. II, 2.] Leipzig, Teubner 1906. XII, 348 s. 5,20 m.

Eckhart, Meister. — Zuchhold, Hans, Des Nicolaus von Landau Sermone als quelle für die predigt meister Eckharts und seines kreises. [Hermaea . . . hrg. von Phil. Strauch. II.] Halle, Niemeyer 1905. (VIII), 144 s. 4,50 m.

Friedemann, Herm., Die götter Griechenlands. Von Schiller bis zu Heine. Berliner diss. 1905. 76 s.

Heinrich von Freiberg mit einleitungen über stil, sprache, metrik, quellen und die persönlichkeit des dichters hrg. von Alois Bernt. Halle, Niemeyer 1906. X, 208 + 272 s. und 1 taf. 12 m.

Johannson, Arwid, Phonetics of the New High German language. Manchester, Palmer, Howe & Co. (Leipzig, O. Harrassowitz) 1906. X, 91 s. und 6 taff.

Kegel, Ernst, Die verbreitung der mhd. erzählenden literatur in Mittel- und Niederdeutschland nachgewiesen auf grund der personennamen. [Hermaea . . . hrg. von Phil. Strauch. III.] Halle, Niemeyer 1905. X, 140 s. 4,50 m.

Kleist, Heinr. v. — Fries, Albert, Stilistische und vergleichende forschungen zu Heinr. v. Kleist mit proben angewandter ästhetik. [Berliner beiträge zur german. und roman. philologie. XXX.] Berlin, E. Ebering 1906. (IV), 108 s.

Möller, Hans, Beiträge zur charakteristik der dichtungen Johs. Ewalds. Kieler diss. 1906. 75 s.

Much, Rudolf, Deutsche stammeskunde. 2. verbess. aufl. Leipzig, Göschen 1905. 140 s., 2 karten und 2 taff. geb. 0,80 m.

Nygaard, M., Norrøn syntax. Kristiania, Aschehoug 1906. XII, 391 s. 6 kr.

Schiller. — Études sur Schiller publiées pour le centenaire de la mort du poète par la Société pour l'étude des langues et des littératures modernes et la Société d'histoire moderne. Paris, Félix Alcan 1905. VIII, 229 s.

Inhalt: Charles Schmidt, Le 'sieur Giller', citoyen français. — André Fauconnet, Le pessimisme de Schiller. — Charles Andler, De deux sources médiévales de la 'Fiancée de Messine'. — Xavier Léon, Schiller et Fichte. — E. Spenlé, Schiller et Novalis. — Fernand Baldensperger, Schiller et Camille Jordan. — J. Dresch, Schiller et la Jeune Allemagne. — A. Tibal, Schiller et Hebbel. — Auguste Ehrhard, Schiller et L'Autriche. — I. Talayrach d'Eckart, Schiller et Friedrich-Albert Lange. — Henri Lichtenberger, Schiller jugé par Richard Wagner. — Albert Lévy, Schiller et Heinrich von Stein.

Schön, Eduard, Die bildung des adjectivs im altenglischen. [Kieler studien zur engl. philol. hrg. von F. Holthausen. n. f. II.] Kiel, Cordes 1905. 110 s. 3 m.

Schoenbach, Anton E., Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. Viertes stück: Die überlieferung der werke Bertholds von Regensburg. I. Wien 1905. Sitzungsber. d. Wien. akademie phil.-hist. kl. Bd. CLI.

Schrader, O., Sprachvergleichung und urgeschichte. Linguistisch-historische beiträge zur erforschung des indogermanischen altertums. 3. neubearbeitete auflage. 1. teil: Zur geschichte und methode der linguistisch-historischen forschung. Jena, Costenoble 1906. (VI), 236 s. 8 m.

Schroeder, Otto, Vom papiernen stil. 6. aufl. Leipzig, Teubner 1906. VIII, 102 s. geb. 2,80 m.

Schuldt, Claus, Die bildung der schwachen verba im altenglischen. [Kieler studien zur engl. philol. hrg. von F. Holthausen. n. f. I.] Kiel, Cordes 1905. [illegible] s. 2,50 m.

Steinhöwel. Kraft, Friedr., Heinr Steinhöwels verdeutschung der [illegible] Hierosolymitana des Robertus monachus. [Quellen und forschungen hrg. von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt nr. 96.] Strassburg, Trübner [illegible]. XII, 200 s. 5 m.

NACHRICHTEN.

Am [illegible] 1906 starb zu Berlin der [illegible] geh. [illegible] Robert [illegible], in dem auch unsere zeitschrift einen mitarbeiter [illegible] professor dr. [illegible] zu Weissenfels — [illegible] wissenschaft. [illegible]

[illegible] in Erlangen wurde zum [illegible] ernannt.

An der [illegible] sich dr. [illegible] für germanische philologie.

[illegible]

Inhalt.

Miscellen und litteratur.

Die **Zeitschrift für deutsche philologie** erscheint in bänden von je 4 heften in durchschnittlichem umfang von 9 bogen zum preise von ℳ 20,— pro band. Zu beziehen durch alle buchhandlungen und durch die post (postzeitungsliste 8804 b). Einzelne hefte werden nur im buchhandel und nur zu erhöhtem preise abgegeben.

Alle **manuscripte** und mitteilungen, sowie recensionsexemplare sind an den herausgeber, professor dr. H. Gering in Kiel zu richten. Die manuscripte müssen in druckfertigem zustand abgeliefert werden. Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuscripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Die mitarbeiter, deren beiträge mit ℳ 20,— für den druckbogen honoriert werden, erhalten 10 separatabzüge ohne besondere paginierung kostenfrei geliefert, jedoch nicht vor ausgabe des heftes, in welchem der betr. beitrag erscheint. Eine grössere anzahl separatabzüge kann nur nach rechtzeitig erfolgter verständigung mit der verlagshandlung angefertigt werden. Dieselben werden mit 1 ₰ für jede druckseite berechnet.

Die erste korrektur der beiträge wird in der druckerei, die zweite vom verfasser, die dritte von der redaction gelesen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

ACHTUNDDREISSIGSTER BAND

HEFT 3

(AUSGEGEBEN IM JULI 1906)



HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1906.

MERCURIUS CIMBRIANUS

Was wir lange jahre hindurch ersehnten und erhofften, ist vollendet. Der deutschen altertumswissenschaft ist ein kostbares vermächtnis zugefallen: Karl Zangemeisters *Inscriptiones Germaniae superioris* sind erschienen[1]. Dies ist ein werk, vor dem es uns mit jener ehrfurcht ergreift, die wie in der kunst so in der wissenschaft das höchste bedeutet. Grosses forschertalent, weite gelehrsamkeit, tiefes wissen haben mit besonnenem fleiss sich vereinigt und so wurde erfolgreich an der beschaffung der zuverlässigsten urkunden gearbeitet. Bei solcher arbeit hat andacht zum kleinen und zum bedeutenden des mannes seele erfüllt und so ist dieses durch schlichte vornehmheit seines stils imponierende monument zu einem reichen und vorbildlichen meisterwerk geworden, dem zu huldigen niemand sich entziehen kann, der es als lernender sich anzueignen trachtet.

Die deutsche altertumskunde wird, so hoffen wir, aus ihrem aschenbrödeldienst endgiltig erlöst werden, wenn erst die inschriften von *Germania inferior* ebenso musterhaft publiciert und von ebenso gründlicher, scharfsinniger und streng sachlicher erläuterung begleitet sein werden, wie es jetzt den obergermanischen denksteinen widerfahren ist.

Allerorten stehen in dem glücklich vollendeten band fingerzeige, die uns den weg in unbekanntes land weisen. Sie sind auf einem ge-

1) Corpus inscriptionum latinarum. Vol. XIII (Inscriptiones trium Galliarum et Germaniarum latinae) partis II fasciculus I: *Inscriptiones Germaniae superioris* ed. Carolus Zangemeister. Berolini MCMV. Nachdem Zangemeister im juni 1902 verstorben war, hat auf Th. Mommsens bitte der würdigste, A. v. Domaszewski, den abschluss der edition besorgt. Sein verdienst darf um so nachdrücklicher hervorgehoben werden, als er von p. 296 *(Mogontiacum)* an grosse arbeit zu leisten hatte und von p. 440 bis 503 ganz selbständig verfahren musste. Die den band einleitenden helvetischen inschriften sind von Th. Mommsen bearbeitet worden. — Ich bemerke, dass auch die ältesten inschriften der christlichen zeit aufnahme gefunden haben und somit wertvolle epigraphische belege althochdeutscher namen hier gesammelt sind, die uns vielleicht ein andermal beschäftigen werden (z. b. Mainz: *Runa* 7077, [. . . *runa* 7604], *Lindis Velandu (?)*, *Thudelindi* 7260, *Adalharius* 7200, *Druictacharius* 7203, *Audolendis* 7201, *Bertisindis Randoaldus* 7202, *Radelindis* 7204).

lände errichtet worden, das wir vor nicht langer zeit gleichfalls als terra incognita bezeichnen mussten, das wir aber nunmehr schon recht gut kennen. Zu diesem umschwung der dinge haben zwar neue funde vieles beigetragen. Für die *agri decumates* z. b. ist die bei Brambach (nr. 1633) und jetzt in unserem Corpus (nr. 6365) abgedruckte urkunde erst durch die im jahre 1886 von Mommsen veröffentlichte bithynische inschrift[1] in ihrer ganzen tragweite erkennbar geworden. Auch wissen wir jetzt, dass aus der von *Sumelocenna* aus verwalteten kaiserlichen domäne, auf der die pächter der zinsäcker (??) sassen, mit der zeit eine *civitas* geworden ist. Ihre ungefähre ausdehnung wurde von Zangemeister schon richtig bestimmt, noch ehe die neuen inschriften von *Grinario*-Köngen ans licht gekommen waren. Er brauchte nur die wenigen aber gewichtigen worte einzuschalten: *quod conieci Grinarionem apud Köngen quaerendam esse, iam comprobatum est titulis m. Febr. et Mart. a. 1900 in Köngen repertis* (p. 266). Ob der freude über neue aufschlüsse, die wir den funden verdanken, werden wir darum den mit der wucht logischer deduction wirkenden und bahnbrechenden combinationen Zangemeisters unsere bewunderung nicht vorenthalten und den uns allzu früh entrissenen gelehrten feiern, dessen ingenium und eruditio jedes einzelne werkstück an den richtigen platz stellte und dessen divinatorische phantasie aus missachtetem oder unverstandenem gut bedeutende geschichtliche tatsachen herauszulocken verstand. Ich will nur an die entdeckung der *civitas Ulpia Sueborum Nicretium* erinnern[2], über die jetzt im Corpus p. 224. 229 so anschaulich, ja man möchte sagen so anheimelnd von ihm gehandelt worden ist[3].

Was den *Limes* betrifft, so vermögen wir jetzt auch über das 29. cap. von Tacitus Germania gründliche auskunft zu geben. Müllenhoffs darlegungen (DA. IV, 403 fgg.) möchte man lieber nicht zum vergleich mit dem heranziehen, was in Zangemeisters Corpus (beispielshalber p. 215 fg.) geboten wird, weil jener gelehrte über die hauptpunkte nicht einmal zu sprechen sich getraute; aber ein tauglicheres beispiel wüsste ich nicht zu nennen, um den abstand verhältnismässig kurzer zeiträume anzudeuten und um laut zu verkünden, wie weit wir es nunmehr in der erhellung einer epoche gebracht haben, die im vollsten wortsinn grundlegend für die deutsche geschichte und die deutsche kultur gewesen ist.

1) Westd. correspondenzbl. 1886, 260.

2) Neue Heidelberger jahrbücher bd. 3 (1893), 4.

3) Die jüngsten Heidelberger funde (Westd. correspondenzbl. 21, 3) konnten hier noch nicht berücksichtigt werden.

Zangemeister hat ja die arbeit nicht allein geleistet und er ist voll dankbarer und anerkennender freundlichkeit in der art, wie er die verdienste seiner zahlreichen mitarbeiter rühmt, die auf demselben boden vor und neben ihm geschürft haben. Es wären viele gute namen zu nennen, aber vornehmlich sei des älteren E. v. Herzog (Bonn. jahrb. 102) und des jüngeren E. Fabricius gedacht. Des letzteren neueste schrift: „Die besitznahme Badens durch die Römer“[1] ist eine weit über den engen rahmen des titels ausgreifende, aus intimster sachkenntnis herangereifte einleitung in das studium der einzelprobleme, ein commentar zu den inschriften, durchaus würdig, den studien Zangemeisters angereiht zu werden.

In den schwierigsten fragen ist bereits eine sehr weitgehende übereinstimmung erzielt worden.

Ich hebe nur eine hervor, die uns Germanisten besonders am herzen liegen muss: die frage nach den in der gegend von Miltenberg sitzenden Cimbern und Teutonen.

Müllenhoff glaubte in der Deutschen altertumskunde an ihnen vorübergehen zu sollen, obwol schon im jahre 1878, gleich nachdem der Toutonenstein gefunden war, Th. Mommsen ihm eine besprechung gewidmet und Hübner die inschrift Müllenhoff unterbreitet hatte[2]. Kossinna und R. Much haben zwar für die Teutonen die notwendigsten schlussfolgerungen gezogen; selbst sie sind jedoch von Bremer abgelehnt worden[3].

In zukunft ist von der durch specialkarte und situationsplan commentierten publication der inschrift des Toutonensteins in unserem Corpus (nr. 6610) auszugehen. Sie steht auf einer 4,75 m hohen felsennadel, die an einer besonders hergerichteten weite aussicht eröffnenden stelle aufgerichtet mit einem kranz von feldsteinen umgeben war, und lautet:

INTER
TOVTONOS
C
A
H
F

1) Mit einer karte. Heidelberg 1905 = Neujahrsblätter der badischen historischen commission. N. f. 8.

2) Correspondenzbl. d. gesamtvereins der deutschen geschichts- und altertumsvereine, 26. jahrg. (1878) s. 68 fgg. (mit abbildung) und s. 85 fg. Bonn. jahrb. 64, 52 (mit abbildung).

3) Westd. zeitschr. 9, 213. PBBeitr. 17, 5. Pauls Grundr. 3², 771. Vgl. ferner F. Kluge, Zeitschr. f. d. wortforsch. 7, 165.

Schon der erste herausgeber, kreisrichter Conrady, deutete diese inschrift dahin, dass sie die existenz eines gemeinwesens der *Toutoni* bei Miltenberg (südlich vom Main) bezeuge und Mommsen erklärte, dass nach ausweis dieses steins ein germanischer stamm dieses namens in der gegend von Miltenberg gesessen haben müsse. Der römische nachbar verberge sich hinter *C.A.H*, auf dessen eigenem gebiet der name nach epigraphischer regel abbreviert auftreten konnte. Bodeneigentümer werde ein anderer gemeindeverband gewesen sein; der vorschlag die c(ivitas) *A* mit der *civitas Alisinensis* zu identificieren (Meitzen, Siedelung und agrarwesen 1, 392) ist jedoch billigerweise von Zangemeister nicht discutiert worden[1]. Zangemeister spricht die vermutung aus, der markstein werde zu einer strassenanlage *(limes)* gehört haben, die die Römer mit erlaubnis der anwohnenden *Toutoni* durch deren gebiet gezogen hätten und Fabricius, der die sitze der Toutonen durch das südliche Mainufer bei Miltenberg begrenzt werden lässt, nahm an, dass die strecke des limes, die von Miltenberg nach Walldürn führt, das territorium der Toutonen durchschnitten habe. Der in der nähe von Walldürn belegte flurname *„Am langen markstein“* ist sehr einleuchtend von Conrady dahin gedeutet worden, dass ein dem Miltenberger entsprechender grenzstein bei Walldürn gestanden habe (Bonn. jahrb. 102, 85).

Auch Fabricius betrachtet den Miltenberger Toutonenstein als ein monumentales zeugnis von unbestreitbarer gewähr dafür, dass in der gegend von Miltenberg um die wende des 1. und 2. jahrhunderts n. Chr. Teutonen gewohnt haben. Die fussgrossen buchstaben der inschrift sind nach Zangemeister *rudes quidem sed bonum aevum arguentes* und bezüglich der namensform schreibt er: *nomina Toutoni et Teutoni (Graeci formam Teutones praetulerunt) inter se differunt scriptura fere sola sicut Toutates et Teutates, Loucetius et Leucetius alia*[2].

Beide, Zangemeister sowol als Fabricius, betrachten für diese localisierung einer deutschen völkerschaft der Teutonen[3] als entscheidend, dass am selben fundort sichere spuren der Cimbern gewonnen worden sind.

Auf dem bei Miltenberg ansteigonden Krain- oder Greinberge wurde die Teutonensäule am südabhang des berges gerade dort gefunden,

1) Er hatte sich p. 251 über die geographische lage jenes gaus verbreitet, der nach dem von süden her bei Neckargemünd den Neckar erreichenden flüsschen Elsenz den namen trug (*in Alsenzen* a. 791. *Elisenzgoune* a. 798).

2) Ich verweise auf Corpus nr. 7241 *Loucetio* (ebenda gibt Zangemeister weitere belege) gegen nr. 7242. 7608 *Leucetio*. — *Mascellio Touto(n)* . . . steht nr. 7302, 14.

3) Der *Mercurius Toutenus* (?) nr. 6122 bleibt vorerst besser aus dem spiel.

wo sie ursprünglich aufgestellt worden war. Einige hundert schritt davon, auf der höhe des Krainberges in der mitte eines gewaltigen ringwalles und an seinem nordwestabhang sind in den jahren 1845. 1881. 1882 inschriften angetroffen worden, welche besagen, dass ein heiligtum des Mercur auf der kuppe des berges gestanden habe. Ich gebe die wesentlichen belege nach Zangemeisters lesung[1]:

IN H*onorem* D*omus* D*ivinae* MERCVRIO SACRVM (nr. 6601).

*M*ERCVR*io* ... (nr. 6602).

MERCVRIO ARVERNORIGI COSSILLVS DONAVI ES VISV LETVS LIBE*n*S MERITO (nr. 6603).

IN H*onorem domus divinae* MERCVRI*o* CIM*briano* MANSVETINIVS SE..... CENTVRIO COHORTIS PRIMAE SEQ*uanorum* ET R*auricorum* SIGIL*lum* MERCVR*ii posuit* APRONIANO ET BRA*dua consulibus* = a. 190 (nr. 6604).

IN H*onorem domus divinae* MERCVRIO CI*mbri*ANO ....
CENTVRIO LEG. P*raeposi*TVS N*umeri exploratorum Sei*-OPEN*sium*[2] *posuit* DVOBVS *Aspris* (?) CO*nsulibus* (nr. 6605 a. 212, cfr. nr. 6618).

Die ergänzung *Mercurius Cimbrianus* stammt von K. Christ[3]. Nach Zangemeisters bei der nachprüfung der steine gefälltem urteil ist damit das richtige getroffen: *itaque cum hoc ipso loco Mercurii Cimbriani reperta sunt monumenta, veri est simile, Teutonorum Cimbrorumque partes quasdam vel reliquias in his terris sedes habuisse.* „Das zusammentreffen dieser namen und zeugnisse in Miltenberg für belanglos erklären zu wollen, hiesse dem zufall mehr als erlaubt ist, zutrauen. Jedesfalls ist es weniger kühn, daraus den schluss zu ziehen, dass hier am Main reste der beiden stämme zurückgeblieben waren. Wohnten doch auch abkömmlinge einst am Rhein zurückgelassener Cimbern und Teutonen zu Caesars zeit in Belgien“ (Fabricius a. a. o. s. 21). Da wir zuverlässig wissen, dass die Cimbern (und Teutonen) im jahre 113 v. Chr. mit den Boiern am hercynischen wald zusammen-

1) totum montis cacumen cinctum est duplici vallo ingentis operis ... in clivo montis Conrady sacellum Mercurii detexit p. 281. Der vollständigkeit halber sei erwähnt, dass zwei reliefbilder des Mercur (mit ziegenbock) gefunden wurden (Westd. zeitschr. 1, 264 fg.), für die auf den *Mercurius negotiator* (in hirco sedens) von Heddernheim (nr. 7360) zu verweisen wäre; vgl. ferner CIL XIII, 1 nr. 4304. 4578.

2) Diese kundschaftertruppe — aus der einheimischen bevölkerung ausgehoben — hat ihren richtigen namen durch v. Domaszewski erhalten; vgl. Zangemeister p. 281. *Seiope* ist vielleicht der alte name von Miltenberg gewesen.

3) Bonn. jahrb. 50, 168. 52, 86. 63, 177. *Cimbrianus* wurde als „nordischer“ beiname Mercurs gefasst Bonn. jahrb. 52, 75 fgg., vgl. 63, 178 fg.

gestossen sind (Strabo 7, 2, 2), kann ihre niederlassung im Odenwald ernste bedenken nicht erregen[1].

Mainabwärts (von Miltenberg ca. 16 km entfernt) liegt Obernburg. Aus dem dortigen limeskastell kennen wir zwei inschriften für die *cohors IIII Aquitanorum equitata civium Romanorum* (nr. 6620. 6621). Eine (heute nicht mehr vorhandene) Mainzer *ara* trug die dedication: In h*onorem* do*mus* di*vinae* Deo Mercurio C. mabriano aed*em* cum sigillo et aram posuit Marcellinius Marcianus cor*nicen* coh. IIII Aq*uitanorum* v. s. l. l. mer. Faustino et Rufino consulibus = a. 210 (nr. 6742). Hier ist längst vermutet worden, das epitheton des Mercur müsse aus *Cimbriano* verlesen sein (Bonn. jahrb. 50, 170) und Zangemeister hat dieser behauptung zugestimmt. Er vertritt auch die meinung, jene Mainzer ara werde in Obernburg gefunden sein[2]: danach wäre der cimbrische Mercur für den ostrand des Odenwaldes durch drei denksteine belegbar.

Er ist aber auch auf der andern seite des Odenwaldes angetroffen worden: MERCVRIO CIMBRIO ...... (nr. 6402). Diese inschrift wurde auf der obersten spitze des bei Heidelberg gelegenen Heiligenberges gefunden. Nach dem fundbericht waren mehrere solcher widmungen vorhanden, so dass die rede ging, die „Cimbrianer" hätten einst auf dem berge gehaust (Bonn. jahrb. 46, 178): es gewinnt fast den anschein, als sei auch auf dem Heiligenberg das epitheton in der form *Cimbrianus* aufgetreten[3].

Der Heiligenberg hat gleichfalls einen Mercurtempel getragen[4], denn im jahre 1885 ist auf der höhe ein stein aufgetaucht, dessen text

1) Es lässt sich sogar die vermutung begründen, wer von ihnen ausgewichen ist. Wahrscheinlich haben früher Turonen und Santonen in der gegend von Miltenberg gesessen (*Deo Santio* in Miltenberg; *Turninu* der alte name von Walldürn u. a., vgl. Zangemeisters note zu nr. 6607 des Corpus). An der Garonne sind die nächsten nachbarn der Santonen die *Cubii*, die am Main widerkehren (nr. 6626 cfr. adnot. p. 14) und ebendort treffen wir die vom hercynischen wald abgewanderten *Boii* und *Volcae*. Weiteres über diese verschiebungen bei O. Hirschfeld, Sitzungsber. d. Berl. akad. 1896, 453fgg.; Fabricius a. a. o. s. 18fgg.

2) Vgl. zu nr. 6668, p. 287 adnot. 1. — Zwischen Obernburg und Wörth fand man in einem steinbruch ein fragment mit der aufschrift *Herculi maliator* (nr. 6619). Zangemeister möchte *maliatori*, nicht, was näher liegt, *maliatores* lesen (Zs. f. d. wortforsch. 4, 112), und bemerkt: Herculem esse deum Germanorum Thunar insignem malleo et ipsum conieci, Neue Heidelberger jahrbücher 5 (1895) p. 55. — Die Obernburger namen *Giriso* und *Bibulla* (nr. 6626) werden cubisch sein, vgl. Westd. zeitschr. 21, 204. Der obergermanisch-raetische Limes, lief. XVIII nr. 35, s. 30fg.

3) Zu *Cimbrius* vgl. *Mercurius Alaunius* CIL XIII, 2 nr. 6425; *Deus Santius* 6607; *Mars Vintius* CIL XII nr. 3 u. a.

4) Seit dem ende des 9. jahrhunderts stand daselbst eine St. Michaels-basilika

mit den worten beginnt: *Merc*VRIO AEDEM *cu*M *signo* ... (nr. 6398. Westd. correspondenzbl. 1885, 140). Diese inschrift gesellte sich zu der längst bekannten: MERCVRIO .... BASEM CVM *signo* L. CANDIDIVS *mer*CATOR D*ecurio* C*ivitatis* ... V. S. L. L. M. (nr. 6399), die Zangemeister zu *civitatis U(lpiae) S(ueborum) N(icretium)* ergänzen möchte. Im jahre 1887 erhielt sie eine weitere bestätigung: MERCVRIO M. LVSIVS VICARIVS ET MESSORIVS PERPETVVS ET VALMARVS[1] L. P. (nr. 6400).

Wie der Krainberg bei Miltenberg, so hat auf der andern seite des Odenwaldes der Heiligenberg bei Heidelberg ein heiligtum des Mercur aufzuweisen und noch ein drittes beispiel dieses kults ist aus Süddeutschland bekannt. Auf der höhe des Stauffenbergs[2] bei Baden-Baden kam ein altar zum vorschein mit der widmung: IN H*onorem* D*omus* D*ivinae* DEO MERCVR*io* MERC*ator*I PRVSO (nr. 6294). Nach Zangemeister haben wir einen charakteristischen gottesdienst des römischen Germanien vor uns: *in montis Heiligenberg culmine superiore sicut in aliis Germaniae montibus Mercurii templum fuisse testantur tituli* p. 224; *in montis Greinberg cacumine plano sicut in Stauffenberg Badensi, in Heiligenberg Heidelbergensi aliisque montibus Mercurii aedes erat* p. 280[3].

Der kult des auf bergeshöhen wohnenden Mercur zeigt nun aber nationale formen. Der unter dem namen *Visucius* bekannten keltischen landesgottheit (Westd. correspbl. 1897, 82 fg.) gilt die auf dem Heiligenberg bei Heidelberg gefundene dedication: VISVCIO AEDEM CUM SIGNO C. CANDIDIVS CALPVRNIANVS D*ecurio* C*ivium* C*ivitatis* S*ueborum* N*icretium* ITEM DEC*urio civium* C*ivitatis* NEMET*um* FEC*it* (nr. 6404). Die Neckarsueben sassen in der gegend von Heidelberg-Ladenburg; durch den Rheinstrom waren sie von ihren nachbarn den Nemetern getrennt, über deren geschichte man sich jetzt bei Zangemeister p. 161 fgg. unterrichtet. In ihr gebiet gehört der vermutliche *Visucius* der inschrift

1) Vgl. *Segomari* nr. 5468 (keltisch); *Solimarus* nr. 7034. 7331; *dea Solimara* CIL XIII, 1, 1195; *Ategniomarus* CIL XIII, 2 nr. 7101; *Ibliomarius* 7749 usw.

2) Er heisst jetzt Mercuriusberg

3) Dazu CIL XIII, 1 nr. 4549—53. 4564. 4578. 4626. In der *civitas Lingonum* (Langres) treffen wir einen *Mercurius Moccus* nach dem bei Langres gelegenen Mont de Moquo („le temple avoit esté basty sur une montagne . . . et s'appelle encore le mont Mercure“ bei Zangemeister nr. 5676; p. 108). Für die *Vangiones* stehen uns die inschriften nr. 6156. 6157 zur verfügung: MERCVRIO . . . sie sind auf dem Rossberg (an der Glan) gefunden worden; von französischen ortsnamen nenne ich St.-Michel-Mont-Mercure (dép. Vendée), andere bei Holder, Altcelt. sprachschatz 2, 572.

nr. 6118[1]; nicht weit von Speier ist der *Visucius Mercurius* nr. 6347 gefunden; ich sehe von andern belegen (wie 5991. 6384) ab. Dass wir mit dem *Visucius* neben dem *Mercurius Cimbrius* auf dem Heiligenberg eine linksrheinische gottheit antreffen, darf als ausgemacht gelten. An den epithetis erkennen wir verschiedene nationalgottheiten; vielleicht dürfen wir den namen *Visucius* als nemetisch, den namen *Cimbrius* als suebisch bezeichnen[2], denn auf seine beamtenstellung in der civitas der Sueben einerseits und der Nemeter andererseits beruft sich jener C. Candidius (6404), dem L. Candidius (6399) — *decurio* der civitas der Sueben? — zur seite tritt; ich möchte daher nr. 6399 *Mercurio....* zu *Mercurio Cimbrio* ergänzen.

In dem namenpaar *Visucius-Cimbrius* besitzen wir jedesfalls den beleg für westliche und östliche beziehungen des Heiligenberger Mercur. Da ist es nun interessant, derselben nationalen differenzierung in Miltenberg zu begegnen. Hier ist der gott auf dem einen altar als *Arvernorix* auf dem andern als *Cimbrianus* bezeichnet; auch dieses epitheton muss daher auf eine germanische gottheit wie jenes auf eine gallische zurückgeführt werden. Nun erfahren wir durch Plinius, dass der Mercur der Arverner sich besondern ansehens erfreute (Nat. hist. 34, 7, 18); er ist als *Mercurius Arvernus* aus niederrheinischen inschriften bekannt[3]; dass er genauer „schutzherr der Arverner“ genannt wurde, entspricht gallischem brauch[4]. Neben dieser gallischen titulatur tritt die germanische bezeichnung in Miltenberg und in Heidelberg um so charakteristischer hervor.

Was schliesslich die mythologische deutung des *Mercurius Cimbrius* betrifft, so erhält der deutsche gott sein licht durch die interpretatio romana[5]. Wir sehen in Mercurius den gott der händler, der reisenden kaufleute vor uns[6]. *Mercurius mercator* heisst er auf dem Stauffenberg (nr. 6294), *Mercurius negotiator* in Heddernheim (nr. 7360), *Mercurius nundinator* in der nähe von Wiesbaden (nr. 7569)[7]. In dieser eigen-

1) Dazu *deo Cissonio* nr. 6119: *Mercurio Cissonio* nr. 5373 (Besançon); 7359 (Heddernheim).

2) *Cimberius* als führer der Sueben bei Caesar, de bell. gall. 1, 37.

3) Brambach nr. 256. 257. 593. Bonn. jahrb. 50, 171.

4) *Mars Caturix* CIL XIII, 2 nr. 5035. 5046. 5054. 6474; *Caturigia* 7352, u. a. vgl. Müllenhoff, DA. 2, 248; *Mars Albiorix* CIL XII nr. 1300; *Apollo Toutiorix* CIL XIII, 2 nr. 7564.

5) Hierfür liegt jetzt ein schönes beispiel vor: die *dea Sirona* von Wiesbaden heisst *Diana Mattiaca* 7565.

6) Vgl. die übersicht bei Holder, Altcelt. sprachschatz 2, 552 fgg.

7) Cfr. *schola* der *negotiatores civitatis Mattiacorum* nr. 7587.

schaft haben ihn die Gallier hoch verehrt: deum maxime Mercurium colunt; huius sunt plurima simulacra, hunc omnium inventorem artium ferunt, hunc viarum atque itinerum ducem, hunc ad quaestus pecuniae mercaturasque habere vim maximam arbitrantur (Caesar, De bell. gall. VI, 17). So war auch in Germanien Mercur, mit dem jene wichtigen interessen des öffentlichen lebens verknüpft waren, die bevorzugte gottheit: deorum maxime Mercurium colunt (Tacitus Germ. c. 9).

Dieser *Mercurius* ist der Wodan der deutschen völker. Mit Müllenhoff ist daran festzuhalten, dass seine kultsphäre der des gallischen Mercur ähnlich war (DA. 4, 212 fg.); die Heidelberger und Miltenberger inschriften liefern hierfür eine gewichtige bestätigung. Der götter weitreichende identität kommt in den gemeinsamen bergheiligtümern zu anschaulichem ausdruck, aber auch die mythologische überlieferung steht damit in einklang. Mit den von Caesar hervorgehobenen einzelzügen können wir die skandinavischen zeugnisse satz für satz vergleichen: auch Óþinn ist schutzherr der in handel und verkehr bewegten waren *(Farmaguþ, Farmatýr)*, der wege (*Vegtamr, viator*[1] Saxo Grammaticus ed. Holder p. 80, 3, *dux* [itinerum] J. Grimm, Mythol. 1⁴, 106), des erwerbes *(Fengr, Gagnráþr)*; auch er ist meister in allen künsten (*Fjǫlsviþr, allar iþróttir kendi hann* usw.). Was uns schliesslich besonders besticht: auch Óþinn hatte sein heim auf dem berge: *at Sigtýs bergi* lesen wir Atlakv. 32, *á bjargi stóþ Hroptr* Sigrdrifum. 14; *karl af bergi* heisst er Reginsm. 18, *fjallgautr* SnE 1, 258. Erinnern wir uns dabei der berühmten Valkyrjenscene auf Hindarfjall, so erfahren wir indirekt, da sie auch für Deutschland bezeugt ist, dass dieser höhenkult Wodans auch hier bestand. Fest war er im deutschen volksglauben verankert, denn wie der cimbrische Mercur seine bergtempel, so hatte Wodan nicht bloss in Skandinavien *(Othensberg)* und England *(Wódnesbeorh)*, sondern auch in Deutschland seine cultstätten auf waldiger bergeshöh (*Wodenesberg, Wuodenesberg* J. Grimm, Mythol. 1⁴, 126).

1) *Mercurius viator* CIL XII nr. 1084. 5849; cfr. *deus qui vias et semitas commentus est* CIL VII nr. 271 (Britannien). Römisch: *genius plateae* CIL XII, 2 nr. 7335. 7336. 7261.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

DIE OCHSENFURTER FRAGMENTE DER ALEXANDREIS DES ULRICH VON ESCHENBACH.

Zu den im frühjahr von mir gefundenen Alexanderfragmenten gesellte sich im spätherbst ein weiteres bruchstück. Ich fand es in dem matrikelbuch des Ochsenfurter pfarramtes von 1578—1584. Das fragment bildete zusammen mit einem pergamentblatte den einband der handschrift; es ist ein 10 cm breiter und 28,5 cm hoher pergamentstreifen. Das bruchstück stammt aus der gleichen handschrift wie die früher gefundenen, ist auch von derselben hand geschrieben, weshalb ich auf meine ausführungen Zeitschr. 37, 348fg. verweise. Der inhalt des Ochsenfurter fragmentes 3 ist identisch mit folgenden versen der Alexanderdichtung des Ulrich von Eschenbach nach W. Toischers ausgabe:

Ochsenfurter fragment 3ʳ = v. 16475—16528;
„ „ 3ᵛ = v. 16529—16582.

Wir haben also die äusseren, unmittelbar aufeinander folgenden spalten eines blattes vor uns; in jeder spalte stehen 54 verse. Bei der ersten spalte fehlen ca. 3—6 buchstaben vom versanfang. Der folgende abdruck ist palaeographisch genau, der text Toischers zum vergleiche beigegeben:

	Toischer.	Ochsenfurter fragment 3ʳ.
	er sprach ûz ganzer wirdikeit	. . . ach vz gantzen werdikeit
	'ûf mîn triwe, daz ist mir leit'.	. . . in triwe, daz ist mir leit'.
	er sprach 'hêrren und gesellen mîn,	. . . ach 'herren vnd gesellen min,
	nû tuot menlich ellen schîn.	. . . ût maenlich ellen schin.
	lât iuch erbarmen dise tât.	. . . ch erbarmen dise tat.
16480	den keiser sîn volc gevangen hât.	. . . yser sin volc gevangen hat.
	nû sol wir fristen im daz leben,	. . . ln wir vristen im daz leben,
	daz sie in niht dem tôde geben.	. . . iht in dem tode geben.
	dar an wir prîses mê bejagen,	. . . wir prises mer beiagen,
	dann ob er von uns waere erslagen.	. . . ob er von vns wûrde erslagen.
	ei helde, lât iu wesen gâch!'	. . . de, nu lat iv wesen gach!'
	sie volgten im gemeine nâch.	. . . gten im gemein nach.
	sie jâhen daz sie ze keiner zît	. . . en daz si zu keiner zit
	nie sô gerne gehielten strît,	. . . gern gehielten strit,
	als den sie mit in wolden haben.	. . . n si mit in wôlten haben.
16490	man sach schiuften unde draben,	. . . ach si schuften vnd draben,
	heistieren unde rennen,	. . . ern vnd rennen,
	der acker furche tennen.	. . . ker fûrhe tennen.
	sus wâren sie in zornes siten.	. . . arn si in zorns siten.
	in kâmen zwêne widerriten,	. . . nen zwene wider riten,
	die von den boesen kêrten.	. . . den bôsen kerten.
	ez enmohten die gehêrten	. . . mohten di ge erten

	den grôzen jâmer niht gesehen,	. . . ozen iamer niht gesehen,
	der an dem keiser was geschehen.	. . . dem keyser was geschehen.
	an Alexander sie erwurben daz	. . . xander si erwurben daz
500	er sînes zornes ûf sie vergaz.	. . . s zorns vf si vergas.
	vaste ez ûf den âbent zôch,	. . . ez vf den abent zoch.
	dar umb den Kriechen fröide vlôch.	. . . nb den criechen vraeude vloch.
	nû kam gerant her Bocubel,	. . . gerant her Bocubel,
	ein ritter, ûf eime orse snel,	. . . ter, vf einem ôrsche snel,
	als man in saehe die vînde jagen.	. . . an in saehe di vinde iagen.
	der begunde Alexandrô sagen	. . . gunde alexandro sagen
	daz der keiser waer bî leben	. . . r keyser waer bi leben
	und daz strît wolden geben	. . . z strit wôlten geben
	die vînde und daz die haeten craft	. . . e vnd daz di heten craft
510	und gar werlich ritterschaft.	. . . ar werlich ritterschaft.
	dem künge sagt er aldâ	. . . ûnge saget er alda
	daz sie waern gar nâ	. . . waern gar na
	wol in einer mîle zil	. . . einer mile zil
	und haeten volkes ze îser vil.	. . . eten volkes zu ysen vil.
	der hêrre sagte den scharn	. . . rre sagte den scharn
	sie solden siteclîchen varn	. . . en sitlich varn
	und sich zesamne halten	. . . h zu samen halten
	und strîtes witze walten,	. . . ites witze walten,
	oder sie möhten nemen schaden.	. . . môhten nemen schaden.
520	'die ros mit müede sint überladen,	. . . ch div mit mûde sin vberladen,
	beriht iuch niht wann ûf wîc'.	. . . tet ivch mit mir vf den woc'.
	er sprach 'ich füer uns einen stîc,	. . . ach 'ich fûr vns einen steo,
	an dem wir sie balde ergâhen'.	. . . wir si balde ergahen'.
	die frechen schar dâ jâhen	. . . chen schar da iahen
	sie wolden immer mêre	. . . ten ymmer mere
	im dar umbe erbieten êre.	. . . vmb erbieten ere.
	Bocubel der geprîsete	. . . el der gepriset
	die rehten vart sie wîsete.	. . . ten vart si wiset.

		Ochsenfurter fragment 3v.
	in was beidersît gâ.	In was beidersite gah.
530	die Kriechen wârn in nû sô nâ,	di criechen warn in nu so nah,
	daz sie an beiden orten	daz si an beiden orten
	die huofslege wol hôrten.	di hûfslege wol horten.
	beide der stoup und die naht	Beidiv der staup vnd div naht
	den werden grôze sorge brâht.	den werden groze sorge braht.
	Alexander sprach daz man hieze	Alexander sprach daz man hie . . .
	daz volc halten, unz sich zerlieze	daz volc halten, vntz sich zer . . . .
	beide die naht und der melm.	Beidiv naht vnd der melm.
	dô wart enstricket manic helm.	do wart entstricket manic helm.
	Bocubel selbander	Bocubel selb ander
540	hiez rîten Alexander,	hiez riten alexander,
	daz der helt besaehe	daz der helt besaehe
	ob die vînde in deheiner naehe	Ob di vinde in keiner naehe

	iergen bî in waeren.	Iern bi in waern.
	schiere er kam mit lieben maeren,	Schier kom er mit lieben maern,
	daz al ir kraft in nâhen lac.	daz al ir craft in nahen lac.
	under des gie ûf der tac.	vnder des gie vf der tac.
	dô sprach der künc 'wol mich wart.	do sprach der kůnic 'wol mich wart.
	wol ûf, helde, an die vart.	wol vf, helde, an di vart.
	des wunnenclîchen tages lieht	ditz wunneclichen tages lieht
16550	uns hiute alles prîses giht'.	vns hiut alles prises giht'.
	Nû was der ungetriuwe man	Nu was der vngetriwe man
	Bessus von sîme here dan	Bessus von sinem herren dan
	ûf einen berc gekêret.	vf einen berch gekeret.
	dô kôs der geunêret	do kos der vngo eret
	des küneges baniere.	da des kůniges banier.
	die warte rûmte er schiere.	di warte rumt er schier.
	den sînen er maere brâhte,	den sinen er maere braht,
	daz Alexander nâch in gâhte.	daz alexander nach in gaht.
	ir untriuwe in zagheit jach:	Ir vntriwe in zagheit iach:
16560	den valschen man ie vorhtic sach.	den valschen man ie vorhtich sach.
	swelch man untriuwe begât,	Swelch man vntriwe begat,
	billich ist daz in verlât	Billich ist daz in verlat
	aller werdeclîcher site	aller werdiclicher site
	und im schande volge mite.	vnd im schande volge mite.
	daz kôs man an disen beiden,	do kos man an disen beiden,
	die von triuwen wârn gescheiden.	di von triwen warn gescheiden.
	die ê truogen menlich ellen,	die e trůgen maenlich ellen,
	die sach man sich zegelich stellen	dio sach man sich zaeglich stellen
	und vliehen prîs und êre.	vnd vliehen pris vnd ere.
16570	haeten sie getân die kêre,	heten si getan di kere,
	sie haeten in gesiget an:	Si heten in gesiget an:
	als müede wârn ros und man;	als můde warn ǒrsch vnd man;
	waz er in leides hete getân,	was er in leides het getan,
	daz möhten sie gerochen hân.	daz mǒhten si gerochen han.
	dô truoc der edel Pellîur	do trůc der edel pellivr
	namen gevorht und sô tiur,	Namen gevorhte vnd so tivr,
	daz er den vînden vorhte	daz er den vinden vorhte
	und sîn kunft ie worhte.	vnd sin kunft ie worhte.
	daz was ouch hie niht gespart:	daz waz auch hie niht gespart:
16580	sie rihten sich ûf vlühte vart.	Si rihten sich vf vlůhte vart.
	gegen dem keiser Darîô	Gein dem keyser dario
	die unhêren muoten dô	di vnhern můten do

ROM. JOSEPH HEFNER.

AUS DEUTSCHEN HANDSCHRIFTEN DER KÖNIGLICHEN BIBLIOTHEK ZU BRÜSSEL.

(Fortsetzung zu Zeitschr. 36, 371 fgg.)

IV.

8. II, 144. Pap. XVI. jh. (wol 2. hälfte, mit nachträgen aus dem XVII. jh.). 169, resp. da bl. 37 zweimal gezählt ist, 170 beschriebene bll.; eine textlücke zeigt, dass hinter bl. 92 wenigstens ein blatt schon vor der zählung verloren gieng. 12°. (15 × 9,4). Im ersten teil — bl. 1—113ᵛ — finden sich einzelne schmucklose rote initialen, rot unterstrichene überschriften und rot durchstrichene z. t. grosse anfangsbuchstaben der entweder abgesetzt geschriebenen oder durch einen strich (|) getrennten verszeilen. Von mehreren händen geschrieben: haupthand bl. 1—113ᵛ mit unzweifelhaft ndl. schriftcharakter des 16. jh.; dann mehrere jüngere hände des 17. jh. auf den bll. 114ʳ—120ʳ; eine zweite haupthand beschrieb mit deutlich deutschem schriftcharakter des späten 16. jh. die bll. 121ᵛ—148ʳ; den schluss — bll. 149ᵛ—165ʳ und 166ʳ bis 169ᵛ — bilden wider zwei flüchtige hände des 17. jh. — Die lagen sind nicht bezeichnet und es erschien untunlich über ihren umfang klar zu werden, ohne den einband, welcher in einem modernen pappdeckel besteht, zu verletzen. — Die hs. stammt wie unsere nr. 7 aus der sammlung Serrure nr. 3239. Hingewiesen auf sie habe ich schon Tydschr. v. ndl. Taal- en Letterkde. 1894, s. 187 und an mehreren stellen in meinen Deutschen hss. in England I, 89. 90. 92fg. 105, was C. Borchling, Mnd. hss. I, 266. 273fg. entgangen ist.

Sammlung von liedern, geistlichen und weltlichen, gereimten sprüchen und schwänken, sprichwörtern, priameln, kalenderreimen, rätseln und rezepten.

Die entstehung des grundstocks der hs. (bl. 1—113), in der sich leider keine einzige angabe findet, die über den schreiber oder einen ehemaligen besitzer auskunft gäbe, führt uns m. e. auf ndl. boden. Darauf weist einmal der bereits erwähnte für ndl. hss. des 16. jh. so charakteristische schriftductus hin, ferner aber auch der umstand, dass nicht nur die meisten der hier zusammengetragenen stücke ndl. ursprungs sind, sondern dass auch solchen, die in den reimen oder zufolge anderweitiger überlieferung deutlich deutsche, näher rheinische heimat verraten, ein freilich oft genug durchlöchertes ndl. gewand umgeworfen ist. Anderseits wider lassen hd. formen wie **ich, dich, mich,** der, solde, wolde *usw., ndd. wie* oer *(ndl.* hoer, haer), old *(ndl.* oud; *überhaupt ist dieser charakteristische laut*

schwindende ausnahme!), die dem schreiber bei der aufzeichnung ndl. lieder fortwährend entschlüpfen, wol den schluss zu, dass seine engere heimat auf einem ndl. gebiet zu suchen sein wird, das sowol hoch- wie niederdeutschem sprachlichen einflusse offen lag. Auf die nähe Niederdeutschlands deutet es auch hin, wenn öfters dort, wo von demselben lied ausser der mndl. auch eine mnd. fassung erhalten ist, unser text bezeichnend zum nd. hinneigt (s. z. b. die lieder bl. 29ʳ. 30ʳ). Sollte der aufzeichner, wie der schreiber der Weimarer liederhandschrift v. j. 1537, mit der die unsrige in der anlage mancherlei ähnlichkeit zeigt, aus Gelderland stammen? Jedesfalls weist die häufige schreibung voel *(= vele) und* spoel *(= spel)* : wel *auf holländisches gebiet und ein reim wie* slepen *(schleifen)* : diepen *(tiefen) s. bl. 11ʳ str. 2 (unten s. 314) nach dem osten desselben. Auch möchten die zahlreichen lat. überschriften z. b. 102ᵛ* Narratio de terra suaviter viventium, *falls sie nicht schon der vorlage angehören, dafür sprechen, dass der aufzeichner einigermassen gelehrte bildung besass. — Was endlich die liedernachträge der jüngeren hände bll. 114—120 betrifft, so sind sie in einem ndl.-rheinischen mischdialekt geschrieben, während die von der zweiten haupthand eingetragene rätselsammlung (Strassburger rätselbuch!) obd. dialekt zeigt. — Wie in den meisten späteren liederhandschriften ist auch in der vorliegenden der text vielfach verderbt und lückenhaft, ja manchmal macht es den eindruck, als hätten die schreiber selbst ihre vorlage nicht verstanden; zudem setzt die flüchtige schrift der lesung nicht geringe schwierigkeit entgegen, die mir überall zu überwinden umsoweniger gelang, als mir eine widerholte vergleichung meiner abschrift mit dem original nicht möglich war. — Trotz dieser mängel der überlieferung darf sich die Brüsseler sammlung getrost neben andere aus derselben periode stellen; sie darf es ob der erstaunlichen mannigfaltigkeit dessen, was sie auf den 120 enggeschriebenen blättchen bietet, und das in einzelgruppen aufgelöst m. e. eine gute illustration dafür genannt werden darf, was damals die ansprüche des mannes aus dem mittelstande befriedigen mochte in hinsicht auf lyrische, didaktische und epische poesie, falls man die kleine, gereimte erzählung, den schwank als vertreter der letzten gattung gelten lassen will. Nur einen zug wünschten wir uns vielleicht zur vervollständigung des bildes, das historische volkslied. In bunter mischung, als ob wir in einen spiegel blickten, der das ewig wechselnde stimmungsspiel der menschenseele reflectierte, steht da dicht neben- und untereinander das hohe und niedere, himmelsverlangen und erdenbehagen, ernste spruchweisheit und ausgelassener scherz, ja freche travestie. Inniges ver-*

senken des verängstigten gemüts in die grundlose güte des erlösers oder ein demütig frommer ruf zur mutter aller gnaden, und gleich darauf ein langes, oft recht realistisch gehaltenes lob der irdischen geliebten; energisches verzichten auf die lockungen dieser welt und übermütiger preis des weins in lied und spruch, oder auch der schmerzliche aufschrei einer jungen nonne nach den verlorenen süssen freuden; geistlicher weckruf und weltliches tagelied: diese (und andere) gefühlsgegensätze treten uns schon beim blossen durchblättern der sammlung auf schritt und tritt entgegen.

Ein teil des zusammengetragenen gutes war, wie zu erwarten, schon aus anderen quellen bekannt; ich habe mich dann in der regel mit einem hinweis darauf oder mit angabe, resp. besprechung wichtiger abweichungen unserer fassung begnügt. Wo ich anderweitige überlieferung nicht nachzuweisen vermochte, habe ich wenige ausnahmen[1] *abgerechnet, den text vollständig mitgeteilt, eine verbesserung verderbter stellen jedoch nicht allzuhäufig gewagt. Nicht achtlos vorübergegangen bin ich an dem der sammlung so vielfach eingewebten kleingut, den priameln und den sprüchen in reimen und in prosa. Bilden doch gerade sie ein hervorstechendes merkmal der volkstümlichen litteratur Niederdeutschlands und der Niederlande, fliesst in ihnen doch eine quelle weiser, zumeist aus unmittelbarer anschauung geschöpfter lebensregeln, die einmal in ihrer gesamtheit zu betrachten wol eine lohnende arbeit wäre.*

Erwähnt sei schliesslich noch, dass ich die hds. abkürzungen stillschweigend aufgelöst und moderne interpunction eingeführt habe. Für das nl. ij *habe ich* y *umsomehr setzen zu dürfen geglaubt, als die hs. selbst die beiden zeichen nicht reinlich sondert.*

1. Bll. 1ʳ—10ʳ. Eine sammlung von priameln, sprüchen und sprichwörtern.

a) 2 priameln bl. 1ʳ:

α) Duodecim orbis conseruantia.
Eyn prelaet dye got ontsiet,
Eyn pape die ter kyrcken draget vliet,
Eyn ridder mit eeren syn erue vermeert,
Eyn ionck wyff sonder arch vrolick gebeert,
Eyn vorst, milde ende waeldedich,
Eyn vrouwe, schemel ende darby stedich,
Eyn richter dye dat recht eert,
Eyn schepen tytlick recht ordel leert,

1) Entweder schien mir das betreffende stück einer vollständigen mitteilung nicht wert, oder meine abschrift zeigte eine lücke, die nachzufüllen, ich seither keine gelegenheit hatte.

Eyn schoeler dye dye boecken mynt,
Eyn arme nae syn hauen up klymt,
Eyn monik dye nae synen orden deit,
Eyn alt man nae gots genaede steit:
Dit syn xij wysheyden, duncket mich,
Dye wael foegen arm ende ryck.

und β seine umkehrung: Duodecim abusiva seculi.
En prelaet sunder gots ontsien,
Papen dye oer kircken vlien,
Eyn ridder dye syn erve verkoept,
Eyn ionck wyff vroech te mette loept,
Eyn vorst, wrede ende ongenedich,
Eyn vrouwe, schoen ende ongestedich,
Eyn richter dye dat recht verkeert
Eyn schepen dye ionch liegen leert,
Eyn schoeler dye toe tyden mynt,
Eyn arme dye wael wyn kynt,
Eyn monck die te voel wt ryt,
Eyn alt man dye ter doyrheit tyt:
Dit syn xij aeffenien
Die selden wael gedien.

Während ich α) sonst nicht nachweisen kann (Euling, Das Priamel s. 455 ist nur inhaltsähnlich), finde ich β) in 13 fassungen, von denen keine genau zu einer anderen stimmt: 1. Anz. f. kunde d. d. vorz. 8 (1839) sp. 549 (Coblenz, gymnasialbibl., nur hier unsere zeilen 7—8 in gleicher fassung). 2. N. de Pauw, Mnl. gedichten and fragm., s. 646 (*z. 4* ... vele te mattenen loept). *3. Germania 19, 304* (*z. 4* ... froo zu metten). *4. Belg. museum 6, 212 fg. 5. Tydsch. v. ndl. taal- en ltkde. 11, 298* (*z. 4* ... te mertenne, *was Verdam von* merten *markt herleiten will*). *6. Ebd. 23, 71. 7. Maetsch. d. vlam. bibliophilen, 2. ser. nr. 7 Politicke balladen usw., s. 330. 8. Anz. f. d. kunde d. d. vorz. 6 (1837) sp. 175 hochd.* (*Coblenz, z. 4* ... frue zu der kirchen). *9. Seelmann, Ndd. reimbüchlein v. 1610 fgg. 10. Erfurter hs. angezogen von Jellinghaus, Gesch. d. mnl. litteratur, Pauls Grundr.*[1] *II, 1 s. 8*[10]. *11. Hannorer hs. 673, darnach bei Borchling, Mnd. hss. I s. 211. 12. Dresdener hs. vgl. Euling, Das priamel s. 455. 13. Wolfenbüttel, Nd. korrespondbl. 23, 91. — Der Rhein, ndd. und ndl. boden sind also das verbreitungsgebiet dieses priamels.*

Es folgt bl. 1v: Nota. Heu plebs conqueritur / qua nulla fides reperitur.
lex iuris moritur, fraus vivit, honor sepelitur.
Idem. Justitia is geslagen doit *usw.*

Vgl. Borchling a. a. o., s. 175, ferner Germania 19, 303, auch meine Deutschen hss. in England I, s. 117.

Aliud. Nu gesegen mich got huyden
vor achterhande luden /
vor richter ende vor boydel,
vor artsetter *(ärzte)* ende vor ioeden,
vor publicanen ende iuristen,
vor segeler ende officiael:
dat syn quaetste van altemael.

Weiterhin eine reihe 4zeiliger, als rede und antwort gedachter sentenzen.

a) Agricola ad Octauianum:
Octavianus, here myn,
Dyn vrede wort ons alle schyn,
Doy du beschirmes die ploich,
Doy hadde alle die werelt genoich.

α) Octauianus respondet.
Hoe solde dye werelt in vreden staen?
Dye onduecht heft dye duecht onderdaen.
Dye nu den vreden solden stercken,
Dye berouen cloester ende kercken.

b) Sacerdos ad Karolum magnum.
O Karle, dyn mildicheit
Hilt den priesterlicken staet bi recht ende [eeren,
Dat nu dye quade here
verwysen ende verkeren.

β) Karolus ad sacerdotem.
So we dengenen dye verstoert
dat totten dyenst gotz gehoert.
Ick spreck dat vp myn eyt:
dye tyt noch komt, het wort hem leit.

In dieser weise noch c) Judices ad Traianum. *d*) Miles ad regem Artur *und deren antworten.*

Sprüche bl. 2v:

Eyn ander. Ich wolde dat ich hadde up mynen dische
Jonck vleysche ende alde vische,
Still bier ende springende wyn,
Dat salde wael myn dranck syn.
Daertoe eyn meisken mit swaecken lynden,
Dar mede wolde iek myn leuen eynden.

Responsio. Goit geselschap sonder quaet
verleen hem got dye darnae staet.

Darauf: Ick byn begoten sunder nat
Eyn valsche vrund dede my dat.

Vgl. Seelmann, Nd. reimbüchlein, v. 2254fg. und Nd. korrespondbl. 23, 65.

Ein priamel: Eyn iaermerct sonder dieffden,
Schoen vrouwen sonder liefden,
Goyde wyn sonder coup,
Groit vuyr sonder roeck,
Eyn alt wambesch sonder luyß,
Eyn alt huis sonder muyß,
Eyn quaet wyff sonder schelden:
Dese seuen vynt men selden.

Vgl. Uhl, Die deutsche priamel, s. 252; Tydschr. v. ndl. taal- en ltkde. X, s. 298, doch werden hier wie bei Goedthals, Les proverbes anciens Flamengs 1568, s. 40, nur 5 dinge aufgezählt. Eine längere spruchreihe, daraus:

Bl. 3r. Vriunt in der noit
Responsio. Der wecht vyff eyn loit.
Als men dan der behouet fyn,
soe wicht nauwe xv eyn quintyn.

Vgl. Seelmann a. a. o., v. 2518fgg.; Serapeum 1858 nr. 16, s. 255; Tydschr. v. nl. taal- en ltkde. XXI, s. 237.

Ein priamel: Seyt dat dye vluchtigen heyten ontkommen
Ende verrederye vor subtylheit wort genomen
Ende hoyren boelen worden geheyten
Ende stelen calbizieren (!) suldj weten
Ende roven heit wael geworven:
Soe is dye werelt all verdorven.

Responsio.
Quaet en quaet kuycken,
Quaet bynnen, quaet buyten,
Quaet boven, quaet nest:
Tyß all quaet wat darop is.

Bl. 3v: Nota. Nu siet wat hir geschreven staet:
doit my goit, ich doyn v quaet.
Doit my eere, ick doyn v laster,
sett my vor, ick sette v achter.

Ähnlich Germania 19, 303; Weimarer jahrbuch I, 132.

Ich byn verraeden onverdient,
dye my verrede, het scheyn myn vrunt.
Daer ick myn vruntschap toe verliet,
Dat was der gene dye my verriet.

Dye synen vrunt proeven sall,
dye proeue hem in syn ongefall,
Want in den geluck is meniger vrunt,
dye in der noit nyet en dyent.

Ick hadde eynen vrunt soe my docht,
mer doy ick vruntschap aen hem sucht,
doy en was dar nyemant te huis:
Nochtan bleiff hy myn vrunt quansuis.

Ich wolde dat nyemant konste
vruntschap toenen sonder gonste,
Off dat si te kennen weeren
dye anders syn dan sy gebeeren:
Want ten is geyn arger fenyn
(4r) Dan vrunt te schynen ende vyant te syn.
Hiromme sal men vrunde proeven
Want wan eer men sy behoeven
sall / dan ter noit heft te doyn,
Soe mach men up vrunden wael syn koen.

Von diesen 4 durch ihr thema näher zusammengehörenden sprüchen findet sich der 2. bei Seelmann a. a. o., v. 2514 fgg., der 1. 2. und 4. (1—6) Jahrbuch f. nd. sprachf. 13, 104.

Bl. 4v: O mynsche warop wildj v verlaeten?
Dye creaturen en mogen ons nyet baeten,
All setten wy daer soe goeten troist in.
Ten is all nyet by Xristus mynne.
All valt daer duck banicheit in,
Dyeser swaerheit nymt all eyn eynde:
Xristus troest soe goetlick syn vrunde.

Xristus ad fideles.

Ick byn schoen ende genoechlick,
Ende ghy en mynt my nyet.
Ich byn mechtich, ryck ende milde
ende ghy en bidt my niet.

Ich byn sachtmoedich ende genaedich
ende ghy en betruwet my nyet.
Ich byn eyn rechtferdich richter
ende ghy en ontsiet my nyet.

Bl. 5r: Nota. Wye meer wilt teren quam sibi perita labore,
Dye moet ontberen / speciali laudis honore.
Wilt hy dan gern mulieres pulchras amore,
Den wille ick weren: cruciabitur ipse dolore.

Nota. Dye syn huis gern v[er]liecht
gasten, daer dye duegden in licht,
Ende blydelick hem deylt van dat hy heft,
Het is all te danck wat man hem geft:
Want ten is te prysen geyn gericht
boven goyde gonst ende blyde aensicht.

Syn dye gaste edel ende goit,
Sy dancken all wat men hem doyt,
syn sy onschemel ende hemstoeren,
Hoe meer gegeven, hoe meer verloren:
Want men nyet arger bestaden en pliecht
dan dat men aen den ondanckbaren leicht.

Vgl. zum gedanken der 1. strophen Spervogel, MF⁴ 25, 5—12.

Bl. 5v: Men plaech te segen: dye will lange eyn kopman syn,
Dye hoede sich vor byen / perden / ende wyn,
Dat vierde maech wael heymelick syn.

*Vgl. G. J. Meyer, Oude ndl. spreuken (1836) s. 97; unsere fassung ausführ-
er. Euling, Priamel s. 280.*

Granfys dye quam van paryß.
Seyt dat granfys is geboren,
so heft got vell dancks verloren.

Ein priamel: Hekelen sonder flaß / keisen maecken sonder was,
Timeren sonder holt / bruwen sonder molt
Koecken sonder salt / wasschen sonder nat:
Dye vrouwen leren vnß dat.

Darauf:

	Coelsche		bloeder
	Gellersche		hoverdiger
	Cleffsche		gyriger
	Luydeker		wreder
Dye	Braebender	wye alder wye	gecker
	Hynnegouwer		wyser
	Flemynger		onschamelicker
	Zeelander		kloicker
	Hollender		leckere
	Utrichsche		bedriegender.

*Man sieht, nur die Hennegauer und Seeländer kommen in dieser charak-
tik gut davon; leider eignet sich keine der beiden provinzen als heimat des
: zu gelten.*

Bl. 6r — 7r sprüche, darunter:

Ich heb gewandelt boven ende onden,
Ende nyrgent hebbe ick recht gevonden,
Ende want ich nirgent recht en vynde,
Soe hange ich dye hoecke naeden wynde.

Dye nyet enheft
ende allewege in tavernen left
Ende den wert wael betaelt:
Het geft my wonder, waer hyt haelt.

Euling, Priamel s. 275.

Well te teren ende nyet te generen,
Voel te haelen ende nyet te talen,
Voel te borgen ende nyet te sorgen:
Dese saecken sal men laecken,
Want si verderven end onterven
Man ende wyff, seel ende lyff.

(6v) Ich wille my in vreden halden
Ende laeten syn dat wesen moet,
Soe maech dat in my verkalden
dat my nu dunckt pyne ende doit.

Och dat nyder habben maecht
dat sy reyne herten krencken!
Dat men daer soe voel up aecht
dats mich eyn swaer gedencken.

My verwondert herde seer
Dat men goit kuyst vor eer:
gelt ende goit machmen krygen,
eyn man sonder eeren moet swigen.

(7r) 'Myn herte is in ellende',
spraeck sich eyn hertekyn reyn,
'Here got, wolde het sich wynden,
Ich hope het solde sich ynden
myn lyden als ic meyn.'

Wye myt lyden is beswert,
ick raede hem dat hy lyden leer.
Ick segge v seckerlick vurwaer,
maeckt hy syn lyden openbaer,
Syn lieff bedruckt hem daer van,
ende hy verblijt dye gene dye hem ouel gan.

Bl. 7v — 10r. Eine lange reihe volkstümlicher prosa-sentenzen unter titel: Sequuntur quaedam verba communia; *ich hebe hervor aus diesem bru kräftigen volkswitzes und derber anschaulichkeit:*

a) Het is beter dant was, seget dye pape, ende nam den offer van moder.

b) Got beter ons allen / sacht dye begyn ende hadde des monicks broeck up oer hoeft[1].

c) As eyn pennynck wt synre konden is, soe is hy wt synre eeren.

d) Myn lieff is myn leff / eyn kaelsack is swart: nye kael wyt, nye lieff lelick.

e) Dye eer kost soe vool te halden / dat dye luyde gode dancken dat si aen dye schande comen.

f) Nu willen wy ottors leuer leyden, hedden *(8r)* wy nyet dan viß teten.

g) Het is quaot kuken hoeden, daer dye hauick up den tuyn sitte.

h) As dye voegel syn nyst verluiset, soe enhefft hy geyn verluis meer.

i) Dorsdj ende muchdy endo kondj wat soldj kaken (*l.* kallen?)! ende wert dan soe verdienstelick als pater noster lesen ende soe eerlick als wyn tappen.

k) Got groet v ionfrouwe / Danck hebt ionfrouwe! Got sys geloeft, dat sich dit herrschap soe wael kent.

l) *(8v)* Got ende dye vrede sy in desen huiß / ende dye duyvel int gasthuis, daer syn bedden genoech.

m) Dye Zeelander en vast mer drywerff int iaer / dye eynen daech als hys nyet en heft / dye ander als hys nyet en maech / dye derde is goeden vrydaech.

n) Het is eyn salige moeder dye eynen geck tor werelt bryngt / dye wyle dat hy left, soe laecht men synre, als hy sterft, soe en is men nyet drovich.

o) Weeren dye luyde all even goit, soe enhedde dye duvel geyn naringe.

p) *(9v)* Men kan eyn quaet wyff nyet bet geproven dan mit eynre spillen verworrens garns.

q) Wy willen dye sorge aenden cuckel (= cuculla) hangen, als wy gaen, soe vilt sy aeff.

r) Myn hert en is geyn cluyse; dye daer in komt, dye komt daer well weder wt.

s) Het en is geyn dyer dat meer lieget dan dye mynsche.

t) *(10v)* Het syn vier dyngen den man nyet en sall geloven / Des perts voeten / deß honts tanden / der catten clouwen / den quaden wyven.

2. *Von bl. 10r ab stellen sich lieder ein. Zunächst (bl. 10r—10v) eine kleine sammlung von volkstümlichen liebesgrüssen, zu denen sich eine grössere bl. 43r—47r gesellt, in welcher bereits ein parodistischer, obscöner einschlag sich bemerkbar macht. Ich führe beide zusammen auf und verweise für die gattung und verbreitung der grüsse auf A. Ritter, Altschwäbische liebesbriefe 1898, bes. s. 67 fgg. 102 fgg.; E. Meyer, Die gereimten liebesbriefe 1899, bes. s. 88—92. 66—74.*

An der spitze beider sammlungen steht eine anrufung Marien:

Wye eyn soete lieff wilt kyesen,
dy kyese Maria dye reyne maget,
want sy is van herten claer alsoe:
sy maeckt bedroefde herten vro.

Nun folgen die grüsse:

10r Got groet dich lieff, myn alre liefste lieff,
Myn hert sent dich desen brieff.

1) *Scheint auf die 82. erzählung des* Decamerons *dann ein vorzüglicher beweis für die beliebtheit dieses*

Myn hert heft dich wtvercoren
Boven alle dye syn geboren
Sonder Jhesum ende Maria alleyn,
Mit truwen dat ich dich meyn.

Och lieff sluit up dat milde herte dyn,
Suich aen den smert ende iaemer des herten myn
Den ick vast tot dynren liefden moet dragen,
Des endar ick anders nyemant klagen.
Daromme enkan ich dynre niet vergeten,
Ick slaep, ick waecke, ick drinck, ich ete.

Nu vaer hyn, du kleyner brieff,
Ende groet my myns herten soete lieff
Ende groetse mi alsoe seer,
Off ic daer oeck selver weer.
Lieff doer gront myns herten is dit gedacht,
Daer mede heb duysent guyder naecht.

Diese 3 strophen, deren erste nd. auch bei Seelmann, Reimbüchlein v. 1633 fg. sich findet, dürfen wol einheitlich als liebesbrief gefasst werden. Er steht übrigens auch in der 2. sammlung, bl. 44ʳ, doch sind da die beiden schlusszeilen unseres textes zu einer selbständigen strophe erweitert:

Och lieff doer gront myns herten heb ic dit bedacht
daer mit hebbe hondert dusent goyder nacht,
ende got moet alle diegene haten
dye onß beliegen ende quaet geroecht macken,
ende got moet all dye gene bewaren
dye onß liefden halden te garen.

und zwischen str. 1 und 2 ist folgender hübsche liebesgruss eingeschoben:

Got groet dich lieff myns herten paradyß
du bis myns herten eyn mandelryß,
du bis myns herten eyn strael der sonnen,
All myn hert is dor dyn hert geslonden.
gelyck als dort gelaß geit der sonnen schyn,
soe staent myn gedancken int herte dyn.
daromme en maech ich des nyet verdragen,
ich en moet dat dynen herten klagen.
dye my all der werelt goit geven wolde,
den verliet ick, eer ick dich verliesen solde.

Als brieflein kündigt sich auch das folgende stück an, das wider beiden sammlungen gemein ist:

Ich byn eyn boede ende heit (*bl. 46ᵃ l.* heb) eyn brieff[1].
Der mich sent, der heft mich lieff,
Ende werdet nyet gestoert,
Ick brenge eyn soete antwort.
Dat maech dat herte brecken,
Lieff te hebben ende nyet te sprecken.

1) Vgl. ähnliche anfänge bei Ritter a. a. o., s. 103; auch Seelmann, Reimbüchlein v. 2204.

O dulcis, o du werde soete,
Nemt vor goit dat ick dy groete
Ende meynen kleynen dyenst ontfanck,
Wye wael daer en is kleyn belanck,
Soe meynick dy up gantze truwe,
Want ick gantz up dyn liefden buwe.

Got aller engelen eyn heer,
Dye weit alre herten swer.
Wat sall ich dich meer schryven?
Dyn stedich vrunt wille ich blyven.
[Daer mit heb dusent goyder naecht,
Lieff, dit hebbe ich dy bedacht][1].

Ich führe nun noch einzelne grüsse aus sammlung 2 an:

Bl. 43v. 1. Got groet dich lieff, alder werelt eyn belde!
Ic wolde dat ic weere in uwer gewalt
ende weer van duechden alsoe groet,
dat ic u moecht geven moit,
ende wolt uwen moet aen my geven,
wie gerne wold ic nae uwen willen leven.

2. Golt ende edelsteyn
en coer ick nyet vor u alleyn.
[g]hy syt my in myn herte gewracht
als eyn damantsteyn . . . .
ghy dragt den sloetl myns herten duer:
dar en quam my nye soe lieff voer.

Got groet u lieff utvercoren,
du bloydes als eyn hagedorne
ende [eyn] ryß van der mynnen:
got weis onß beyder synnen.

Parodistisch: Got groet u lieff doer den tuyn,
du bis swart ende ick byn bruyn.
Du staes in mynen loven
als eyn soech in den troge.

Verbot: (44r) Got groet u lieff, eyn morgents sterre!
schoene vrouwen syen ich gerne.
'ghy moechtse wael aenlachen
mer ghy en sults nyet pachten'.[2]

Neujahrsgruss: Ihesus dat lieve kyndelyn
moete stede in onsen herten syn,
dat is van sunden alsoe klaer,
dat send ick dye lieff vor eyn neuy iaer.

Vgl. Seelmann, Reimbüchlein v. 1656—59.

1) Nur die erste zeile in sammlung 2, während in sammlung 1 beide fehlen.
2) Sind z. 3—4 als antwort des mädchens gedacht (wechsel)?

(45r) Got groet dich lieff, frisch ende stolt!
dat alle dye bergen weren go[l]t,
ende dat alle wateren weeren wyn,
dat ic des moechte eyn here syn:
dat wolde ick liever verliesen
dan eyn ander voer dich verkyesen.

Ein reizendes genrebildchen:
Ick wold dat ick woer eyn gulden strael
ende vloet in myns liefkens schaell,
wan myn lieff dar aeff drunck,
dat ic in syn herte eyn sonck.

Wetterwenderisch: Soet lieff, doe ich koes,
doe was dye wynt soet (*l.* suid) oest,
nu is dye wynt suid west,
soet lieff, nu proeft dat best.

(45v) Got groet dich lieff, myn palmryß,
Du bis myns herten eyn waer paradyß.
Sint gisteren morgen
hebic groet aflaet verworven,
dat heift onß dye pauß gegeven:
dye eyn lieff weit ende kust se vor synen (!) mont,
dye verdyent XL dage aflaets ter selver stont.
dat salstu lieff, mit my bestaen,
dat wy oech den aeflaet mogen ontfaen
ende wesen dartoe medo bereit:
dat maech troesten alle myn leit.

Vgl. dazu die scherzpredigt im namen des papstes an die jungfr Grimm, Altd. wälder 3, 164 und unten bl. 111v unter dem titel: De sancto am

Drohung: Got groet dich lieff, eyn roesken suverlich,
du geckest mit mich dat duncket mich,
dat kan ich herde wael mircken
(46r) in dat bewysen der werken.
Vurwaer dats arger dan fenyn,
vrunt te schynen ende nyet te syn[1].
dye schrift seget ende is gewiß:
eyn ryck dat in sich gedeilt is
ende tween herren dyenen will:
dats all tzamen verloren spill.

Noch ein neujahrsgruss:
(46r) Got groet dich, lieff utverkoren,
du bloydes als eyn hagedorne[2],
du biß schoenre dan eyn roeß,
lustiger dan eyn tytelose.
Hir omme heb ich dich utvercoren
boven alle vrouwen hoge geboren,

1) *S. oben s. 306 zu bl. 3v, 4r.* 2) *S. oben s. 311.*

eygen wille ich mich dy geven
ende in dynen dyenst leven
ewelick ende ommermeer,
ic sye dir nae off verre.
halt (*l.* hoed?) dich vor der klepper mont,
bedenck dit tot aller stont
ende outfanck dit [voer] eyn nuve iaer,
got bewaer dich openbaer!

Parodistisch: (46v) Got groet dich, du vrome maget,
och dat nu soe vroege daget.
wanneer dyn vrouwe dich weckt,
dat is dich off eyn koyde blecket;
soe tuichstu dan dat hoeft under,
stirfstu vanden gerucht, dat geft mich wonder.

Gruss wieder als brief gedacht (z. 10):
Got groet dich lieff in rechter stedicheit,
du dreges der duegden eyn schoyn kleyt,
du bis cuysch, reyn boven allen ionfrouwen,
du bis cloeck ende wyß in allen dyngen [*l.* trouwen],
du bis stolt ende wael gemeit
ende dat alltzamen in hoescheit.
Dat ich nyet en maech by dich syn,
deß lyde ick groeten smert ende pyn,
des maechstu mich wael toe geloven,
hir up salstu mich eyn antwort proeven.
Lieff, dit heb ick dich bedacht,
hier mit heb dusent goyder nacht
ende got spaer dich alsoe lange gesont
wynß eyn fyoel wigt eyn punt.

Vgl. zur schlusszeile Ritter a. a. o., s. 104. In der sammlung 1, wo aber nur die 4 letzten zeilen des grusses stehen, folgt noch:
wyns der haeß vyngt eynen hont
ende bringten in eynen seyl
toe Coelen up den merckt feil
wodurch zugleich licht auf die heimat dieser grüsse fällt.

Endlich 47r: Got groet dich lieff van hoger art,
ick heb myn synne up dich gekaert,
bu bis gewassen inden herten myn
als dye druve hilt in sich den wyn,
byn ich den der liefste dyn,
deß geff mich weder eynen goyden schyn.

An die erste sammlung der liebesgrüsse schliesst sich bl. 11r—12r, ein didaktisches gedicht von 25 strophen der form aa b cc b, *es ist wie schon der titel* De amore *besagt eine minnelehre, ziemlich trockener art. Anfang und schluss lauten:*

1. Ach mynne, seyde / doit mennich le[illegible]
ende swaer verdriet / Amoris [illegible]
doit mennich quael / al er[illegible]

2. Bevangen herten / dück lyden smerten
om mynnen wille / tblock sy gaen sleypen
doer dick, doer diepen / buyten oeren wille. —

24. Ten is nyet wonder / dat mennich sonder
liefde is dye sacke / dye steyn off stoyle
hebben geyn gefoel / wat mocht hem smaecken.

25. Eest hir geyndt / gelyck ick vynde
verkaeren heer / Dyet heft gemaeckt
gees nyet en laect / hem mynne doet zer.

*Bl. 12*v Cisioianus *(12 vierzeilige strophen, von denen jede ursprünglich wol ebenso viele silben enthielt, als der betreffende monat tage hatte; in der vorliegenden fassung stimmt diese annahme allerdings nur in den wenigsten fällen; für die mustergiltige ausgabe eines derart gebauten und mit einer interessanten einleitung versehenen mndl. Cisiojanus sei auf P. Leendertz jr., Een mndl. Cisiojanus Oud-Holland 1898, 2. afl., XVI. jaarg. 1—10 verwiesen. — Die aufführung folgender festtage:* Potronella *(31. mai),* Odulphus *(12. juni),* Lebuin *(25. juni),* Divisio Apostolorum *(15. juli) sprechen für abfassung unseres textes in Utrecht (resp. seiner diöcese), auffallend ist mir jedoch, dass für den 1. october* Olacff *st.* Remigius *angeführt wird. Die 1. strophe lautet:*

Snit vant gebraden
conynck want u pauwels en pus raden
Thomas dio bast neeß vynt peteren
Pauwels sal men gaen toren.

*Bl. 13*r. Och vor den doit is troist noch boit,
Mit recht maech is wael karmon —

Abgedruckt von W. Moll, Joh. Brugmann II (1854), s. 195 fg. doch bringt unser text, dessen sonstige abweichungen unbedeutend sind, noch folgende 5. strophe[1]*:*

Och, oer natur wort all ontstellt,
myn synno bestaen te krympen,
myn herte dat krympt, myn bloit verwelt
als ick gae overdencken
bedorft, bevreest, mit groit beklaecht,
waer dan myn seele dye eerste nacht
all nae der doit sall werden gebracht,
off waer sy hynne sall tyen.
Jolyt, genoecht ende geyn solaes[2]
dat my dan kan verblyen.

*Bl. 14*r. *Marienlied; überschrift:* Aliud. O ve[nus] bant *d. h. nach dieser melodie zu singen; [text des liedes und verbreitung als melodie bei Fl. v. Duyse, Het oude ndl. lied (1903), s. 461—66].*

*Ich kenne das Marienlied nur noch aus Ms. Phill. 6781, bl. 36*r *(s. oben anm. 1), welche fassung (P) einige textverbesserungen geliefert hat.*

*1) Eine 3. ebenfalls 5strophige aufzeichnung steht in Ms. Phillipps 6781 (jetzt in Brüssel) bl. 31*r*; vgl. meine Deutschen hss. in England I, s. 92.*
2) sol sacht.

1. West mi gegroet, o maget suet,
Myn herte verhoeget ende all myn moit,
Dat ick u loff maech prysen.
Ick biddo u fruntelick dor u[1] oitmoet
Dat ghi mi wilt in wederspoet
Troist geven, soe lange als ick sall leven.

2. Vry edel greyn, o suver reyn,
Moder ende maget sydy alleyn,
Ment vynt nyet u gelycken.
U werdicheit en is nyet kleyn,
Ghy moecht onß vry macken gemeyn
Van sunden, daer wy mit syn gebunden[2].

3. O keyserynne, o gots vrintynne,
ghy siet der hemelen coenynckynne
ende alle der engelen vrouwe.
ghy syt der sunder troesterynne.
bewyst u moderlicke mynne
onß allen, behoet ons vor misfall[en].

4. Geit ons doch by, des bidden wy
in allen noeden wat dat sy,
ende wilt ons nyet begeven.
onß enich toverlaet sydy,
geyn ander troist en weten wy
up erden, dan u, o vrouwe, van werden.

5. Ten was nyet eer van creatuer[3]
dye u mit scriften off figur
te vollen mohte loven[4].
Soe edel siet ghy van natur
ende van sunden alsoe puir
gebleven, all hir in desen leven.

6. Eyn dageraet[5] dye klaer up geit,
eyn sterre des mers dye schone steit,
soe wert ghy duck geheyten.
eyn paradyß voll lusticheit
ende eyn priel[6] van soeticheit
ende lusten, daer got in wolde rusten.

7. Reyn, edel, schoen in des[7] hymmels [troyn,
daer d[r]aget ghy eyn kostel croen
versiert seer suverlicke,
dye heft bereit u lieve soen
ende u gegeven tot eynen loen
wt mynnen, o schoen boven synnen.

8. Wilt ons bystaen ende nyet aeff gaen,
als ons dye felle doit gaet aen
ende onse zele moit scheyden,
ende sy oer vondeniß sall ontfaen
van allen dat sy heft gedaen
gebrecken, ocht wilt dar vor [ons] sprecken.

9. Staet dan bereit mit flyticheit,
bewyst dan u barmherticheit
in der groten noeden
ende onse seel mit u leit
in der vrouden der ewicheit
hir boven, got ende u te loven.

Bl. 15r. Sprüche.

Dye will wesen gemynt
dye laet all dinck als hyt vint.

Ähnlich N. de Pauw, Mnl. gedichten en fragm., s. 651.

Verte te sitten vanden vuyr
ist te wynter harde duer.

Alst all gelopen is ende geronnen,
soe en is hir nyet dan kost gewonnen.

1) dor u = *P*, doit oitmoet *B (unsere fassung)*.
2) = *P*, geboren *B*.
3) nyet — creatur = *P*, nye soe wtter natur *B*.
4) *Zeile nach P*, te voel *(aus* wel *corr.)* moecht louē volle *B*.
5) *Vgl. Arch. v. nl. kerkg, 1886, s. 51.* O dagheraet / Daert al aen staet.
6) *Vgl. Horae belg. II, s. 7:* Maria die is een soet priel.
7) in des = *P*, eyns *B*.

Dye moede is dem maech wael lusten
eyn stede te vynden, daer hy mach rusten.

(15v) Die up vrouwen vast will bouwen,
ick doen hem cont by mynre truwen,
in corter stont het sall hem ruwen.

Halt u reyn ende kent u kleyn, vor wy dat sy,
siet bedeckt ende onbeflect, soe sydy vry,
ende wilt hopen ende herden,
want got wilt dat beter werde.

Bl. 15v. Carmen.
Ich hebbe gedyent myn leven lanck
All om eyn ionfrouwe schoen —

S. D. F. Scheuerleer, Een deuoot ende Profitelyck Boecxken, 1889, s. 69 nr. L und Aanteekeningen s. 330; dort und in den Hor. belg. II, s. 39 und X nr. 109 sieben strophen, unser text hat nur die ersten fünf. In 4, 8 und 5, 6 (onderstant) *stimmt er zum text des Boecxkens. Singweise bei Bäumker, Geistl. lieder (1888), nr. 73.*

Bl. 16r.

1. Gepeyns lygt my soo seer en quelt,
van my en kan icks nyet geweren,
Deß syn myn syn soe seer onstelt,
Der werelt solaes moet ick ontberen.
Het comt te nyet al myn begeren[1],
Want nyet en baet wat ick laboer[2],
Duß moet ick in druck myn herte vorteren:
Ick byn dar in, ick moet dar doer.

2. Den gonst tot u wille ick dragen
dye my doit so duck verwandelen myn bloit.
och moecht ich hem myn lyden klagen
myn herte te lesschen, dat weer my goit.
Ich moet doch derven syn vriuntschap soet,
geyn sloet kan ich geslieten dar vor
twelck my bedroeft hert, syn en moit:
Ich byn dar in, ick moet ꝛc.

3. Ay lacie, ick en weit nyet waert my lyget,
dat hy my scowet die my eerst gemynde.
tis ongeluck dat my bedrieget,
want ick geyn troist aen hem kan vynden.
ick lyde verdriet ende groit ellende
ende anders en kryge ick geyn aventur,
ich hope het sall verkeeren ende eynden:
Ick byn dar in, ic ꝛc.

4. Eer, doeget ende vroude moet hem geschien
dye my laert mynnen tot allen ty[d]en.
Want hy myn daelinge heft aengesien,
hy sall my nu ende altyt verblyden,
mit soeten worden dat herte dorsnyden.
Ach helpt my, lieff, in myn doloer(en),
want ick byn duck in groten lyden:
Ick byn daer in ꝛc.

5. Der nyders tongen hebbent gebrouwen,
dat ick van hem dus bin verdreven.
aen hem staet all myn betruwen
dye my nu schynt te mael begeven.
Ick will nochtans up hopen leven.
Al wort myn leven duck wyle suir,
ten baet geyn suchten off beven:
Ick byn dar in ꝛc.

6. Daer by soe raedick allen iongelingen
Dye gerne ten ewigen leven solden raecken,
dat sy oer synnekens alsoe bedwingen
dat sy te tyt wael moegen laeten
ende halden in allen dyngen maet,
Want suet wort dick verkeert in suir.
dat kan dye wandel duck wyle maecken:
Ich byn daer in ꝛc.

1) begert. 2) laborier.

Vgl. Hor. belg. 11, nr. CL, doch ist es da, wie bei uns später (bl. 98r) ein männerlied, hier, wie str. 2—5 zeigen, ein mädchenlied; str. 5 (zweite hälfte) und str. 6, welch letztere aber gewiss nur geistliche umdichtung des unten bl. 98r verderbt erhaltenen schlusses ist[1], *weichen stark oder ganz von Hoffmanns text ab und str. 4 fehlt daselbst. — 5, 5 beweist der reim* leven : beven, *dass unser text das ursprüng liche bewahrt hat, ebenso 3, 2* gemynde : vynden.

Bl. 17r Eyn ander.

1. Truren moet ich daech ende nacht
ende lyden swaer verlangen,
des lydens neme ick gern verdrach
dat my heft ombefangen.
Verdriet dat comt mich mennichfolt
. . . .
ick en maech des nyet ontgangen.

2. In wat plaetzen dat ich byn
moet ick des lydens wachten.
dar encomt geyn blytschap in,
tsi by dage off nachten.
mit vriesen byn ick all ombevaen
dat cost my alsoe mennige traen,
mer got wilt my versachten.

3. In alle deser werelt wyt
en weyt ick druck te ontfligen.
hir en is nyet anders in deser tyt
dan valscheit ende bedriegen,
want truwe nu is gebleven doit,
dye waerheit is in groter noit,
sy wort bedruckt mit liegen.

4. Och rycker got, hoe wee is my
in deser werelt te wesen!
mocht ick syn van sorgen vry,
so weer myn hert genesen,
mer lacie het is all om nyet,
hir en is nyet anders dan verdriet
ende altoes anxt ende vresen.

5. Druck, lyden moet myn eygen syn,
ick en maeck oech nyet ontfaren,
Maria, dye reyne maget fyn,
wille my altoes bewaren.
si is myn troest all up ertryck,
ick wille oer dyenen getruwelick,
all lefden ick dusent iaeren.

6. Och rycker got, hoe wael lust my
ut deser werelt te schyden!
o Maria, west nu by my
ende wilt myn seel geleiden.
al is myn aventur nu kranck,
als ick come inden engelen sanck,
soe sall lyden van my scheyden.

Unser text ist eine vergeistlichung des zuletzt von F. Duyse a. a. o. s. 684 fg. nr. 185 nach Hor. belg. 11 nr. 147 abgedruckten weltlichen liedes Trueren so moet ick nacht ende doch; *nur die anfangszeile jeder strophe stimmt bei uns sowie in einer 2. vergeistlichung, die Scheurleer a. a. o. s. 164 nr. 133 veröffentlicht hat, mehr oder weniger wörtlich überein mit dem ursprünglichen liedtext.*

Bl. 17v Eyn ander.

Och weer ick in myns vaders lant,
soe endorft ich nyet meer truren. —

S. Hor. belg. X, s. 106 nr. 43; Deutsche hss. in England I, 90 Ms. Phill. 6781 bl. 25r. Die 9. strophe fehlt unserem texte.

1) *Die str. lautet da:*

Dar by raede ick allen iongen gesellen
dye so gerne mit schonen vrouwen bancketieren,
dat sy oer synne alsoe bedwyngen,
dat sys in tyt moegen laeten,
want tsuet verkeert duck int suir,
dat heft gedaen vrou venus maecken. Ic byn so.

Bl. 19r. Sermo.

Vorauf gehen ein paar sinnlose zeilen, die sich für latein ausgeben: Emoldan armagro epire et mule pot *etc., dann:*

Wetet myn alre liefste vriende ende dienen,
als onss dye van sancten et sottinnen bebrieven,
soe sint huyden seer groten feesten ende festinalia,
daer omme doet in geven der williger leesten ende alia.
Soe heb ick gesprocken myn vorgenoemde wordekens in den latyn. —

Schluss: 22r.

Och vor alle geschoren sotte
dye oer gelt nu begynnen te potten
dat si den pot ende tgelt samen
verdryncken moeten mit goyden gesellen amen.

Bl. 22r. De vino *d. h. ein längerer, z. t. auf Isidorus beruhender spruch vom „wein", der mir eines abdruckes wert erscheint. Der verfasser scheint jedesfalls die wirkung des weines gut studiert zu haben.*

Men vynt geschreven inden latyn
dat Noe eerst vant den wyn
mits eynen buck dyet eynen tyden
(22v) vrolicken thuis quam ende blyden.
Noe heft dat gedacht,
syn buyck heft hy gewaecht
ende heften vonden in eyn stat
dar hy wyndruven at;
ende hy gynck staen eten mede,
ende om hoer grote soeticheide
att hier soe vel, dat hy wart saen
droncken | ende wart mit slaep bevaen,
ende als hy wtten slaep bequam,
ende hy des wyngarts kraft vernam,
plante hy wyngart ter mennigen steden
ende dye nae hem quaemen mede.
als si wisten dye groete krachten
ende twonder dat dye wyn all warchte,
soe[1] seyden sy secker[2] sonder spot
dat dye wyn wer secker got,
ende hebben hem over got verheven.
Ysydorus[3] heft ons beschreven
dat in Yndia eyn berch licht,
dar wyngart up te wassen plecht.
dye berch heyt Nysia, ende darnae
soe staet eyn stat, heit Nysa.
In dye stat wart eerst sonder spott
(23r) dye wyn aengebet vor gott.

1) se.

2) *wol zu streichen.*

3) *Etymolog. liber VIII, cap. XI* De diis gentium *nr. 44 (Migne, tom. 82 c. 383).*

daromme is geheyten dus
dye got[1] van desen wyn Nisius.
Ysidorus[2] screff oeck vortan,
dat gots gebelde ende syn gedaen
gemaeckt is wynlick sonder pyn
mit eyn weldigen aensohyn:
Dat te verstaen dat sonder wyn
geyn welde volmaeckt en maech syn.
den[3] got is oeck gemàeckt eyn croen
van wyngartranck harde schoen:
wanne wye den wyn dryncktᵗ[4] by manieren,
hy maeckten blyde ende goydertieren.
Dese got[5] heft oeck all bloit
twee horne vreselick ende groit,
want wye den wyn drinckt sonder maeten,
hy mackten seer ongesaeten,
soe wilt van synnen ende soe bloit,
all hedde hy horne up syn hoeft.
darom is hy geheyten Bacchus,
want hy verwoyden doyt alsus.
Ysydorus[6] heft vor beschreven
int lant dar dese got is verheven
dat hem dye vrouwen all wt ende wtte
(23v) brengen cheyns ende trybuite,
om dat dye wyn duck ende well
vorder seer der Minne spell,
ende [dat hy] oeck is Liber[6] geheyten,
dats te verstaen, wildyt weten,
want hy vryelicke ende zam (!)
der mynnen orden doit bestaen.
dese wyn die dunckt oeck my,
machmen mit rechten heyten vry,
want hy maeckt vry van allen sorgen
ende hy en peynset om geynen morgen.
den mennigen maeckt den wyn bestoven
vry van gelde ende oeck van haven.
dat dye wyn soe well smaeckt,
dat doyt mennigen wesen naeckt.

godynne.

a. a. o.

dan.

wy . . . dryncke̅.

wy.

a. a. o. nr. 43 dicunt enim mulieres ei attributas et vinum propter ex-libidinem *und* Liberum a liberamento appellatum volunt, quod quasi coeundo per eius beneficium emissis seminibus liberentur.

Dese got maeckt oeck des gelycken
mennigen armen man rycke
alsoe hem dunckt, als hy wyn heft,
so is hi der richste dye daer left,
nochtant so moet hy doer dye noet
des anderen dages gaen om syn broit.
Het[1] en maech wael prysen geyn man
wat wonder dye wyn wael wircken kan
ende wat krachten dye wyn heft bynnen:
Keyser, conyngen ende coenyngynnen,
(24r) Papen, leyken, arm ende ryck
ende heylige luyde deß gelyck,
subtyl meisters, groit ende cleyn,
vrouwen, mannen ende all gemeyn
van wat standatsi[2] syn,
sy dryncken all gern goyden wyn.
Ende als si wyn dan hebben bynnen,
soe en kan geyn hert dat versynnen
hoe selsen dat tfolck is van manieren
ende twonder dat sy dan versieren:
Sulc lach[t], sulc roept, sulc speilt, sulc springt,
sulc boliert, sulc danst, sulc singt,
sulc is van vromen wysen raeden,
sulc beroemt hem grote daeden,
sulc seit van synen edelen maegen,
sulc vertelt gesten van olden dagen
ende seit: 'dat wonder heb ick gesien',
sulc en kanß hem nyet ontsien,
hy en moet vrouwen mynnen plegen,
sulc wort stouter dan eyn degen
ende slaet ende vechtet all ontwey,
sulc weynt soe vele[3] sonder wee,
tot hy wort natter dan eyn mest
ende hy en weyt selver wat hem is.
Sulc begert seer dobbel spoell[4],
(24v) ende gaedet hem anders yet dan well,
hy vermalendyt up der steden
got ende alle syn heyligen mede.
Sulc wort lustich ende godertieren,
sulc wort stom van manieren
ende en will eyn wort nyet sprecken,
sulc will alle dynck dan wrecken
ende hem gedenckt dan up der steden
alle quaet dat men hem ye gedede.
Sulc seit onreyn dorper talen,
sulc verwoydet oeck altemaéle

1) Hem. *2)* = stant datsi. *3)* welle. *4)* spoell.

ende nyemant en weit wat hem dert,
sulc waepent hem mit[1] syn swert,
— nochtant en wilt hy nyemant slaen, —
ende sulck wilt vor voets slapen gaen,
ende viel dan dye hemel neder,
hy en solde come ontwaecken weder[2].
sulc wort heylich ende bidt seer
ende roept aen got, onsen heer,
als off eyn goyde vrydach weer.
sulc is oeck dats openbaer,
wat hy gulft off wat hy dryncktt,
synen dorst en wort nyet gemynret,
hy en sye soe voll dat weder keer.
(25r) Sulc wort soe vreck by onsen heer,
all heddj all des heren gelt van Alen[3]
hy ensolde syn gelaech nyet betalen,
hy liet lever schoeren uutten lyve.
Sulc wort so milde ende soe ryve,
dat hy ewech geft wat hy heft.
Ick meyne nyemant soe wyß en left
dye kan volprysen in synen moit
wat dye wyn all wonders doit:
want wyn kan siecke herten laven,
wyn doyt alde quenen draven
ende verhoeget oer traege leden,
wyn maeck[t] eyn mans herte meede
subtyl ende tot allen dyngen koen,
wyn vecht seer daert is te doyn,
wyn doyt blynde ende croppel spryngen,
wyn doyt droeve herten syngen,
wyn is van mennigerleie boeten,
grote wonden ende onsoete
can dye wyn oeck wael genesen.
hir by endunckt my nyet wesen
wonder, alst was hir te voeren,
desen wyn wy got verkoeren.
(25v) Dye will dye halde my onversoecht[4],
my dunckt wyn maech bat[5] wesen got
dan enige dynck up ertryck,
want den got van hymmelryck
dye boven alle goeden is heer,

[1]) eñ.
[2]) werdē.
[3]) *Ein städtlein* Alen *findet sich nach Zedler, Universal-lexikon I, 1126 in* [...]*e von Münster.*
[4]) onuersucht.
[5]) wael.

doyt desen got meere eer
ende vrouwe[n] Ceres der goedynne
vur alle dat ertryck heft bynnen,
want hy syn vleissche ende syn bloit,
gelich heit in Marien [s]loit
mit synre gotheit overeyn,
dagelicks doyt s[ch]yn in desen tweyn,
dat sy mit hem eyn got syn:
beyde in broyde ende in wyn
soe maecktmen theylige sacrament.
Hir by is openbaer bekent,
dat dese twee sonder gelycken
naeste gode syn up ertrycke.
Daromme sullen wy bidden allegader
onsen heren got, den hymmelschen vader,
dat [ons] Bacchus ende Ceres
dye godynne vanden korne is,
verlenen moten eeren alle onß leven,
(26r) dat ons nyet en moet begeven
go[i]t tarwe, broit ende wyn,
nooit[1] dursen[2] in [onsen?] dagen syn. Amen.

Bl. 26r. Eine gruppe von gereimten sprüchen unter dem titel Celans amorem conqueritur; *ich führe nur auf:*

Anfang Helpt got, wye kan geraecken,
van lyden vrouden gemaecken.
Dat lyden comt soe mennichfalt,
dat maeckt myn ionge hert seer alt.
(27r) O wael ist eyn salich lieff,
den syn lieff is als eyn brieff
gesloten ende wael vast besegelt,
dye der liefden nyet en melt,
dye kan liefden dragen ende swygen,
oer lyeff heymelick trouwe bewysen.

Schluss: In den water nyet en swommen
soe voel vische, noch in kommen
byen in eyn kaer[f], noch loepen
wilder hasen sonder knopen
opden velde, als daer is
lydens voel in mynnen twist.

Bl. 28r. Carmen aliud.
Mit drovigen moyde vrolick te syn
dat is seer pynlick up mynen eit. —

5 siebenzeilige strophen; unser text zeigt keine bemerkenswerten abweichungen von dem abdrucke in Hor. belg. X, nr. 35.

1) moit.
2) = *dursten.*

?9r. *Lied:* Ick will my selven troesten
ende maecken eynen moet. —
ıchtzeilige strophen; vgl. Hor. belg. X, nr. 62 und 63 (H); obiger text
:h enger an nr. 63, jedoch ist die strophenfolge eine andere (unserer reihe
präche Hor. belg. nr. 63: 1, 2, 0, 3, 4, 7, 8, 5, 6, 9), str. 6 (= 7) ist
verderbt, str. 3 ganz neu. Sie stimmt zu der von Hölscher (H[1]*), Ndd.*
'eder (1854) als nr. 36 gedruckten fassung, die aber kürzer ist und vielfach
ı geht; vgl. auch Bäumker a. a. o. nr. 75. Ich lasse str. 3 und 6 folgen:
(= H[1] *3—4).* Hadde ick in mynen lyden
here Jhesum wer my goyt,
Soe wolde ick my verblyden
in mynen wederspoet
Ende hopen ende verblyden[1],
des lydens wort noch raet;
woe licht is my myn hertekyn
als lyden van my gaet.
Str. 6. By my soe maech men mircken,
wye mennich edel hert stolt
dat syn natur moet krencken,
all sette daer up golt.[2]
Het[3] spruten an der heyden
dye bloemkens ionck ende alt,
ich ligge hir aerm gevangen
van lyden soe werde ick olt.
ehängt ist ein stossseufzer:
Het is dye zoete Jhesus alleyn
Dye my verblyden mach,
Der mynschen troist is kleyn,
Dat voel ich all den dach.
?0r. Carmen aliud.
1. Ten is geyn rust in der tyt
verdriet dat doet my syngen,
Ick byn gesterckt in myn jolyt[4]
mit deser ertscher mynnen.
2. Help rycker got, my is soe wee
myn herte sall myte brecken
van ruwen ende van truren[5] ontwe
en kans nyet wt gesprecken

lyden *mit H*[1].
erderbt auch in H[1]*:* Hyr by somach men mercken
wu eth mannich herteken geit,
dat syne natuer moet krencken
als eth nergent up en steit.
ˈat, *auch H liest:* dat sprutet, *H*[1] Idt spruten.
IW Ick was bestricket in minen ghedachten (myn ghedacht), *H*[1] . . . in
ne.
ruwe, *H* droevicheiden, *W* treurigheyt.

3. Ick soeck solaes ende soeticheit
in mynnen der creaturen,
doe ick dye waerheit ondervant,
ten mocht nyet altoes duyren.

4. Och bloyende joecht voll ydelheyt,
siet aen mit vroden synnen,
sy hebben soe mennighe tegenheit
dye staen nae ertschen mynnen.

5. Syet, si leven corte iaeren
dye nu hebben der mynnen spoet
ende sy moten haestelicken vervaren,
och dat doit der bitter doit.

6. Ick solde gerne mynnen dat hoechste goit
ende laten alle creaturen,
nu sweret my myns herten bloit
ende drucket myn naturen.

7. Myn herteken is soe seer gewont,
ten kan nyet wael genesen,
ick byn bedrucket in mynen gront,
ick maech wael drovich wesen.

8. Och droefheit is in my so groet,
si heft myn herte dorstecken,
si doit my quellen all totter doit
en ders nyet all wtsprecken.

9. Mit droven herten ende blyden s[ch]yn
moet ick my duckwyle vinsen,
dat is nochtans soe grote pyn
als mallich wael mach peynsen.

10. Ick ligge te velde by (dye) dach ende nacht
myn vyanden willen my deren,
sy slaen up my soe mennigen slaech,
en kans nyet langer verweren.

11. Comt my te hulpen soete lieff
ick byn in stryde van bynnen,
myn vyant loept om my als eyn dieff,
aen u steit myn verwynnen.

12. Nu wille ick doch sterven leeren
ende all dynck varen laen[1]
ende my tot Jhesum keeren,
och ick byn mit druck bevaen.[2]

1) laetē.
2) begotē.

13. O edel, hell natur
wye deistu my so wee[1],
ick moet doch sterven leeren,
ouch breck myn hert ontwee.

In abweichender fassung (H) steht das lied Hor. belg. X nr. 69 Help rike here , wi is so wee *(= oben str. 2) mit nur 11 str. — Näher stehen die fassungen bei* ...scher *a. a. o. nr. 38 mit 14 str. (H¹) und die in* Een suyverlick boecxken ... maeckt ... by ... Tonis Harmansz van Warvershoef ... Amstelredam / ten huyse Harman Janß Muller o. J. *(exemplar auf dem Brit. mus.) (W) 20 str. mit der gesprochenen tendenz, die reime zu glätten. Die + str. stehen: je eine hinter 8, 11, vier hinter 13. Vgl. noch Ms. phill. 6781 bl. 37r.*

Bl. 31r. Aliud: Ic hoerden up eynen morgen stont
dat scheyden so seer beklagen,
scheyden heft myn hert dorwont
gebracht tot groten iagen.

9 vierzeilige str.; vgl. Hor. belg. X nr. 51 und 52; unser text folgt nr. 51, ...*a hat er str. 6 mit nr. 51 gemein, während str. 4 aus nr. 52 fehlt; außerdem* ...*t sich reimglättende tendenz: so str. 1* beklagen : iagen, *str. 5, 3 (= 7, 3 in nr. 52)* heft bedruckt soe mennigen man : can, *str. 9, 1* Got geve, dat hy moet syn ver...t : gedicht *(vgl. nr. 51 str. 9).*

Bl. 32r. Carmen notabile.

1. Eyn vrolick nü liet
tis beter yet dan niet.
Ho byn ick in dit verdriet?
Ick en derse noemen nyet,
Ich hebse lang gefryet.
Sall ickse moten derven,
so sall ick van ruwe sterven.

2. Wartoe, wartoe, wartoe
van mynnen ick verwoe!
wat dyngen dat ick doe
van eten, van drynoken ic nyet engroe,
my is, ick en weit nyet hoe.
eya lacy! ic arme bluts,
soe iamerlick heb ick dye muts.

3. Dye tyt valt my te lange,
myn herte is soe bevangen
plats midden in den drangen.
ist dat geyn troesten ontfange,
ick sterve mitten gangen.
Ick hebbe wael dusent wecke
aldus den block gaen sleypen.

4. Ho come ic in desen moras?
ick byn soe quaelick te paß,
(32v) ick sitte tusschen twee stoelen in dye asse,
nochtan soe heb ick geldeken in myn tasse
dwilck ick verquyß, verquaß
ende all mit schonen vrouwen,
nyet voel en sall ick behouwen.

5. Mer wat ick hale off janck
si singet[2] all eynen sanck,
si settet my up Hugen banck[3],
mer wat si doit, ic nemt in danck.
ick[4] doeget all van kant,
ick slacht den luyden van Tuylle
voir tgaet[5] gae ic huylen.

6. Ten baet geyn draven off lopen.
dye muts moet ick daer knopen,
ick byn daer in gecropen,
Synt Torys vissop heb ic gesopen.
ic byn dar in gedocken,
wat listen dat ick soecken,
ick blyve plat in den hoicken.

1) *W.* Och Iesus alderlieftste Heer / Hoe doet my sterven aldus wee, *H (8)* ... edele joghet, och edele joghet, hoe doedi mi dus sere, *dann unsere zeilen in Ordnung 4, 3; ganz verschieden H¹ str. 14.* 2) swiget. 3) *Vgl. E. Verwys, Van* ...*euwen ende van Minne (1871) s. 36, v. 60:* Ghi set uwen man up Hugen banc *und* ...*ar s. 132; ders. Mnl. Woordenboek I, 730 fg.; den dort angeführten sinn: 'jemand* ... *hahnrei machen' kann es bei uns nicht haben.* 4) sy. 5) tgaetgait ic gae.

7. Sy holt myn hert so vast,
dat is my den meisten last,
ic byn oer eyn onwert gast,
want sy up my nyet en past.
ick[1] slacht den erden(?) quast,
ich byn voel nauwer den ich klauwen (?),
ic maech myn hoeft wael krouwen.

8. Hoer herte is alte mael[e]
van yser ende van stael[e].
Och, sall ick noch langer dwaelen?
och ley der doyt, will my dooh halen
all sonder langen dralen.
voel liever weer ick doet
dan te blyven in deser noit.

9. Myn hert wilt my beswyc
wtten lande will ick slycken
ende nummermeer omme kycke
al byn ic arm, ic sall noch[2] ry
ic will nu van oer strycken.
ade, myn wtvercoren,
ic en gefs nyet all verloren.

10. Si heft my aen gesien
dat ick oer gonste plien,
sy en mochtet nyet gesien
dat ic van oer sold vlien.
sy spraeck: 'ten [moet] nyet g
het vint nu alleyns[3],
wy syns geworden eyns'.

11. All om dye liefste myn
so willick vrolick syn.
schinckt in den coelen wyn,
ich byn verloest wt alre pyn
alsoe het wael is aenschyn.
laet spoelen up dye luyte,
dye vroude moet all wtte.

und 12. Dye dit lietken heft gemackt,
all ist nyet wael geraeckt,
och dat ghyß nyet en laecht,
want hy alsoe gern slaept.

Mit demselben anfang (1. z. 1—2) ein geistliches lied bei Scheur s. 260 nr. CCXXVII, auch da 11 siebenzeilige strophen mit demselben

Bl. 33v. Aliud.

1. VE[r]koren Lysken / west doch wysken /
syet hoe ghy dwaelt.
Ghy loept upt ysken / broesch alst rysken /
den syn verstaet.

2. In uwen wegen / te schulen plegen /
der eeren laghers.
weynt te degen[4] / eer ghy verslegen /
wert, schuwet iagers.

3. Gaedj vort / u naecket mort /
dus keert te tyt.
ghy siet verdoert / ic siet, ic hoer /
dat iaemert my.

4. Tgheruft doit slaet / der eeren smaet /
off seer smert.
mennich is versmaet / dye nye der daet /
beschuldiget wae[rt].

2) nyet. 3) *Die zeile scheint verderbt:* men

5. Tgelt aensiet / dat men u biet /
voir uwer waer.
tis dran geschiet / dat lange verdriet /
en druckt soe swaer.

6. Condj nyet leven / ende lieff begeven /
hond u aen eyn,
wes gront is even / ende leert nyet weven /
denckt hoe ic[t] meyn.

7. Hertkens reyn / myntmen gemeyn /
gern ysmen by,
mer wye syn been / quetst aenden steen /
men seyt hem tfy.

8. O kendyer eyn / wies lever gheen /
en left up erden,
wert ia off neyn / van synen meyn /
scuwt wel gebierden.

9. Om hylick mynnen / en cost geyn synnen /
want tpat is recht,
mer dy van bynnen / loesheit spynnen /
syn seer geflecht.

10. Sy geven loen / dye teynd is hoen /
sy decket net.
der eeren kroen / staet alsoe schoen /
doch hir up let.

11. Veel comen, gaen / doyt . . . . ontfaen /
ende bryngt eyn verre.
dye tpec taest aen / besmet hem saen /
spreckt eyn wyß leer[re].

12. Men vynt sulc knecht / dye gan wt lecht /
dar men eyns ghert.
men geft hem plecht / als comt int recht /
dan snyt dat swert.

13. Doetet best / vorsiet dat leste /
denckt om den wynter,
loept oest noch west / in doegden west /
dit raet u Splinter.

Der name Splinter ist als der des helden eines Eulenspiegelartigen schwankes ι: 'Ja Splinters Testament' (s. N. de Pauw, Mnl. gedichten s. 684), der ˊ 2. hälfte des 16. jhd. stammen wird; eine namensentlehnung daraus wäre cht unmöglich. Einzelne stellen des gedichtes, wie 8, 3—4, 10, 4, 11, 1—2 ir unklar geblieben.

Bl. 34v.

:elp got, wye maech dit wesen,
at ich soe trurich byn?
:h heb eyn wtgelesen,
r staet in mynen syn:

Ick en kan oer nyet vergeten,
wo duck dat ic my pyn,
wat will ick my vermeten?
druck moet myn eygen syn.

15 achtzeilige strophen, doch von der 14. nur die ersten 4 zeilen und auch diese verderbt. — Der vollständige text aus Hor. belg. XI (Antw. lb.), nr. 141 wiedergedruckt von F. v. Duyse a. a. o. s. 287 nr. 52; angezogen auch Tydschr. X, s. 195 durch J. Bolte aus dem Amsterd. lb. von 1589 bl. 136 b. Legen wir die Antw. fassung zu grunde, so ist die strophenanordnung unseres textes = Antw. 1—5, 8, 7, 6, 9, 12 (nur 2. hälfte übereinstimmend), 11, 14, 13 (wieder nur 2. hälfte); es fehlt also Antw. 10 und 15, dafür folgt hinter str. 13 das oben erwähnte rudiment und dann eine neue schlussstrophe. Wichtige abweichungen (ich gebe die strophen-nr. unseres textes (B), wo sie nicht mit der Antw. übereinkommt, in klammern);

2, 1—5 Schoen lieff, ic moet v clagen,
ick bidde u toernt u nyet,
wo maech u dat behagen
[t]van u is my geschiet?
Ick heb u wtverkoren

3, 1—2 Swich stille myn lever geselle,
ghy tret te diep int kryt
4—5 dat ghi dus drovich syt.
ghy siet so schoen van worden

4, 1—2 Schoen leff, moet ick dan swygen
ende sprecken nyet eyn wort
5—6 seer still soe willick dragen
u liefde in herte myn

5, 1 Ghy siet von schoenen worden
5 ghy dracht bedroch in uwen herten
7 ledt ghy om mynen will smerten

6 (8), 4—6 ernst wort wael naemals spell.
ick hop dat sall noch keeren,
all spelt ghy my fenyn

7, 3—5 ghy meynt myn hert te pramen,
den wech is uch onbekant
dat ghy meynt in tetreden

11, 1 Geselle laet truren varen (: gevangen!)
5 siet hoesch in allen eynden (: vynden)

12 (10), 1—5 Jae, myn wtvercoren,
so wat my daer aeff queem,
het weer druck, lyden off tornen,
dat weer my all alleyns.
v frundelick aenschouwen

13, 1—5 Ich will my oech verblyden
by dyr gesellekyn myn,
all kriege ich druck off lyden,
ic sall dyn eygen syn.
want mit vrouw Venus straelen

14 (12), 1—2 Nu wille ick vroude dryven *(vgl. Antw. 13, 1)*
dat my myn druck vergae
5—6 tru is geloent mit truwen (: ruwen)
var hyn myns herten pyn.

Was in B noch auf 13 folgt, lautet:

*14** Dat hebbe myn alre liefste
her daer is och myn goit
ick byn tot uwen besten
al sold ick lyden noyt
. . . . } *fehlen.*

*15** Dye dit lietken heft gedicht
dat was eyn edel clerck,
hi hadde sich oech begeven
in eyn soe eyngen perck.
Dar is hy doer gedrongen,
ho sherp dat mit hem stont,
ick raede allen iongen
dat sy dragen eynen hoeschen mont.

Bl. 36ᵛ. Eyn ander.

Zu dieser gereimten 'Bedeutung der blätter und blumen' vgl. man die prosen) J. Grimm; Altd. wälder I, 131—58, b) Liederbuch der Clara Hätzlerin, s. 171 r. 22, deren verhältnis zueinander allerdings ein viel engeres ist als zu unserem mir an mehreren stellen dunkel gebliebenen) text.

Min wart gevraecht altehant
wye het om dye lover weer gegaen (*l.* gewant):
bircken harde dwynget,
espen mit anxten mynt,
(37ʳ) hagedorn[1] ist vast ende gestede,
wye noe (= node) dat hy dye boesheit dede!
Kersboem weit syn lieff in groter noit,
mespelboem is te mael troeste laß (*l.* bloit).
wye draget hulsen, di ys van lyeven weer
des is hy selden sonder hertzen (!) zeer.
willigen syn lieff verloren hefft,
pepelen groit verlangen heft,
eycken haert ende weder streft,
boecken int gemeyn left,
varn left sonder noit,
wynloeff dreget happen (*l.* hopen?) groit,
dye linde claget, oer verlanget te hant,
nyttelen is in liefden verbrant,

1) Die deutung stimmt besser zum masholder, der in den prosen ebenfalls an 3. stelle steht; man beachte auch, dass hagedorn bei uns noch einmal auftritt.

boesboet (?) hopt te verwynen ongefall[1],
wye draget dye edel rose fyn
dye en will der lefster nummer weder syn,
wye mit ackyleyen is bestickt of fyolen
dye moetmen syns liefkens wille te welen[2].
wye lilach draget[3], dye is seer lieflick vereynicht.
laetboem (?) dy heft geeyndet,
wye medesoeten draget, dy heft vercoren,
wye wortelen draget, dy heft syn lief verloren,

(37v) barmberen loeff, dye left in noet,
daromme hy syn lieff myden moet,
wie picberen draget dye is bedrogen,
hagedorn, dye is der mynnen aeff [getogen?],
sledorn hart eȳ sȳ mȳ (?)[4]
brow9 (?) blomen[5] den is syn troest gar kleyn.

Bl. 37v. *Eine reihe gereimter sprüche unter der überschrift* Notabile (!) doctrina.

Anfang: Boven allen dyngen suldj got mynnen
ende darnae u selven kennen,
ende uwen even kristen mynschen quit u selfs scholt
ende uwen vrunt syt ommer holt.

*Bl. 37*r.* Interogatio cum responsoribus.

Anfang: Eyn vraege is, wen got meiste mynt?
den genen den hy oitmoedich vynt.

Wye syn die liefste vrunde onß heren?
dye hir van sunden tot goydo kerren.

Schluss: (38r) Segt, hoe ment best dye sunden vliet?
mit datmen got mynt ende ontsiet.

Wye synse dye tbest vrede verkrygen?
dye konnen sien, hoeren ende swygen.

Bl. 38r. De fistulatore.

Anfang: Ich quam gegaen up eynre statt
daer eyn drovich pyper satt —

Schluss: (39r) hy solde seer wael konnen pypen
dye pypen solde sonder begrypen.

Bl. 39r. De vino; *ein lat.-ndl. mischgedicht, vielfach verderbt überliefert. Es wird genügen anfang und ende mitzuteilen.*

1) *Dahinter scheint die reimzeile ausgefallen zu sein.*

2) *verderbt etwa:* dye moythem *(bemüht sich)* .... te doene (?). *Jedesfalls bedeutet darnach auch Grimms* fielgote *(33) viole und nicht: vielgut.*

3) lelick doncket: *der schreiber nahm* lilack *(= engl.* lilac, *unser* holder, hollunder *s. Grimms nr. 24) für* lelick = *hässlich und änderte darnach auch das verb.*

4) *etwa:* dye halt syn mynne reyn?

5) vrouwenblomen? *aber welche hiesse so?*

Anno fit hoc memoriale
vander groter mildicheit,
canamus cum leticia,
got sy loff in ewicheit!
Jam exortum est in vite
eyn drenstey (?) edel ende klaer
quo formatur ..... vite
scriyen dye meisters openbaer.

Est celi ros dulcissimus
als ons scrift dye psalmist
Liquorum suavissimus
men vynt oeck dat also is.
Miris modis est probatum,
mechtich is hy van dugden,
celitus hoc est [nobis] datum
hi bringt onß voel geneechten.

Schluss: *(40r)* Mit maeten willen wy dryncken
den edelen rynschen wyn
ende altyt gots gedencken,
geloeft so moet hy syn.

Anhängsel: Vinum dat festum,
frigus convertit in estum,
letificat mestum,
miserumque reddit honestum
Vina valent fanti
cerivisia lante cubanti,
fons valet oranti
sed medo basia danti.

Bll. 40r—43r. Sprüche, die sich auf Minne *beziehen, in form von fragen am rande beigefügten antworten. Einige derselben finden sich schon bl. 7rv rer hs. Zum teil entsprechen sie den nr. 22—40 der von E. Verwys, Van en ende van minne (1871) s. 37—51 unter dem titel* Der Minnen guet *abgekten spruchsammlung, zum andern teil bringen sie neues gut; dieses sowie etsame abweichungen von Verwys' text teile ich mit:*

Mynre dye hoger mynnen plegen
Welck ist dinck dat men segt
dat profist geft all goit
ende eerst aeff geit in der noit?
Schoen sprecken.

Vgl. Verwys nr. 22, zeile 3 fehlt.

Hoe maech weten yelken ionfrouwe etc.

Vgl. nr. 25; die dort fehlende antwort lautet bei uns: dats by truwen.

Segt my, wer is dye man
meer verfrouwet, bericht my dan,
als hy biddet om dye mynne
off als hyse heft van gewyn?
als hy biddet.

Vgl. nr. 26, auch hier fehlt die antwort.

Welick heddj liefste van desen dyngen,
eyn korte genoecht dye bald vergynge
dan van uwen lieven langen hoep,
daer geyn genucht wt en dropt?
eyn corte genoecht.

Vgl. nr. 31; unser text bestätigt die conjectur von Verwys in z. 2 (verginghe) *gibt die dort fehlende antwort.*

(40v) Oft alsoe weer dat u dye schone etc.

Vgl. nr. 27, unser text stark verderbt, doch gibt er die antwort: Ich meer dor oer.

Off ghy gemynt het eyn ionfrou etc.

Vgl. nr. 29, die fehlende antwort lautet: In beruweniß (berouwe).

Off ghy hadt in uwen synne etc.

Vgl. nr. 28; antwort wie hier: neyn ic nycht.

(41r) Sey my dye waerheit nu ter uren etc.

Vgl. nr. 30, die hier fehlende antwort lautet bei uns: Ick darinne ende by daer wt.

Welcke is dat meiste profyt
dat dye mynne geft tot alre tyt? > wael helen.

Vgl. nr. 32, antwort fehlt.

Wat is dye meiste fruntelickheit
daer dye mynste baet aen ligget? > eyns kussen.

Vgl. nr. 34; ohne antwort; auch bl. 7r.

Wat ist meyste (l. mynste) dinc van mynnen
dattet hert meyste verblyt van bynen? > frundelic aensien

Vgl. nr. 33, antwort fehlt; auch bl. 7r.

Wat duet dye mynre lange syn
aen dye mynne segget my den syn? > hoescheit.

Nu segget my ende doit my bekennen
dat fundement van rechter mynnen. > getruheit.

Vgl. nr. 35 ohne antwort.

(41v) Welick is der slotel darmen mede
der mynnen raeckt tot elicken stede? > loen der mynnen.

Nicht dasselbe wie nr. 38; dieselbe antwort in nr. 39.

Wye syn dye van der mynnen
vynden loen ende troist gewynnen?

Antwort: dat syn dye hem halden in reynicheit
ende volstaen in truwicheit.

War mede is men van mynnen meiste
best verseckert ende ongefreest? > be gestedicheit.

Vgl. nr. 36 ohne antwort.

Segget my gesellen den rechten syn
wat is volcomen mynne?

Antwort: dats twee van eynen syn.

Want comt gerechte mynne
den mynres inden syn? > van naturlicker maneren.

Comt sy anders nirgens by
dan by naturen, berichtes my? > ja bi behagen.

Is dar nyet noch eyn saeck
dye dye mynne maeckt? > ja schoende, hoescheit ende duegden.

Welcke is dye rechte mynne saen
van desen dryen sonder waen? > gestedicheit.

Wilcke is den sloetel darmen mede
dye mynne ontslut tot elcken stede? > hoescheit.

l. nr. 38, antwort fehlt.

Wats der wechter der mynnen, raet,
dye die mynne beschirmt vor noet? > schemelheit.

l. nr. 40.

(42r) Wat doet dye mynne vaste staen
dye duck wyle anders sold vergaen? > reynicheit.

Segt my, wat is der mynnen dranck
dye die mynne hilt in bedwanck? > verlangen.

Wat is dye spyse dar si by left
als si den dranck gedroncken heft? > hoepen.

Seggt my, wat is der mynnen leit
daer si altyt mit is gekleyt? > arbeit.

Wat is dye meiste liste
dye dye mynne in noeden eerst mist? > wael vertalen.

ch bl. 7v).

War by wortmen eerst gewaer
sonder beraet der mynnen claer? > bi verroeten verlesen.

Wye weit men off si rechte staet
dye rechte liefde sonder quaet? > bi voel pynen ende suchten.

Wer is dye mynne meer, segt mi dit
als men vercrycht off als men bit? > als men bit.

Wanneer machmen vrouwen bynden
als sie soecken off alsi vynden? > als sy vynden.

Segt my wat is der mynnen beist
ten eersten dat vergeit int lest? > vrolickheit.

ch bl. 7v).

Wye maech weten elicke ionfrou
off oer vrunt oeck is getrouw? > bi fruntlick berispen.

Segt my wat doyt dye minne vergaen
dye duck wyle solde blyven staen? > der nyder clapp[en].

ch bl. 7v).

(42v) Wat is dat dynck dat dye mynre
mennigen beroeft der synne? > waen hoep.

Nu segt my doch, ich bidde u bloit,
welick is der mynnen doit? > verkalden.

ch bl. 7v.

ch ein paar unbedeutenden reimsprüchen von 2—4 zeilen, die ich über-
t unter der überschrift De beata virgine *bll. 43r—47r die schon oben*
) herausgehobene sammlung von liebesgrüssen usw.

(Fortsetzung folgt.)

DON. ROBERT PRIEBSCH.

ÜBER EINIGE BISHER UNBEKANNTE LATEINISCHE FASSUNGEN VON PREDIGTEN DES MEISTERS ECKEHART.

(Schluss.)

II. Beati pauperes spiritu.

Die predigt „*Beati pauperes spiritu*“ ist deutsch nur durch die beiden Tauler drucke (Basel 1521. 22) überliefert.

IIa. Deutsch.

Beati pauperes spiritu, quia ipsorum est regnum caelorum (*Math. 5, 3*). Diu sêlikeit tet ûf irn munt der wîsheit und sprach 'sêlic sint die armen des geistes, daz himelrîche ist ir'. Alle engel und alle heiligen und allez daz ie geborn wart, daz muoz swîgen, wenne disiu êwige wîsheit des vaters sprichet, wan alliu diu wîsheit der engele und aller creatûren daz ist ein lûter niht vor der wîsheit gotes, diu gruntlôs ist. Disiu wîsheit hât gesprochen, daz die armen sêlic sîn. Nû ist zweierhande armuot. Diu ein ist ein ûzwendigiu armuot unde diu ist guot und ist sêre ze lobenne an dem menschen, der ez mit willen tuot durch die minne unsers herren Jesu Christi, wan er si selber geüebet hât ûf ertrîche. Von dirre armuot wil ich niht mê sprechen. Mêr: ez ist noch ein ander armuot, ein innewendigiu armuot, von der diz wort unsers herren verstanden wirt, sô er sprichet 'sêlic sint die armen des geistes oder von geiste'.

Nû bit ich iuch, daz ir alsô sîent, daz ir alsô verstandent dise rede, wan ich sage iu in der êwigen wârheit, ir ensîent denne gelîch dirre wârheit, von der wir nû sprechen, sô mügent ir mich niht verstên. Etlîche liute hânt mich gefraget, waz armuot sî? Hier zuo wellen wir antwürten.

Bischof Albrecht sprichet, daz diz sî ein arm mensche, der niht habe ge-

IIb. Lateinisch.

Beati pauperes spiritu, quia ipsorum est regnum caelorum. Mathaei quarto (!) Eterna felicitas aperuit os divinae sapientiae et prorupit in haec verba. Unde ut supra: Beati pauperes, quia ipsorum est regnum caelorum. Omnes angeli et omnes sancti et omne quod natum est, silebit, quum illa summa sapientia dei patris loquitur, quod omnis sapientia ab (!) angelorum et hominum sive omnium creaturarum in cooperatione profundissimae sapientiae stulciari est. Et illa sapientia locuta est istud verbum ut supra: beati pauperes spiritu. Est autem notandum quod duplex est paupertas: scilicet paupertas exterior et paupertas interior. Sed prima paupertas, scilicet exterior bona est homini et laudabilis illi, qui istam libenter et patienter suffert et voluntarie ob amorem domini nostri Jhesu Christi, qui et paupertatem dilexit et sustinuit in suo tempore et de ista paupertate non est ad praesens nostra est (!) intentio inclinata. Sed secunda pauperta est scilicet interior, illa est ista paupertas, de qua dei sapientia loquitur dicens: beati pauperes spiritu.

Supplica (*für* supplico) ergo nobis, quatenus ita scitis, ut intelligatis ista verba, quae locutus sum nobis, quae sit aeterna veritas. Et ego dico vobis in veritate, quod isti assimilantur veritati, qui etiam ista vivunt, de quibus pro nunc locuturi sumus. Et cum timeo, cum vobis locutus fuero, vos non posse me intelligere quo adversum veritati (!) verbum, modo oritur

31. qui*n* etiam ista*m* vivunt?

18. geüebet: gehebt *Tl 1. 2.* — 27. : alsô (*vor* verstandent) *fehlt Tl 1. 2.*

IIa. Deutsch.

nüegede von allen dingen, diu got ie geschuof, und diz ist wol gesprochen. Aber wir sprechen noch baz unde nemen armuot in einer hœhern wîse. Daz ist ein armer mensche, der niht enwil und niht enweiz unde niht enhât. Von disen drîn puncten wil ich sprechen.

Zem êrsten sô heizet daz ein arm mensche, der niht enwil. Disen sin verstênt etlîche liute niht wol; daz sint die liute, die sich behaltent mit eigenschaft in penitencie und ûzwendiger üebunge (daz die liute für grôz geahtet sint, des erbarme got!) unde si bekennent doch sô wênic der götlîchen wârheit. Dise menschen heizent heilic von den ûzwendigen bilden, aber von innen sint si esel, wan si verstênt niht den underscheit götlîcher wârheit. Dise menschen sprechent, daz sî ein arm mensche, der niht enwil. Daz bewîsent sie alsô, daz der mensche alsô sî, daz er niemer mê erfülle sînen willen an dekeinen dingen, mêr: daz er dar nâch stellen sol, daz er erfülle den allerliebesten willen gotes. Dise menschen sint niht übel daran, wan ir meinunge ist guot; hier umbe süllen wir sie loben: got behalte sie unde sîn barmeherzikeit. Aber ich spriche bî guoter wârheit, daz dise menschen niht sint arme menschen noch armen menschen gelîch. Sie sint grôz geahtet in der liute ougen, die sich niht bezzers verstênt. Doch spriche ich,

IIb. Lateinisch.

quaestio expeditius. Et quaeritur, quod sit paupertas in se et quis sit pauper homo. Ad quod respondebat egregius magister dominus Albertus episcopus dicens: iste dicitur pauper homo, qui nihil habet nec sufficiencia (!) de omni re a deo creata. Et istud bonum dictum. Sed melius accipiamus paupertatem summo modo: item iste dicitur esse pauper homo, qui nihil vult et nihil scit et nihil habet et de istis tribus articulis propono loqui. Supplico ergo vobis ut intelligatis istam nudam veritatem et si non intelligatis, item nolite per ipsam occupari. Propono enim loqui ita clare de veritate, quod pauci sunt, qui non intelligere possunt in suis conscientiis.

De primo sic praedicamus: ille est pauper, qui nihil vult. Sensum istius verbi multi intelligunt, sed non bene. Et sunt illi, qui sunt in poenitentia cum proprietate et tenent se sub poenitentia cum proprietate et exercicio exteriori. Et mirum est, quod isti audent orationes (? *hs.* orēnes) suas magnas aestimare et compatior illis hominibus, qui ita parve cognoscunt divinam veritatem et tamen illi appellantur sancti propter exteriores imagines. Sed interius nullius intelligentiae sunt tanquam brutum animal, quod nesciunt intelligere distinctionem divinae veritatis. Et illi dicunt, quod isti sunt pauper (!) qui nihil vult et probant sic: pauper nunquam debet implere suam voluntatem in aliqua re, sed spiritus debet esse paratus, qualiter possit adimplere summam dei voluntatem. Et tales sunt in bono proposito, quod intentio eorum bona est et immo laudandi sunt. Deus praestabit eis regnum caelorum de sua misericordia. Sed in veritate isti non sunt pauperes, ut similes et pauperibus licet in oculis hominum boni appareant, qui melius nesciunt. Sed ego

16. non *fehlt hs.*

5. arm mensche daz *Tl 1. 2.* — 18. 30. armer *Tl 1. 2.* — 34. aller: *fehlt Tl 1. 2.* — volge *Tl 1. 2. Pf.*

IIa. Deutsch.

daz sie esel sint, die niht verstênt götlîcher wârheit. Mit guoten meinungen mügent sie vil lîhte haben daz himelrîche, aber von dirre armuot, von der ich iezuo sagen wil, dâ wizzent sie nihtes von.

Der mich nû fragete, waz denne sî ein arm mensche, daz niht enwil, dar zuo antwürte ich unde spriche alsô. Alsô lange daz der mensche hât daz, daz in sînem willen ist unde daz sîn wille ist, daz er wil erfüllen den allerliebesten willen gotes, der mensche hât niht armuot, von der wir sprechen wellen, wan dirre mensche hât einen willen, mit dem er genuoc wil sîn dem willen gotes, unde daz enist niht reht. Wan sol der mensche wêrlîche arm sîn, sô sol er sînes geschaffenen willen alsô ledic sîn, als er was, dô er niht enwas. Und ich sage iu bî der êwigen wârheit, als lange ir willen hânt ze erfüllende den willen gotes und iht begerunge hânt der êwikeit unde gotes, alsô lange sint ir niht rehte arm; wan daz ist ein arm mensche, der niht enwil noch niht bekennet noch niht begert.

Dô ich stuont in mîner êrsten ursache, dô enhâte ich keinen got und was ich mîn selbes; ich enwolte niht, ich engerte niht, wan ich was ein ledic sîn und ein bekenner mîn selbes nâch götlîcher wârheit; dô wolte ich mich selber unde wolte kein ander dinc; daz ich wolte, daz was ich und daz ich was, daz wolte ich unde hie stuont ich ledic gotes und aller dinge. Aber dô ich entgienc mînem frîen willen und enpfienc mîn geschaffen wesen, dô hâte ich einen got; wan ê die crêatûren wâren, dô was got niht got: er was daz er was. Dô die crêâtûren wurden unde aneviengen ir geschaffen wesen, dô was got niht in im selber got, sunder in den crêâtûren was er got. Nû sprechen wir, daz got nâch disem, daz er got ist, sô enist er niht

IIb. Lateinisch.

dico: non sunt intelligentes, qui in cognitione veritatis sequuntur suam licet bonam intentionem et ex hoc consequuntur regnum caelorum. Sed de ista paupertate, de qua propono loqui, nihil sciunt.

Quaeritur ergo, quis sit pauper ille, qui nihil vult? Et ego respondebo: Quamdiu homo habet in sua voluntate spiritum, velle implere summam voluntatem dei, talis homo paupertatem non habet, de qua nunc loquimur, quod illi homines habent voluntatem, in qua eis nunc sufficit, quod volunt implere voluntatem dei et haec non est vera paupertas. Vis ergo habere veram paupertatem, item funditus debes esse absolutus a tua creata voluntate, sicut fuisti, quando (?) nihil fuisti. Quod quamdiu habetis voluntatem talem, non estis sine voluntate et immo neque paupertas. Et quamdiu concupiscitis eternitatem et deum, tamdiu non estis pauperes, sed iste pauper est, qui nihil vult et nihil concupiscit.

Quum steti in mea prima causa, item deum non habui et tunc fui tam mei ipsius et tunc nihil volui et nihil concupivi et fui absolutus et cognitor mei ipsius etiam debitam perfectionem veritatis et ita volui me ipsum et non aliud et illud, quod volui, hoc fui et illud quod [volui hoc fui, *durchgestrichen*, *hs.*] fui, volui et ibi steti liber sine deo et omni re creata. Sed cum excepi meam (!) liberum arbitrium et proposui meam liberam voluntatem et concepi meam creatam voluntatem, item habui unam (!) deum, sed ille fuit, qui fuit. Sed cum creatae creaturae fuerunt et susceperunt suam creatam essentiam, tunc deus non fuit deus in se ipso, sed deus fuit deus in creaturis. Nunc dico etiam, quod deus est deus, non est perfecta finis creaturae, quod tam(?) mag-

12. aller: *fehlt Tl 1. 2.* — 20. noch niht enwas *Tl 1. 2.*

IIa. Deutsch.

.machte ende der crêâtûre und alsô
rtcheit, sô dâ hât diu minste crêâ-
n gote. Und wêre daz, daz ein
vernunft hête unde möhte ver-
clîche suochen daz êwige abegründe
es wesens, ûz dem si komen ist,
ichen wir, daz got mit allem dem,
it ist, möhte niht erfüllen noch
tuon der fliegen. Hier umbe sô
wir, daz wir gotes ledic werden
nemen die wârheit unde gebrûchen
rikeit, dâ die obersten engel unde
len gelîch sint an dem, dâ ich
unde wolte daz ich was unde was
i wolte. Alsô sol der mensche arm
n willen und alsô lützel wellen unde
, als er wolte unde begerte, dô er
nwas. Und in dirre wîse ist der
ie arm, der niht enwil.
n andern ist daz ein arm mensche,
iht enweiz. Wir haben etwenne
chen, daz der mensche alsô solte
ils er niht enlebte, weder im selber
er wârheit noch gote. Aber iezuo
in wir anders unde wellen mê
in, daz der mensche, der diz ar-
haben sol, der sol haben allez
was, dô er niht enlebte, in keiner
weder ime noch der wârheit noch
nêr: er sol alsô quit unde ledic sîn
rizzennes, alse niht bekennennes
in ime lebende ist; wan dô der
ie stuont in der êwigen art gotes,
te in ime niht ein anderz: waz dâ
daz was er selbe. Alsô sprechen
az der mensche alsô ledic sol sîn
igenen wizzennes, als er tete, dô er
nwas, unde lâze got würken, waz
le, unde stande der mensche ledic,
er von gote kam.

11. nemen wir *Tl 1. 2.*

IIb. Lateinisch.

num jus creatura minima habet in deo.
Si musca haberet intellectum et posset
intellectualiter quaere (!) profunditate (!)
eternae et divinae scientiae, ex qua pri-
mitus exivit, posset invenire, et tamen (5)
hoc deus, quod deus est, non posset
satisfacere muscae etiam quod requireris.
Quapropter supplicamus deo, ut simus
absoluti ab eo et accipiamus veritatem et
feramus ea (!) ibi in eternitate, ubi primus (10)
angelus et muscae et animae similes sunt
et ubi steti et volui illud, quod fui et
fui illud, quod volui. Et sic homo debet
esse pauper ex voluntate, ita quod simpli-
citer nihil vult et quod nihil concupiscit (15)
et sicut nihil concupivit et nihil voluit,
quando nihil fuit. Sic illo modo dicitur
homo pauper, qui nihil vult, sicut dic-
tum est.

Et talis homo est pauper, qui nihil (20)
scit. Ego memini me dixisse aliquando,
quod homo ita deberet vivere tanquam si
non viveret, nec sibi ipsi, nec veritati
nec etiam deo. Sed modo dico: ille homo,
qui istam paupertatem debet habere, ille (25)
debet habere omne, quod scit et quod
non, vivat manu propria nec sibi ipsi,
nec veritati, nec etiam deo. Sed ita
plene debet [esse?] absolutus ab omni
scitu, scientia et cognitione, ita quod nihil (30)
cognoscat et penitus nihil sciat nec etiam
credat, nihil sentiat, nisi quod deus in
ipso vivat. Sed debet esse absolutus ab
omni cognitione, quae in ipso vivit. Quia
quando homo stetit in aeternitate in deo, (35)
tunc vivit in eo, scilicet in se ipso, et
non in alio, sed quidquid vivit in eo, hoc
ipsemet fuit. Et sic homo debet stare
absolutus absque scitu sui ipsius, sicut
stetit, quando nihil fuit et ita faciat deum (40)
operare quidquid vult, et sic ipse abso-
lutus et liber. Omne enim, quod a deo
exivit, illud positum in modicam opera-
tionem et opus propositum homini est
amare et cognoscere. (45)

32. nisi: *fehlt hs.*

IIa. Deutsch.

Nû ist ein frâge, wâ ane sêlikeit aller meist lige? Etlîche meister hânt gesprochen, daz si lige an der minne. Ander sprechent, si lige an bekantnüsse und an minne, unde sprechent fürbaz. Aber wir sprechen, daz si niht lige an bekantnüsse noch an minne, sunder ein dinc ist in der sêle, von dem fliuzet bekantnüsse unde minne, daz bekennet selbe niht noch minnet niht alsô als die krefte der sêle. Der diz bekennet, der bekennet, wâ ane sêlikeit lige. Diz hât weder vor noch nâch und ez ist niht wartende keines zuokomenden dinges, wan diz mac weder gewinnen noch verliesen. Hier umbe sô ist ez beroubet, daz ez niht enweiz in im ze würkenne; mêr: ez ist selbe daz selbe, daz sîn selbes gebrûchet nâch der wîse gotes. Alsô spriche ich, daz der mensche sol quit unde ledic stân, daz er niht wizze noch bekenne, waz got in ime würke, und alsô mac der mensche armuot besitzen. Die meister sprechent, got der sî wesen und ein vernünftic wesen unde bekenne elliu dinc. Aber ich spriche: got ist weder wesen noch vernunft noch bekennet niht diz noch daz. Hier umbe ist got ledic aller dinge und hier umbe ist er elliu dinc. Der nû arm sol sîn des geistes, der muoz arm sîn alles sînes eigenen wizzens als der dâ niht enweiz noch kein dinc weder got noch crêatûre noch sich selber. Hier umbe sô ist ez niht nôt, daz der mensche begerende sî, daz er müge wizzen noch bekennen der werke gotes. In dirre wîse mac der mensche arm sîn sînes eigenen wizzens.

Zem dritten mâle sô ist daz ein arm mensche, der niht enhât. Vil menschen

IIb. Lateinisch.

Et hic oritur quaestio, in qua ipsarum duarum operationum consistit aeterna felicitas. Sed aliqui doctores dicunt, quod felicitas consistit in caritate et aliqui dicunt. 5 quod in cognitione et in caritate et isti melius dixerunt. Sed ego dico, quod aeterna felicitas neque consistit in cognicione neque in caritate. Sed unum est in anima, a quo procedit cognicio et amor 10 et istud non cognoscunt homines in se ipsos, sed virtutes animae illae cognoscunt et illae et cognoscunt, in qua illa felicitas consistit et illud neque habet ante neque post, nec et expectat aliquid proprium. 15 quod sit sibi adventurum in aliqua re. quod illud est, quod neque lucrare potest neque perdere et ideo privatum est, quod nihil scit, quod deus in eo operatur sed ipsum est per se, de quo perficitur et 20 hoc in scientia dei. Et sic homo debet esse quietus et liber, ita quod nihil sciat, nihil cognoscat, quidquid deus in eo operatur et ita potest homo esse pauper ex scitu sui ipsius. Doctores enim dicunt, quod 25 deus est scientia et cognitio et essentia intellectualis et omnia cognoscit. Sed ego dico: nobis deus non est aliquid esse nec etiam intellectuale esse nec etiam cognoscit quidquam et ideo deus est liber 30 ab omni re et ideo ipse deus omnia et omnia nihil sunt. Et quicumque debet esse pauper in spiritu, debet esse pauper in proprio suo scitu et cognitione, ita quod nihil sciat neque deum neque crea- 35 turam neque etiam se ipsum. Et ideo non necesse, ut talis homo disponat se, ut aliquid possit scire vel cognoscere de operibus dei. Et isto modo summmodo potest homo esse pauper in suo proprio 40 scitu, ita quod nihil scit.

Tertio modo dicitur ille pauper, qui nihil habet. Multi dicunt, quod isti sunt

36. non *fehlt hs.*

3. *und überall* liebe, lieben *statt* minne, minnen *Tl 1. 2.* — 6. es niht lige *Tl 1. 2.* — 31. wesens *Tl 1.* als der dâ: *fehlt Tl 1.* — 34. nôt *fehlt Tl 1. 2. Pf.* — 36. werke: wee *Tl 1. 2. Pf.*

IIa. Deutsch.

hânt gesprochen, daz sî volmehtekeit, daz man der lîplîchen dinge von ertrîche niht enhât, unde diz ist wol wâr in eime sinne, der ez mit willen tuot. Aber diz ist niht der sin, den ich meine. Ich hân hie vor gesprochen, daz sî ein arm mensche, der niht wil erfüllen den willen gotes, als er was, dô er niht enwas. Von dirre armuot sprechen wir, daz si ist diu hœhste armuot. Zem andern mâle sprechen wir, daz daz sî ein arm mensche, der niht enweiz in ime diu werc gotes. Der sô ledic stêt ze wizzen unde ze bekennen, als got ledic stêt aller dinge, daz ist diu klârest armuot. Aber diu dritte armuot, diu ist diu nêhste, von der ich wil sagen, daz ist, daz der mensche niht enhât.

Nû merkent hie mit ernste, ich hân ez ofte gesprochen unde sprechent ez ouch grôze meister, daz der mensche alsô ledic sol sîn aller dinge unde aller werke, beide innerlîch und ûzerlîch, alsô daz er möhte sîn ein eigen stat gotes, dâ got inne möhte würken. Nû sagen wir anders. Ist daz sache, daz der mensche aller dinge ledic stêt, aller crêâtûren unde sîn selbes unde gotes, und ist noch daz in ime alsô, daz got stat vinde in ime ze würkenne, sô sprechen wir: alsô lange daz ist in dem menschen, sô ist der mensche niht arm in der nêhsten armuot, wan got der ist daz niht meinende in sînen werken, daz der mensche habe eine stat in ime, dâ got inne müge würken, wan daz ist ein armuot des geistes, daz der mensche alsô ledic stande gotes und aller sîner werke, welle got würken in der sêle, daz er selbe ie diu stat sî, dar inne er würken wil, unde diz tete er gerne. Wan funde got den menschen alsô arm, sô ist got sîn selbes werc lîdende und ist ein eigen stat sîner werke mit

IIb. Lateinisch.

pauperes, qui in rebus temporalibus penitus nihil habent et illud verum est uno modo et uno sensu, quod hoc voluntarie faciunt. Sed ille non est, de quo ego locutus sum. 5 Ego enim (? *hs.* cm̄) prius dixi, quod iste est pauper, qui non vult facere et implere voluntatem dei nec etiam quod in eo fiat voluntas dei, sed quod homo ita vivat, quod liber sit tam suo proprio 10 voluntatis et etiam voluntatis dei, sicut liber fuit, quando nihil fuit. Et de ista paupertate loquor, quae est summa paupertas. Secundo memini me dixisse, quod iste sit pauper, qui in se nihil scit et 15 opera dei nescit, qui ita liber est a scitu et a cognitione, sicut deus liber est ab omni re creata. Illa est summa paupertas. Sed tertia paupertas est proximior et propior, de qua nunc dicendum est. Et est 20 quod homo pauper nihil debet habere.

Est ergo considerandum, quod quondam dixi et etiam doctores dicunt, quod homo debet esse ita liber ab omni creatura et ab omni opere interius et exterius, 25 ita quod possit esse proprius locus dei, in quo deus possit operari. Sed ego nunc dico: licet homo (sit: *hs.*) liber sit ab omni creatura et etiam a deo et a se ipso et cum locus est in eo, in quo deus potest 30 operari, quamdiu (illud: *hs.*) homo illud in se habet, pauper non est in illa paupertate, de qua nunc loquimur, quod deus non diligit in sua operatione, quod homo habeat locum in se, in qua (!) deus possit operari. 35 Quia paupertas spiritus est illa, quod homo ita liber sit a deo et omnium operum ejus. Si enim deus proponit operari in anima, quod etiam ipse sit locus, in quo vult operari et istud deus facit libenter, quando 40 scit hominem esse ita pauperem — tunc deus per se ipsum et opus suum passurus et est proprius locus sui ipsius operis cum ipso, quod deus est operator in se ipso. Et in omni ista paupertate consequitur 45 (cōſe² *hs.*) perpetuam essentiam, quod

26. er *fehlt Tl 1.* — 29. dingen *Tl 1. 2.*

IIa. Deutsch.

dem, daz got ist ein würken in ime selber. Alhie ervolget der mensche in dirre armuot daz êwic wesen, daz er hât geweset unde daz er nû ist unde daz er êweclîche leben sol.

Ez ist ein frâge ûz den worten sant Pauls 'allez daz ich bin, daz bin ich von der gnâde gotes'. Nu sweimet disiu rede ob gnâde und ob verstantnüsse und ob willen und aller begirde. Hier zuo antwürtet man alsô, daz sant Pauls wort wâr sîn, daz diu gnâde in im was, daz was nôt; wan diu gnâde gotes worhte in im, daz diu einvaltekeit vollebrâhte daz wesen, unde dâ hât diu gnâde ir werc vollebrâht. Dô diu gnâde ir werc vollebrâhte, dô bleip Paulus als er was. Alsô sagen wir, daz der mensche arm sülle stên, daz er niht ensî noch habe keine stat, dar inne got müge würken. Dâ der mensche stat behaltet, dâ behaltet er underscheit. Hier umbe sô bite ich got, daz er mich quit mache gotes, wan unwesenlîch wesen ist ober got und ober underscheit; dâ was ich selber, dâ wolte ich mich selber unde bekante mich selber ze machenne disen menschen und hier umbe sô bin ich mîn selbes sache nâch mînem wesen, daz êwic ist unde nâch mînem wesen, daz zîtlîch ist. Und hier umbe sô bin ich geborn unde nâch mîner gebürte wîse, diu êwic ist, sô enmac ich niemer ersterben. Nâch mîner êwigen gebürte wîse sô bin ich êweclîch gewesen unde bin nû unde sol êweclîche belîben. Daz ich bin nâch der zît, daz sol sterben unde sol ze nihte werden, wan ez ist tegelîch; hier umbe sô muoz ez mit der zît verderben. In mîner geburt wurden elliu dinc geborn und ich was sache mîn selbes und aller dinge, unde wolte ich,

IIb. Lateinisch.

perpetua fuit in eo, quod nunc est et in perpetuum debet permanere.

Quaeritur, quod sanctus Paulus dicit: gratia dei sum id quod sum *(1. Cor. 15, 10)*. Et ista verba sunt supra intelligentiam, supra voluntatem et supra concupiscentiam. Qualiter ergo potest verbum sancti Pauli esse verum? Ad quod est respondendum: Sanctus Paulus bene dixit, quod gratia dei in eo fuit. Istud fuit necesse, quod gratia dei operabatur in eo, quod ideo accidentalitas cum gratia (in: *hs.)* essentiam in eo acquisivit et postquam gratia et accidentalis operatio illam essentiam plene in eo perfecit, tunc Paulus mansit, quod fuit. Et loquor, quod ideo homo ita pauper debet esse, quod nullum locum habeat, in quo possit operari, quod ubi locus, ibi est distinctio et ubi distinctio, ibi cognitio et sic ultra. Peto ergo deum, ut me liberum faciat a deo. Quia meum scire nescire est supra deum, ita etiam quod deum accipio praecipuum creaturarum. Quia in essentia dei, ubi deus est super essentiam et super distinctionem, ibi ego ipse fui et ibi inveni me ipsum et cognovi me ipsum, me ipsum eundem hominem, qui jam sum. Et ideo natus sum et quod natus sum etiam natalem essentiam oportet me mori. Sed etiam in natam essentiam eternaliter fui et sum et in aeternum permanebo. Et illud quod sum etiam natam essentiam est mortale, in eo sum immortalis. In mea nativitate omnia nata fuerunt et ideo fui personaliter tam mei ipsius et habebam potestatem super omnia. Si ego non essem et omnia non essent, tunc deus etiam non esset et quod deus

15. essentia? *hs.*

6. ûz den worten: *fehlt Tl 1. 2.* — 8. gnâden *Tl 1. 2.* swimmet *Tl 1. 2.* — 12. wâr seynd *Tl 1. 2.* — 13. nôt: niht *Tl 1. 2. Pf.* — 14. vollebrâhte: brâhte *Tl 1.* — 28/29. nâch *fehlt Tl 1. 2.*

IIa. Deutsch.

ich wêre noch niht elliu dinc, wêre ich niht, sô enwêre niht got. Diz ze wizzen, des enist niht nôt.

Ein grôzer meister sprichet, daz sîn durchbrechen edeler sî dan sîn ûzfliezen. 5 Dô ich ûz gote flôz, dô sprâchen elliu dinc: got der ist. Nû mac mich diz niht sêlic machen, wan alhie bekenne ich crêâtûre. Mêr, in dem durchbrechen, dâ ich ledic stên wil in dem willen gotes 10 unde ledic stên des willen gotes und aller sîner werke unde gotes selbe, sô bin ich ob allen crêâturen unde bin weder got noch crêâtûre, sunder ich bin, daz ich was unde daz ich blîben sol nû 15 und iemer mê. Dâ emphâhe ich einen druc, der mich bringen sol über alle engel. In disem drucke empfâhe ich sô grôze rîcheit, daz mir niht genuoc mac sîn got nâch allem dem, daz er got ist, 20 nâch allen sînen götlîchen werken, wan ich emphâhe in disem durchbrechen, daz ich unde got einz sîn. Dâ bin ich daz ich was, unde dâ nime ich weder abe noch zuo, wan ich bin dâ ein unbewegen- 25 lîchiu sache, diu elliu dinc beweget. Alhie vindet got keine stat in dem menschen, wan der mensche krieget mit sîner armuot, daz er êweclîch ist gewesen und iemer blîben sol. Alhie ist got in 30 dem geiste ein und daz ist diu nêhste armuot, die man vinden mac.

Wer dise rede niht verstêt, der bekümber sîn herze niht dâmite Wan als lange der mensche niht gelîch ist dirre 35 wârheit, alsô lange wirt er dise rede niht verstên, wan ez ist ein unbedahtiu wârheit, diu dâ komen ist ûz dem herzen gotes âne mitel. Daz wir alsô leben müezen, daz wir ez bevinden êweclîche, 40 des helf uns got. Amen.

23. ein seind *Tl 1,* ein sint *Tl 2.* — 33. verstê *Tl 1. 2.*

IIb. Lateinisch.

deus est, istius tam ego sum et si ego non essem, deus non esset deus et istum deum scire non est opus.

Quidam ergo magnus doctor dicit, hominem se ipsum pertransire et corrumpere nobilius est, quod suum a deo exire. Probatio illius: quando homo a deo exivit, tunc omnia mihi dixerunt: deus ipse est deus. Et istud non fecit me beatum, quod hic assimilabo me creaturis. Sed in illo transitu, in quo liber sto ab omni voluntate, scilicet dei et mei, et sum liber ab omni opere suo et etiam liber sum ab ipso deo, sic transcendo omnem creaturam et neque sum deus neque creatura. Sed sum id quod fui et quod in aeternum debeo permanere et sic percipio quendam transitum, qui me ducit super omnes angelos et in illo transitu percipio ita magnas divitias, quod non sufficit mihi deus etiam omne quod deus nec etiam omne opus ejus divinum non sufficit mihi. Quod in illo transitu percipio, quod ego et deus unum sumus. Et ibi sum ubi fui et ibi mihi nihil addi vel minui potest, quod ego sum sola immobilis creatura, quae omnia movet. Et hoc non invenit deus aliquem locum in isto homine, quod talis homo morietur cum sua paupertate, quod fuit et in aeternum debet esse. Et ibi deus et spiritus unum sunt et haec est propinquior paupertas, quae inveni potest. Et, qui istud non intelliget, non apponat cor suum ad hoc, ut se per ista occupet et quamdiu homo huic veritati non assimilatur, tamdiu istos sermones non intelligit, quod in isto sermone nuda veritas latet, quae venit sine medio de corde dei. Et quod ita vivamus, ut perpetue inveniamus, hoc deus nobis eternaliter praestare dignetur. Amen ut supra, beati pauperes et cetera.

Auch in dieser predigt enthält der lateinische text worte, die aus entstellten worten eines deutschen textes übersetzt sind — es sei denn,

dass der übersetzer richtiges vorfand und sich verlas, was ich aber wiederum für wenig wahrscheinlich halte.

Seite 336, IIa, 31 (vgl. 340, IIb, 32. 33) *nâch (götlîcher wârheit)* etiam ... perfectionem veritatis (statt *nâch* stand *ouch*).

„ 336, IIa, 36 *dô ich entgienc mînem frîen willen* — sed cum excepi meum liberum arbitrium. excepi muss aus *empfienc* übersetzt sein, das im deutschen sofort (IIa, 37) folgt: *und empfienc mîn geschaffen wesen,* der übersetzer hat dort concepi. Dass er excepi nicht verstand, zeigt sein zusatz: et proposui meam liberam voluntatem.

„ 336, IIa, 40 *dô die creâtûren ... aneviengen ir geschaffen wesen* — susceperunt suam creatam essentiam (wider aus *empfiengen* übersetzt, vgl. ferner unten s. 347 zu 337, IIa, 1).

„ 337, IIa, 5 *daz êwige abegründe götlîches wesens* — profunditatem eternae et divinae scientiae; also war in der vorlage *wesens* in *wissens* verschrieben. Derselbe fehler widerholt sich s. 338, IIa, 24. *got der sî wesen* — quod deus est scientia (s. 338, IIa, 26 *wesen* richtig = esse) und ein ähnlicher s. 338, IIa, 19: *nâch der wîse gotes* — in scientia dei; (*wîse* in *wissen* verschrieben).

„ 337, IIa, 28 *allez daz er was* — omne quod scit; (*weiz* statt *was*).

„ 337, IIa, 11 *unde gebrûchen der êwikeit* — et feramus ea in eternitate (*gebringen* statt *gebrûchen*?)

„ 341, IIa, 28 *wan der mensche krieget mit sîner armuot* — quod talis homo morietur cum sua paupertate (*krieget* in *stirbet* verschrieben?)

„ 339, IIa, 35 *er ist meinende:* dem wortlaut nach richtig, aber dem sinne nach falsch durch *diligit* übersetzt.

Der lateinische text, der uns hier vorliegt, kann nicht unmittelbar aus dem deutschen übertragen, sondern muss aus einer lateinischen vorlage abgeschrieben sein. Nur so lassen sich die folgenden verschreibungen erklären:

Seite 334, IIa, 27 *daz ir alsô sient* — quatenus ita scitis (scitis aus sitis verschrieben?).

„ 336, IIa, 31 *nâch götlîcher wârheit* — debitam perfectionem veritatis (debitam aus divinam?).

Sehr verderbt ist die folgende lateinische stelle:

Seite 337, IIa, 27 *der sol haben allez, daz er was, dô er niht enlebte, in keiner wîse* — debet habere omne quod scit (s. oben), et quod non vivat manu propria. In der lateinischen vorlage stand vielleicht: quando non vixit oder quando non fuit (s. 337, IIb, 17), der schreiber könnte fuit ausgelassen und vivat eingeführt haben. Statt *wîse* muss im deutschen text *hande* gestanden haben, und statt *keiner* vermute ich *einer* oder gar *eigener*[1].

1) Beispiele von solchen dreifach verderbten sätzen, hat übrigens auch der deutsche text; z. b. lautet Pfeiffer 549, 13: *wenne er elliu dinc güetliche nimt unde mê denne diu dinc an ir selber sint.* Das ist unsinnig und die von mir eingesehenen, von Pfeiffer nicht geprüften, Münchener handschriften ergaben das richtige: *wenne er elliu dinc götliche minnet unde nie, denne diu dinc* usw.

Vergleichen wir die beiden fassungen, so ergibt sich: Im lateinischen fehlen sätze, wortgruppen oder einzelne wörter.

Seite 334, IIa, 33 *hier zuo wellen wir antwürten.*
„ 336, IIa, 20 *und ich sage iu bî der êwigen wârheit.*
„ 336, IIa, 39 *dô was got niht got* (dieser satz ist für den sinn unentbehrlich).
„ 337, IIa, 7. 337, IIa, 35 *sô (alsô) sprechen wir* — 338, IIa, 19 *alsô spriche ich, daz* — 339, IIa, 32 *sô sprechen wir* steht im lat. hinter 339, IIb, 32.
„ 337, IIa, 40 *als dô er von gote kam.*
„ 340, IIa, 19 *daz er niht ensî (noch habe keine stat).*
„ 340, IIa, 27 *unde hier umbe sô bin ich mîn selbes sache nâch mînem wesen, daz êwic ist unde nâch mînem wesen, daz zîtlîch ist.*
„ 340, IIa, 32 (vgl. unten) *sô enmac ich niemer ersterben.*
„ 340, IIa, 36 *Daz ich bin nâch der zît, daz sol sterben unde sol ze nihte werden, wan ez ist tegelîch, hier umbe sô muoz ez mit der zît verderben.* Vgl.: Et illud quod sum etiam natam essentiam est mortale, in eo sum immortalis (sic!).
„ 334, IIa, 6 (*allez daz*) *ie geborn wart.* — 339, IIa, 41 *daz er selbe ie diu stat sî.*
„ 334, IIa, 23 *oder von geiste* (glosse?).
„ 335, IIa, 2 *aber wir [sprechen] noch baz [unde] nemen armuot in einer hœhern wîse* — sed melius accipiamus paupertatem summo modo.
„ 335, IIa, 39 *aber ich spriche bî guoter wârheit* — sed in veritate.
„ 336, IIa, 24 *rehte arm* — pauperes.
„ 337, IIa, 7 *got mit allem dem daz got ist* — deus quod deus est.
„ 337, IIa, 8 *erfüllen noch genuoc tuon* — satisfacere.
„ 338, IIa, 32 *noch kein dinc.*
„ 339, IIa, 2 *der lîplîchen dinge von ertrîche* — de rebus temporalibus.
„ 339, IIa, 5 *der sin.*
„ 339, IIa, 21 *mit ernste.* — 23 *grôze (meister).*
„ 339, IIa, 27 *anders.*
„ 340, IIa, 9 *ob gnâde.*
„ 340, IIa, 20 *got.*
„ 340, IIa, 27 *ze machenne.*
„ 340, IIa, 40 *sache.*

Das deutsche ist prägnanter und anschaulicher:

Seite 334, IIa, 10 *daz ist ein lûter niht* — stulciari est.
„ 334, IIa, 28fg. *daz ir alsô verstandent dise rede, wan ich sage iu in der êwigen wârheit, ir ensîent denne glîch dirre wârheit, von der wir nû sprechen, sô mügent ir mich niht verstân* — ut intelligatis ista verba, quae locutus sum nobis, quae sit aeterna veritas. Et ego dico nobis in veritate, quod isti assimilantur veritati, quin etiam istam vivunt, de quibus nunc locuturi sumus.
„ 335, IIa, 31 *daz der mensche alsô sî, daz er niemer mê erfülle* — pauper nunquam debet implere.
„ 336, IIa, 7 *der mich nû frâgete, waz denne sî* — quaeritur ergo quis sit.
„ 336, IIa, 21 *als lange ir willen hânt ze erfüllende den willen gotes und iht begerunge hânt der êwikeit* — et quamdiu concupiscitis eternitatem et deum.

Seite 337, IIa, 16 *und alsô lützel wellen* — ita quod simpliciter nihil vult.

„ 337, IIa, 34 *dô lebte in ime niht ein anders* — tunc vivit in eo scilicet in se ipso.

„ 340, IIa, 20 *dâ der mensche stat behaltet, dâ behaltet er underscheit* — quod ubi locus, ibi est distinctio.

„ 341, IIa, 6fg. *ich* — homo.

Der deutsche text ist hie und da verschrieben:

Z. b. s. 335, IIa, 34 *daz er volge dem allerliebsten willen gotes* — qualiter possit adimplere summam voluntatem dei. Wir dürfen hier unbedenklich (vgl. s. 335, IIa, 32 *erfülle* — implere) *erfülle* verbessern. — S. 338, IIa, 36 *bekennen den werc gotes* — cognoscere de operibus dei (l. *der werke*), vgl. s. 339, IIa, 13 *der niht enweiz in ime diu werc gotes* — qui in se nihil scit et opera dei nescit[1]. — S. 340, IIa, 13 *daz was niht* — fuit necesse (l. *daz was nôt*). — S. 338, IIa, 34 muss es heissen: *hier umbe sô ist es niht nôt* — et ideo fuit non necesse.

Der weitere vergleich fällt zu ungunsten des deutschen aus; viele sätze und worte, die dem deutschen text fehlen, haben in uns verlorenen deutschen handschriften gestanden; die lateinische fassung erscheint hier als ein willkommener ersatz.

Seite 334, IIb, 16 sed prima paupertas, scilicet exterior.

„ 334, IIb, 24 est scilicet interior, illa est ista paupertas, de qua dei sapientia loquitur — *ein innewendigiu armuot, von der diz wort unsers herren verstanden wirt.*

„ 334, IIb, 33 et cum timeo, cum vobis locutus fuero, vos non posse me intelligere quo adversum veritatis verbum, modo oritur quaestio expeditius.

„ 335, IIb, 1 quod sit paupertas in se et quis sit pauper homo — *waz armuot sî.*

„ 335, IIb, 12fg. Supplico ergo vobis, ut intelligatis istam nudam veritatem et si non intelligatis, nolite per istam occupari. Propono enim loqui ita clare de veritate, quod pauci sunt, qui non intelligere possunt in suis conscientiis.

„ 335, IIb, 19fg. sensum istius verbi multi intelligunt, sed non bene. Et sunt illi, qui sunt in poenitentia cum proprietate et tenent se — *Disen sin verstên etlîche liute niht wol, daz sint die liute, die sich behaltent* usw.

„ 335, IIb, 23fg. et mirum est, quod isti audent orationes suas magnas estimare et compatior illis hominibus — *daz die liute für grôz geahtet sint, des erbarme got.*

„ 337, IIb, 18 sicut dictum est. — 337, IIb, 21 ego memini me dixisse.

„ 338, IIb, 1 in qua ipsarum duarum quaestionum consistit eterna felicitas — *wâ ane sêlikeit aller meist lige.*

„ 339, IIb, 8 sed quod homo ita vivat, quod liber sit tam suo proprio voluntatis et etiam voluntatis dei.

„ 340, IIb, 32fg. etiam natalem essentiam oportet me mori. Sed — *fehlt.* Diese sätze erschliessen sich dem verständnis so schwer, weil das deutsche hier, das lateinische dort lücken hat.

1) Büttner, s. 230, sah das verderbnis, verbesserte aber unrichtig *daz wesen.*

Seite 340, IIb, 40fg. si ego non essem et omnia non essent, tunc deus etiam non esset, et quod deus deus est, istius tam ego sum et si ego non essem, deus non esset deus et istum deum scire non est opus — *und wolte ich, ich enwêre noh niht elliu dinc, wêre ich niht, sô enwêre niht got. Diz ze wizzen, des enist niht nôt* (ganz entstellt).

„ 341, IIb, 34 ut se per ista occupet.

Im deutschen text sind wörter ausgefallen:

Seite 334, IIb, 3 eterna. divinae.
„ 334, IIb, 10 et hominum.
„ 334, IIb, 13 istud verbum.
„ 334, IIb, 14 est autem notandum.
„ 334, IIb, 18 libenter et patienter.
„ 335, IIb, 5 (nihil habet) nec sufficienciam — *niht habe genüegede.*
„ 335, IIb, 27 (et) tamen appellantur — *unde heizent.*
„ 337, IIb, 4 primitus. — 337, IIb, 8 deo.
„ 337, IIb, 11 et muscae. — 337, IIb, 12 et (ubi).
„ 337, IIb, 24. 28 etiam. — 338, IIb, 5 isti. — 338, IIb, 15 in aliqua re.
„ 338, IIb, 37 aliquid.
„ 338, IIb, 42 (quod isti sunt) pauperes — *daz sî volmehtikeit* (*der armuot* fehlt deutsch, zu *volmehtikeit* vgl. s. 339, IIb, 1 qui penitus nihil habent).
„ 339, IIb, 14 qui in se nihil scit et opera dei nescit — *der niht enweiz in ime diu werc gotes.*
„ 339, IIb, 19 nunc. — 339, IIb, 41 per se ipsum.
„ 341, IIb, 21. 22 etiam — sufficit mihi.

Der lateinische text ist besser, klarer und ursprünglicher:

Seite 334, IIb, 4 prorupit in haec verba — *sprach.*
„ 335, IIb, 29 nullius intelligentiae sunt tanquam brutum animal — *sint si esel.*
„ 336, IIb, 1 non sunt intelligentes — *daz si esel sint.*
„ 335, IIb, 30 nesciunt intelligere — *si verstênt niht.*
„ 335, IIb, 32 pauper — *der mensche.*
„ 335, IIb, 39 deus praestabit eis regnum celorum de sua misericordia — *got behalte sie unde sîn barmeherzikeit.*
„ 336, IIb, 1 qui in cognitione veritatis sequuntur suam licet bonam intentionem et ex hoc consequuntur regnum celorum — *die niht verstênt götlîcher wârheit. Mit guoten meinungen mügent si vil lîhte haben daz himelrîche.*
„ 336, IIb, 9 habet in sua voluntate spiritum, velle implere summam voluntatem dei — *hât daz daz in sînem willen ist und daz sîn wille ist, daz er wil erfüllen* usw.
„ 336, IIb, 13 in qua eis nunc sufficit, quod volunt implere voluntatem dei — *hât einen willen, mit dem er genuoc wil sîn dem willen gotes.*
„ 336, IIb, 15 non est vera paupertas — *enist niht reht.*
„ 336, IIb, 23 qui nihil vult et nihil concupiscit — *der niht enwil noh niht bekennet noch niht begert* (das deutsche mit falschem zusatz, vgl. s. 336, IIa, 29 und IIb, 29).
„ 338, IIb, 1 et hic oritur quaestio — *nû ist ein frâge.*

Seite 338, IIb, 17 quod nihil scit, quod deus in eo operatur — *daz ez niht enweiz in ime ze wirkenne.*
„ 339, IIb, 20 nihil debet habere — *niht enhât.*
„ 340, IIb, 13fg. quod gratia dei operabatur in eo, quod ideo accidentalitas cum gratia in eo acquisivit et postquam gratia et accidentalis operatio illam essentiam plene in eo perfecit, tunc Paulus mansit quod fuit (die deutsche stelle ist nicht entfernt so klar — Büttners interpretation, s. 230, geht auch den schwierigkeiten aus dem wege —) *wan diu gnâde gotes worhte in im, daz diu einvaltekeit vollebrâhte daz wesen, unde dâ hât diu gnâde ir werc vollebrâht. Dô diu gnâde ir werc vollebrâhte, dô bleip Paulus als er was.*
„ 341, IIb, 11 in quo liber sto ab omni voluntate scilicet dei et mei et sum liber ab omni opere suo et etiam liber sum ab ipso deo — *dâ ich ledic stên wil in dem willen gotes unde ledic stên des willen gotes und aller sîner werke unde gotes selbe.*

In einer grossen zahl von fällen halte ich das lateinische für interpoliert; der übersetzer will den text erklären, ausschmücken und wol auch sein theologisches wissen anbringen.

Seite 334, IIb, 21 dilexit et sustinuit — *geüebet.*
„ 334, IIb, 22 de ista paupertate non est ad praesens nostra intentio inclinata — *von dirre armuot wil ich niht mê sprechen.*
„ 335, IIb, 9 item iste dicitur esse pauper homo — *daz ist ein armer mensche.*
„ 336, IIb, 20 non estis sine voluntate et immo neque paupertas — *fehlt.*
„ 336, IIb, 40 cum creatae creaturae fuerunt — *dô die crêatûren wurden.*
„ 337, IIb, 5 posset invenire — *fehlt*, und widerspricht dem zusammenhang, vgl. s. 337, IIb, 6 non posset satiffacere etiam quod requireris (*etiam quod requireris* ist auch ein unnötiger zusatz).
„ 337, IIb, 30 scientia et cognitione — *fehlt.*
„ 337, IIb, 31fg. et penitus nihil sciat nec etiam credat, nihil sentiat — *fehlt* (umschreibt cognoscat).
„ 337, IIb, 33fg. Sed debet esse absulutus ab omni cognitione, quae in ipso vivit — *fehlt.*
„ 337, IIb, 42fg. Omne enim quod a deo exivit, illud positum in modicam operationem, et opus propositum homini est amare et cognoscere[1].

1) Diese wol verderbte stelle stammt sicher nicht von Eckehart; sie setzt sich auch in widerspruch mit ihrer umgebung, die fordert, dass der mensch frei jedes erkennens sein solle. Interpolationen, wie sie uns hier sich enthüllen, sind in Eckeharts texten nichts ungewöhnliches. Denn diese texte waren oft schwer verständlich. Da Eckeharts lehren und anschauungen ausserdem von der kirche verdammt wurden, setzten sich die gewissen gefahren aus, die sie verbreiteten. Sie umgiengen diese gefahren, indem sie den namen des verfassers verschwiegen, oder indem sie anerkannte, mit der kirchlichen tradition in einklang stehende sätze in Eckeharts texte einfügten. Davon ist s. 337, IIa, 42fg. wol ein beispiel. Ein zweites steht im tractat von *der Abgescheidenheit*. Pf. 484, 36fg.: *Ein jeglîch enpfenclîch dinc wirt enpfangen unde gevazzet in sîme enpfâhende nâch der wîse des enpfâhenden; ouch ein jeglîch merklîch dinc wirt gemerket unde verstanden nâch dem vermüegende des, der ez verstât, unde niht nâch dem, als ez merklich ist an ime selber* fehlt in allen drei Münchener

Seite 338, IIb, 23 ex scitu sui ipsius (interpoliert nach s. 338, IIb, 33).
„ 338, IIb, 30/31 et omnia nihil sunt (stört den sinn).
„ 338, IIb, 33 (scitu) et cognitione (interpoliert nach s. 338, IIb, 21).
„ 338, IIb, 40 ita quod nihil scit.
„ 339, IIb, 2/3 uno modo et uno sensu — *in einem sinne.*
„ 339, IIb, 6/7 facere et implere — *erfüllen.*
„ 339, IIb, 18 proximior et propior — *diu nêhste.*
„ 340, IIb, 10 qualiter ergo potest verbum Sancti Pauli esse verum (stört den zusammenhang).
„ 340, IIb, 22 et ubi distinctio, ibi cognitio et sic ultra.
„ 340, IIb, 24 quia meum scire nescire est supra deum, ita etiam quod deum accipio praecipuum creaturarum (wahrscheinlich kirchlich).
„ 340, IIb, 30 me ipsum eundem hominem, qui jam sum — *disen menschen.*
„ 341, IIb, 5 pertransire et corrumpere — *sîn durchbrechen.*
„ 341, IIb, 6/7 probatio illius.

In einem fall ist die deutsche und die lateinische fassung falsch:

Seite 337, IIa, 1 *und alsô grôze rîcheit sô dâ hât diu minste crêâtûre in gote* — quod tam magnum (?) jus creatura minima habet in deo (l. *sô er dâ hât, die hât ouch* usw. — quod tantam divitiam quantam deus habet, illam creatura usw.; *jus* wird aus *reht* übersetzt und dies aus *rîcheit* verschrieben sein).

In einem andern fall ist das lateinische so zu bessern:

Seite 338, IIa, 9fg. *daz bekennet selbe niht noch minnet niht alsô als die krefte der sêle. Der diz bekennet, der bekennet wâ ane sêlikeit lige* — et istud non cognoscunt homines in se ipsos, sed virtutes animae illae cognoscunt et illae et cognoscunt, in qua felicitas consistit. *Dafür lies:* et istud non cognoscit et amat sicut virtutes animae cognoscunt et amant et qui illud cognovit, iste etiam cognoscit, in qua felicitas consistit.

Von bemerkenswerten einzelheiten der übersetzung erwähne ich.

Seite 334, IIb, 7 silebit — *muoz swîgen.*
„ 334, IIb, 8 summa sapientia — *êwigiu wîsheit.*
„ 335, IIb, 37 sunt in bono proposito — *sint niht übel daran.*
„ 336, IIb, 30 fui absolutus — *ich was ein ledic sîn.*

handschriften. Dafür steht die satzreihe in der Coblenzer hs., die gern im gegensatz zu den anderen handschriften, Augustinus citiert, wo solche citate nicht passen (z. b. hinter Pfeiffer 488, 21. 489, 14) also sich gern auf hohe autoritäten beruft. Diese interpolierten sätze nun stimmen, wie Denifle zeigte (Archiv f. kultur- u. kirchengesch. II, 424) genau zu der kirchlichen lehre. Nun verwertete Denifle gerade diese stelle als beweis, dass Eckeharts anschauungen auf denen der scholastik beruhten. Unser fund ist ja zu schwach, als dass er schwere schlüsse tragen könnte, aber er gibt uns das recht, an Denifle etwas zu zweifeln. D.s fehler war auch, dass er von dem studium der lateinischen texte ausgieng und diese für die ursprünglichen hielt. Unsere texte zeigen, dass auch die deutschen ursprünglich sein können. Schliesslich hat D. immer nur die lehre Eckeharts und ihr verhältnis zur scholastik, nie die persönlichkeit v. E., seine entwicklung und seine zusammenhänge mit dem neuplatonismus betrachtet. Vgl. nun auch Pahncke, Untersuchungen zu meister Eckhart, Halle, Diss. 1905, 12fg.

Seite 338, IIb, 14 proprium — *dinc.*
" 338, IIb, 21 quietus — *quit* (340, IIb, 24 liber — *quit*).
" 341, IIb, 9 assimilabo — *bekenne.* — 341, IIb, 26 creatura — *sache.*
" 341, IIb, 37 nuda veritas — *unbedahtiu wârheit.*

Dieser vergleich zeigte, wie vielfältiger ergänzung und berichtigung der deutsche text bedarf, wie andererseits der lateinische text oft nur durch den deutschen verständlichkeit gewinnt und wie vielfach der sinn der sätze Eckeharts missverstanden und geschädigt wurde.

III. Meister Eckehartes wirtschaft.

CGM 783, 15. jh., 8°, fol. 180b (= *M*). Stuttgart, K. öffentl. bibl., brev. 4, nr. 88 (von s. 351, IIIa, 9fg. Daz dritte ist = *Stg I*). Köln, druck der Taulerschen predigten durch Jaspar v. Gennep 1543, fol. (= *Tl 3*) [vgl. aber den nachtrag].

Die deutschen hss. zeigen starke abweichungen und verwirrungen, mein text nimmt die lat. version, die hier besonders wertvoll ist, oft zu hilfe.

IIIa. Deutsch.

Ez kam ein arm mensche gein Köln an den Rîn armuot ze suochen und der wârheit ze leben. Dô begegnet im ein juncfrouwe. Sie sprach: liebez kint wiltu ûz liebe gotes mit mir ezzen. Er sprach: (5) gerne. Dô si sâzen, sprach si: iz vaste und scham dich niht. Er sprach: izze ich ze vil, daz ist ein gebreste, izze ich ze wênic, daz ist ouch ein gebreste; ich sol ezzen als ein arm mensche. Die (10) juncfrouwe sprach: sag mir von minne durch got, waz ist ein arm mensche. Er sprach: daz sol man bekennen bî drîn dingen. Daz êrste, daz allez daz an ime erstorben sî, daz nâtiurlîch ist. Daz (15) ander ist, daz er gotes niemer ze vil begern mac. Daz dritte ist, daz er ellende und armuot unde siechtagen unde

IIIb. Lateinisch.

[Q]uidam in pauperie. Et humili habitu venit in quandam magnam civitatem nomine Coloniam quaerendo paupertatem et vivere veritati. Et ecce quaedam puella accessit ad eum dicens: bone puer, peto te, sis hodie in paradiso hospes meus. En ille: libenter. Et sic intravit cum illa. Et jussit eum sedere et fortiter comedere et non verecundia. Cui ille: si nimium comedo, est peccatum, si minus comedo, iterum peccatum, sed ego comedo pauperi homini. Et illa interrogavit dicens: dic mihi ex caritate, qui est pauper homo. Cui ille: pauperem hominem debetis cognoscere in tribus. Primum est, quod omnis naturalis affectus in ipso mortua sit. Secundum est, quod non potest concupiscere a deo illud, quod nimium est. Tertium est, quod

1. Meister E. sprichit, daz ûf ein zît kom *Tl 3, Pf.* gieng *M.* — 2. armuot : um almissen *Tl 3.* — 3/4. do kom ein jfr. u. spr. *Tl 3, Pf.* — 4. liebez kint : arm mensce *M.* — 4/5. wiltu . . ezzen : ifs *M.* — 5. ûz liebe gotes : durch d. l. g. *M*, von götl. minne *Pf.* — 5/6. er sprach: gerne *fehlt Tl 3.* — 6. dô si sâzen *fehlt M.* — 6/7. si sprach arm mensch, ifs *M.* — 7. und . . niht *fehlt M.* — 8/9. ist . . ist : wêr . . wêr *M.* — 8. gebreste : gebrech *Tl 3.* — 9. ouch *fehlt M.* (*hinter* gebreste) daz mitel hie enzwischen ist guot *Tl 3, Pf.* — 10. als *fehlt M.* armen menschen *M.* — 10/12. die juncfr. . . got *fehlt, dafür* si frâgete *Tl 3, Pf.* — 12. er : der arm mensch *M.* — 13. sprach : antwortet *Tl 3.* daz sol man bekennen bî : daz lît an *Tl 3, Pf.* — 14/15. daz ein ist, daz er tôt sî an nâtiurlichen dingen *Tl 3, Pf.* — 16. gotes niemer : guotes niht *Tl 3, Pf.* — 17. begern mac : müge begern *M.* — 17/349, 1. daz er . . bitterkeit : allez daz liden heizet und ist, daz er daz *Tl 3, Pf.*

IIIa. Deutsch.

ehede und alle bitterkeit niemanne
sol günnen danne im selber. Die
uwe sprach: daz ist mir wol bekant
râgete in: sag mir von minne durch
az ist armuot des innern menschen.
ach: daz sol man bekennen bî drîn
. Daz êrste ist ein volkomen abe-
idenheit von allen crêatûren in zît
. êwikeit. Daz ander ist ein ernst-
dêmüetikeit des innern und des
menschen. Daz dritte ist ein flîzigiu
it und ein ûf erhaben gemüete in got
derlâz. Die juncfrouwe sprach: die
œre ich gerne, sag mir von minne
got, waz ist armuot des geistes. Er
: ir frâgent ze vil. Si sprach: des
ich nie ervarn, daz des ze vil wêre,
tes êre angehœret unde des men-
sêlikeit. Der arm mensch sprach:
t wâr. Daz sol man bekennen bî drîn
. Daz êrste ist, daz der mensche
en zît und êwikeit nihtes enwizze
ot alleine. Daz ander ist, daz der
he got niht ensuoche ûzer sich sel-
ander daz er in sich selber suoche
schepfe die êwige sêlikeit. Daz
ist, daz der mensche kein geistlîch

IIIb. Lateinisch.

nemini ita bene foveat habere paupertatem et passiones et contemptum et persecutiones sicut sibi ipsi. Cui illa respondit: verum est, bene novi. Secundo interrogavit dicens: rogo te, dic mihi ex caritate: quae est paupertas interioris hominis. Cui ille: paupertas interioris hominis in tribus cognoscitur. Primum perfecta libertas et absolutio et abstractio ab omni creatura et omni, quod creaturae habere dinoscitur in isto tempore sive in eternitate. Secundum est severa humiliatio ab interiori, tertium fervens animositas, erecta et elevata supra tempus et perseverare in eternitate sine intermissione. Cui illa: in veritate, hoc audio libenter. Cui illa ergo interrogavit eum, dicens: Rogo te, dic mihi ex caritate, quae est paupertas in spiritu, de qua dominus loquitur dicens: beati pauperes in spiritu. Cui ille: Tu nimis interrogas. Cui illa: ego nunquam percepi, quod illud esset nimium, in quo consistit honos et laus dei insuper et salus hominis. Cui ille respondit: paupertas in spiritu in tribus cognoscitur. Primum est, quod homo inter tempus et eternitatem nihil sciat nisi solum deum. Secundum

2. soll günnen : günne *Tl 3, Pf.* im : sich *Tl 3, Pf.* (*hinter* selber) und daz beleyb unbekant allen menschen *M.* — 2/3. die juncfr. .. wol bekant *fehlt Tl 3,* · 3/5. bekant, sag mir von armuot *M.* — 4. si frag. eya liebes kint sage mir *Pf.* — 5. armuot : lîden *Tl 3.* — 6. er : der arm mensch *M.* daz lît ouch an *Pf.* — 7 *fg. lauten in M:* Daz erst ist ain ware demuet von ussan an und inen. Daz ander ist ain wolkunne abgeschaidenheit von aller creatur jnn zeyt in ewigkait. Das dritt ist ain erhebung sin selbs uber alles das zytlich ist inn zit. — 7. êrste : ein *Tl 3, Pf.* — 7/8. abscheiden *Tl 3,Pf.* — 8. (*hinter* crêatûren) er got sint *Tl 3, Pf.* — 13/14. Die juncfr... gerne *nach CGM 447, vgl. nach-*si frâgete *Pf.* — 14/15. sage .. got *fehlt Tl 3, Pf;* die junckfr. spr. sage mir armuot des geistes *M.* — 15. der arm mensch, der *M.* — 15/16. er sprach .. si *fehlt Tl 3.* — 16. als zo vil *M.* die juncfr. spr. *M.* — 17. daz .. wêre *fehlt* zwaur das kund mir noch nye werden das es ze vil wer da gottes er inne und des menschen ewige selikait *M.* — 19. der mensche *Tl 3, Pf.* antwortet — 20. ir saget wâr *fehlt M.* daz lît ouch an *Tl 3, Pf.* — 22. niht enw. in êw. *Tl 3, Pf.* umb nutz wissen das got nitt sey *M.* — 23. ist *fehlt Pf.* — daz er g. ûzer sich selber niht ens. *Tl 3, Pf.* — 25. (*hinter* selber) besunder selbs *M.* sunder.. sêlikeit *vgl. nachtrag.* — 27/350, 1. er kein eig. guot habe frage von einer *usw. Tl 3, Pf.*

IIIa. Deutsch.

guot trage mit eigenschaft von einer stat zer andern. Si sprach: mac denne der meister unser beider geistlîcher vater sîne predien niht tragen von sîner zellen ûf den predigstuol. Er sprach: nein er. Si sprach: als wie? Er sprach: sô ie zîtlîcher, sô ie lîplîcher, sô ie lîplîcher sô ie zîtlîcher. Si sprach: für wâr der gast kumt von Beheim niht. Er sprach: diu sunne, diu ze Kölne schînet, diu schînet ouch ze Prâge in die stat. Si sprach: berihte mich des baz. Er sprach: des enhœret mir niht zuo, daz ich des berihte, die wîle der meister hie gegenwertic ist. Der meister sprach: wen der wârheit gebristet von innen, der minne sie von ûzen, sô vindet er sie ouch innen. Si sprach: gelobt sî got, disiu kost ist harte wol vergolten. Er sprach: juncfrouwe, sô geltet ir den wîn. Si sprach: gerne. Er sprach: guote juncfrouwe, saget mir

IIIb. Lateinisch.

est, quod homo extra se nunquam aliud quaeret nisi solum illud, quod eum promovere potest ad suam eternam felicitatem. Tertium est, quod ille homo bonum spirituale non debet portare cum proprietate de loco ad locum. Cui illa: nonne magister et confessor nostrorum amborum debet secum portare sermonem quem in kathedra proponit praedicare. Cui ille: non debet. Cui illa: quare. Cui ille: quod quanto corporalius, tanto temporalius et quanto temporalius, tanto corporalius. Cui illa: in veritate, spiritus non venit a Bohemia. Cui ille respondit: iste sol qui Coloniae splendet, ille et splendet in Praga. Cui illa: verum est. Dic mihi, qualiter possimus ista intelligere. Cui ille respondit: illud non spectat ad me, ut ego istud discutiam, ubi magister praesens est. Tunc magister dixit: Qui deficientiam veritatis patitur ab intra, ille vivit veritati ab extra,

5. *hinter* portare: sermonem quem in kathedra proponit praedicare, *durchgestrichen. hs.* — 21. *in der hs.* intra *und* extra *vertauscht.*

1/2. von einer st. zer and.: über feld *M.* — 2 *u.* 5/6. die junckfraw die *M.* — 2. sol denne *Tl 3, Pf.* mag doch *M.* — 3. meister Eckehart *Tl 3, Pf.* beider geistlîcher *fehlt Tl 3, Pf.* — 4. sermon u. pr. *M.* niht *fehlt M.* zellen: kanzel *Tl 3.* — 5. der arm mensch spr. nein *M.* *hinter* nein er: dan dieser geist komet von gemeinen menschen niht und ie *Tl 3.* — 5/6. si sprach *fehlt Pf.* si sprach .. sô *fehlt Tl 3.* — 6. als wie: wâvon *Pf.* Er sprach *fehlt Tl 3, Pf.* d. arm. m. spr. *M.* — 6/8 ie zîtl., ie lieblîcher *Tl 3.* ie liblîcher, ye zeitlicher, ye lîplîcher *M.* — 8/11. si sprach .. in die stat *fehlt an dieser stelle M, vgl. hinter* 17/18 si sprach. — 8/9. du kumest von gemeinen menschen niht *Tl 3.* — 11. Prâge: Pareyfs *Tl 3.* — 11*fg.* sie sprach *lauten M:* Die jfr. spr.: furwaur das kan ich nitt verstûn. Der arm mensch spr.: so hon ich es nitt ze berichten. Da der maister zegegen satzt. Der maister spr.: kind lond den maister seines alters goniessen. Der arm m. spr.: gûter maister lond die liebin wircken wan was su wurckt das wirkt su besunder ann zûval. — 13. daz ich des berihte *fehlt Tl 3, Pf.* — 14. der meister: meister E. *Tl 3, Pf.* — 15/16. der der warh. von innen niht enhât *Tl 3, Pf.* — 16/17. ub sich ussen *M.* — 17. sich von innen *M, dahinter:* diu jfr. spr. fur waur der geist ist nitt kummen Bethen (!). D. arm. m. spr. die sûnn die zû behein scheint die schint ouch zuo bröug und zuo keln in die statt. die jfr. spr. gelobt *usw.* — 18. gelobt si got *fehlt Tl 3, Pf.* disiu: diu *M.* harte *fehlt Tl 3, Pf.* — 19/20. der arm mensch spr. so geltent ir *M.* — 20. diu junckfr. *M.* gerne, frâget ir mich *Pf.* fraget ich me *Tl 3.* — 21/351, 1. er spr. .. got *fehlt Tl 3, Pf.* der arm mensch spr. *M.* saget .. got *fehlt M.*

IIIa. Deutsch.

von minne durch got, wâ bî sol ein mensche erkennen diu werc des heiligen geistes in sîner sêle. Si sprach: daz sol er erkennen bî drîn dingen. Daz êrste ist, daz er von tage ze tage abeneme an 5 lîplîchen dingen unde lüsten und an nâtiurlîcher minne. Daz ander ist, daz er zuoneme an götlîcher minne und gnâde von zît ze zît. Daz dritte ist, daz er mit minne unde mit erneste mê gekêret 10 sî ze wirkende ûf sînen ebenmenschen dann ûf sich selben. Er sprach: daz hânt die ûzerwelten friunde unsers herren wol bewêret. Er sprach: ich frâge iuch von minnen, wâ bî sol ein arm mensch er- 15 kennen, obe ime got gegenwertic sî an sînem gebete und an sîner üebunge. Si sprach: daz sol man erkennen bî drîn dingen. Das êrste, daz ist an dem gegenwurfe der gâben Christi, dâ mite got sîne 20 ûzerwelten begâbet, daz ist smâcheit der welte unde lîden des lîbes. Daz ander: zuonemunge an gnâden, dar nâ diu minne

IIIb. Lateinisch.

ille invenit eam ab intra. Cui illa: benedicens sic deum (!), satisfactum est mihi copiose pro isto prandio. Cui ille: puella, nunc vos solvetis vinum. Cui illa: libenter. 5 Ac ille: puella carissima, dicite mihi ex caritate, qualiter potest homo pauper cognoscere in anima sua opera spiritus sancti. Cui illa: opera spiritus sancti in anima tribus modis cognoscitur (!). Primo, quod 10 homo in naturali delectatione de die in diem deficiat et occidat in se omnem naturalem delectationem. Secundum, ut perficiatur in divina gratia et in dei amore crescat de tempore in tempus. Tertium 15 est, quod cum caritate et virtutibus homo magis sit inclinatus ad operandum et consolandum suo proximo quam sibi ipsi. Cui illa: istud secutores deum nostri Jhesu Christi optimi probaverunt et affirmaverunt. 20 Et interrogavit iterum jam dicens: rogo vos ex caritate, dicite mihi, qualiter potest pauper homo cognoscere, quam deus sibi praesens sit in suis orationibus et in suis

1. wâ bî : wan *M.* ein : der *Tl 3, Pf.* — 2. diu werc : daz werc *M.* — 3. diu jfr. spr. *M.* er antwortet *Tl 3.* — 3/4. das .. erkennen *fehlt Tl 3, Pf.* — 4. bî : an *Tl 3, M.* — 5. das er abnympt von ayner zeyt nauch der andern an naturl. minn *M.* — 5/6. an : von *Tl 3.* — 7/8. das ander er nympt zuo unmittelich an gôttlicher minn *M.* — 9. *Mit* daz dritte ist *beginnt Stg 1.* — 9*fg.* daz drytt ist sy sint allweg mee genaigt guotte werck ze wirckent von liebin ûff iren nâchsten den auff ir selbs person *M.* — 10. mit : von *Tl 3.* mit erneste : mit *fehlt Tl 3.* — 11. ze wirckende : guot ze tuon *Tl 3.* — 12/13. das arm m. das spr. haund die usserwelten frund *M.* — 12/15. er sprach .. wâbî *fehlt Tl 3.* — 13. uzerwelten *fehlt Tl 3, Pf.* — 14. der arm. m. spr. guote jfr. *M.* — 14/15. ich .. minnen *fehlt bei allen hss. u. Pf.* — 15. wâbî : wâ an *Stg 1, Tl 3, Pf,* wann *M.* arm : *fehlt M,* geistlich *Stg 1, Pf,* guot *Tl 3.* — 15/16. bekennen *M.* — 16. obe : daz *M* — 17. und : oder *Stg 1, Tl 3, Pf.* üebunge : einunge *Stg 1,* aller siner yebunge *M.* — 17/18. Die jfr. spr. *M.* — 18. daz .. erkennen *fehlt Stg 1, Tl 3, Pf.* — 19. daz erste ist an *Tl 3,* daz eine daz ist *Stg 1, Pf.* — 19*fg. lauten in M:* ob im wirt gegeben du gäb Christi da mitt er sin aller liebst frund begaubet haut. das erst ist ellend und armût und siechtag und versmâcht und alle bitterkait. Das ander das er in disem findet reychayt siner vernunft und gantzen frud des hertzens. Das drytt das er nichts aigens habe das er sin houpt daruff genaigen müge wann allain uff cristum. — 20. der gaben Chr. *fehlt Stg 1, Tl 3, Pf.* da got mite *Tl 3.* — 21/22. als die welt zuo verschmehen und leyden gerne ze tragen *Tl 3.* — 23. im zuonemen *Tl 3.* dar nâ : nâch dem *Tl 3.*

IIIa. Deutsch.

zwischent ime unde gote grôz ist. Daz dritte ist, daz got den menschen niemer gelâzet, er wîse in einen niuwen wec der wârheit. Er sprach: daz muoz von nôt sîn. Sage mir von minnen: wâ bî sol ein mensche erkennen obe elliu sîniu werc geschehen nâch dem aller hœhsten willen gotes. Si sprach: daz sol er erkennen bî drîn dingen. Daz êrste ist, daz in einer lûtern consciencie niemer gebreste. Das ander ist, daz er sînen willen niemer enkêre ûz dem willen gotes. Daz dritte ist, daz der himelsche vater sînen sun âne underlâz in ime gebêre in dem înguzze. Der meister sprach: wêr alliu schult als wol vergolten als diser wîn, ez wêre manigiu sêle in dem êwigen lebenne, diu nû ist in dem vegefiure. Dâ sprach der arme mensche: waz hie mêr ze geltende sî, daz gehœret dem meister an. Der meister sprach: kint, lât den meister sînes alters geniezen. Dô sprach der arme mensche: meister, lâ diu minne wirken, dâ si wirket sunder zuoval. Diu juncfrouwe sprach: sage mir vater von minnen, wâ bî sol ein mensche erkennen, ob er si ein kint des himelischen

IIIb. Lateinisch.

exerciciis. Cui illa respondit: praesentia dei in tribus cognoscitur. Primum est, quod sibi opponit objectum de donis Christi, quibus suis electis beneficiendo largiatur, quae sunt contemptum mundi et passiones corporales et tribulaciones et angustias, quae sunt signum praesentiae dei. Secundum est, ut gratia in eo crescat et augmentet secundum quod caritas est in medio inter ipsum et deum. Tertium est, quod deus ab isto homine nunquam descendit, quin ducat eum ad spiritualem viam veritatis. Cui ille: illud opus esse. Rogo dicite mihi ex caritate: qualiter potest considerare homo spiritualis et cognoscere, quod opera sua, quae operatur in sua contemplatione, sint deo acceptabilia et beneplacita suae altissimae et summae voluntatis. Cui illa respondit: quod opera spiritualis hominis sint ad voluntatem dei, in tribus potest considerari. Primum est, quod nunquam careat, quin habet sinceram et claram conscientiam et cognitionem in anima sua sine intermissione. Secundum est, quod eius voluntas nunquam separetur ab unione divinitatis. Tertium est, quod pater celestis generet suum unigeni-

5. 7. quae : *hs.* qui.

1. gote und ime *Tl 3.* — 4. der arm mensch spr. guote jfr. *M.* — 4/5. daz .. sage mir *fehlt Tl 3, M.* — 5. von minnen *fehlt Stg 1, M, Tl 3, Pf.* wâbî : wâan *Stg 1, Tl 3, Pf,* wann *M.* — 6. ein : der *Tl 3.* bekennen *M.* — 6/8. das er leb nach dem liebsten willen gotz *M.* — 8. diu jfr. spr. *M,* er antwortet, daz mirkent *Tl 3.* — 8/9. daz sol er erkennen *fehlt Stg 1, Tl 3, Pf.* — 9. bî : an *Stg 1, Tl 3, Pf.* — 9*fg. lauten M:* daz erst ist daz er hab ain unvermüst bekanntnüſs in siner sel. daz ander ist daz er sinen willen nienen hab gezôgen uſs dem willen gottes. Daz drytt ist daz er bekenne die geburt desz vatters in sinem gaist unvernunftiglichen. — 11*fg.* daz er . . gotes *vgl. nachtrag.* daz er ûzer götlîcher einunge niemer enkêre *Stg 1, Tl 3, Pf.* — 13. ist *fehlt Stg 1, Pf.* — 14. ewigen sun *Tl 3.* — 14/15. in dem înguzze *fehlt Tl 3.* — 15. meister E. spr. *Tl 3, Pf.* — 16. dise koste *Stg 1.* — 16/18. ez ist m. s. in dem vegef. si were hiute in dem êw. lebenne *Stg 1, Pf.* — 17. ew. leb. : himel *M, Tl 3.* — 18. diu in dem vegef. ist *M,* diu nu ist in peyn *Tl 3.* — 18 *u.* 24. dâ *fehlt M* (d. a. m. spr. *M*). — 19. hie mêr : noch *M.* — 20. an : zuo *M, Tl 3.* — 21. Meister E. *Tl 3, Pf.* — 21/22. man sol die (den) alten irs (des) alters lâzen geniezen *Stg 1, Tl 3, Pf.* — 23. mensche *fehlt Stg 1, Pf.* meister *fehlt Stg 1, Tl 3, Pf,* guoter meister *M.* — 24. wann was sy wůrkt das wůrkt sy besunder ān zuofal *M.* — 25/353, 1. die jungfr. . . vaters *fehlt M.* — 26. wa inne *Stg,* wa an *Tl. 3, Pf.* — 26/27. bekennen *Stg 1, Pf.*

IIIa. Deutsch.

vaters. Der meister sprach: kint, sô hœrent driu dinc, dâ bî ein mensche bekennen sol, ob er sî ein kint des himelischen vaters. Daz êrste ist, daz der mensche alliu sîniu werc wirke von einer 5 lûteren minne die er hât ze gote. Daz ander ist, daz er elliu dinc von gote glîch empfâhe in ainer tugentlîchen dankbêrkeit. Daz dritte ist, daz er alle sîne hoffenunge ûf nieman habe geneiget dan ûf got alleine. 10 Der arm mensch sprach: guoter meister saget mir von minnen, wâ bî sol ein mensche erkennen, obe diu tugent in ime wirkende sî ûf ir hœhsten adel. Der meister sprach: daz sol man erkennen bî 15 drîn dingen. Das êrste ist, daz er minnet got umbe got, daz ander ist, daz er minnet guot umbe guot, daz dritte ist, daz er minne wârheit umbe wârheit. Der meister sprach: lieben kinder, saget mir 20 von minnen, wie sol ein mensche bekennen, ob er lebe, als in die wârheit lêret. Die juncfrouwe sprach: daz sol er be-

IIIb. Lateinisch.

tum filium in anima sua. Cui ille, benedicens sic deum (!). Et magister dicit: si omnia debita essent ita bene reddita et pagata sive soluta sicut istud vinum, 5 multo plures animae essent in eterna vita quam pro nunc sunt, quod multae sunt nunc in purgatione, quae tunc essent in caelo. Tunc iste pauper homo dixit: ea quae adhuc solvenda sunt, magister solvet. 10 Magister respondit: vos supportubite magistrum propter ejus senectutem. Cui pauper homo respondit: nonne magister faciat caritatem operari opera amoris? Bone magister, dicite mihi ex caritate, 15 qualiter debet spiritualis homo cognoscere, quod sit filius sui celestis patris. Cui magister respondit: uterum alius sit filius sui celestis patris, in tribus potest considerari. Primum est, quod iste 20 homo omnia opera sua operatur in caritate. Secundum est, ut a deo percipiat et accipiat omnia et similiter prospera sicut adversa. Tertium, ut homo iste

1/2. benedictus sit deus? vgl. 351, IIIb, 1. — 6. multi *hs.* — 12. nonne : non *hs.*

1/4. der meister .. vater : Er sprach: an drîn dingen *Stg 1, Tl 3, Pf.* — 4. daz eine daz ist daz *Stg 1, Pf.* — 4/5. das erst ist er würkt *M.* — 5. wirke .. gote *nach CGM 388 411. vgl. den nachtrag.* tuo uz der liebe gotes *Tl 3.* uz liebiu an allen arkwan *M.* von minne wirke *Pf.* — 6/7. daz ander er empfaücht alle ding in gleycher danckberkait *M.* glich v. gote empf. mit demüetiger gelassenheit *Tl 3.* — 8. in .. dankberkeit *fehlt Pf., vgl. den nachtrag.* — 9/10. das er nit hab daran er hafften dann allain in got *M.* zuoverlafs und hoffen endtlich uff niemantz setze *Tl 3.* — 11. mensche *fehlt Stg 1, Pf.* — 11/12. sage mir vater *Stg 1, Pf.* v. s. m. *Tl 3.* — 12. wâ ane *Stg 1, Pf.* wanne *M.* — 13. das alle tugent vollbraucht sey *M.* — 14. ûf : nach *Tl 3.* — 14/15. Meister E. antwartt *Tl 3.* — 14/16. er sprach an drin dingen *Stg 1, Pf.* — 15. sprach *fehlt Tl 3.* — 15/16. bî drîn dingen *M.* — 15 *fg.* daz erst ist, er haut gott lieb umb got und guot umbe guot *M.* Minne got umbe got, guot umbe guot *usw. Stg 1, Pf.* — 20. lieben *fehlt M.* — 20/21. saget mir von minnen *fehlt Stg 1, M, Tl 3, Pf.* — 21. wer sol einen menschen *M.* — 21/22. wie sol der mensche leben der die warheit lêret *Stg 1, Pf.* ein mensche der die warh. leret, sol also leben *Tl 3.* im geziuge sîn der *nach CGM 365, vgl. den nachtrag.* — 22 *fg. lauten Stg 1 [Tl 3], Pf:* er sol alsô leben, swaz er lêret mit den worten, daz er daz vollebringe mit den werken. [Der arme mensche spr.: daz ist guot]. Er sol alsô stân [von innen] daz er mê [mit wesenne] besezzen habe, danne er ze worte bringen müge (in worten vollbringen müge *Tl 3*). *Der wortlaut v. M:* daz sol er bekennen dabey so diu waurhait und sin gewissen zugnufs geit aller siner werck das du gutt und waur und reht seint. Der arm mensch sprach das ist gût. Aber

IIIa. Deutsch.

kennen dâbî, sô sîne werke im geziuge sîn der wârheit die er lêret von ûzen mit den worten. Der arme mensche sprach: daz ist guot. Aber noch bezzer ist, daz er vil mê mit wârheite besezzen habe und behalte von innen, dannen er ze worten bringen müge von ûzen.

[Alsô daz êwige wort ist ein geburt des himelschen vaters, alsô ist der wille gotes ein geburt und ein werden aller crêâtûre.]

Diz ist Meister Eckehartes Wirtschaft.

IIIb. Lateinisch.

non in terra habeat, ubi caput suum reclinet nisi solum super deum. Et pauper homo dixit: bone magister, dicite mihi ex caritate, qualiter debet pauper homo con- 5 siderare et cognoscere, quod virtus in eo operatur in sua summa nobilitate. Cui magister respondit: in tribus potest istud cognosci. Primum est, ut diligat deum propter deum. Secundum est, ut diligat 10 bonum pro bonis. Tertium est, ut diligat veritatem propter veritatem. Et .. magister ait: vos karissimi pueri dicite mihi in caritate ea, quae vos interrogavero. Qualiter debet spiritualis homo .... qui ita 15 ambulat, ut veritatem addiscat. Cui puella respondit: illud potest ipse cognoscere per hoc: ita, quod omnia opera ejus dent testimonium veritati, quam exterius verbis locutus est. Ad huc ille pauper homo: 20 puella, istud bonum est, sed illud melius est, quod multo plus interius de veritate habeat et intelligat quam unquam exterius verbis loquebatur. Cui magister ait: benedicens sit deus animae ....

1. terran, habeant *hs.*

Der lateinische text ist aus dem deutschen übersetzt.

Vgl. s. 350, IIIa, 9 *der gast kumt von Beheim niht.* Tl 3: *diser geist komet von gemeinen menschen niht* — 350, IIIb, 13 spiritus non venit a Bohemia. — S. 353, IIIa, 9 *daz er alle sîne hoffenunge ûf nieman habe geneiget (denne ûf gote alleine)* — ut homo iste non in terra habeat, ubi caput suum reclinet (*hoffenunge* war in der deutschen vorlage unseres lateinischen textes in *houbet* verschrieben und dies findet sich auch CGM 365. 388. 411, vgl. nachtrag). — 350, IIIa, 16 *der minne sie (sc. der wârheit) von ûzen* — lat. vivit veritati ab extra. Das lat. aus *lebe* übersetzt, dies aus *liebe* verschrieben, vgl. den nachtrag. — 353, IIIa, 22 *als in die wârheit lêret* — ut veritatem addiscat. CGM 463 hat *lernet.*

Dem lateinischen fehlen da und dort wörter und satzteile:

Seite 349, IIIa, 10/11 *und des ûzern menschen.* — 349, IIIa, 20 *ir saget wâr.*
„ 350, IIIa, 3 *sîne predien niht tragen von sîner zellen ûf den predigstuol* — secum portare sermonem, quem in kathedra proponit praedicare.
„ 351, IIIa, 1 *durch got.* — 352, IIIa, 14 *âne underlâz ... in dem inguzze.*
„ 352, IIIa, 24 *dâ si wirket sunder zuoval.* — 352, IIIa, 25 *diu juncfrouwe sprach.*
„ 353, IIIa, 1 *kint, sô hœrent.* — 353, IIIa, 8 *in tugentlîcher dankbêrkeit.*

nôch besser ist das in diu waurhait und das gewissen und das leben behieltet und enthalltent vor im selb und er doch selber lebe und wissent ist. Amen.

11. *Hinter* creature: daz helf uns gott. Amen. *Tl 3.* — 12. Diz .. wirtschaft steht *Stg 1 vor* 8*fg.*: Alsô daz *usw.*

Der anfang s. 348, IIIa, 4fg. klingt auch im deutschen unmittelbarer als im lateinischen:

wiltu ûz liebe gotes mit mir ezzen — dô si sâzen, sprach si, iz vaste — peto te, sis hodie in paradiso hospes meus — et jussit eum sedere et fortiter comedere.

Und das deutsche ist anschaulicher und schöner:

Seite 349, IIIa, 23fg. *daz der mensche got niht ensuoche ûzer sich selber, sunder daz er in sich suoche unde schepfe die êwige sêlikeit* — quod homo extra se nihil aliud quaeret, nisi solum illud, quod eum promovere potest ad aeternam felicitatem.

„ 353, IIIa, 5fg. *wirke von einer lûtern minne die er hât ze gote* — operatur in caritate.

Das lateinische hat einige entbehrliche sätze und wörter, die dem deutschen fehlen:

Seite 348, IIIb, 1 vidam in pauperie. — 348, IIIb, 7 et sic intravit cum illa.

„ 349, IIIb, 4 verum est. — 349, IIIb, 10 et omni quod creaturae habere dinoscitur.

„ 349, IIIb, 19 de qua dominus loquitur dicens: beati pauperes in spiritu, *ähnlich auch* CGM 388. 411, vgl. den nachtrag.

„ 353, IIIb, 1/2 cui ille: benedictus sit deus.

„ 353, IIIb, 22/23 prospera sicut adversa.

In den folgenden fällen kennzeichnen sich die lateinischen zusätze als verdeutlichung oder interpolation:

Seite 348, IIIb, 1 humili habitu venit in quandam magnam civitatem nomine Coloniam — *ez kam ein arm mensche gein Köln an dem Rin.*

„ 349, IIIb, 8/9 libertas et absolutio et abstractio — *abgescheidenheit.*

„ 349, IIIb, 13 erecta et elevata — *ûf erhaben.* — *uber alles das zytlich ist in ewigkeit* (M) — supra tempus et perseverare in eternitate.

„ 349, IIIb, 24 paupertas in spiritu — *daz* (vgl. s. 351, IIIb, 8 opera spiritus sancti — *daz;* — s. 352, IIIb, 1 praesentia dei — *daz*).

„ 350, IIIb, 16fg. verum est. Dic mihi, qualiter possimus ista intelligere — *si sprach: berihte mich des baz.*

„ 351, IIIb, 6fg. homo pauper — *ein mensche.* — S. 352, IIIb, 15. — 353, IIIb, 15 spiritualis homo — *ein mensche.* —352, IIIb, 19/20 quod opera spiritualis hominis sint at voluntatem dei — *daz.*

„ 351, IIIb, 10fg. in naturali delectatione de die in diem deficiat et occidat in se omnem naturalem delectationem — *abeneme an lîplîchen dingen unde lüsten und an nâtiurlicher minne.*

„ 351, IIIb, 12fg. perficiatur in divina gratia et in dei amore crescat — *zuoneme an götlîcher minne und gnâde.*

„ 351, IIIb, 16 operandum et consolandum — *ze wirkende.*

„ 351, IIIb, 19 probaverunt et affirmaverunt — *habent wol bewêret.*

„ 351, IIIb, 20 et interrogavit iterum jam dicens — *er sprach.*

„ 352, IIIb, 5 contemptum mundi et passiones corporales et tribulaciones et angustias, quae sunt signum praesentiae dei — *smâcheit der welte unde lîden des lîbes.*

„ 352, IIIb, 8 ut gratia in eo crescat, et augmentet — *zuonemunge an gnâden.*

„ 352, IIIb, 16 opera sua, quae operatur in sua contemplatione — *elliu sîniu werc.*

Seite 352, IIIb, 17 sint deo acceptabilia et beneplacita suae altissimae et summae voluntatis — *geschehen nâch dem allerhœhsten willen gotes.*
„ 352, IIIb, 22 sincera et clara — *lûter.*
„ 353, IIIb, 3 reddita et pagata sive soluta — *vergolten.*
„ 353, IIIb, 5fg. in eterna vita quam pro nunc sunt, quod multae sunt nunc in purgatione, quae tunc essent in celo — *ez wêre manigiu sêle in dem êwigen lebenne, diu nû ist in dem vegefiure* (vgl. lat.).
„ 353, IIIb, 21 percipiat et accipiat — *empfâhe.*
„ 354, IIIb, 4 considerare et cognoscere — *erkennen.*

Dieser lateinische übersetzer kann sich im erklären gar nicht genug tun, statt des einfachen deutschen wortes setzt er zwei oder drei synonyme bezeichnungen, und in die deutschen sätze steckt er füllwörter — der reiz der bescheidenheit geht dabei dem original ganz verloren.

Den namen meister Eckeharts nennen die Stuttgarter hs., CGM 365 (vgl. den nachtrag) und der Taulerdruck: es ist wol kein zweifel, dass dies gespräch im schülerkreis unseres meisters oder unter seiner unmittelbaren einwirkung hergestellt wurde, denn alle seine gedanken und forderungen sind aus den schriften und predigten Eckeharts bekannt. Die schöne steigerung im aufbau, zugleich die schlichte und eindrucksvolle zusammenfassung der tiefen worte des meisters geben diesem werkchen eine besondere bedeutung, die aus unserem texte wol auch klarer hervorleuchtet, als aus dem lückenhaften texte Pfeiffers.

Unsere untersuchungen zeigten, dass in schriften der deutschen mystiker auch die deutsche fassung die ursprüngliche sein kann, und dass dunkelheiten und unverständlichkeiten in den deutschen texten weniger schuld der deutschen verfasser, als schuld der überlieferung sind.

Diese einsicht kommt hoffentlich auch den werken anderer deutscher prediger zugute, die uns deutsch und lateinisch überliefert wurden. Einblicke in die Münchener lateinischen und deutschen handschriften des Berthold von Regensburg brachten mich z. b. auf den gedanken, dass die lateinischen texte wol auch deswegen besser und klarer sind, weil sie sorgfältiger gehütet wurden und dass möglicherweise doch die deutschen auf bessere vorlagen zurückgehen.

Die textkritik kann bei den deutschen schriften der mystiker erfolge erzielen, die uns ermöglichen, sie langsam von dem schutt der überlieferung zu befreien und sie in ihrer alten reinheit herzustellen.

Nachtrag.

Als dieser aufsatz schon im druck war, bemerkte ich, dass „Meister Eckeharts Wirtschaft“ noch in folgenden Münchener hss. überliefert ist: CGM 365, 213fg. (alte zählung) [15. jh. 4°]; 388, 148fg. [15. jh. 4°]; 411, 185fg. [15. jh. 4°]; 447, 208fg. [15. jh. 8°]; 463, 164fg. [15. jh. 8°].

An einigen stellen liess sich mit hilfe dieser handschriften unser text bessern: 349, IIIa, 13 *die juncfr... gerne* usw. nach 447. — 349, IIIa, 25 *sunder daz er.. sêlikeit:* vgl. 411 *wan sunder in im selber sol suochen und schôpfen ewig selikeit;* 447 *sünder das er in im selber sůch und schôpfe ewige sellykait;* 463 *denn das besunder das er in im selber schapffend sey die ewigen seligkait.* — 352, IIIa, 11 *daz er .. ûz dem willen gotes;* nach 447: *er sol seinen willen nymmer kerren von dem gottlichen willen.* — 353, IIIa, 5 *wirke .. gote* nach (388) 411; *von ainer lauter minne (und liebe) die er hat ze got;* 447 *von ainer lautern liebe zuo got.* — 353, IIIa, 7 *in .. dankbêrkeit* nach 388. 411 (447 *in einer dankperkeit*). — 354, IIIa, 1 *im geziuge sîn* nach 365; *ein zugnufs sey* 388 und ähnlich 411. 447. 463. — An andern stellen liessen sich aus den neuen handschriften beiträge zum verständnis der fehler und zusätze des lateinischen gewinnen. 349, IIIb, 19 der zusatz *de qua dominus loquitur dicens* usw. findet sich auch 388 *seyd got hat gesprochen in dem evangelio sælig sind die armen des geistes* und 411 *seu sprach got h. gespr. i. d. evg. selig sind* usw. (388. 411 haben eine fülle von zusätzen). — 350, IIIa, 16 *minne* (in *liebe* verschrieben), lat. *virit* (aus *lebe*); vgl. 365 *lob;* 411. 447 *ub sich;* 463 *werbe sie* und die ausführung s. 354. — 353, IIIa, 8 *houbet* statt *hoffenunge* stand 365. 388. 411; vgl. auch laa. zu 351, IIIa, 19 fg. aus CGM 783. — 353, IIIa, 22 (vgl. 354, IIIb, 15) *lernet,* worauf das lateinische *addiscat* beruht, stand 463. — Im übrigen sind die abweichungen unter den aus den neuen handschriften sich ergebenden lesarten so vielfältig und willkürlich, die lesarten zeigen auch so viel misserständnisse und auslassungen, dass ich sie nicht vollständig verzeichne. Ich hebe nur einiges heraus, das mir bemerkenswert scheint: hinter 348, IIIa, 6 *gerne*: 388 *si lůt ain lesemaister dar zuo daz ir drew wurden;* 411 *die junck fraw lůd ain lesmaister dar zů der in trew* (!) *warent;* 447 *do lůden sye einen leszmaister dar zů.* Einen entsprechenden zusatz bringt 463 hinter 350, IIIa, 11 *stat: die junckfraw berůfft bald ainen maister der geschrifft und was da die wortt des armen mansz wider ůffnen.* — 350, IIIa, 4 *zellen;* 365 hat *sel* (!). — 350, IIIa, 8 fg. lautet bei 388 *der gast ist nit von Ungern noch von Bechein.* — 350, IIIa, 11 *Prage;* 411. 447 haben *Brabant.* — 351, IIIa, 14 *er sprach* ... 352, IIIa, 5 *nôt sîn* fehlen 447. — 352, IIIa, 15 (hinter *sprach*) hat 365 *dise kost ist wol vergolten und;* 388 *ditz essen ist wol vergolten und.* — 352, IIIa, 15 *der meister* ... 25 *vater* lauten 411 *der meister spr. got sie gelobt wan die speis ist wol bezalt. die jfr. spr. gůt mstr. so geltent ir aber den wein und saget uns* usw. — 352. IIIa, 21 hinter *sprach* hat 388 *liebe kint redent fur ewch von minnen und durch got und lant den alten* usw. — 353, IIIa, 22 fg. lauten 388 *die jfr. spr. daz sol man an den vordren stůklin daz dem mensch alle seine werck ain zugnufs sey ains warhaften lebens. Der arm mensch sprach daz ist gar gůt aber vil besser ist daz der mensch von innen me erlucht und erzundet sey denn er von aufsen und ze worten kund bringen. got sey gelobt und alles gůt wenn er spricht in dem evg. ich bin daz guot.* Ähnlich, nur etwas gekürzt, bei 411 (schluss: *got sie gelobt Amen. deo gratias*) und bei 447 (schliesst: *zů worttenn pringen mag*); 463 hat hinter *entzündet und erlaůcht sey: das er von innen mer erkenn denn er ussen nie erkennen kinde. der maister spr.: gelopt sey Got diser edlen wirtschafft derselb da gewircket hat nach seinen verhaissen da er sprach wa tzwai oder driu gesamlet sind in meinem namen da wil ich in der mitt pey in sein. Amen.* S. p. 1477. — Am interessantesten ist der schluss, von 353, IIIa, 18 an (hinter *warhait*) in CGM 365, wo unser gespräch den beschluss einer reihe von [illegible] Eckeharts bildet: *Er sprach gelobt sey got. die junkfraw sprach ir seit*

ain maister des warhait bewërt ist ze paris auf dem stuel dreystund. bericht uns von gotleicher lieb wie sol der mensch leben an den wercken der dise warhait ze worten pracht hat. der arm mensch sprach Es wer noch pesser wër sein maisterschaft ainest in der warhait bewärt, dann zw Paris auf dem stuel dreistund. Maister Ekkart sprach ist mir ze sagen so ist mir gesait. dy junkfraw sprach mich dunchet also sol er leben das alle seine werck ain gezeug sein der warhait die er ze wortten pracht hat. der arm mensch sprach Er sol noch vil mer haben an den wercken dann er mit warhait ze wortten bringen chün. ditz ist maister ekkartz predig und frag / wer sy hör oder sag / dem geb got ain guet end / und nach seinem leben ain froleich urstend. Amen.

Teile aus unserm gespräch finden sich in dem dialog zwischen meister und jünger über die 10 gebote (15. jh. überliefert CGM 234. 321. 364. 365. 388. 437. 461. 506. 621. 622. 791. 4880, ich bereite die ausführliche beschreibung dieser handschriften für die deutsche commission der Berliner academie vor). Dieser dialog ist für die erkenntnis des nachlebens und der nachwirkung der deutschen mystik höchst bedeutsam, nnd bewahrt manches ihrer edelsten kleinode: recht seltsam wirkt in ihm das stete nebeneinander von angewandter und reiner religion, von irdischem und überirdischem, von scholastik und mystik. Ich hoffe bei späterer gelegenheit über znsammensetzung und quellen, über inhalt und bedeutung dieses dialoges ausführlich sprechen zu können. Das stück aus unserm gespräch lautet CGM 365, c, XLVII v. (alte zählung): *Der junger: sag mir was ist geistlich armuet und des innern menschen armuet und des geists armuet. Der maister: Zu ainem geistlichen armen menschen gehoerent drew ding Das erst ist das alles das in im erstorben ist das an im natürleich ist. Das ander ist das er gotes nymmer zu vil begeren mag. Das dritte ist das er armuet und verschmåhung nyemant sol pas günnen dann im selber* (348, IIIa, 14 fg.). *Armuet des innern menschen leit auch an dreyn dingen das erst ist abgeschaidenhait und verlaſsung aller creatur. das ander ist ain ernsthafftes und bestendiges gemuët und lieb von innen und von auſsen. Das dritt ist ain auferhebtes gemuët in ewigkait* (vgl. 349, IIIa, 7 fg.). *Armuet des geists leit ouch an drein dingen. Das erst ist das der mensch in der zeit nicht anders wisse nur sich selber unde got* (!). *das ander ist das er aus im selber got nicht suech, sunder das er in im selber suechent sey ewige sålikeit. Das dritt ist das er kain geistlich guet uber veld trag mit aigenschafft noch kain creatürlich pild in creatürlicher weis ze pett trage* (vgl. 349, IIIa, 20 fg.). An dies *pett* (aus gepett missverstanden?), knüpft nun der aufzeichner an und fährt, doch wol mit hilfe seiner phantasie, so fort: *Er sol mit ainem ploſsen ledigen hertzen schlaffen geen. Sich das ist ain ordenlich leben mit ainer lauteren gewissen auf ainem strösakh ligen. Ach wie ain lustige [sache?] das ist. Das was in dem hertzen der edelen magt Marie alle die armuet von der ich dir gesagt han und darum stuend sy ledig aller pilde und creatürlicher form.*

In demselben dialog ist c. XII r. eine stelle aus unserer ersten predigt (Pf. I, VIII) citiert: *Nu spricht ain maister das magt als vil sey gesprochen als von allen formen und pilden ledig sein als ledig er was da er nicht was:* vgl. Pfeiffer 42, 25. — Aus derselben predigt kehren anch einige sätze bei Pfeiffer II, 3 (394 *flg. von der sêle werdekeit und eigenschaft*) wider, nämlich Pfeiffer 45, 12—22 und 45, 1. 2, war die grundlage für Pf. 397, 35 — 398, 4.

MÜNCHEN. FRIEDR. V. D. LEYEN.

MISCELLEN.

Eine gleichzeitige lebensbeschreibung des dichters Huldreich Buchner [1560 — 1602].

(Aus einer Gothaer handschrift.)

Über das leben des bekannten neulateinischen dichters Huldreich Buchner (Goedeke[2] II s. 119, nr. 268) wissen wir nichts als das wenige, was J. H. Zedler, Universallexicon tom. III (1733) s. 1770 und nach ihm Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexicon I s. 1450 (1750), J. F. Neidhart, Diatribe scholastica memoriae Huldrichi Buchneri illustris praeceptoris olim et cantoris de republica Wertheimensi bene meriti dedicata (Progr. Wertheim 1800) und K. Goedeke a. a. o. mitteilen.

Es dürfte daher für die litteraturgeschichte von interesse sein, eine fast gleichzeitige lebensbeschreibung dieses bedeutenden mannes aus der feder eines seiner besten freunde, des Andreas Henaeus, eines mannes, der selbst als Poeta Caes. Laur. einen namen hatte[1], hier zum ersten male aus einer Gothaer handschrift bekannt zu geben. Im Codex chart. VI nr. 250 des Herzogl. gymnasiums findet sich diese 8 folioseiten umfassende lebensbeschreibung H. Buchners, zehn jahre nach dessen tode, 1612, für den gelehrten und weitberühmten rector der Gothaischen gelehrtenschule M. Andreas Wilkius[2] von Henaeus aufgezeichnet. Wir erfahren aus derselben nicht nur einzelheiten aus dem äusseren leben H. Buchners, sowie die titel aller seiner dichtungen, sondern lernen auch eine reihe interessanter persönlichkeiten der damaligen zeit und ein bisher nicht bekanntes gedicht des berühmten neulateiners Nicolaus Reusner kennen, alles gründe, die die veröffentlichung dieses jetzt fast 300 jahre in vergessenheit ruhenden freundschaftsdenkmales wol berechtigt erscheinen lassen dürften.

M. Hulderichi Buchneri P. L. **1.**
Vitae curriculum.

Salutem et amorem!

Laeta arripio manu, clarissime et doctissime vir, WILCKI amico mihi cumprimis observande, datam mihi abste occasionem, qua in Hulderichi Buchneri iucundam reminiscentiam summis, quod dicitur, velis me inferre possum, etsi alias eius viri in animo meo numquam non vixit vivetque, donec ulla mihi supererit cum vita memoria: ita enim (existimo) fiet, ut non solum in ἑορτογραφίᾳ hac tua[3], cui aliquid lucis ex sacris anagrammatismis eius accessit, nomen habeat clarum, verum etiam ex his meis inflammentur alii ad eius historiam plenius accuratiusque contexendam. Illud sane possunt, quibus eius, dum in vivis esset, familiaritate quotidie frui datum est, prae aliis autem Werthemensis Ecclesiae ac Scholae antistites et collegae, viri ut virtute ac humanitate, ita etiam literarum studiis exculti illustresque.

1) A. Henaeus war 1594—1604 diakonus in Lohre im stift Mainz, kurze zeit in Breitenau bei Coburg pfarrer, dann 1605—19 in Wangenheim bei Gotha (J. G. Brückner, Kirchen- und schulenstaat im herzogtum Gotha III 2, 18. J. H. Gelbke, Kirchen- und schulenverfassung des herzogtums Gotha II 2, 285. A. Beck, Geschichte des Goth. landes III 2, 361 und mein Progr. 1897 „Die gelehrtenbriefe der Gothaer gymnasialbibliothek aus dem XVI. und XVII. jahrhundert“ s. 11).

2) Vgl. über diesen bedeutenden mann, der 1592—1631 rektor in Gotha war, Allgem. deutsche biographie bd. 43 s. 234 fg., mein Progr. 1897 s. 2, sowie mein Progr. 1901 „Die lehrer des gymn. illustre zu Gotha (1524—1859)“ I. teil, s. 7 fg., wo die weitere litteratur über ihn vollständig angegeben ist.

3) Der titel dieses Wilkeschen werkes ist: Ἑορτογραφίας pars prior. Festa Christianorum oecumenica continens. 1610.

Cum autem, quantum mihi quidem scire hactenus licuit, ex tot amicis et familiaribus nemo repertus sit, qui de vita ac obitu **Buchneri** scriptum aliquod in lucem miserit eiusque beatos haud dubie cineres decorarit carminibus suis, improbus profecto essem, si et ipse tanti amici mei memoriam obliterari plane paterer. Accipe igitur, WILCKI clarissime, de eo artium liberalium Magistro et poeta caesarea laura coronato, ab Henaeo Buchneri olim, nunc etiam tuo, tuique similium omnium amico certo haec paucula.

Natus is **Hulder. Buchnerus** fuit anno a Christo incarnato MDLX: hoc enim mihi, eodem anno in lucem edito, non semel retulit. Diem vero natalem in memoria
2. non habeo, perinde ut et pagi, quo natus est, nomen. Hoc scio, est is vicinus ac subiectus urbi Norinbergensi, a quo ocello non solum Franciae nostrae orientalis, sed etiam totius Germaniae, imo Europae, sese **Norinbergensem** appellare solitus est[1]. Puer a parentibus plebeis quidem, sed honestis tamen in scholam Laurentianam eiusdem urbis imperialis missus, sub praeceptore **M. Andrea Bohemo** scholae eius Archididascalo[2], in studiis literarum liberalium, quibus puerilis aetas imbui solet, mature multum profecit. Ei praeceptori suo dilecto, anagrammatismos scripsit duos, qui in Pleiadibus illorum continentur, in quorum posteriori valde me delectant hi versus (involucro 7, p. 222):

Vix genitor prior est informatore fideli:
Ille animat vitam, hic vivere posse docet.

Deinde circa annum LXXXII Witebergae Magisterii titulo ornatus, sacrarum literarum studiis animum applicuit cum fruge: at non longe post cum Norinbergensibus ac aliis studiorum sociis in Italiam profectus est, ubi, nescio quo fato, non Musarum semper, sed etiam per aliquot menses Martis seu bellonae castra secutus est strenue, ad exemplum videlicet praestantissimorum olim poetarum nostrorum **Petri Lotichii Solitariensis**[3], **Pauli Melissi Schedii**[4] aliorumque, quibus idem suis temporibus militiae studium jucundum fuit. Verum in tempore ferream istam militiam reliquit seque Musis humanioribus adiunxit denuo. Postquam igitur his studiis addictus Italicas urbes propemodum omnes satis superque perlustrasset, inde in patriam reversus est ad Noricos suos, apud quos tamen non diu delituit: inde enim Werthemiam vocatus est ad officium Musici sive Cantoris, cui ea quidem in civitate satis honesto ac celebri usque ad vitae exitum cum laude ac fruge praefuit. De aliis scholasticis, quos unâ sustinuit ibidem laboribus et molestiis, ipse Buchnerus mihi in colloquiis nostris conquestus est saepe-
3. numero; non autem mihi tantum privatim, sed et publice **Domino Joachimo Poemerio** Patritio Norinbergensi[5] patrono suo, ut videre est in Anagrammatismor. involucro 1, p. 25.

1) Falsch ist also, wenn Goedeke[2] II s. 119 „Wertheim" und F. Platz, Gymnasialprogramm von Wertheim 1876, s. 15 „Nürnberg" als seinen geburtsort angeben.

2) G. A. Will, Nürnbergisches gelehrtenlexicon erwähnt ihn nicht, ebensowenig Ch. C. Nopitsch in der fortsetzung dieses werkes.

3) *Petrus Lotichius* geb. 2. XI. 1528 in Schlüchtern *(Solitariae)* „der beste dichter unter den neulateinern Deutschlands" (Goedeke[2] II s. 103) tat 1546—47 kriegsdienste unter kurfürst Johann Friedrich, gest. 7. XI. 1550 als prof. medic. in Heidelberg.

4) *Paulus Melissus Schedius*, geb. 20. XII. 1539 in Melrichstadt, gest. 3. II. 1602 in Heidelberg; (Goedeke[2] II s. 107 und besonders 518); von seinen kriegsdiensten war bisher nichts bekannt!

5) *Joachim Poemer*, aus einem altadlichen, ratsfähigen geschlechte zu Nürnberg 1539 geboren, war 1578—1588 bürgermeister und ratsherr daselbst, gestorben 12. VII. 1596. Vgl. G. A. Will, Nürnbergisches gelehrtenlexicon, fortgesetzt von Ch. C. Nopitsch, III. suppl. (1806), s. 183 fg.

Antequam autem Buchneri historiolam contexere pergam, addendum mihi de ipsa est Werthemia, quae Buchneri opera in schola et templi choro musico usa est, cuius et civis fuit, quae et ipsi defuncto tumulum dedit.

Sita ea civitas est in loco satis amoeno,

Hic ubi sese sonora
Tuberi et Moeni fluenta
Franciscis miscent in oris.

Sic enim ipse situm Werthemiae in anagrammatismo Poemerii, cuius modo mentionem feci, ut vere ita eleganter describit. Aulae ibi sedem habet Ludovicus Comes a Leonstein, qui una cum filiis illustribus ac generosis Buchnero patronus fuit exoptatus, eumque multis ac variis adiuvit et ornavit beneficiis[1]. Aulae eiusdem Ministri (Consiliarios et praefectos sic nomino tam genere quam literarum studiis nobiles) Buchnerum diligebant certatim cohonestabantque plurimum. Ecclesiae Antistites, Scholarchae, Rectores, Collegae benigno admodum affectu Buchnerum complexabantur, id quod et ipse vidi coram et ab aliis compertum habeo. His scilicet ille permotus (ut interim de loci amoenitate et aliis commoditatibus, quas habuit, nihil dicam) apud Werthemenses in prima functione scholastica semper permansit, nec tot amicorum exterorum monitis ad alia et altiora se inde abripi passus est. Maluit in huius civitatis complexu cum gratia superiorum et parium benevolentia ac favore delitescere, quam alibi splendidam aliquam miseriam experiri, mala scilicet nota pro optimis ducens. Imo ibi non delituit dilectus solum Comitibus Illustribus, patronis magnis, collegis doctis, amicis et concivibus suis honestis: Verum etiam ad omnes propemodum 4. in Germania scholas publicas, quas Academias vocamus, famae celebritate pervolavit Werthemia. Imo, ut Buchnerum istum genuinum Musarum et Gratiarum pullum, Musicum insignem, Historicum eximium, hominem omnium horarum, nemini molestum, bonis et literatis universis benignum, inviserent, Werthemiam multi invisitarunt: multis per ipsum ea civitas notior facta est et celebrior. Et ob id ipsum mirari mihi in mentem venit, quî factum hactenus, quod e tanto poetarum hodie qui sunt coetu nemo inventus sit, qui Buchnerum defunctum vita suis decorarit carminibus.

Anagrammatismorum Pleiadas meo caeterorumque amicorum, imprimis autem Doctoris Joann. Bernhardi Titii Medici apud Werthemenses[2], suasu et hortatu oriri primum passus est *anno XCII*[3]. Cumque illarum involucra passim avidis manibus

1) Als mit dem grafen Michael III. (gest. 1556) das grafengeschlecht „Wertheim" ausgestorben war, und ein graf Stollberg, der schwiegervater des letzten grafen, eine zeit lang regiert hatte, folgten die schwiegersöhne dieses Stollbergs und der jüngste derselben Ludwig von Löwenstein blieb im besitze der herrschaft (1574—1611); er ist der neubegründer der lateinischen schule in Wertheim im jahre 1604. Vgl. F. Platz, Beiträge zur geschichte des Wertheimer gymnasiums. Gymn.-progr. 1876, s. 14 fg.

2) Ihn erwähnt auch F. Platz a. a. o., s. 16.

3) H. Buchners erstes, 1592 erschienenes, werk war also: Anagrammatismorum Pleiades, von dem Joh. Bern. Titius Med. Wertheim in seinem begleitsgedicht zu „Huldr. Buchneri Imperatores" Francofurti 1603 sagt:

Nuper ut excussis tandem imbribus ivit in auras
Felici auspicio atque pari omine et alite dextro,
Pleiadum Buchnere tuus labor. En labor ulli
Vix olim tentatus! et ecquis talia tentet?

und weiter: *Mirantur opus plauduntque poetae*
Et voce et manibus: Reusnerus maximus ille est
Fronde caput meriti qui sollers Daphnidis ornat.

ab iis omnibus, quibus poeticae opes in deliciis erant, arripi cognosceret, Musis faventibus *viros* etiam in *Novi Testamenti libris illustres*, CHRISTI atque Apostolos duodecim et alios eorundem asseclas γνησίους ac fideles cooperarios, ipsum imo Salvatoris domini nomen, pari industria anagrammatismis inclusit, lucique publicae tramisit cum laude[1], *reges* item *Israeliticos* et *Judaicos*, demum etiam *Imperatores*| *Romanae Monarchiae* tam Orientales quam Occidentales a Julio Caesare usque ad Divum Rodolphum 2 omnes[2]. Ex quibus sane opusculis luculenter apparet, quantus poeta ille in sacra pariter et profana Romanorum Imperatorum historia fuerit. Nec praetereunda mihi hic est *Paraphrasis psalmi Davidici CXX*, qui ex illis, quos graduum sive graduales vocant, primus est. Eam Buchnerus odis quadraginta duabus dissimilibus concinnatam *anno IIC*[3] consecravit Senatui Reipublicae Rotenburgotuberanae, submissis anagrammatismis nuncupatoriis. Opus profecto doctum, argutum et eiusmodi est, quo in admirationem ingenii sui Lectorem candidum rapit auctor et malâ avi Rotenburgensibus dedicatum, de quo tamen negotio nihil mihi superaddendum existimo.

5.

Ex amicis praesentibus et familiaribus nemo illi Ioanne Bernhardo Titio Werthemio eiusque patriae suae Medico prior fuit ac coniunctior. Credo vix sese mutuum ita dilexisse Nisum et Euryalum apud Vergilium[4], Damonem et Pythiam[5], Laelium et Scipionem caeterosque, quorum coniunctio in veterum historiis perpetuum nomen habet, ut hi Werthemenses Titius et Buchnerus.

In qua parte amicitiae apud ipsum haeserim Henaeus tunc temporis Ecclesiae in civitate Lorana ad Moenum[6] Minister verbi divini verbis meis hic referre nolo. Mitto autem tibi, tibi inquam WILCKI clarissime, amico nunc meo, fasciculum aliquot epistolarum ab eo ad me, ex quibus id deprehendes manifesto. Ex iisdem praeter styli elegantiam, etiam plura alia cognosces. Quae epistulari huic brevitati committere supersedeo. Eas una cum his libellis Buchnerianis ad me redire sines, ubi perscrutatus eas es. Symbolum ille amicus meus ex capitalibus nominis sui literis hoc sibi elegerat: *Homo Bulla*. Item hoc: *Vita Brevis Nostra* (= Ulr. Buchner Norinberg). Hoc etiam postquam poetae Laureati titulus nomini accesserat:

Memento Hominem Bullam Plane Lubricam.

Utinam autem memor ille semper fuisset Hominem se et bullae similem esse! Valetudinis, arbitror, suae rationem habuisset accuratiorem, inter amicos scilicet, quorum in gratiam largius interdum bibendo non parum illam attenuavit, sed haec mittens ad postrema eius digredior.

1) Der titel dieses werkes ist: „Theatrum biblicum anagrammaticum“. Francof. (wiederholt 1621).

2) Der titel dieses letzten und wie es scheint erst nach Buchners tode (1603) gedruckten büchleins ist: HULDR. BUCHNERI Imperatores sive Caesares Romanae Monarchiae, tam Orientales quam Occidentales, a Julio Caesare usque ad Divum Rudolphum Secundum; singulis octostichis, praemissis Anagrammatismis non incogruis juxta fidem historicam, succincte et accurate inclusi. Opusculum Sacratissimae Caesareae Majestati consecratum. Francofurti, Typis Joachimi Bratheringii Impensis Joan. Spiessii et Joa. Lud. Bitschii. MDCIII. (Octav. 79 seiten.) Auf der herzogl. bibliothek zu Gotha, biogr. 8 s. 583, vorhanden.

3) Diese aus 42 oden bestehende Paraphrasis psalmi Davidici CXX. 1598 veröffentlicht, war bisher nicht bekannt.

4) Vgl. Vergil. Aeneis V 334, IX 182.

5) Pythiam = Phintiam.

6) Lohra im Erzstift Mainz, wo Henaeus von 1594—1604 diaconus war; vgl. oben s. 359 anm. 1.

Postquam mense Februario Anni DCII ex huius vitae consortio amiserat summum illum amicum suum suae imo animae dimidium Titium Doctorem, una cum aliis viris primariis e censu literatorum ibidem Buchnerus illum ex aedibus ad tumulum extulit suis humeris, quo animo, qua perturbatione referre non possum. Domum ab illius sepultura reversus (hoc dicere possum) extemplo lectulo suo se Buchnerus tradidit comisitque corpore non satis firmum, animi certe maerore aegrum admodum, nec inde ad Musas et labores scholasticos obeundos postea resurrexit. Haec mihi narravit Werthemensis Ecclesiae Archidiaconus doctus et optimus vir, Dominus Andreas Cleinius[1] et alii, qui decumbenti adfuerunt fere quotidie, ego enim tum temporis propter officii Ecclesiastici negotia et nescio quae alia oeconomica, non nisi per literas eum visitare potui. Atque ita tandem XII Maji die, Dominico videlicet, qua Cantare ecclesia iubetur per os Davidis, canticum novum, hic Cantor Musicus et poeta noster excellens mortalitati valedixit et ad choros in vita beatiori perpetuum Deo cantitantes evocatus est anno aetatis 42. Coniugem eius maestissimam (filiam olim clarissimi et doctissimi viri Nicolai Rüdingeri, qui et ipse poeta Werthemiae excellens fuit[2], D. Posthii[3] et Melissi[4] amicus) cum sexus utriusque sobole ingeniosissima, qua Deus Optimus Maximus conditione ibidem sustentet hactenus a nemine expiscari potui. Deum tamen illos patrio et benigno affectu respicere et arbitror et opto. 6.

Superioris mensis (Aprilis) die XII, Brabeuta eius D. Nicolaus Reusnerus[5] Jena ad ipsas illas beatas mansiones migraverat, Paulus vero Melissus[6] Heidelbergae utrumque antecesserat 3 Februarii die. Fuit is annus DCII etiam aliis magni nominis viris fatalis, inter quos D. Casparus Peucerus[7] 25 Septembr., Joannes Streitbergerus Doctor et Superintendens Culmbacensis 20 Aprilis[8], D. David Pfeiferus Cancellarius Electoratus Saxonici, D. Andreas Rosa Schwinfurdensis Medicus, Physicus Ordinarius et Mathematicus Ambergensium[9], M. Sebastianus Artomedes[10] Theologus Regii Montis Borussorum, Poeta et ipse Laureatus et prae caeteris qui nominari omnino debuisset Fridericus Willelmus Saxoniae Dux[11], in quo Principe illustrissimo et optimo scriptioni huic mox finem faciam. 7.

1) Ihn erwähnt auch F. Platz a. a. o. s. 16.

2) Ihn erwähnt Goedeke[2] II s. 105 (nebenbei s. n. Joannes Posthius) als dichter eines „mäßigkeitsgelübdes".

3) *Johannes Posthius*, geb. 15. X. 1537 in Germersheim, gest. als leibarzt des kurfürsten von der Pfalz 24. VI. 1597 in Mossbach (Goedeke ebda.).

4) S. oben s. 360 anm. 4.

5) *Nicolaus Reussnerus*, geb. 2. II. 1545 in Leonberg, Prof. in Strassburg, 1589 in Jena, gest. das. als Rector Magnificus (Goedeke[2] II s. 109; Eisenhart, Allg. Deut. Biogr. XXVIII 299). Er wird „*Brabeuta*" (βραβευτής) Buchners genannt, da er ihm den lorbeerkranz als Poeta Laur., wie wir unten erfahren, im jahre 1596 aufgesetzt hat und zwar für seine 1592 erschienenen Pleiades, vgl. oben s. 361 anm. 3.

6) Vgl. oben s. 360 anm. 4.

7) *Caspar Peucer*, geb. 6. I. 1525 in Bautzen, gest. als fürstl. leibarzt zu Dessau. (Goedeke[2] II s. 112.)

8) *Johannes Streitberger*, geb. 5. XI. 1515 in Hof, 1548 schulinspector das., 1552 Pastor, später general-superintendent in Culmbach. (Jöcher IV s. 879.)

9) *Andreas Rosa*, geb. 1530, gest. 22. VIII. 1602, war verfasser von kalendern (Jöcher III s. 2217).

10) *Sebastian Artomedes*, geb. 1544 im Ansbachischen, gest. als pfarrer der domkirche in Königsberg i. P. 11. IX. 1602. (Goedeke[2] II s. 198.)

11) *Friedrich Wilhelm*, herzog zu Sachsen, älterer sohn des herzogs Joh. Wilhelm, geb. 25. IV. 1562 in Weimar, vormund der drei minderjährigen herzöge

Addam tamen epitaphium quod illi nunc maerens scripsi, in quo ipse defunctus Buchnerus loquitur.

NORICA me genuit tellûs: sacra Palladis arma
Leucorea didici gnavus in urbe sequi,
Italiam perlustravi paene undique miles,
Phoebe tuus libris, Mars tuus ense potens.
5 *Inde redux istam veni novus hospes in urbem,*
Quam prope se Moeni Tubarus addit aquis.
Musicus, officii ratione, suavis ibidem
Grata homini cecini cantica, grata Deo.
Carminibus vates, quorum mihi copia, doctis
10 *Ornavi dignos laude decente viros.*
Illi me rursus. Nunc vitae munere functum
Musica nulla iuvat, carmina nulla iuvant.
Lauri marcet honos: frons fagina marcet, in armis
Quam gessit lauro cinctus Apollo meis.
15 *Pagina quam verbi caelestis monstrat, IESU*
CHRISTE, tua parta morte SALUTE fruor.

A. Henaeus.

Superaddam etiam mantissae loco N. Reusneri carmen, quo illi et Lauream et insignia Anno XCVI destinavit[1].

NICOL. REUSNERUS D. COMES PALATINUS CAESAREUS.

Pagina seu libri, seu frons tibi fagina nomen
Forte dat: utrumvis nominis omen amo.
8. *Pagina te libri doctum, frons fagina cultum*
Chaonia ratem non sine glande docet.
5 *Chaoniam pingui glandem tu rursus arista*
Mutas et Musis pabula laeta paras.
Pro fagi frondem lauri tibi fronde vicissim
Contribuunt Musae, Caesare dante, novem.
Addunt arma simul Lauro gentilia. Vatem
10 *Laurus cui Phoebo cingit amica comas.*
Altera fert fagi frondem: fert altera librum,
Carminibus doctis tot satis apta manus.
Macte novis titulis Buchnere! sit, opto, perenne
Cum lauro fagi dulce librique decus.

Haec sunt, Wilcki clarissime et humanissime vir, quae de Buchnero a me scribi potuerunt. Quod si ab aliis de eodem habere nunquam poteris plura quae vera et certa sunt, grata mihi etiam illa lectu erunt et iucunda admodum, spero autem me voluntati tuae satisfecisse hactenus. Quod superest, ut et alteram partem tuae

Christian, Joh. Georg, August und administrator in Kursachsen, gest. 7. VII 1602 in Weimar. (J. Clauder, Stemma Saxonicum [1683] s. 80 fg.)

1) Dieses gedicht des berühmten dichters auf Huldreich Buchner steht nicht unter den in den „Delitiae Poetarum Germanorum“ V, 640—818 veröffentlichten gedichten; in seinen 1593 und 1594 herausgegebenen „Opera Nic. Reusneri Leorini Silesii“ finden sich jedoch 2 andere gedichte auf H. Buchner, s. 471, 472.

us Divinae lucubrationis de sanctorum Apostolorum festis[1] quam primam nobis ex-
›ere queas typis excusam valetudinem tuam Domino Optimo precibus meis et soli-
uiis commendo sedulo.

Wangenhemiae Ao. MDCXII. die 19 Martii, quo ante annos 64 Salana Aca-
nia primum introducta est[2].

Qui te amat et observat plurimum
Andr. Henaeus
Ecclesiastes Wangenhemensis.

Ich lasse hier noch ein bisher unbekanntes gedicht H. Buchners aus
n jahre 1600 folgen, das sich im Cod. VIII n. 220 der Gothaer gymnasialbibliothek
einem briefe von *Andreas Henaeus* an *Mag. A. Wilke* mitgeteilt findet.

PAULUS APOSTOLUS

Tu populosa salus.

Te Tarsus genuit, Solymae lux imbuit arte
Gamaliel, sectae dux Pharisaeus eras.
Instigas hostes Stephani, properasque Damascum
Infestus CHRISTO, christicolaeque gregi.
5 Orta repens Equitem lux Te consternit eundo,
Vox tonat, et quid me *Saule* lacessis? ait.
Quin cessas calcare Deum? frugi incipis esse
Et sequeris quo te vox pia porro vocat.
Hinc *populosa Salus* merito Tu diceris, orbem
10 Justificâ illustrans voce stiloque fide.
Asia Te vidit Latiumque Hellasque docentem,
Mirantur fulmen templa stupentque tuum.
Mille exantlasti terris iactatus et alto
Damna miser, patiens vincula, flagra, minas.
15 Roma necem reduci secura secure Neronis
Decernit. Reliquum nos tua scripta docent.

M. Huld. Buchner. P. L.
Ao. MDC.

1) Gemeint ist Wilkes oben s. 359 erwähntes werk ἑορτογραφία, von dem
o der zweite teil 1612 noch nicht erschienen war. (1676 gab G. Hess beide teile
neuer auflage heraus.)

2) 1548 vom kurfürsten Joh. Friedrich d. Grossmütigen gegründet wurde die
iversität Jena nach endlich eingetretener kaiserlicher bestätigung mit allen rechten
d freiheiten begabt am 2. februar 1558 feierlich eröffnet.

GOTHA. M. SCHNEIDER.

Zwei segen.

1. Bannsegen.

Ein in meinem besitz befindliches abgerissenes quartblatt, das zunächst aus Soest stammt, enthält in deutlicher schrift wol aus dem ende des 18. jahrhunderts folgendes bruchstück eines bannsegens, den ich getreu nach der hs. zum abdruck bringe. Nur die interpunktion ist zum besseren verständnis hinzugefügt.

a) (Vorderseite) *Eine wißen sin bad tie*[1] *Kunst alles feſt und ſtehen zu wegen*[2], *daß keiner muß auß der ſtelle, reiten oder gehen kan, so lange du es verlangest sie auff zu halten, es mögen*[3] *spitz-buben sein wie sie wollen, jm Hauſe oder auff reiſen; ſo dieses orndlich gebraucht wierdt, so kan es niemandt fehlen, dan es ist auff trei*[4] *und glauben! Erſtlich gehe hin und kauff dier (ein)*[5] *bei dem schlößer ein klein schloß; waß er dar-vor haben wil, daß muß er dar-vor bezahlet werden, auff ein mittwochen jn der 12. stundt. So dier nun der schloßer ein schloß außgeſucht hat, so muß*[6] *du [zu] dem ſchloß in deinen gedancken sprechen oder gedencken, wozu du daß ſchloß gebrauchen wilſt: „ſchloß, ich kauffe dich jn den no† † † † † †*[7] *daß du mihr alles zu thust zu ſchlißen, waß ich begere auff*[8] *zu halten und fest*[9] *zu binden, es mögen*[10] . . . . .

b) (Rückseite) *Wen daß schloß*[11] *auß dem Hemde genommen ist, so muß es drej Frejtage hinter einander auf daß altar gelegt werden, daß an selben Tag ein helg*[12] *Meße darüber geleſſen wirt.*

Ebenfalls auf der rückseite steht oben in andrer gewandterer hand: *Reproduction mit bitte ſeitens Conrad Nöggerath contra*[13] *Bernd Prahe*[14], unten: *Pttm*[15] *Arnsberg in Curia d. 27. Julius 1793.*

Das erhaltene stück des segens ist deutlich auf die abgerissene obere zweite hälfte eines foliobogens geschrieben, der ursprünglich eine klagesache enthielt; auf diese kann sich nur der titel des schriftstückes beziehen. Eine ergänzung des fehlenden wird sich vielleicht aus ähnlichen, besser erhaltenen segen ermöglichen lassen.

1. *wissen* verstehe ich nicht: steht es etwa für *wissentliche*? *sin bad tie* soll wol *sympathie* bedeuten!
2. *wegen* ist mir unklar, man erwartet eher *machen*.
3. Nach *mögen* steht ein verwischtes *sch*.
4. Dialektische form für *treu*.
5. Dieses *ein* ist offenbar eine vorwegnahme des hinter *schlösser* (= *schlosser*) stehenden.
6. Phonetische schreibung für *musst du;* hinter letzterem fehlt sicher *zu*.
7. *no* mit 6 kreuzen bedeutet wol *nomine domini* oder *nominibus sanctis*.
8. Von *auff*, das die letzte erhaltene zeile beginnt, sind nur der bogen über dem *u* sowie der kopf des *ff* noch sichtbar. Die ergänzung scheint mir sicher.
9. *fest* wage ich aus dem ziemlich undeutlichen worte noch zu lesen.
10. Vom letzten buchstaben nur ein rest erhalten. Von der folgenden zeile sind nur 3 *n*-bogen vorhanden, das übrige ist abgerissen.
11. Die ersten 3 worte sind mit bleistift geschrieben; die schrift auf der rückseite ist kleiner, die zeilen sind enger aneinander gerückt und gehen nur bis zur mitte des blattes. Es scheint mir eine andere hand zu sein, als diejenige der vorderseite.
12. für *heilige*.
13. Sieht aus wie *we* oder *wn* mit einem nach oben gehenden schnörkel am ende.
14. oder *Prohe?*
15. Bedeutet wol *Praesentatum*. Arnsberg war damals noch kurkölnisch, die *Curia* ist also die erzbischöfliche behörde.

2. Gichtsegen.

Durch einen meiner hiesigen zuhörer lernte ich folgenden Gichtsegen kennen, der auf das vorsatzblatt eines jetzt in Kiel befindlichen, aber aus dem kreise Segeberg stammenden, 1835 zu Halle gedruckten gesangbuches geschrieben ist.

Für den fliederbaum.

Ich klage dich, die gicht plaget mich; fliederbaum, das ist gewiss, dass meine gicht verschwindet, dass du vergehst und ich besteh.

Da floh ein vogel über mir, der floh mit mir in die weite welt, der hat sich die gicht bestellt. Im nammen (sic) gottes des vaters, des sohnes und des heiligen geistes. — amen.

KIEL. F. HOLTHAUSEN.

Die Bonner handschrift von Strickers Karl.

F. Wilhelm hat in seiner 1904 erschienenen 'Geschichte der handschriftlichen überlieferung von Strickers Karl dem grossen', einer höchst fleißigen und mühevollen sonderuntersuchung, die hierhergehörige Bonner handschrift gänzlich übersehen; diese aber ist um so mehr zu erwähnen, als sie sich augenscheinlich nicht ohne weiteres in die bis jetzt von Wilhelm aufgestellte, sich weit verzweigende handschriftengenealogie des werkes einfügen lässt. Das Bonner exemplar = Bo. (Ms. Germ. fol. s. 500) stammt aus der bibliothek der Duisburger akademie, es ist eine überall lesbare papierhandschrift des 15. jahrhunderts, 269 blätter enthaltend, dazu noch vorn und hinten beigeheftete blätter, zum teil auf dem deckel festgeklebt. Die beigehefteten blätter haben als wasserzeichen einen schild mit herausragender lanze, um die sich eine gekrönte schlange windet, bl. 1—3, ein (jüngeres) register enthaltend, zeigt zwei gekreuzte schlüssel, die blätter des eigentlichen textes, bl. 4—269 haben eine wage: die seiten sind einspaltig, zuerst 25 zeilen, im zweiten teile wird dann die schrift grösser, die zeilenzahl (um bl. 200 20—21 zeilen) sinkt bis zu 19—20 (um bl. 250). Die verse sind abgesetzt, stärkere sinneseinschnitte mit grösseren roten initialen, buchstaben der versanfänge rot gestrichelt. Um das ganze ein einfacher pergamentumschlag mit pappe gesteift, verwaschener blauer schnitt, auf dem oben und unten je zweimal 'Acad. Duisb.' schräg eingebrannt ist. Die hs. ist nicht mehr ganz vollständig, anfang und ende fehlen, auch zwischendurch sind lücken, die erhaltenen 269 blätter sind unpaginiert. Bis zeile 5 der ersten textseite geht eine erste, bis bl. 85 incl. eine zweite hand, dann schreibt die erste hand wider bis zum ende. Der text enthält ferner einförmig componierte, colorierte federzeichnungen, zur anfertigungszeit der hs. passend, fast stets eine ganze seite füllend, über jedem bild eine kurze inhaltsangabe in roter schrift. Erhalten sind 38 bilder, doch waren es mindestens 47 (s. unten), nach bl. 182 z. b. ist noch ein kleines blattstück mit colorierungsresten erhalten. Nach diesen bildern nun ist augenscheinlich das (jüngere) register angefertigt, bl. 1^v: 'Hie fohet sich an des buches cappittel, das do heiset Keiser Karls buch und gemalet mit figuren vnd ist das erste cappittel von des mannes synnen vnd vernüfft', denn der angebliche inhalt der capitel im register gibt, auch in der reihenfolge übereinstimmend, den inhalt der bilder wider und ebenso bricht das register mit dem 47. bilde ab, das auch in der hs. das letzte ist, bl. 3^v: 'Das XLVII cappittel: Als Pinabel vnd der wenige Dietherich mit einander kempftten.

Das XLVIII cappittel . . . . . .'

Somit sind also mindestens 10 bll. verloren, und da ferner auch die hs. mit dem in wirklichkeit 47. bilde unvollständig endet, wie das register, so erscheint das register erst angefertigt, als die hs. schon am schlusse unvollständig geworden war. Durchschnittlich nach 250—60 zeilen erscheint stets eine bildliche darstellung.

Der erhaltene text beginnt mit v. 86 (zählung nach der ausgabe von Bartsch, Bibl. d. litt.-ver. nr. 35 (1857), wo aber auch die vorliegende hs. nicht erwähnt ist):

Vnd ist ouch richter (l. rîcher) vil dan e

und endet mit v. 12130:

Nu hort, wie er den liep verlur
12130 Man hies ziehen darfur . . . .

Das vollständige gedicht hat 12205 verse. — Ebenso sind augenscheinlich blätter ausgefallen nach bl. 6, es fehlen v. 275—478, und es bricht mit v. 274: 'susz lobete man in zû allen' die darstellung mitten auf der seite ab, der überschießende raum ist durch arabesken ausgefüllt, der text des folgenden blattes beginnt mit v. 478, hierbei ist auch ein bild fortgefallen; ferner nach bl. 11 (fehlt eine seite text und bild = v. 727—51); nach bl. 28 fehlen zwei blätter mit bild (= v. 1696—1771), nach bl. 38 zwei blätter (= v. 2255—2352); nach bl. 103 ein blatt (= v. 5641—66); nach bl. 166 blatt mit bild (= v. 8764—76 usw.). Dann aber hat der abschreiber (selbständig vorgenommen oder schon in der vorlage überliefert?) auslassungen im texte selbst, so fehlt v. 111—14, 607—18, 1305—18, 2029—32, 2237—38, 2363—2752 usw.; einzelne stellen zeigen dabei bewusste textänderungen, so ist v. 773—900 kurzerhand durch zwei verbindungsverse ersetzt.

Auch im wortlaute zeigt der text neben gut erhaltenen lesarten oft starke verschlechterungen, so dass er sich auch hierdurch als ein jüngerer qualificiert. Der dialect gehört etwa dem nördlichen teile des ostfränkischen gebietes an, eine eingehendere beschreibung der hs. wird später in den von der akademie veranstalteten handschriftenbeschreibungen folgen.

Es erhöht nun aber wider das interesse an dem texte, dass er sich in keine der von W. aufgestellten gruppen ohne weiteres einfügen lässt. W. fasst zunächst eine gruppe HKR zusammen; als ihr charakteristicum führt er (s. 75) an, dass sie eine reihe von stellen nicht enthalte, welche dagegen specifisches eigentum einer zweiten gruppe ABCDEGLMNOPQT sei und gibt hierfür ca. 99 belege. Hier steht nun die Bonner hs. ganz entschieden auf dem standpunkt der zweiten gruppe, sie enthält zunächst $^9/_{10}$ aller angeführten stellen ebenfalls, verschiedene andere stellen sind entweder nicht entscheidend zu beurteilen, denn sie fehlen durch blattverlust (1703—04, 1727—28, 1759—60, 1767—70), oder sie fehlen im Bonner text aus secundären gründen, d. h. entweder infolge späterer zusammenziehungen (für 773—900 stehen nur zwei verse, dadurch entfällt 869—74; 2363—2752 ist auf vier verse zusammengezogen, dadurch entfallen zum vergleiche 2429—34, 2464—74, 2503—04, 2546—49, 2569—70, 2659—62, 2717—18), oder änderungen (983—84 ist in gegensatz zu HKR vorhanden, hat jedoch einen von der grossen zweiten gruppe abweichenden text) oder späteren auslassungen (von den sonst vorhandenen stellen 949—58 fehlt im Bonner text 950, von 1469—72 der letzte vers). Umgekehrt sind dann bei Wilhelm s. 79 zwanzig stellen notiert, die sich allein in HKR gegen die zweite gruppe finden. Auch hier steht Bonn zu der letzteren, es fehlen beifalls die betreffenden stellen.

Die lesarten (s. 82 fgg.) zeigen das nämliche verhältnis, wir können also die Bonner hs. (= Bo.) nicht als einen ausläufer von HKR bezeichnen, und wenden uns daher zur zweiten gruppe ABCDEGILMNOPQT[1]. Hieraus trennt sich nach Wilhelm s. 93 die untergruppe BCDELMPQT, deren hauptcharakteristicum ist 'das fehlen der verse 7155—68 und die form des namens vom verräter Genelun, die als Jenilun erscheint, so dass man die ganze gruppe als „Jenilungruppe" bezeichnen kan' (s. 93). Die Bonner hs. hat 7155—68 und hat durchweg Genelun, sie käme hiernach also für BCDELMPQT nicht in betracht. Von den nun noch bleibenden fünf handschriften AGINO schliessen sich nach W. s. 133 fgg. dann wider AN und HIO zusammen. Das hauptcharakteristicum der classe AN, die lücke v. 5059—350 trifft für Bo. nicht zu, dagegen fehlt Bo. übereinstimmend 111—14, das AN ebenfalls fehlende 11001—6 ist vorhanden, von drei umstellungen von versen 3926—25, 6834—33, 10640—39 in AN zeigt Bo. nur die mittlere ebenfalls. In den lesarten zeigen sich starke, wenn auch nicht durchgehende übereinstimmungen mit AN, so daß alles in allem das verwandtschaftsverhältnis zwischen der gruppe AN und Bo. näher ins auge zu fassen wäre, denn auch zu der letzten gruppe GOI scheint mir ein fernes verhältnis zu bestehen. Die für GO von Wilhelm als fehlend bezeichneten verse 2047—48, 4791—99 sind in Bo. vorhanden (zwei weitere stellen 2427—28, 2532 sind infolge der specifischen kürzung der verse 2363—2752 in Bo. weggefallen), ebenso sind die verse 719—20, 903—04, 4736—37, 10567—68 in Bo. nicht wie in GO umgestellt. Ebenso sehen wir bei den s. 138 fgg. einander gegenübergestellten lesarten der gruppen AN (BCDELMPQT) und GO häufige bemerkenswerte übereinstimmungen mit der ersten gruppe. So dürfte Bo. im ganzen der ausläufer einer frühen abspaltung sein, die sich an einer AN naheliegenden stelle der handschriftenüberlieferung vollzog, wie aber die verhältnisse im einzelnen liegen, muß Wilhelm selbst entscheiden, der ja durch die eingehenden vorarbeiten zu seinem buche ein ganz anderes material, als ich es habe, besitzt.

1) Hier ist dem verfasser s. 92 ein sinnverwirrender lapsus untergelaufen; die stellen, die er § 83 und 90 (s. 75, 86) richtig als in HKR fehlend angeführt hatte, werden s. 92 ausdrücklich als nur in HKR vorhanden bezeichnet und ebenso ist dann das richtige verhältnis bezüglich der bloss in HKR vorhandenen stellen umgekehrt.

BRESLAU. K. DRESCHER.

Etymologien.[1]

Engl. *oats;* deutsch *erbse;* engl. *ant, emmet,* deutsch *ameise.*

Für den **hafer** besitzt das englische ausser dem mit dem deutschen *hafer* identischen *haver* bekanntlich noch eine bezeichnung, welche den übrigen germanischen sprachen nicht geläufig ist, ae. *āte*, ne. *oat*, bezw. *oats.* Über herkunft und ursprüngliche bedeutung dieses wortes wissen die neueren lexika nichts sicheres zu sagen. Das NED constatiert nur, dass dem ae. *āte* in den verwandten sprachen nichts entspreche und dass dessen ursprung dunkel sei. Auch Schrader im Reallexikon der idg. altertumskunde s. 321 hält ae. *āte* für nicht weiter verfolgbar. Skeat

1) Correcturnote: Ich muss bemerken, dass zur zeit der abfassung dieses aufsatzes das werk von Hoops über waldbäume und kulturpflanzen mir nicht zur verfügung stand.

allein wagt meines wissens einen positiven erklärungsvorschlag in seinem Etymological Dictionary. Er bringt das engl. *oat* zusammen mit isländ. *eitill* = a nodule in stone, norweg. *eitel* = a gland, knot, nodule in stone, russ. *iadro* = a kernel in fruit, bullet, ball, shot, griech. *οἶδος* = geschwulst; er fährt fort: „If this be right, the original meaning of *oat* was grain, corn, kernel, with reference to the manner of its growth, the grains being of bullet-like form; and it is derived from √ID, to swell.“ NED und Schrader übergehen diesen erklärungsversuch mit stillschweigen, sie halten ihn also offenbar für so misslungen, dass er nicht einmal eine erwähnung verdient. Welche gründe sie zu einem solchen verhalten bestimmen konnten, ist mir nicht ersichtlich. Sprachlich und sachlich scheint mir vielmehr Skeats deutung einleuchtend; sie durch einige beobachtungen zu stützen, ist zweck dieser zeilen.

Die behauptung, dass die übrigen germanischen sprachen dem engl. *oats* nichts entsprechendes an die seite zu stellen haben, ist nicht richtig. Ganz treffend weist schon Skeat darauf hin, dass im nord. *eitill* derselbe stamm steckt wie im ae. *āte*. Aber nicht das nordische allein besitzt diesen stamm noch, auch das deutsche weist ihn auf in ahd. mhd. *eiz*, nhd. alem. *aisse* = geschwür, das auch in der zugehörigkeit zur klasse der schwachen feminina sich völlig mit dem ae. *āte* deckt. Kluge im Etymol. wb. sub voce *Eiter* leitet dieses *eisse* von der wurzel *oid* ab, die auch dem griech. *οἶδος*, *οἶδμα* 'geschwulst', *οἰδάω* 'anschwellen' zu grunde liegt; er erklärt germ. **ait*- als 'giftiges geschwür'. Der begriff des giftigen braucht nun aber kaum von anfang an in dem wort enthalten zu sein; er wird von Kluge wol nur hineingelegt im hinblick auf die ableitung *eiter*, ae. *āt(t)or* 'gift', 'eiter'. Wer beweist aber, dass *eiter* nicht zunächst einfach die aus der aufgebrochenen geschwulst herausfliessende flüssigkeit bezeichnete? Die giftige natur derselben lehrte die erfahrung leicht kennen auch in einer zeit, die von bacillen und kokken noch nichts wusste, und darum konnte sich bald mit *eiter* die vorstellung von 'gift' verbinden; sie ist aber meines erachtens sekundär und darum auch nicht für germ. **ait*- als ursprünglich vorauszusetzen. Das griechische zeigt vielmehr, dass wir auch für germ. **ait*- von der bedeutung 'anschwellung', 'geschwulst' auszugehen haben. Eine solche benennung für ein getreidekorn scheint nicht unangebracht zu sein. Das korn stellt ja tatsächlich im vergleich zu dem zarten stil, an dem es sitzt, eine schwellung dar. Darum ist wol auch nicht nötig, die pathologische hautgeschwulst zum ausgangspunkt der bedeutungsentwickelung zu nehmen. Man könnte sich umgekehrt leicht vorstellen, dass diese ihren namen von der ähnlichkeit mit einem korn bekommen hätte; ich brauche ja nur an analoge verwendungen von deutsch *korn*, *gerstenkorn*, engl. *corn*, franz. *grain* zu erinnern.

Es scheint mir, dass durch diese überlegungen Skeats annahme, dass *āte* ursprünglich das haferkorn bezeichnete, vollauf bestätigt werde. Die gleiche grundbedeutung postuliert auch das NED von der beobachtung ausgehend, dass *oats* in collectivem sinne me. und ne. stets in pluraler form gebraucht werde: „Comparing this with *beans*, *pease*, *potatoes* and other names of similar grammatical form, it may be inferred that primarily *oat* was not the plant or its produce in the mass, but denoted an individual grain.“

Fraglich muss nun aber bleiben, ob **ait*- von anfang an den hafer bezeichnet habe oder allgemein ein korn irgend einer getreideart. Die funde in pfahlbauten zusammengehalten mit dem umstand, dass nicht alle europäischen glieder des idg. sprachstammes die gleiche bezeichnung für den hafer gebrauchen, scheinen zu beweisen, dass die kultur des hafers erst in jüngerer zeit in aufnahme gekommen ist, als z. b.

die von gerste und weizen. Wenn wir demgegenüber in **ait-* einen stamm erkennen dürfen, der dem germanischen und griechischen gemeinsam ist, also in gemeineuropäische zeit zurückreicht, so werden wir vermuten, dass **ait-* ursprünglich nicht die spezielle bedeutung von haferkorn, sondern die allgemeinere von korn überhaupt besass und dass die verengerung des begriffes sich erst spät, vielleicht sogar erst im englischen, das allein das wort in der bedeutung von getreidekorn bewahrt hat, vollzog.

Auf die annahme einer weiteren, allgemeineren grundbedeutung von **ait-* führt uns noch ein anderes wort, in welchem **ait-* enthalten sein dürfte, ohne dass dies bis jetzt von den etymologen erkannt worden wäre, das deutsche *erbse*. Kluge macht auf den anklang der ahd. formen *araweiȥ*, *arwīȥ* an griech. *ἐρέβινθος* und *ὄροβος* 'kichererbse' aufmerksam und erwähnt auch lat. *ervum* 'art wicke'; er hält das germanische wort für entlehnt, ohne im stande zu sein, den weg der entlehnung zu ermitteln. Wahrscheinlich gehöre *erbse* zu den wörtern, die das germanische und griechische aus gleicher quelle genommen haben, wie *hanf*. Andere halten nach Schrader, Reallexikon s. 196 fg., *arwīȥ* für urverwandt mit lat. *ervum*, das dann von *ὄροβος* zu trennen wäre; wider andere suchen es mit griech. *ἄρακος*, dem namen einer hülsenfrucht, zu vermitteln. Fürs deutsche scheint mir so viel klar, dass von *arweiȥ*, nicht von *arwīȥ* auszugehen ist. Die zweite form ist als schwächung aus der ersten infolge accentverlusts erklärlich, umgekehrt wäre *arweiȥ* < *arwīȥ* nicht recht begreiflich. Die umgelautete form *erwiȥ* ist natürlich eine jüngere entwickelung aus einem noch weiter geschwächten *arwiȥ*. *arweiȥ* seinerseits ist nicht ableitung, sondern compositum: *arw-eiȥ*. Der zweite teil desselben macht nach den obenstehenden ausführungen keine schwierigkeiten mehr; er bezeichnet die frucht nach ihrer form als ein korn. Der erste teil bestimmt dieses korn näher. Am einfachsten erklärt er sich bei annahme von urverwandtschaft mit lat. *ervum*, zu dem das deutsche *arw-* im ablautsverhältnis stünde, wie umgekehrt ahd. *ero* : lat. *arvum*. Dass die zusammensetzung im deutschen nicht mehr gefühlt wurde, so dass der nebenaccent auf dem zweiten gliede verloren gehen konnte, ist erklärlich, da ja dem simplex **ait-* seine ursprüngliche bedeutung 'korn' abhanden gekommen war; im englischen dagegen, wo *āte* als haferkorn lebendig blieb, ist das compositum untergegangen und durch das lehnwort *pisu* verdrängt oder ersetzt worden. Der erste bestandteil scheint als selbständiges wort im germanischen nicht mehr lebendig zu sein. Nur ein ae. *earban* ist an einer einzigen stelle (Bibl. ags. prosa 6, s. 21, z. 24) überliefert, das man in der regel als cas. obl. zu einem schwach. fem. *earfe* mit der bedeutung 'wicke' auffasst. Die form *earban* ist in der zeit, wo sie niedergeschrieben worden ist, mit ihrem inlautenden *b* unmöglich; statt in *earfan* zu ändern, wäre aber mindestens ebenso gut erlaubt, ein *earwan* dafür zu conjicieren, das dann dem hochd. *arw-* genau entspräche.

Wegen der bedeutungsähnlichkeit möchte man mit diesen *arw-* gerne auch das me. ne. *tare* 'wicke' (< ae. **tearu*, **taru*) zusammenbringen. Skeat stellt es in wenig überzeugender weise zum verbum *teran* 'zerreissen'; hätte er an das lautlich genau entsprechende mittelniederd. *tarwe* (mit der nebenform *terwe*) 'weizen' (nach Schrader, Reallex. s. 10 = ai. *dûrvâ* 'hirse') gedacht, so wäre er wol weniger zuversichtlich gewesen. Der zusammenstellung von *tare* und *arw-* scheint freilich der anlaut *t* im wege zu stehen; doch sind ja fälle, wo innerhalb einer gruppe verwandter wörter ein wechsel zwischen formen mit und ohne anlaut. idg. *d* sich findet, nicht unerhört (vgl. Noreen, Abriss der urgerm. lautl. s. 209).

Von german. **ait* lässt sich endlich vielleicht noch eine, allerdings recht verwischte spur erkennen in einem wort, das so wenig wie *erbse* bis jetzt befriedigend erklärt worden ist, in deutsch *ameise*, ae. *ǣmette*. Die vergleichung der englischen und deutschen formen des früh schon nicht mehr verstandenen wortes führt mit sicherheit auf eine urgerm grundform **aimaitjōn*. Kluge erwägt die möglichkeit, von ahd. *āmeizza*, *āmeiza* auszugehen und dies mit *emsig* zu vereinen. Das hilft aber nicht weit, weil man über das etymon von *emsig* nicht sicherer ist als über dasjenige von *ameise*; zudem setzt diese erklärung nicht die allein erschliessbare grundform **aimaitjōn* voraus. Dieses bedenken erhebt sich auch gegen die andere von Kluge vorgezogene deutung, welche *ā-meiza* abteilt und den zweiten bestandteil mit *meissel* verbindet, in *ā-* aber ein präfix wie in *ohnmacht* erblickt und so *ameise* = 'abschneider' erklärt. Plausibler scheint mir die folgende auffassung. Es ist abzuteilen in **aim-aitjōn*[1]. In **aitjōn* erkennen wir eine ableitung von **ait-* 'korn'; man könnte sich denken, dass man in der gestalt des hinterleibes des tierchens eine gewisse ähnlichkeit mit einem korn gefunden und das tier darnach benannt hätte; vielleicht könnte aber auch im zweiten teil die wurzel **oid* in ihrer alten bedeutung 'schwellung' vorliegen, da ja der hinterleib viel umfänglicher ist als der vorderleib. Der erste teil **aim-* ist nicht klar; er kehrt wol wider im ahd. *eimuria*, nord. *eimyrja*, ae. *ǣmyrie*, *ǣmerge*, ne. *ember* 'glühende asche' (vgl. Noreen, Abriss der urgerm. lautl. s. 95. 134), und könnte vielleicht mit griech. *οἶμα* 'anlauf, stürmische bewegung', sanskr. *ēma* 'gang' zusammenhängen, also wol den begriff der raschen bewegung in sich schliessen, was ja dem wesen der ameise durchaus nicht widersprechen würde. Aber die bildung der zusammensetzung bliebe zum mindesten noch bedenklich.

1) Auch Müllenhoff, DA. 4, 153 stellt, wie ich nachträglich bemerke, *arameiz* und *ameiza* als gleich gebildet zusammen.

BASEL. GUSTAV BINZ.

LITTERATUR.

Hugo Handwerck, Gellerts älteste fabeln. Aus den „Belustigungen des verstandes und witzes" gesammelt und herausgegeben. Marburg 1904. 23 s. 4°. (Programm des königl. gymnasiums zu Marburg a. d. L.)

Johannes Coym, Gellerts lustspiele. Ein beitrag zur entwicklungsgeschichte des deutschen lustspiels. Berlin, Mayer u. Müller 1899. 4 bl. u. 91 s. (Palästra herausg. von A. Brandl u. E. Schmidt. bd. 2.) 2,40 m.

Die beschäftigung mit Gellert hat in den letzten jahrzehnten ausserordentlich zugenommen. Eine bedeutende förderung unserer kenntnis der entwicklung von Gellerts fabelstil verdanken wir z. b H. Handwerck, der in seinen „Studien über Gellerts fabelstil. Marburg 1891" von einer vergleichung der in den „Belustigungen des verstandes und witzes" veröffentlichten poetischen erzählungen mit den drei büchern „Fabeln und erzählungen" ausgehend, die stilistischen merkmale des von Gellert schliesslich erreichten anmutigen plaudertones gut erschlossen hat. Handwerck beschenkt uns nunmehr auch mit einem sehr willkommenen neudruck der in den „Belustigungen" erschienenen fabeln, von dem bis jetzt der erste teil vorliegt. In den kurzen vorbemerkungen, die der herausgeber dem text voranschickt, hat er in aller kürze, aber

vollkommen ausreichend, über die wichtigsten fragen berichtet, wie sie sich aus dieser urform der fabeln und dem vergleich zu den später umgearbeiteten ergeben. Er weist durchaus richtig darauf hin, dass sich die beiträge zu den „Belustigungen" sowol hinsichtlich ihres materials als des stils und inhalts unterscheiden. Im gegensatze zu der von Gellert später meist verwendeten form bedient sich der dichter in seinen frühsten versuchen immer fortlaufender alexandriner oder der strophe, um erst in den späteren stücken zunächst durch die einmalige verwendung des fortlaufenden jambischen dimeters die spätere form vorzubereiten und sie im letzten beitrag wirklich zu erreichen. Wir haben also einen teil der gesamtentwicklung, was die äussere technik betrifft, schon in den beiträgen zu den „Belustigungen" vor uns, nur dass allerdings der überwiegend grösste teil der in betracht kommenden stücke durchaus den niedrigen standpunkt der anfänge Gellertscher erzählungskunst zeigt. In den späteren erzählungen, sowol den umarbeitungen der eben genannten wie den neudichtungen geht mit der veränderung eine wesentliche stilistische umformung hand in hand. Und ebenso zeigen wenigstens die späteren neuschöpfungen inhaltlich einen bedeutenden unterschied: in den aus der anfangszeit stammenden stücken überwiegt die tierfabel, während diese in den späteren arbeiten gegenüber der eigentlichen erzählung durchaus zurücktritt. Den fortschritt auf dem metrischen gebiete führt der herausgeber mit recht zum teil auf die anregungen zurück, die Gellert von seinen vorbildern erhielt. „In den Belustigungen wird Gellert dem vorbilde Hagedorns gefolgt sein, der im ersten buche seiner fabeln (1738) ebenfalls nur strophen und fortlaufende alexandriner hat. Dann aber wählte er das versmass, dessen vorzüge ihm bei Lafontaine, Lamotte und Stoppe deutlich entgegentraten." Hinzuzufügen wäre hier noch, dass auch für die strophische form Gellert anregungen aus dem französischen erhielt; die in den erzählungen „Der greis", „Der selbstmord", „Die guttat", allenfalls auch noch: „Der tod der fliege und der mücke" verwendete form mit pointiertem, ironischem schlusse ist ersichtlich französischen ursprungs.

Die belege für diese wandlungen in Gellerts fabelstil bietet der neudruck Handwercks. Denn der herausgeber begnügt sich nicht mit einem blossen abdruck der in den „Belustigungen" abgedruckten stücke, sondern er fügt bei jeder fabel, die Gellert umgearbeitet hat, unter dem text die spätere fassung bei. Das ist ein ungemein glücklicher gedanke. Denn keine beschreibung vermag ein so unmittelbares bild zu geben wie eine derartige gegenüberstellung der quellen. Und so sei dieser einsichtig angelegte und fördernde neudruck bestens willkommen geheissen. Hoffentlich lässt der zweite teil nicht allzulange auf sich warten.

Während die „Fabeln und erzählungen" noch in unseren tagen durch eine ausserordentlich starke wirkung von ihrer lebendigen kraft zeugnis ablegen (ein sehr bezeichnendes beispiel bei Handwerck, s. 3 anm. 1), hat Gellerts tätigkeit als dramatiker für uns nur noch geschichtliche bedeutung. Aber nicht allein die erkenntnis der persönlichkeit Gellerts, sondern auch die des ganges der entwickelung unserer litteratur wird durch eine genaue betrachtung der lustspiele Gellerts wesentlich gefördert. Denn bei allem ungeschick in der dramatischen form, bei allem mangel an wirklich fesselndem in stoff und ausführung sind die lustspiele Gellerts als vorläufer des bürgerlichen schauspiels in ihrem werte nicht zu unterschätzen. Deshalb wird man es ebenfalls freudig begrüssen, wenn sich jüngere kräfte diesem cultur- und litteraturgeschichtlich dankbaren gegenstande zuwenden. 1896 veröffentlichte Wold. Haynel seine schrift: „Gellerts lustspiele. Ein beitrag zur litteraturgeschichte des 18. jahrhunderts." Der flott geschriebenen arbeit, die das wichtigste gut und über-

sichtlich zusammenfasst, folgte die von Haynels darlegungen unabhängige abhandlung von Coym, die sich naturgemäss mit Haynels buch vielfach berührt, wie denn auch der schreiber dieser zeilen in seinem bereits vor 22 jahren ausgearbeiteten, aber noch ungedruckten capitel über Gellert als dramatiker fast überall zu den gleichen oder ähnlichen ergebnissen gelangt ist. Coym gibt zunächst einen überblick über die controversen, die sich an die entstehung der comédie larmoyante knüpften, und legt dann die theorie des rührenden lustspiels dar, die Gellert in seiner akademischen rede pro comoedia commovente lange nach der entstehung seiner lustspiele entwickelte. Hierauf werden die lustspiele als ganzes nach gehalt und technik behandelt, woran sich eine betrachtung der einzelnen lustspielfiguren Gellerts anschliesst. Erst dann werden die stücke einzeln nacheinander durchgenommen. Die von dem vf. getroffene anordnung erscheint nicht besonders glücklich; es wäre unzweifelhaft zweckmässiger gewesen, wenn der leser erst mit den einzelheiten und dem inhalt der lustspiele bekannt gemacht worden wäre, wodurch eine ganz andere und sicherere grundlage für die gesamtbetrachtung sich ergeben hätte. Das darf jedoch den beurteiler nicht abhalten anzuerkennen, dass die darlegungen des vf.s im allgemeinen zutreffend und gut begründet sind. Sowol in der charakteristik der personen, als in der entwicklung der poetischen absichten sind wesentliche züge kaum übersehen; auch ist das notwendige über Gellerts englische und französische vorbilder und den allgemeinen nährboden, aus dem seine lustspieldichtung erwuchs, zusammengefasst. Recht dankenswert ist der abschnitt über die sprache in Gellerts lustspielen, der eine reihe guter beobachtungen enthält. Auch der versuch, die nachwirkung von Gellerts sprache, vor allem auf Lessing, zu erweisen, verdient anerkennung. Wird man auch nicht alle von dem vf. angeführten parallelstellen als beweiskräftig anerkennen können, so sind doch auch die nicht überzeugenden gleichungen lehrreich und werden für die weitere betrachtung der sprache in den lustspielen Gellerts und Lessings von nutzen sein.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Bernhard Rudolf Abeken, Goethe in meinem leben. Erinnerungen und betrachtungen. Nebst weiteren mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre zeit aus Abekens nachlass her. von Adolf Heuermann. — Weimar, Böhlau 1904. VIII. 278 s. 4 m.

Scherer urteilte s. z. über ein starkes buch Abekens zur Goethe-philologie: er habe diese mehr vergrössert als bereichert. Ich fürchte, wir werden über diese posthume gabe nicht eben anders urteilen können. Was ihr wirklichen wert verleiht: die tatsächlichen mitteilungen, die widerherstellung der gespräche Schillers mit Christiane v. Wurmb (s. 185 fg.), die wenigen neuen aussprüche der heroen (Schillers mehr als Goethes) — das hätte in einem kleinen heft dankenswert dargeboten werden mögen. Was aber Abeken in Goethe erlebt hat, das hat nicht eben viel zu sagen. Er war ein kluger kopf, in dessen entwicklung die „wahlverwandtschaften“ epoche machten und der nicht müde wird, die von der nachwelt bestätigte meinung zu äussern, „Wallenstein“ und nicht „Maria Stuart“ sei Schillers hauptwerk (z. b. s. 207); eine natur, die die grossen panoramisch abzuspiegeln imstande gewesen wäre, ist er einmal nicht gewesen. Dazu besitzt er im höheren sinne zu wenig geist, um für die vielen dittographien zu entschädigen, die in tagebüchern ja ganz natürlich sind, die der hersg. aber nicht zu dulden brauchte. Was über Abekens eigenes leben erzählt wird, hat in den anekdotischen zügen aus Osnabrück mehr interesse, als in den breiten

berichten über Weimar. Aus dem nachleben der grossen epoche werden kleinigkeiten mitgeteilt (z. b. was Karoline v. Wolzogen über die „Karlsschüler" dachte s. 206), oder der laudator temporis acti verurteilt die gegenwart (s. 251), die doch zu dem Kunschtmeyer nicht dasselbe verhältnis haben konnte, wie er. Menschlich näher tritt uns aus dem buche eigentlich nur der kirchenrat Griesbach und seine frau. Für den verf. selbst habe ich wenigstens das interesse nicht gewinnen können, das so viele anspruchslosere besucher des hauses auf dem Frauenplan erwecken.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Kurt Jahn, Immermanns Merlin. (Palaestra, herausgegeben von A. Brandl und E. Schmidt, Bd. 3.) Berlin, Mayer & Müller, 1899. 2 bll. und 128 s. 3 m.

Die vorliegende schrift, deren anzeige leider durch mannigfache umstände sich ungebührlich lange verzögert hat, gibt eine wertvolle und von gutem urteil zeugende zusammenstellung aller der punkte, die zum verständnis der eigenartigen dichtung Immermanns notwendig sind. Ein überblick über den stoff eröffnet zweckmässig die darstellung, worauf das notwendigste über den entwicklungsgang des dichters gesagt wird. Diese kurze charakteristik der eigenart Immermanns erscheint bei der art, in der der „Merlin" die lebensanschauungen des dichters und ihr verhältnis zu den ihnen feindlichen richtungen zum ausdruck bringt, durchaus erforderlich; er ist auch so gehalten, dass die spätere besprechung des dramas daraus das nötige licht empfängt. Besonderen wert legt der vf. in dieser übersicht mit recht auf zwei punkte, auf Immermanns verhältnis zu Goethe und auf seine religiösen anschauungen. Da Immermann in seinem werke Goethe unter der gestalt Klingsors zum vertreter der seinem helden entgegengesetzten macht ausgestaltet hat, so erweist sich eine darlegung als unentbehrlich, die dem leser zeigt, wie der dichter in diese feindliche stellung zu Goethe hineingeriet. Und nicht minder ist für die würdigung der grundlage des gedichtes eine kenntnis der religiösen anschauungen des dichters notwendig; der vf. zeigt, wie Immermann im wesentlichen unter dem einflusse des gnosticismus steht: aus den verschiedenen gnostischen lehren (die er in Neanders „Allgemeiner geschichte der christlichen religion und kirche" kennen lernte) bildete er sich durch auswahl der ihm zusagenden züge eine art gesamtsystem, von dessen grundgedanken aus er das umformte, was ihm aus der Merlinsage an stoff zugekommen war. Die nun folgende betrachtung des werkes geht sorgfältig allen zu berücksichtigenden fragen nach, führt die charaktere, den gang der handlung, die äussere und innere form, die technik sowie das nachleben des werkes vor. Auch die vorbilder, die den dichter im einzelnen beeinflusst haben, werden gewürdigt (vor allem Novalis, Calderons Wundertätiger magus, Faust, Hamlet, H. v. Kleist, die bibel, Sakuntala, werke der bildenden kunst; ganz geringfügig ist der einfluss Solgers). Sowol die grundgedanken des schwierigen werkes wie der dichterische aufbau treten klar heraus, und nicht bloss die litteraturgeschichte, für die z. b. die einwirkung von Rosenkranz' Litteraturgeschichte des mittelalters auf Immermann von wert ist, sondern auch die culturgeschichte des 19 jh. erfährt förderung, wenn etwa die wunderliche charakteristik Klingsor-Goethes s. 71 dargelegt wird.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen lieder. Vierte auflage, herausg. und neu bearb. von **Karl Hermann Prahl.** Leipzig, Engelmann 1900. VIII, 348 s. 7 m.; geb. 8. m.

Hoffm.s buch umfasste in der 3. aufl. 213 ss. und 1142 nrr.; daraus sind jetzt 348 ss. und 1350 nrr. geworden. Die „reihenfolge der lieder nach der zeit ihrer entstehung" ist jetzt nicht an den anfang, sondern ans ende des buches gestellt, dafür aber bedeutend erweitert worden; erweitert ist auch das „verzeichnis der wort- und tondichter" (so Prahl; „... dichter und tonsetzer" Hoffm.), das bei Hoffm. den schluss bildete. Über die grundsätze, die der verf. im übrigen bei seiner bearbeitung befolgte, gibt das „vorwort" auskunft (s. [III] — VIII); dort findet man auch über die nachgetragene litteratur reichhaltige angaben. Inzwischen ist nun **Max Friedländers** wertvolles sammelwerk erschienen (D. d. lied i. 18. jh., 2 bde., Stuttgart und Berlin 1902), das bei der 5. aufl. stets berücksichtigt werden muss. Weggelassen sind Hoffmanns persönliche mitteilungen und die eingeflochtenen glossen zur zeitgeschichte; ebenso die vorbemerkungen zur ersten und zweiten und das „nachwort zur dritten auflage." Über die beseitigung dieser partieen könnte man mit dem verf. rechten; desgleichen sind seine principien, die er dem alten liederbestande gegenüber durchführte, nicht unanfechtbar. Vgl. vorwort s. III: „..., und so habe ich denn aus der letzten auflage von Hoffmanns volkstümlichen liedern fortgelassen, was heute nicht mehr als volkstümlich betrachtet werden kann. Denn dieses buch hat doch nur den zweck, auskunft zu geben über lieder, die heute gesungen werden oder vielleicht [dies wort war zu sperren] noch gesungen werden." Mancher benutzer des buches, namentlich ein solcher mit germanistischen interessen, wird diese einschränkung nicht gelten lassen. Und selbst wenn dieses der fall sein sollte, so hätte grössere pietät im bewahren des alten gutes an den tag gelegt werden müssen. Verf. sagt a. a. o. selbst: „Doch war hier vorsicht geboten. Manches lied, das man vielleicht längst verklungen wähnte, hat sich in sammlungen ... [IV] ... bis in unsere tage gerettet und wird noch hie und da im hause oder im fröhlichen kreise gesungen, ..." Drittens endlich wird der culturhistoriker, aber auch der musiker, das fehlen mancher nummern bedauern. Wie vielsagend hiess es z. b. unter der alten nr. 7 bei Hoffmann:

„Ach, das waren schöne stunden,
wo mir lachte lust und glück.

Vf. und comp. Heinrich Proch op. 35. Sehr verbreitet durch harfenmädchen. Siehe: Ungeheure heiterkeit. Die lieder der harfenisten auf der messe. Gesammelt von Christoph Pietsch (Leipzig, Wilh. Schrey 1846) s. 4." Von Hoffmanns selbstgedichteten 92 nummern sind nur 52 stehen geblieben; der verlust dieser 40 nummern ist allerdings wol weniger zu beklagen. Böhme hat in seinen „Volkstümlichen liedern" (1895) gar nur 25 lieder Hoffmanns aufgeführt. Immerhin hätten wir bei Pr. wenigstens einige kinderlieder Hoffmanns gerne gerettet gesehen; z. b. nr. 399 (der 3. aufl.): *Habt ihr ihn noch nicht vernommen?* (1844); nr. 1027: *Zu rosse geschwind!* (1846). Schmerzlich vermissen wird aber wol mancher die nummern 455: *Ja, wenns nicht geht, so geht es nicht* (1823) und 487: *Ich habe mein roß verloren* (1826). Doch über den geschmack lässt sich nicht streiten, und es ist oft reiner zufall, ob jemand in seiner heimat dieses oder jenes lied häufiger singen hört. Auf die geographische verbreitung, resp. verteilung der volkslieder ist m. w. bisher noch niemand so recht gründlich eingegangen. —

Die zutaten Prahls sind zumeist nachträge aus den bekannten wertvollen repertorien (Härtel, Fink, Erk-Böhme, Meier-Köhler, Kopp u. a. m.); doch ist auch die

gattung der taschenliederbücher stets herangezogen worden. Diese geben oft besseren aufschluss über die beliebtheit eines liedes, als die grossen sammlungen und liederlexica; obwol die zusammenstellung der taschenliederbücher nicht selten von der neigung des herausgebers oder verlegers abhängt (die schulliederbücher nicht ausgeschlossen; vgl. Grenzb. 59, 438). Auch die biographischen angaben sind hier oft besser (vgl. Friedländer, Krit. kommersb. 2. aufl.). —

Die wirklichen taschenliederbücher allgemeinen inhalts, die sog. „liedertafeln“ oder „volksgesangbücher“, zerfallen meist in zwei grössere abschnitte (ernste und heitere lieder; zu jenen gehören die patriotischen, zu diesen die geselligen). Diese bücher sind in der letzten zeit immer seltener geworden, ja sie werden vermutlich ganz aussterben. An ihre stelle ist die gattung des zünftigen berufsliederbuches getreten. Standeslieder und genossenschaftslieder schliessen sich an; auch die politischen parteien z. b. haben liederbücher, gleich den studentischen corporationen. Das deutsche volkslied besinnt sich auf seine eigenart. Nur die pflege im gleichstrebenden kreise vermag ihm zu frommen. Der inhalt der liederbücher erfährt eine vermehrung: es kommen die eigentlichen berufslieder hinzu, die nun von ernster oder heiterer art sein können. Da jedoch eine verteilung dieser lieder auf die beiden hauptgruppen, wie leicht ersichtlich, grosse schwierigkeiten mit sich bringen würde, so fügt man sie gewöhnlich als dritte gruppe an. Die beiden ersten abteilungen werden nunmehr gekürzt, da sonst der umfang des ganzen zu sehr anschwellen würde. So verschwinden allmählich die ernsten (religiösen, philosophischen und patriotischen) lieder mehr und mehr; aber auch die zahl der eigentlichen gesellschafts- und jugendlieder nimmt merklich ab. Dagegen haben sich in letzter zeit dem studentischen commersbuche wetteifernd an die seite gestellt die liederbücher der turner und feuerwehrmänner (das feuerwerkercorps ist aber mit den soldaten combiniert). Unter den sportsleuten singen die skiläufer und besonders die radfahrer, es singen die jäger und namentlich die stenographen; dieser letzte beruf zeigt einen grossen hang zur geselligkeit und hat auch einen bemerkenswerten classendialekt entwickelt. Inwieweit studentische gesänge und bräuche auf die entwicklung des berufsliedes eingewirkt haben, ist noch nicht genügend erforscht. Doch wird der einfluss des burschenliedes kein geringer gewesen sein. Dem „comment“ scheinen sich auch die soldaten unterworfen zu haben. Die soldatenliederbücher sind zuweilen (wenigstens in ihrem dritten teile) mit rücksicht auf die betreffende waffengattung zurechtgestutzt; erst in zweiter linie kommen alsdann die regeln der allgemeinen, oder aber speciell der studentischen geselligkeit zur geltung. Weitaus die meisten unter den soldatenliederbüchern sind aber wol ihrem inhalt nach (auch im dritten teile!) so allgemein gehalten, dass sie ohne weiteres, je nach den umständen, mit einer einbanddecke für ein infanterie- oder cavallerie-regiment usw. ausgestattet werden können (gewöhnlich sieht man auf dem titelblatte die achselklappe mit der regimentsnummer abgebildet). Hieraus geht hervor, dass der ganze stand dem specialberufe seinen stempel auch im liede aufdrückt. Im ersten teile der soldatenliederbücher überwiegen, wie natürlich, unter den ernsten die patriotischen lieder; aber auch das religiöse element wird hier immer stark betont. Ganz studentisch angelegt sind die liederbücher der technischen hochschulen (z. b. das liederbuch der „Latte“ zu Charlottenburg), desgleichen die sammlungen der architekten und ingenieure („die Hütte“!). Das baugewerbe (die zimmerleute, maurer, steinmetzen usw. umfassend) hat viel altertümliche bräuche bewahrt, z. b. im richtspruch; doch ist man sehr verschlossen, was mitteilungen hierüber (ausser der festlichen zeit) an fremde betrifft. Ängstlich wird hier

beim liede das zunftgeheimnis gehütet. Die liederbücher erben wol hs.lich von meister zu meister; gesellen und lehrlinge legen sich vielleicht aus dem gedächtnis eigene sammlungen an. Man wird schwerlich gedruckte liederbücher vom baugewerbe finden; auch tischler, schreiner usw. haben keine gedruckten liederbücher (wol aber lieder; vgl. Valentins schönes hobellied in Ferd. Raimunds „Verschwender"). Sehr beliebt ist vermutlich bei allen handwerken das obscöne symbol; man denke an das büttnerlied bei Gottfried von Neifen. Auch in der technik findet sich ähnliches, z. b. bei den uhrmachern. Übrigens werden jetzt die handwerker ebenfalls schon akademisch, und folglich auch im liede. Überwiegend studentisch ist das lied der „baugewerken-innungen", diese vereinigungen bilden ein mittelglied zwischen den architekten-verbindungen und dem zunftwesen. Die baugewerken-innung verknüpft also das studentische mit dem zünftigen, berücksichtigt jenes aber mehr als dieses. In den fabriken stirbt das zunftlied ab; es wird ersetzt durch das politische kampflied der socialdemokraten. Viel ähnlichkeit mit der fabrikarbeit hat das sportwesen; insofern, als auch hier das zünftige der speciellen beschäftigung ganz hinter dem allgemeinen charakter des (standesgemässen!) zeitvertreibes zurücktritt. Sänger sind hier, wie schon erwähnt, hauptsächlich die radfahrer, die sich zumeist aus dem kleinen bürgerstande rekrutieren, der noch auf gute alte sitten hält. Auch der wassersport hat seit alters gesänge (vgl. z. b.: „Die schifffahrt" von Christian Adolph Overbeck [„Das waren mir selige tage!"], componiert von Reichardt, Hurka u. a.; Friedl. II, 287); ein fischerlied bei Friedl. II, 415 f.; auch angler und ruderer haben wol hie und da ihre liederbücher (die meist vornehmen segler singen wol nur wenig). Militärisch sind die flotten-liederbücher. Klubartig organisiert, pflegt der sport meist das patriotische lied. Im vereinswesen mit allen seinen komischen entartungen (kegler, raucher, amateurphotographen) tritt das zünftige element wider etwas mehr hervor; das gleiche gilt von den gemeinnützigen bestrebungen (Alpen-, Vogesenklub, fischerei-vereine, imkerklub, landwirtschaftliche lehranstalten). Des singens ist kein ende! Spiritisten, occultisten, gastwirtsgehilfen (kellner), vegetarianer, naturmenschen und abstinenten (blaukreuzler) haben ihre liederbücher. Das oft mystische element solcher und ähnlicher sammlungen ist verwandt mit der theosophie der freimaurer, bei denen heute noch das gesellschaftslied lebt, allerdings nur kümmerlich. Hier ist auch die grenze, wo sich die confessionen und die geschlechter scheiden. Begünstigt wird diese trennung durch das schulliederbuch. Es gibt katholische und protestantische liederbücher (mosaische fehlen, die antisemitischen sind politisch) für knaben und mädchen. Ein „Jugendliederbuch" ist bei Reclam erschienen. Eigentümlich sind die liederbücher für jünglings- und jungfrauenvereine; vermutlich gibt es auch solche für männer- und frauenbünde. Hier ist augenblicklich das missions-liederbuch von entscheidendem einfluss gewesen (innere und äussere mission). Aber die idee ist weit älter und ethnologisch zu interpretieren. („Lieder für junggesellen" z. b. bei Friedl., bibliogr. nr. 187, v. j. 1775; vgl. ebenda [I, 1, 40] nr. 398: *Jünglingsweihe und Mädchenfeyer. 1. heft. Leipzig 1786.) Die fuchstaufe und der „fürst von Thoren" sind heranzuziehen; desgl. der studentische rundgesang. (Schauspieler und -innen haben meines wissens keine liederbücher.) Das bei allen diesen stücken notwendige improvisieren (und sei es auch nur das jedesmalige einsetzen des eigenen namens oder des namens der geliebten) erinnert an den kampfspruch (schnadahüpfln, neckreime) und ist ein charakteristicum der genossenschafts-poesie. Hier kommt man auf einen wesentlichen unterschied in der ganzen gattung zu sprechen. —

Nie wird ein volkslied zweimal auf ebendieselbe weise hervorgebracht. Aber gibt doch eine art von volkstümlichen liedern, die im wesentlichen immer die eiche bleibt. Text und melodie variieren allerdings, aber nur im geringen grade. iese art ist im ersten und zweiten teile der liederbücher vertreten. Den dritten il dagegen füllt eine mehr flüssige art von volksliedern an; hier kommt neben dem ırufsliede auch der gassenhauer, die operettenmelodie und das zeitlied zu seinem chte. Diese letzte oder dritte rubrik der liederbücher könnte man daher, mit gutem unde, als die abteilung der éigentlichen volkslieder bezeichnen, während in teil I ıd II (ernste und heitere lieder) mehr das kunstlied erscheint. Diese kunst-ıder werden, nach text und weise, vom blatt gesungen, während man die lieder ıs dritten teiles meist frei aus dem gedächtnisse widergibt. Gewöhnlich fehlen tzt aber in den liederbüchern die noten, und zwar in allen drei teilen. Das eiche gilt von den „fliegenden" liederbüchern, die zu promotionsschmäusen, ıchzeiten, philologen-versammlungen usw. gedruckt werden und oft als ein-attdrucke oder als kleine hefte auftreten (aber fast immer ohne singstimme). Die liegenden" liederbücher können dreiteilig sein wie die „festen" oder „stehenden"; ch bringen sie, wie natürlich, meistens solche lieder, wie sie im dritten teile der esten" liederbücher zu finden sind. Friedl. ist auf die liederbücher ohne noten gar cht eingegangen; eine kurze übersicht gedenke ich in meinem buche: *Winiliod* zu ben (*Teut.* V.). Die lieder des dritten teiles brauchen durchaus nicht immer von iterer oder gar übermütiger natur zu sein, wie man etwa vermuten könnte. Im genteil: das ernste (oder besser: rührsame) lied, das meistens mit einem stehenden frain ausgestattet ist, hat hier seine eigentliche heimstätte (die bergreihen!). (Zur it wird ein lied oft gehört, das den kehrreim trägt: *der liebste ort [platz?], den k auf erden hab', das ist die rasenbank am elterngrab;* ein beliebtes altes motiv, ıd vielfach variiert; vgl. z. b. Friedl. II, 210fg., 289fg., 295fg., 410fg.). In den ıdentischen liedersammlungen, den commersbüchern, pflegt der dritte teil bei weitem überwiegen; allerdings ohne das rührsame element, welches jedoch eventuell rodiert auftreten kann. Bemerkenswert ist das gegenseitige verhältnis der drei teile ıerseits im Leipziger commersbuch, das für die alten landsmannschaften (die jetzigen rps) bestimmt war, und andererseits im „Allgemeinen deutschen" (Lahr, Schauen-ırg), das bei den burschenschaften eingeführt ist. Der *SC* scheint grösseren wert f die „fidelitas" zu legen als der *DC*. Damit hängt es zusammen, wenn die auf ıbung des vaterländischen sinnes bedachte burschenschaft den kunstmässigen gesang ıter ihren mitgliedern pflegt. Die „Burschenschaftlichen blätter" bringen auch nicht lten aufsätze über die geschichte einzelner studentenlieder und sind von Pr. mehr-ch herangezogen worden. —

Was das format der liederbücher betrifft, so hat dieses von Alberts „Arien" ı, die in folio mit noten herauskamen, bis herab zu den „westentaschenlieder-ichern"[1] sehr stark geschwankt. Augenblicklich ist das rocktaschenformat beliebt . b.: „Deutschlands liederschatz", Berlin W. 10, Alfred Michow; hefte à 10 pf. ohne ıten); aber auch das „überrocktaschenformat" kommt vor (schmal und hoch, vgl. ıs format der sog. ausgabe „Liebeskind"), wie übrigens ähnlich bereits im 17. jh. . b. in einigen mit noten versehenen liedersammlungen der Hamburger und Königs-

1) Vgl. z. b.: Westentaschenliederbuch. Dritte, unveränderte auflage. na, bei Carl Hochhausen, 1841 [ohne noten]. 160 ss. kl. 8°, mit seltenen volks-ıdern, z. b. s. 24fgg.: „Die judentochter und der schreiber".

berger lyrik; auch Kaspar Stielers „Geharnischte Venus“ gehört hierher. Diese sammlungen enthalten allerdings zum grössten teile kunstlieder; doch finden sich dort sicher auch einige richtige volkslieder, z. b. das *Anke van Tharaw* in der folioausgabe der Albertschen arien.) —

Das eigentliche berufslied war im 18. jh. unter den volkstümlichen gesellschaftsliedern nur noch sehr spärlich vertreten. Bei Friedl. II kommen höchstens sechs nummern in betracht: s. 306: dröscherlied; s. 308: beim flachsbrechen; s. 362: drescherlied; s. 437: böttcherlied; s. 438: jägerlied (ob auch das schlosserlied [s. 444] als berufslied anzusehen ist?) Wer dagegen die liederbücher der gegenwart durchblättert, der wird die wahrnehmung machen, dass die zahl der berufslieder im wachsen begriffen ist. Es bestätigt sich also immer aufs neue, was ich in meinem buche: Das deutsche lied, Leipzig 1900, s. 131 so formulierte: „das deutsche volkslied ist ein gesellschaftslied, es erreicht seine höchste blüte stets da, wo es von einer gemeinschaft gepflegt wird, welche dieselben interessen verfolgt!“[1]. Statt „gesellschaftslied“ sagt man jedoch besser: „standes-, berufs- oder genossenschaftslied“. Das wort *winiliod* bedeutet etymologisch: „gemeinsames arbeitslied“, wie ich demnächst zu erweisen gedenke (vgl. Dtsche. litt.-ztg. 1902, 26). Es empfiehlt sich, künftig in wissenschaftlichen liedersammlungen eine besondere abteilung für diese art von liedern einzurichten. Der gegensatz wäre dann etwa: subjective liebeslyrik, eigene erlebnisse und betrachtungen. So zerlegt sich das deutsche lied in zwei hauptabteilungen, gewissermassen in *tutti* und *soli*. Die historischen lieder sind gewöhnlich soldatenlieder; sie gehören daher zu den chorgesängen, nicht zu den einzelvorträgen. Combiniert erscheinen die beiden gattungen (wie später im singspiel) ursprünglich im tanz-, spiel- und ballfangliede (diese drei arten fallen im arbeitsliede zusammen); namentlich im sog. „widerholungsliede“, welches ein genossenschaftslied mit solovortrag ist (vgl. Karl Bücher, Arbeit und rhythmus, 3. aufl., Leipzig 1903). —

Rein äusserlicher (oder besser secundärer) natur ist die alte scheidung zwischen volks- und kunstlied, die man bisher vergebens durch bessere einteilungen zu ersetzen versucht hat. Nicht viel weiter kommt man mit dem ausdruck: „volkstümliches lied“, der eine tautologie oder ein *ἓν διὰ δυοῖν* darstellt. Prof. dr. John Meier in Basel versendete im märz 1898 (damals noch privatdocent in Halle) einen als ms. gedruckten fragebogen „zur geschichte des volkstümlichen liedes“ an die fachgenossen, der 414 nummern umfasste und nach den folgenden beiden rubriken angeordnet war: A. kunstlieder bekannter verfasser im volksmunde (nr. 1—238). B. kunstlieder unbekannter verfasser im volksmunde (nr. 239—410); mit nachtrag zu abteilung A (nr. 411—414). Dieser fragebogen ist auch von Pr. mehrfach heran-

1) Bei dieser gelegenheit möchte ich einen irrtum aufklären, der sich in dem buche von dr. Heinrich Weber findet: Hamann und Kant. München 1904, s. 3, anm. 2: „Uhl (zeitschr., s. 17fg.) kennt nicht einmal die titelblätter der schriften Hamanns; nicht ein Sokrateskopf, sondern ein unverkennbarer satyr ist Schr. II [illegible] zu sehen, wie auch II 343 ein satyr, nicht Moses widergegeben ist“. Zunächst ist hierauf zu bemerken, dass es in universitätskreisen üblich ist, die originalausgaben der zu besprechenden schriften zu benutzen. Herr dr. Weber begnügt sich bescheiden mit den in einer späteren sammlung enthaltenen reproductionen, welche er: „die titelblätter der schriften Hamanns“ nennt! Die wirklichen titelblätter kenne ich sehr wol, nur er kennt sie nicht. — Zweitens kann der kopf (ein druckerzeichen Nicolais?) verschieden gedeutet werden. Für den satyr sprechen allerdings die spitzen ohren (nach prof. Herm. Schoene). Aber das wortspiel Hamanns zeigt uns seine auffassung, und nur auf diese kommt es an („*Essais à la Mosaique*“).

;ezogen worden. Der versuch, herrenloses gut vom litterarischen eigentum zu sondern, 'erdient volle anerkennung und ist auch von Hoffmann bereits gemacht worden; vgl. las (von Pr. mit recht beibehaltene) motto seines buches: *suum cuique*. Hoffentlich eschert uns John Meier demnächst den vollen ertrag seiner rundfrage[1]. Einstweilen iaben wir die bekannte sammlung: „Meier-Köhler" (oder: „Köhler-Meier"; d. i.: 'olkslieder v. d. Mosel und Saar. Mit ihren melodien aus dem volksmunde gesammelt '. Karl Köhler. Mit vergl. anmerkungen und e. abhdl. herausg. von John Meier) , Halle a. S. 1896; vgl. auch von John Meier den abschnitt über das volkslied und eine litteratur in Pauls grundriss, woselbst reiche litteraturangaben zu finden sind. Die neist periodische und rings zerstreute litteratur des volksliedes zu überblicken und iachzutragen, ist schon fast unmöglich. Eine der letzten solcher ährenlesen sei hier ioch genannt: E. K. Blümml-Wien, Volkslied-Miszellen. Herrigs archiv CXIII N. S. XIII), 3. und 4. heft, Braunschweig 1904, s. [270]—296. – Vorw. s. VI bei ?r. lies: *Reifferscheid* statt *Reifferscheidt*.

1) J. Meier, Kunstlieder im volksmunde. Halle 1906. [Correcturnote].

KÖNIGSBERG. WILHELM UHL.

[ohn Brinckmanns nachlass. Herausg. von **A. Römer.** Plattdeutscher teil. I. Humoristische erzählungen. Berlin, W. Süsserott 1905. 152 s. 3 m.

Der verfasser von „Kasper Ohm un ik" verdient gewiss, dass sein nachlass gesammelt und der anwachsenden plattdeutschen lesewelt vorgelegt werde; weniger nötig st es allerdings, dass der herausgeber in seiner biographischen einleitung ihn neben Reuter und Groth als „niederdeutschen classiker" bezeichnet. Für die litterarhistorische beurteilung Brs. giebt die einleitung überhaupt wenig, den einen freilich wichtigen zug ausgenommen, dass er zuerst wider die plattdeutsche prosa gepflegt hat. — Die mitgeteilten stücke selbst sind echte humoresken der vormärzlichen zeit, in ihrer breiten behaglichen etwas pointelosen spasshaftigkeit an das Wien Castellis erinnernd, n der vorführung von „originalen" mehr an die altschwäbische und englische tradition gemahnend. Das hauptstück, die schilderung eines clubs, in dem der „höhere blödsinn" kunstvoll angebaut wird, hat culturhistorische bedeutung. Solche „dämelklubs" gab es überall in der reactionszeit: die Ludlamshöhle in Wien ist das berühmteste beispiel, aber auch dem Berliner „tunnel unter der spree" fehlen neben sehr ernsten zügen nicht übermütige; und Brs. schilderung ist in ihrer ausführlichen „dämelei" wahrscheinlich treuer als Detmolds zugespitzte darstellung (in den „Randzeichnungen") oder W. Raabes nachläufer, die neuntötergesellschaft im „Hungerpastor". Der übergang von dem ernsten litterarischen club göttingischer überlieferung (nach dessen muster Fontane in „Vor dem sturm" den Berliner dichterclub stilisiert hat) zu diesen heimstätten der philiströsen selbstironie ist bezeichnend für den zusammenbruch des idealismus nach den freiheitskriegen.

Auch in sprachlicher hinsicht verdient und fordert Br. mehr beachtung als er bisher gefunden hat. Insbesondere ist die naturwüchsige ungebundenheit seiner durchaus „mündlichen" syntax zu beachten: Reuter hat in seiner satzbildung zumeist aus dem hochdeutschen übersetzt. Dazu kommt die eigenart des Rost[illegible] stadtdialekts gegenüber dem kleinstädtisch ländlichen wortschatz Reuters.

BERLIN. MEYER.

Die bruchstücke der Skeireins, herausgegeben und erklärt von dr. **Ernst Dietrich.** Mit einer schrifttafel in kupferätzung. Strassburg, Trübner 1903. LXXVIII und 36 s. 4°. (Texte und untersuchungen zur altgermanischen religionsgeschichte, herausgegeben von dr. Friedrich Kauffmann. Texte. Zweiter band.) 9 m.

Die ausgabe des textes beruht auf selbständigem uud besonnenem urteil. Beigegeben sind die conjecturen der früheren herausgeber sowie eine übersetzung und reichhaltige kritische anmerkungen (s. 1—36). Eine reihe von stellen sind durch glückliche conjecturen gebessert, andere erhalten eine richtigere deutung. Vieles bleibt immer noch umstritten. Was die vollständige beherrschung des gegenstandes leisten kann, zeigen Jellineks feinsinnige beobachtungen in seiner besprechung dieser ausgabe, Anz. f. d. a. 29, 281 fgg.

Voraus gehen dem texte Prolegomena (s. IX—LXXVIII), sprachliche und litteraturgeschichtliche untersuchungen, die vieles bislang unbestimmte in stärkere beleuchtung rücken. Besonders in den capiteln 'quellenuntersuchung', s. XXXIII bis LVII, und 'die sprache', s. LVIII—LXX, sind bedeutsame ergebnisse niedergelegt. Im ersten sammelt Dietrich die 'citate' aus der bibel, die 'stilistischen und lexicalischen beziehungen' zur bibel, darauf die 'parallelen aus der theologischen tradition' (Irenäus, Theodorus, Ammonius, Cyrillus); im zweiten untersucht er u. a. jene beiden vielumstrittenen syntaktischen erscheinungen, die anakoluthe und die absoluten participialconstructionen, unter systematischer beiziehung des neutestamentlichen briefstils. Das ergebnis ist gesichert: die Skeireins ist ein 'denkmal der von Vulfila nach griechischem muster neu geschaffenen gotischen litteratursprache'. Mit diesen sprachlichen problemen eng verknüpft sind zwei weitere fragen: ist die Skeireins eine übersetzung aus dem griechischen oder ein gotisches originalwerk? und: wer war ihr verfasser?

Die Skeireins stellt also eine woldurchdachte kunstsprache dar. Und ein kunstwerk ist dieser Johannescommentar in der tat, in der sprachlichen form sowie in der logischen gedankenentwicklung. Dieses im einzelnen in der kunst des aufbaus darzutun lag nicht in der absicht des verfassers. So möge es gestattet sein, im anschluss an seine ausführungen, besonders an jene, welche die anakoluthe und die participialconstructionen betreffen, die Skeireins unter dem gesichtspunkt einer auf grund griechischer dialektik verfassten rhetorisch-stilistischen kunstarbeit ins einzelne hinein zu prüfen.

Zu diesem zwecke ist zunächst die äussere gliederung des textes festzustellen. Diese wird angedeutet durch die interpunction[1] der handschrift. Ihren wert hat Dietrich s. XIV—XVII richtig dahin bestimmt, dass der schreiber seine grundsätze mit anerkennungswerter pünktlichkeit durchgeführt hat. Er folgt dem gebrauche seiner zeit. Absolute fehlerlosigkeit ist selbst in griechischen texten nicht zu erwarten[2], doch konnten bei der folgenden einteilung (unten s. 387 fgg.) die trennungszeichen : und . fast immer beibehalten werden. Der schreiber hat selten die zeichen falsch gesetzt (vgl. Dietrich s. XIV fg.), häufig aber da, wo wir sie seinem principe gemäss erwarten würden, weggelassen. Die grossen anfangsbuchstaben haben im grunde den gleichen wert wie

1) Da, infolge der neuen papyrusfunde, sich die classische philologie auch diesem gegenstande mit erneuter sorgfalt zugewendet hat (hier sind besonders die arbeiten von W. Crönert zu erwähnen im Archiv für papyrusforschung bd. I und dessen Memoria Herculanensis), so gewinnt, in diesem grössern zusammenhang, die interpunctionsweise der Skeireins erhöhtes interesse.

2) Blass z. b. sagt von der notierung des Hebräerbriefes aus Oxyrynchos, sie sei 'eben liederlich' (Die rhythmen der asianischen und röm. kunstprosa s. 32).

doppelpunkte: sie bedeuten den anfang des neuen gedankens, während die doppel-
kte den schluss des vorhergehenden bezeichnen. Der querstrich am linken rande
wol dasselbe wie die griechische paragraphos.

Geleitet also haben mich bei der folgenden einteilung in κῶλα lediglich stili-
h-rhetorische grundsätze[1]. Von andern gesichtspunkten aus, nämlich von rhyth-
hen in bezug auf den satzschluss, hat Fr. Blass den Hebräerbrief in sinnzeilen,
 στίχους, στιχηδὸν, abgeteilt ([Barnabas] brief an die Hebräer, Halle 1903), ferner
 brief an die Galater, den ersten an die Thessalonicher und teile von andern in
em ganz neuerdings erschienenen buche 'Die rhythmen der asianischen und
ischen kunstprosa'.

Bei der einteilung in κῶλα stellt sich uns ein wolgegliedertes redegebäude dar,
welchem die logisch stark betonten bestandteile durch bestimmte kunstmittel kräftig
geprägt sind. Besonders sind es die schlüsse der reihen, in welche der logische
 sprachliche schwerpunkt verlegt ist[2]. Ob hier etwa zugleich rhythmische
üsse beabsichtigt waren, hängt mit der frage zusammen, ob eine griechische
inalschrift anzunehmen sei oder nicht[3]. Nicht wenige allerdings lassen sich,
st in dem gotischen texte, auf die grundformen des griechischen rhythmischen
usses, dessen festen punkt hauptsächlich der Creticus bildet, zurückführen, sofern
 dem germanischen betonungsgesetz folgend nach dem wortaccent betont. Aber
 sichere entscheidung lässt sich hierüber nicht treffen, schon weil die betonung
 gotischen partikelzusammensetzungen nicht immer klar ist[4].

Die stilmittel nun, welche zur ausprägung des logischen gehaltes und damit
gleich zur sprachlichen gliederung dienen, sind im wesentlichen folgende:

Parallelismus und antithese. Die christliche weltanschauung ist be-
indet auf den dualismus. Die durchgehenden formen, in welchen sich die ge-
iken unseres commentars bewegen, sind demzufolge entsprechung und gegensatz.
r sprachliche ausdruck dafür sind parallelismus und antithese. Jedes der hier in
tracht gezogenen sechs capitel der Skeireins ist auf diesem schema aufgebaut:
. I Diabolus — Christus, cap. II die zwei substanzen wasser — geist (= leib —
le), cap. III die reinigung des gesetzes — die taufe des evangeliums, cap. IV
hannes airþakunds — Christus himinakunds, cap. V das arianische dogma vom deus
ter ingenitus und vom filius unigenitus, cap. VI Johannes, insahts mannisk[o]dus
 Christus, þo weihona waurstwa. Der ganze stil der Skeireins nun ist durchzogen
n solchen correspondierenden gliedern, die gleichsam die constructiven elemente
 aufbaues bilden.

1) Cromhout (Skeireins, Leidener diss., Delft 1900) hat die interpunction
n benutzt, um den Skeireinstext als stark überarbeitet nachzuweisen. Aber gerade
 einheitliche stilkunst spricht für einen verfasser. Übrigens sind seine ergebnisse
rückgewiesen worden von Jellinek, Museum 9. Jahrg. s. 107 fgg., und Dietrich
XXVI fg.

2) Diese von grundsätzen der stilistik ausgehende erklärung trifft zusammen
t den ergebnissen, die Mc Knight aus syntaktischen verhältnissen des gotischen
chlossen hat (Journal of Germanic Philology 1. 150).

3) Im rhetorischen stil der Griechen und Römer ist "die wortstellung dem
thmus zuliebe oft von grosser freiheit". s. Norden, Antike kunstprosa 1, 14f, und
r, Blass. Rhythmen usw. s. 33 fg.

4) Aus der interpunctionsweise des Hebräerbriefes [illegible] schliessen
nda s. 32 fg.), dass sie rhythmische bedeutung habe. [illegible] Skeireins-
mente hat eine solche jedenfalls nicht, denn die abteilung [illegible] en auch in
 — nicht rhythmischen — evangelientexten.

Die einzelnen grammatischen figuren.

1. Die anakoluthe sind besprochen vom verfasser s. LXIIfg. Es sind aber hier nicht, wie in der umgangssprache und im leicht hingeworfenen briefstil, unvermerkt sich einstellende ausgleitungen, sondern beabsichtigte, zu rhetorischen zwecken verwendete perioden: auf einen umständlichen vordersatz folgt, zusammenfassend und abschliessend, anakoluthisch der nachsatz; durch das abbrechen der angefangenen construction wird der aus der erwarteten logischen ordnung heraustretende haupt-(nach-)satz wuchtig hervorgehoben. Die anakoluthie ist also hier ein spannungsmittel. Darum, als kunstform, wird sie auch in so entschieden hervortretender weise aufgetragen.

2. Participialconstructionen (Dietrich s. LXIII—LXVI); participia in dreifacher gleichung s. unten.

3. Trennung eng zusammengehörender wörter; die fälle (es wären noch einige zuzufügen) hat Dietrich s. LXVIIfg. nach Mc Knight, Modern language notes 12, 205—209, angeführt.

4. Die von dem gewöhnlichen gebrauch des gotischen abweichende wortstellung[1] genitiv + regierendes substantiv. In dieser stellung liegt ein wesentlicher unterschied gegenüber Ulfilas' übersetzung, in welcher die normale stellung, entsprechend dem griechischen original, substantiv + genitiv ist[2]. Das tritt innerhalb der Skeireins selbst hervor, denn in den bibelcitaten ist, trotz der im erklärenden texte herrschenden form genitiv + substantiv, durchweg die bibelgriechische substantiv + genitiv beibehalten. Denselben gegensatz weisen einige jener von Dietrich s. XL fgg. gesammelte parallelstellen zwischen Skeireins und Ulfilas' übersetzung auf: Skeir. I, 7 *us diabulaus anamahtai* gegen Col. 1, 13 *us waldufnja riqizis*, Skeir. III, 13 *idreigos daupein* gegen Luc. 3, 3, Marc. 1, 4 *daupein idreigos*, Skeir. IV, 18 *fraujins mikilein* — Röm. 9, 23 *gabein wulþaus*, Skeir. V, 12 *waurstwis ustaikneins* — 2. Kor. 8, 24 *ustaiknein friaþwos*, Skeir. VII, 1 *fraujins maht* — Luc. 5, 17 *mahts fraujins;* dazu noch *uf dauþaus atdrusun stauai* Skeir. I, 2 — *in staua atdriusai unhulþins* 1. Timoth. 3, 6.

Die wortstellung im neutestamentlichen griechisch ist weitaus überwiegend substantiv + genitiv (Winer, Grammatik des neutestamentlichen sprachidioms s. 156 bis 162, bes. s. 161 anm. 4; Blass, Grammatik des neutestamentlichen griechisch s. 94—98[3]), anders aber bei den theologen des vierten jahrhunderts, d. i. den zeitgenossen des Skeireinisten: diese gebrauchen häufig auch die umgekehrte folge genitiv + substantiv, oft sichtlich aus rhetorischen gründen. Und so wird diese stellung wol auf nachahmung des rhetorengriechisch des vierten jahrhunderts beruhen.

Die fälle von genitiv + substantiv in der Skeireins sind: *uf dauþaus atdrusun stauai* I, 2, *gamains allaize nasjands* I, 2, *allaize frawaurhtins* I, 3, *manasedais gawaurhtedi uslunein* I, 4, *inu mans leik* I, 7, *mahtais nauþs* (s. Jel-

1) Da der stil der Skeireins ein gekünstelter ist, also in das gebiet des 'individuellen' sprachgebrauchs fällt und nicht in das des 'occasionellen', so kann er für die gotische wortstellungslehre nur mit großer vorsicht benutzt werden.

2) Auch gegenüber den von Ulfilas unabhängig von dem griechischen texte gebildeten genitivverbindungen, denn in diesen sind die beiden stellungen, genitiv vor oder nach dem substantiv, ziemlich gleich häufig, während sie in der Skeireins die ausnahme bilden, vgl. Koppitz, Zs. 32, 435—438.

3) So auch fast regelmässig in den sinnesabschnitten der von Blass behandelten briefe. Von den zweiundzwanzig ersten versen des 1. Thessal.-briefes schliessen elf κῶλα mit der construction substantiv + genitiv.

linek, Anz. f. d. altert. 29, 287) I, 8, *garaihteins garehsns* I, 9, *manne ganist* I, 9, *garaihteins gaaggwein* I, 13, *nasjandis laiseinai* I, 16, *sunjos kunþi* I, 16, *aiwaggeljons usmete* I, 19, *witodis gaaggwei* I, 20. *in fauramaþlje twotos* II, 2, *and þana þize laist* II, 18, *du daupeinais garehsnai* II, 18. *þairh Herodes birunain* III, 3, *leikis hraineino* III, 6, *idreigos daupein jah missadede aflet* III, 13, *witodis hrainein* III, 16, *aiwaggeljons daupeinai* III, 17. *aiwaggeljons mereinai* IV, 6, *fraujins laiseins* IV, 7, *du gudis kunþja* IV, 8, *fraujins wulþaus* IV, 9, *is mikilduþais maht* IV, 10, *in manne garehsnais* IV, 16, *fraujins mikilein* IV, 18. *du attin swerіþos* V, 1, *þize anawairþane airzein* V, 3, *þize ungalaubjandane þrasabalþein* V, 8, *bi Sabailliaus insahtai* V, 9, *namne inmaideins* V, 11, *twaddje andwairþje anþarleikein* V, 11, *waurstwis ustaikneins* V, 12, *stauos waldufni* V, 13, *bi jainis wiljin* V, 13. *jainis insahts* VI, 1, *attins þairh meina waurstwa weitwodei* VI, 8, *þis waurkjandins dom* VI, 11, *attins bi ina warþ weitwodeins* VI, 14. *þairh praufete waurda* VI, 14, *þizei ungalaubjandane warþ hairto* VI, 16. *fraujins maht* VII, 1, *is waldufneis* VII, 1, *ize niuklahein* VII, 5, *þizei hlaibe* . *ib* . *tainjons fullos* VII, 11, *seinaizos mahtais filusna* VII, 12. *is mahtai* VIII, 1, *jainaize ungalaubeinai* VIII, 6, *jainaize unselein* VIII, 7, *fraujins laisein* VIII, 8.

Die umgekehrte stellung begegnet bei weitem seltener und hat, abgesehen von den citaten, statt in bestimmten gruppen:

a) wo es der gotischen syntax angemessen war wie in *ana midumai twaddje* III, 16, *ni waiht mikilis* VII, 3, *fimf þusundjos waire* VII, 7, *ains reike* (dazu in parallele *ragineis Judaie*) VIII, 17, besonders beim genitiv des persönlichen pronomens *leik is* II, 1, *dom is* II, 12, *attans ize* VII, 17, *unselein ize* VIII, 2, *balþein ize* VIII, 9.

b) in solchen verbindungen, welche durch Ulfilas' bibelübersetzung als unverletzlich anerkannt waren: *anabusn gudis* I, 15, *in þiudangardjai gudis* II, 3, *bi garehsnai gudis* VIII, 14, *at afleta frawaurhte* III, 14, *sunjus þiudangardjos* III, 15, *daupeins Johannes* III, 15, *sunau gudis* V, 16, *wairþidos laisareis* VII, 4.

c) wenn der genitiv durch eine nähere bestimmung beschwert ist bezw. bei zwei abhängigen genitiven: *unselein þis faurþis uslutondins* I, 16, *du aftraanastodeinai þize in guda uzmete* I, 17, *azgon kalbons gabrannidaizos utana bibaurgeinais* III, 11, *fragift weihis ahmins* III, 14, *saiwalos þize daupidane* IV, 6, *mikilduþ fraujins wulþaus* IV, 9, *þo afgudon haifst Sabailliaus jah Markaillaus* IV, 19, *twa andwairþja attins jah sunaus* V, 4, *ufar insaht manniskodaus Johannes* VI, 9.

d) vereinzelte fälle: in der gräcisierten infinitivconstruction *du garehsn daupeinais andniman* II, 15; drei mal wird der genitiv nachgestellt, weil ein besonderer nachdruck auf ihm liegt: *inuh þis nu jah leik mans andnam* I, 17 (gegen *inu mans leik* I, 7), *in mela raihtis þulainais* II, 1, *miþ baitrein þwairheins* VIII, 12.

5. Andere ungewöhnliche stellungen. Verbum — object: *gawaurhtedi uslunein* I, 4, *uslutondin mannan* I, 10, *ufargaggan anabusn* I, 11, *kunnands biuhti* II, 9, *munands gabaurþ* II, 10, *galeikondan jainis waurstwam* V, 3. *andhaljan sweriþa* V, 15, alle im zeilenschluss.

6. Die widerholung desselben wortes in kurzen zwischenräumen (worauf besonders Jellinek, Anz. a. a. o. 282 fg. aufmerksam gemacht hat) h lich auf mangel an formensinn und an sprachlicher gewandtheit monotonie gewiss ihren grund darin, dass die gotische schaftliche darstellung reife cultursprache war. Aber di

von vornherein zu diesem stil, dem neutestamentlichen, besonders dem der briefe (Blass, Grammatik des neutestamentlichen griechisch s. 293[1]), der die hauptsache in schlichten worten hervortreten lässt und darum die in einer gedankenreihe hervorragenden begriffe mehrfach mit demselben leichtverständlichen worte nennt. Daher die widerholung von *garehsns* besonders in I, von *swerifa* in V. Das schlagwort *swerifa* ist im letzteren falle eingegeben durch das citat *ei allai sweraina sunu, swaswe swerand attan* V, 14, und wie hier treffen gerade in den citaten unserer fragmente oft die gleichen wörter zusammen: *gabairan* II, 8. 9 (11. 12), *daupja* — *daupeiþ* III, 18. 19, *weitwodeiþ* — *weitwodida* IV, 15, *liban gataujiþ* V, 6, *frijos* V, 19, *waurstwa taujan* VI, 6[2].

7. Ein hervorstechendes stilmittel ist die dreifache [vierfache] gliederung (zweigliedrige ausdrücke, z. t. synonyma, begegnen auch, dienen aber nicht zur ausprägung des vortrags), die, wenn sie, wie meistens, aus drei participia präsentis besteht, ein besonderes dialectisches kunststück darstellt: *nauþjandin* — *uslutondin* — *gabotjandin* I, 10. 11, *gaqissans wairþan* — *frakunnan* — *gasatjan* I, 15—17 (vgl. Dietrich, Anmerkungen s. 18), *wairþands* — *usfilhands* — *gaswikunþjands* II, 1. 2, *unkunnands* — *wisands* — *ni kunnands* II, 9, *gasailvands* — *gaskeirjands qiþands* II, 12. 13. *wairþandans* — *ufartrusnjandans* — *munandans* III, 12. 13, *ligandei* — *ufarþeihandei* — *minnizei* III, 16, *sokjandam* — *qiþandam* — *unkunnandans* IV, 2. 4, *[anastodjandei]* — *þeihandei* — *aukandei* — IV, [7] 8, *wisands* — *weitwodjands* — *rodjands* IV, 13. 14, *airþeins* — *rodjands* — *anafilhands* IV, 17, *suman* — *sumanuhþan* — *sumanuhþan* VI, 14. 15, *hugjands* — *andþaggkjands* — *qiþands* VII, 3. 4, *nimands* — *awiliudonds* — *ganohjands* VII, 8. 9. *[at] qimandin* — *insakandin* — *qiþandin* VIII, 14. 15.

8. Die nicht ganz seltenen alliterationen[3] ergeben sich ungesucht aus dem gotischen wortmaterial, sie sind also wol durchgängig unbeabsichtigt[4]: *galeikon* . . . *galaþon* I, 18. 19, *waurdam jah waurstvam* I, 19, *in wato wairpandans* III, 11, *frawaurhte jah fragift* III, 14, *us waurdahai wistai* IV, 13, *ainana* . . . *attan* IV, 20, *ainaizos anabusnais* V, 1, *andwairþja attins* V, 4, *waurdam weitwodjands* VI, 7, *waurstwa weitwodei* VI, 9, *weihona waurstwa* . . . *þis waurkjandins dom*

1) Vgl. auch die von Blass στιχηδὸν abgeteilten briefe an die Hebräer, Galater und Thessalonier I in den oben genannten büchern, wo die widerholten wörter gesperrt gedruckt sind.

2) Diese widerholung der gleichen worte widerspricht dem wesen des germanischen stiles, dessen erstes gliederungsgesetz umgekehrt die variation ist, der wechsel im ausdruck selbst bei gleichen gedanken. Es ist aber diese abwechselung in dem stil der sprache nur eine äusserung der germanischen anschauung überhaupt, die alles gleichmässige, alles an ein mass gebundene und typische abweist, um dagegen in freier individualität zu schalten. Darauf beruht der wechsel im ausdruck in Ulfilas' sprache, was schon Loebe beobachtet hat (Ulfilas II s. 284 fgg.); auch im Heliand erstreckt sich die variation sogar auf grammatische formen desselben wortes und die vielen willkürlichkeiten in der althochdeutschen und danach in der mittelhochdeutschen orthographie beruhen wenigstens zum teil auf dem mangel an formensinn und an sinnlicher anschauung. Daher die gleichgiltigkeit gegen die regel. Manche solcher unregelmässigkeiten machen indessen den eindruck, als ob der betr. schreiber bewusst dem eigensinn, der laune des germanischen stils folgend, gleichheit vermeiden wollte.

3) Die betonung der mit *ga* zusammengesetzten substantiva ist nicht für alle fälle sicher, daher sind diese hier weggelassen.

4) Die alliterationen fallen nicht schwer ins gewicht, mag die Skeireins ein gotisches originalwerk oder eine übersetzung sein.

VI, 11, *bairhtaba gabandwjandona* VI, 12, *hardizo . . . hairto* VI, 16, *matida so managei* VII, 10, *allaim alamannam* VIII, 8.

9. Zweifelhaft ist, ob die begegnung ähnlich klingender wörter wirklich beabsichtigte wortspiele bezw. paronomasion sind; der den paulinischen stil nachahmenden sprache sind sie angemessen (vgl. Winer s. 429, Blass s. 292): *ufarranneinim — faurrinnandin* III, 7. 8, *anafilhands fulhsnja* IV, 17, *anawairþane — andwairþja* V, 3. 4, *ufarmaudein — maudeiþ* VI, 3.

10. Emphasis. Die gewöhnliche stellung im satze aufgebend tritt ein wort, welches stark aus seiner umgebung hervorgehoben werden soll, an den anfang oder an das ende[1]; spitzenstellung: *swesamma wiljin jah swesai mahtai* V, 7, *skulum nu allai weis* V, 14; endstellung: die von starkem gefühlswert getragenen namen der göttlichen personen *at attin* IV, 18, *attan jah sunu* IV, 20, zwei parallelglieder *þuhta . . . mahta* VI, 8, anfang und ende in entsprechung: *mahtedi* ... *anamahtai* I, 7. 8.

Nur die dogmatischen teile sind kräftig stilisiert, die berichtenden und erzählenden treten dagegen zurück. Deshalb kommen die genannten stilistischen formen in den beiden letzten fragmenten weniger zur anwendung. Fragment VII und VIII sind daher im folgenden nicht berücksichtigt. -- Die stilistischen satzschlüsse sind fett, die correspondierenden glieder gesperrt gedruckt.

I.

Citat:
1 Jah ju uf **dauþaus atdrusun stauai** [:]
2 inuh þis qam **gamains allaize nasjands:**
3 allaize frawaurhtins afhrainjan.
4 ni ibna nih galeiks unsarai garaihtein :
5 **ak** silba garaihtei wisands.
6 **Ei** gasaljands sik faur uns:
7 hunsl jas sauþ guda.
8 þizos **manasedais gawaurhtedi usluncin:**
9 þata nu gasaihvands Johannes.
10 **þo** sei ustauhana habaida wairþan **fram fraujin garehsn** [:]
11 miþ sunjai qaþ:

Citat:
12 mahtedi sweþauh jah **inu mans leik.**
13 **waldufnja þataine gudiskamma.**
14 galausjan allans **us diabulaus anamahtai:**
15 **akei** kunnands þatei swaleikamma waldufnja mahtais nauþs ustaiknida wesi [:]
16 jan ni þanaseiþs **fastaida garaihteins garehsns.**
17 **Ak** nauþai **gawaurhtedi manne ganist** [:]
18 jabai auk diabulau fram anastodeinai nih nauþjandin ak **uslutondin mannan:**
19 jah þairh liugn galvotjandin **ufargaggan anabusn.**
20 **þatuh** [Anakoluth] wesi wiþra gadob:

1) Die hier aufgenommenen fälle von emphasis gehen aus dem natürlichen sprachgefühl hervor, sind also kein zeichen für einen besonderen sprachlichen charakter, während die von Mc Knight, Journal of Germ. Philol. 1, 159 aufgeführten emphatischen hervorhebungen dem griechischen nachgebildete constructionen sind und aus dem germanischen sprachbau als fremdwüchsig heraustreten.

21 ei **frauja** qimands mahtai gudiskai:
22 jah waldufnja þana **galausidedi:**
23 **Jah** nauþai du gagudein **gawandidedi:**
24 nei auk þuhtedi þau in garaihteins gaagwein ufargaggan:
25 **Þo faura** ju us anastodeinai **garaidon garehsn:**
26 gadob nu was mais [:]
27 þans swesamma wiljin ufhausjandans diabulau:
28 du ufargaggan anabusn gudis:
29 þanzuh aftra swesamma wiljin gaqissans wairþan **nasjandis laiseinai**
30 jah frakunnan unselein þis faurþis uslutondins:
31 Iþ sunjos kunþi du aftraanastodeinai **þize in guda usmete gasatjan.**
32 Inuh þis nu jah leik mans andnam:
33 ei laisareis uns wairþai **þizos du guda garaihteins.**
34 swa auk skulda du galeikon seinai frodein.
35 **Jah** mans **aftra galaþon waurdam** jah **waurstwam** [:]
36 jah spilla wairþan **alwaggeljons usmete:**
37 iþ in þizei nu witodis gaaggwei ni þatain gawandeinai

II.

1 . . . (sei) nai galaubeinai wairþands ju faur ina balþeiþ:
2 In mela raihtis þulainais leik is afar þulain swikunþaba miþ Joseba usfilha
3 Gaswikunþjands ei ni afwandida sik **in fauramaþlje hvotos:**
4 — inuh þis jah nasjands nauh miþþan anastodjands ustaiknida.
5 **þana iupa briggandan** in þiudangardjai gudis **wig** qiþands:

Citat:

6 iupaþro þan qaþ þo weihon jah himinakundon gabaurþ.
7 anþara **þairh þwahl usþulan:**
8 þammuh þan ni froþ Nekaudemus:
9 in þis ei miþþan frumist hausida fram laisarja:
10 inuh þis qaþ:

Citat:

11 sah Unkunnands auk nauh wisands jah ni **kunnands biuhti:**
12 jah **þo leikeinon** us wambai **munands gabaurþ** [:]
13 in tweifl atdraus.
14 Inuh þis qaþ:

Citat:

15 Iþ nasjands þana anawairþan dom is gasaihvands:
16 jah þatei in galaubeinai þeihan habaida:
17 Gaskeirjands imma swe miþþan unkunnandin qiþands:

Citat:

18 naudiþaurfts auk was:
19 Jah gadob wistai du garehsn daupeinais andniman:
20 — at raihtis mann us missaleikom wistim ussatidamma:
21 Us saiwalai raihtis jah leika:
22 jah anþar þize anasiun wisando:
23 anþaruh þan ahmein:

Duþþe [Anakoluth] gatemiba and þana þize laist.
jah **twos ganamnida waihts:**
swesa bajoþum **du daupeinais garehsnai.**
jah þata raihtis anasiunjo wato.
Jah þana andaþahtan ahman [:]
ei raihtis þata gasaihvan . . .

III.

Citat:

þatuh þan qiþands aiwaggelista ataugida:
Ei so garehsns bi ina nehwa andja was:
þairh **Herodes birunain:**
Akei faur þata at bajoþum daupjandam:
jah ainhvaþarammeh **seina anafilhandam daupein:**
miþ sis misso sik undrunnun:
sumai ni kunnandans hvaþar skuldedi maiza:

Citat:

In þizei ju jah leikis hraineino **inmaidiþs was sidus:**
jah so bi guþ hrainei anabudana was:
ni þanaseiþs judaiwiskom Ufarraneinim [:]
jah sinteinom daupeinim brukjan usdaudjaina:
ak Johanne hausjandans þamma faurrinnandin aiwaggeljon:
Wasuh þan jah frauja þo **ahmeinon anafilhands daupein:**
siþan garaihtaba warþ bi swiknein sokeins gawagida:
Unte witop þize unfaurweisane missadede ainaizos witoþ raidida:
uzgon kalbons gabrannidaizos utana bibaurgeinais:
Afaruh þan þo **in wato** wairpandans **hrain:**
jah hyssopon jah wullai raudai ufartrusnjandans:
swaswe gadob þans ufarmiton munandans:
Iþ Johannes idreigos daupein merida:
jah missadede aflet þaim ainfalþaba gawandjandam gahaihait:
Iþ frauja at afleta frawaurhte jah fragift weihis ahmins:
jah fragibands im þatei sunjus þiudangardjos wairþaina:
Swaei sijai daupeins Johannes ana midumai twaddje ligandei [:]
ufarþeihandei raihtis **witodis hrainein:**
iþ minnizei filaus **aiwaggeljons daupeinai:**
nuh þis bairhtaba laiseiþ qiþands:

Citat:

Ei garehsnai nu . . .

IV.

Citat:

Siþan nu siponjam seinaim þaim bi swiknein du Judaium sokjandam jah qiþandam sis:

— Citat:

Anakoluth] nauh unkunnandans þo bi nasjand:
nuh þis laiseip ins qiþands:

Citat:

4 **Aþþan** so bi ina garehsns du leitilamma mela raihtis bruks **was:**
5 jah fauramanwjandei saiwalos þize daupidane:
6 **Fralailot alwaggeljons mereinai:**
7 iþ fraujins laiseins anastodjandei af Judaia und **allana** midjungard **gaþaih**
8 and harjano þeihandei und hita nu:
9 **Jah** aukandei all manne du gudis kunþja tiuhandei:
10 inuh þis jah skeirs wisands mikilduþ fraujins wulþaus **kannida** qiþands:

Citat:

11 ni þatei ufaro wisandan sware kannidedi:
12 ak jah swalauda is mikilduþais maht insok.
13 jah himinakundana:
14 jah iupaþro qumanana qiþands:
15 **Iþ** sik airþakundana:
16 jah us airþai rodjandan:
17 in þizei wistai manna was:
18 jaþþe weihs jaþþe praufetus wisands:
19 jah garaihtein woitwodjands:
20 akei us airþai was jah us waurdahai wistai rodjands:
21 **Iþ** sa us himina qumana jabai in leika wisan þuhta:
22 — akei ufaro allaim ist:

Citat:

23 **Jah** þauhjabai us himina ana airþai in manne garehsnais qam:
24 akei ni þe haldis airþeins was nih us airþai rodjands:
25 **Ak** himinakunda **anafilhands fulhsnja** [:]
26 þoei gasalv.
27 jag gahausida at **attin:**
28 **Þo** nu insakana wesun fram Johanne ni in þis þatainei [:]
29 ei fraujins mikilein gakannidedi:
30 ak du gatarhjan jah gasakan þo afgudon haifst:
31 Sabailliaus jah Markaillaus:
32 þaiei **ainana** anananþidedun qiþan **attan jah sunu:**
33 iþ anþar sa weiha . . .

V.

1 . . . . ma **du attin swerliþos** [:]
2 at allamma waurstwe **ainaizos** anabusnais beidiþ:
3 iþ þatei raihtis þana **frijondan:**
4 anþaranuhþan þana **frijodan:**
5 anþarana taiknjandan
6 Anþaranuhþan galeikondan jainis waurstwam:
7 **Þatuh** (anakoluth) þan insok kunnands:
8 **þize anawairþane airzein:**
9 ei galaisjaina sik bi þamma twa **andwairþja attins** jah sunaus **andhaitan**:
10 **jah** ni miþqiþaina:
11 anduh þana laist **skeiris brukjands waurdis** qaþ:

Citat
·i swesamma wiljin jah swesai mahtai galeikonds **þamma faurþis gaqiujan daupans gahaitandin:**[1]
·ize ungalaubjandane þrasabalþein **andbeitands gasoki**

— Citat:
þ nu ains jah sa sama wesi **bi Sabailliaus insahtai:**
missaleikaim bandwiþs namnam:
raiwa stojan jah ni stojan sa sama mahtedi:
ıi auk þatainei namne inmaideins twaddje andwairþje anþarleikein bandweiþ:
.k filaus mais **waurstwis ustaikneins:**
Anþarana raihtis ni ainnohun stojandan:
.k fragibandan sunau **stauos waldufni:**
ah Jesus andnimands bi attin þo sweriþa
Jah alla staua bi jainis wiljin taujands:

Citat:
kulum nu allai weis at swaleikai jah swa bairhtai insahtai.
;uda unbauranamma **andsaljan sweriþa.**
Jah ainabaura sunau gudis guþ wisan andkunnan:
›iþan galaubjandans sweriþa ju hvaþaramma usgibaima bi wairþidai [:]
ınte þata qiþano

Citat:
ıi ibnon ak galaika sweriþa usgiban uns laiseiþ:
Jah silba nasjands bi siponjans bidjands du attin qaþ:

— Citat:
Ni ibnaleika frijaþwa ak galeika þairh þata ustaikneiþ:
ɔammuh samin haidau . . .

VI.

. . . nands unswikunþozei warþ bi nauþai **jainis insahts** [:]
swe silba is qiþiþ:

— Citat:
in þizei nu du leitilai hveilai galaubjan Johanne hausjandans þuhtedun:
Iþ afar ni filu ufarmaudein þo bi ina atgebun:
eiþan waila ins maudeiþ qiþands:

Citat.
— jains auk manniskaim waurdam weitwodjands tweifljan **þuhta:**
Sunjeins wisands þaim unkunnandam **mahta:**
þ **attins** þairh meina waurstwa **weitwodei:**
Ila ufar insaht manniskodaus Johannes:
Inandsok izwis **undredan mag kunþi** [:]
ınte hvarjatoh waurde at mannam innuman maht ist:
nþarleikein inmaidjan
þ þo weihona waurstwa unandsakana wisandona:
;aswikunþjand **þis waurkjandins dom:**

1) Hs. **gahaitands**, in folge davon ist das zeichen : **fälschlich** nach **dauþans** zt.

14 bairhtaba gabandwjandona þatei fram attin insandiþs was us himina:
15 inuh þis qiþiþ:
— Citat:
16 aþþan missaleiks jah in missaleikaim melam:
17 **Attins bi ina warþ weitwodeins:**
18 suman þairh **praufete waurda:**
19 sumanuhþan þairh stibna us himina:
20 sumanuhþan þairh taiknins:
21 iþ in þizei þaim swa waurþanam
22 **Hardizo þizei ungalaubjandane warþ hairto:**
23 inuh þis garaihtaba anaaiauk qiþands:
Citat
24 Unto at þaim galvairbam frakunnan ni skuld ist
25 Iþ sumai jah stibna is gahausidedun:
26 sumai þan is siun sehvun:
Citat:
27 jah ju þaþro swe wadi þairh . . .

Folgende stilistische formen bilden die beschwerung der satzschlüsse: trennung zusammengehöriger worte (zeilenangabe nach der obigen reihenabteilung) I, 1. 2. 8. 10. 13. 25. 31. 33; II, 5. 12. 25; III, 5. 8. 13. 17; V, 11. 12. 15; VI, 7. 9. 17. 2[illegible]; genitiv + substantiv I, 1. 2. 10. 12. 14. 16. 17. 29. 36; II, 3. 26; III, 3. 25. 26; IV, 6; V, 1. 8. 14. 18. 20; VI, 1. 13. 18; verbum — object I, 8. 16; II, 11. 1[illegible] IV, 25; V, 24; entsprechung I, 1 u. 2, 16 u. 17, 22 u. 23; II, 11 u. 12; III, 18 [illegible] 19, 25 u. 26; V, 3 u. 4, 18 u. 20; VI, 5 u. 6, 25 u. 26. Die trennung zusammengehöriger wörter bezeichnet immer einen satzschluss (oder nimmt ein ganzes kolon ein), die stellung genitiv + substantiv meistenteils, tritt jedoch auch im innern de[illegible] reihe auf.

Trotz der starken griechischen färbung der sprache hält Dietrich die Skeireins für ein gotisches originalwerk und macht gegen ursprung aus dem griechischen geltend, dass die anakoluthe und anakoluthischen participialconstructionen übertrieben häufig seien, und ferner, daß sich bei rückübertragung in die griechische sprache keine griechischen sätze ergeben.

Diesem ist aber die beobachtung des verfassers selbst entgegen zu halten, dass nämlich der Skeireinist den briefstil des Paulus nachahmte. Der stil des apostels ist eben selbst 'unhellenisch' (vgl. bes. Norden, Die antike kunstprosa 2, 498): 'Il est impossible de violer plus audacieusement . . . le génie de la langue grecque' (Renan angeführt bei Norden a. a. o. s. 500); der nachahmer aber hält sich, das ist ja eine in der geschichte der kunst überall zu beobachtende tatsache, gerade an die eigentümlichkeiten seines vorbildes und sucht diese noch zu steigern: er wird zum manieristen. Was Dietrich als ungriechisch in der Skeireins empfindet, das ist die auf übertreibung des paulinischen stils beruhende manier der periodisierung ('perioden gelingen ihm [Paulus] meist schlecht', Norden s. 506 anm. 2), der anakoluthe, der participialconstructionen.

Indessen nicht allein der neutestamentliche briefstil war das vorbild für den verfasser der Skeireins, sondern, das dürfte sich aus dem vorhergehenden ergeben haben, er war stark beeinflußt von der rhetorischen ausdrucksweise seiner zeit. Das tritt schon in der auf dialektische schulung begründeten anlage des ganzen zu tage,

dann aber in einzelnen stilistischen formen (substantiv + genitiv, übertreibung der anakoluthie und der participialconstruction), und besonders in der stilisierung des satzschlusses. Durch diese wird in den abschluss einer gedankenreihe ein besonderes ethos gelegt; und diese schlüsse bilden zugleich eine ornamentik, welche den stil der Skeireins von dem der briefe wesentlich unterscheidet, alles in allem aber sind in ihm die stilistischen elemente überhaupt stärker aufgetragen. Unter so abweichenden sprachlichen verhältnissen muss wol auch, so wird man weiter schliessen, die melodik verschieden gewesen sein.

Aber wie steht es nun überhaupt mit der gotischen litteratursprache? Wir dürfen uns wol von ihr keine zu grosse vorstellung machen, als ob sie ein geläufiges idiom gewesen, in welchem eine reichhaltige gotische litteratur abgefasst war. Die gotische wissenschaftliche litteratur scheint doch wesentlich auf den einzigen mann, auf Ulfilas, gestellt zu sein. Er hat den Goten erst die wissenschaftliche sprache, ja ihr alphabet gegeben, und kurz nach seinem tode brach überhaupt der ganze lit. betrieb zusammen. Beschränkt auf die Goten — die andern germanischen Arianer waren *ἄνθρωποι ἀμαθεῖς καὶ βάρβαροι* — konnte sich eine gotische gelehrtensprache, mit den künsten der dialektik ausgerüstet, doch nicht erhalten. Auch die sätze des gotischen kalenders können nichts für eine vom griechischen beeinflusste gotische schriftsprache beweisen (Dietrich s. LX), denn diese sind lediglich übertragungen griechischer formeln. Das geht deutlich hervor aus den griechischen menologien bei Achelis, Zs. f. d. neutestamentliche wissenschaft 1, 318 fg. (citiert von Dietrich s. LX anm. 6).

So dürfen wir also diese gotische litteratursprache nicht als einen selbständig in sich gefestigten und traditionell sich vererbenden sprachlichen typus auffassen. Wer in dieser kunstsprache schrieb, hat entweder direct übersetzt oder er hat in seiner gedankenwerkstatt die wörter und sätze zuerst griechisch gebildet. Es musste für einen gotischen theologen von vorn herein eine leichtere aufgabe sein, eine dialektische abhandlung griechisch zu schreiben als gotisch. Sein wissenschaftliches denken bewegte sich eben in den formen der griechischen sprache.

Dem gräcisierten gotisch lässt sich übrigens auch ein gräcisiertes lateinisch an die seite stellen. Der hervorragendste vertreter desselben ist Ammianus Marcellinus (Norden 2, 646 fgg.). Und er hat gerade wie der Skeirinist die wortstellung vergewaltigt; oft wegen des rhythmischen schlusses, also wie jener besonders am ende der reihe. Auch bei ihm fällt 'der übermässige gebrauch von participialconstructionen' auf.

Wenn wir also die frage nach dem urheber der Skeireins stellen, ob er ein Grieche oder ein Gote gewesen ist, so müssen wir für die zweite der beiden möglichkeiten immer die einschränkung voraussetzen, dass auch in diesem falle das original griechisch gedacht ist. Unter solchen erwägungen aber wird aus der sprache der Skeireins heraus eine sichere antwort überhaupt nicht zu geben sein. Aus der polemik gegen Sabellius und Marcellus könnte man schliessen, dass dieser Johannescommentar nicht für das volk, sondern für die theologen, also für die griechisch-gebildeten, bestimmt gewesen. Aber im grunde war die ganze dogmatische litteratur jener zeit nicht für das heilsbedürfnis des volkes geschrieben, sondern wegen der systeme der theologen.

Dietrich hält Ulfilas für den verfasser (s. [illegible] ine bestrebungen, die Goten wissenschaftlich zu bilden, würde [illegible], der die dogmen

der arianischen richtung des Ulfilas vereinigte (s. LXXV—LXXVIII), gut einfügen, doch das enge verhältnis zu der sprache der bibelübersetzung ist kein genügender beweis; auch stimmt der sprachgebrauch doch wider nicht ganz mit dem der bibelübersetzung überein, wie Behaghel, Litt.-blatt 1903, 193—195, und Jellinek, Anz. a. a. o. s. 281 fgg., gezeigt haben. Diesen gegenüber allerdings ist hinwiderum geltend zu machen, dass gewisse änderungen in der sprache bei einer schriftstellerischen entwicklung immer unterlaufen können und dass für Ulfilas die aufgabe als übersetzer des neuen testamentes, wo er streng dem original zu folgen hatte, anders lag als bei der Skeireins, die er selbständig in eine für seine zeit wirksame form zu kleiden hatte. Rechnet man dazu noch mit der möglichkeit, dass die grammatischen abweichungen durch abänderung späterer schreiber veranlasst sein können, so ist zu zweifeln, ob die sprache in diesem falle überhaupt genügende beweiskraft bietet.

S. XXXVIII fg. bespricht Dietrich die abweichungen der citate in der Skeireins von dem texte des Ulfilas und kommt zu dem schlusse, dass diese freiheit in 'gedächtnismässiger handhabung der citate' ihren grund habe. Aber für diejenigen stellen, die eine widerholung des kurz vorher wörtlich der Ulfilanischen übersetzung entnommenen bibeltextes sind, wie Joh. 3, 4 = Skeir. II, 7 fgg., ist diese erklärung sehr unwahrscheinlich, da ja gerade vorher der regelrechte text niedergeschrieben war. Der grund liegt vielmehr in der citierungsweise jener zeit überhaupt, da man sich bei widerholung der bibelstelle principiell eine gewisse freiheit wahrte. Für die änderungen waren, wie es scheint, vielfach stilistische gründe massgebend, weil dem verfeinerten sprachgefühl der griechischen gelehrten jener jahrhunderte die ausdrucksweise der evangelien und des apostels Paulus in vielem fremdartig war. So ändert z. b. Cyrillus in seinem Johannescommentar die textstelle *οὐ δύναται ὁ Υἱὸς ποιεῖν ἀφ' ἑαυτοῦ οὐδέν* (Joh. 5, 19) bei der widerholung in .. *ποιεῖν ὁ Υἱὸς* (Migne bd. 73, sp. 349); *Καὶ μείζονα τούτων ἔργα δείξει αὐτῷ* (Joh. 5, 20) in *Μείζονα τούτων δείξει αὐτῷ ἔργα*, ebenda sp. 364; *Ἵνα πάντες τιμῶσι τὸν Υἱὸν, καθὼς τιμῶσι τὸν Πατέρα* (Joh. 5, 23) in *Ἵνα πάντα τιμῶσι τὸν Υἱὸν, καθὰ τιμῶσι τὸν Πατέρα*, ebenda sp. 368 fg.: *ὁ μὴ τιμῶν τὸν Υἱὸν οὐ τιμᾷ τὸν Πατέρα* (Joh. 5, 23) in .. *οὐδὲ τὸν Πατέρα τιμᾷ*, ebenda sp. 368. 272 D, u. a. Manchmal wird auch geändert, um das citat in den umgebenden text einzugliedern. So wird durch zugefügtes *οὖν* die verbindung mit dem vorhergehenden satze hergestellt in *Οὐχ ὑμεῖς οὖν* . . . *λέγετε* gegen *Οὐχ ὑμεῖς λέγετε* (Joh. 4, 35), ebenda sp. 325. — Ähnlich nun sind die änderungen der Skeireins. Satzverbindendes *þan* (wie oben *οὖν*) in Joh. 6, 11ᵇ = Skeir. VII, 11; die umstellung von *kaiura mahts ist manna gabairan alþeis wisands* in . . . *alþeis wisands gabairan* III, 11 mag, wie einige der angeführten stellen Cyrills, aus stilistischen gründen geschehen sein. Die stärkste änderung aber, die von Joh. 6, 12/13 (Skeir. VII. 17), wo zu den fünf gerstenbroten noch die zwei fische aus 6, 9 hinzugefügt wurden, liegt tiefer. Im evangelium wird nur gesagt, dass die zwölf körbe mit den überbleibseln der brote gefüllt worden, nicht auch der zwei fische, der Skeireinist aber legte gewicht darauf, dass das wunder auch an den fischen geschah, denn er sagt ausdrücklich: *nih þan ana þaim hlaibam ainaim seinaizos mahtais filusna ustaiknida, ak jah in þaim fiskam.* Diese betonung des so nun gleichsam gedoppelten wunders steht in verbindung mit dem allegorischen gehalt, welcher der stelle beigelegt wurde. Denn Ammonius in seinem commentar zum Johannes (Catena Patrum Graecorum in S. Johannem, ed. Balth. Conlerius, Antwerpen 1630, s. 176) deutet die brote auf die lehre des pentateuch, die fische auf die evangelische und apostolische predigt (auf die 5 bücher Moses bezw. die propheten Beda und nach ihm Otfrid III, 7, 23 fgg.). In

engste verbindung mit dem Skeireinstexte steht der des Cyrillus, welcher ebenfalls die in dem wunder mit dem brot und den fischen ausgedrückte machtfülle Christi enkennt: *Τοσαύτη γάρ τις ἐνέργεια θεοπρεποῦς ἐξουσίας περὶ τὸ πρᾶγμά ἐστιν, ὡς μὴ μόνον ἐκ πέντε τὸν ἀριθμὸν κριθίνων καὶ ὀψαρίων δυοῖν δῆμον οὕτω κατακορεσθῆναι πολὺν ἀλλ' ἔτι πρὸς τοῦτο* . . . sp. 457 (vgl. *ἐνέργεια θεοπρεποῦς ἐξουσίας* mit *seinaizos mahtais filusna* Skeir.). In letzter hinsicht aber stimmt die erweiterung zu Marc. VI, 43, wo, wie Bernhardt gezeigt hat, der zusatz *καὶ ἀπὸ τῶν ἰχθύων* gemacht ist.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Das altdeutsche volksepos. Ein vortrag von **Friedrich Panzer.** Halle a. S., Max Niemeyer 1903. 34 s. 1 m.

Im anschluss an seine untersuchungen über die Gudrun spricht sich Panzer über die grundbedingungen des mittelhochdeutschen volksepos dahin aus, dass dasselbe keine von dem höfischen epos streng geschiedene gattung, etwa als volksdichtung gegenüber der kunstdichtung, darstelle, ja dass wir die bezeichnung 'volksepen' gar nicht auf jene dichtungen anwenden sollten: sie sind, 'ganz wie die höfische dichtung ausgesprochenste standespoesie, völlig eingeengt auf die anschauungen und interessen des rittertums, allem eigentlich volkstümlichen aber durchaus abgewandt' (s. 23). Ein principieller unterschied zwischen dem höfischen und dem volksepos ist allerdings zu finden im gebiete des stils. Der stil des ersteren ist individualisierend, realistisch, der des letzteren typisierend, idealistisch. Diese darlegungen sind von grundsätzlicher bedeutung.

Mit recht betont P., dass die volksepen ebenfalls als kunstmässige schöpfungen zu betrachten sind; auch standespoesie war diese gattung gewiss, die gesamte weltliche epik des mittelalters war herrendichtung. Aber die trennenden unterschiede fallen doch schwer ins gewicht. Stoff und innere form, d. h. die bestimmte form der innern anschauung des stoffes, heben die volksepen, wie der stil, ab von den erzeugnissen der höfischen richtung; und wie sehr selbst im Nibelungenlied das costüm dem modernen geschmack angepasst ist, so scheiden sich doch die ideen wie die zweier welten. Nehmen wir z. b., im anschluss an Panzers schöne erklärung der sog. unhöfischen wörter (s. 16 fgg.) die bezeichnungen für den begriff des helden: hier *recke wîgant degen helt*, dort das fremdwort *ritter*, so haben wir hier in schlagwörtern mit der verschiedenheit des heldenideals einen wesensunterschied der inneren form; denn wenn auch wesentlich auf die poesie beschränkte worte, so drücken *recke* usw. doch volkstümliches deutsches empfinden aus gegenüber dem wälschen *chevalier* — *ritter*.[1] Sollte darum die benennung 'volksepos' nicht doch ihr recht behalten? insofern eben diese schöpfungen hervorgegangen sind aus alter anschauungsweise — wenn auch allerdings die stoffe zumeist nicht ursprünglich speciell national sind — und aus dem sittlichen empfinden des deutschen volkes.

1) Man versuche z. b. recke und ritter im Nibelungenlied miteinander zu vertauschen. Die centraleigenschaft des altmodischen recken bildet die kriegerische tapferkeit, die des modernen ritters die summe der höfischen bildung.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Hugo Winckler, Die weltanschauung des alten orients. Leipzig, Ed. Pfeiffer 1904. 50 s. 90 Pf. geb. 1,30 m.

August Wünsche, Die sagen vom lebensbaum und lebenswasser. Altorientalische mythen. Leipzig, Ed. Pfeiffer 1905. 108 s. 2 m. geb. 2,50 m. (Ex Oriente Lux herausg. von H. Winckler I, heft 1 und heft 2—3).

Als Anquetil du Perron die erste einigermassen authentische kunde von religion und weltanschauung der alten Perser in das abendland brachte, suchte Herder mit genialem übereifer von Persepolis aus die geschichte der geistigen welt zu verstehen. Als die Jones, Colebrooke, Schlegel, Bopp, Lassen den weg zu den quellen altindischer weisheit eröffneten, wollten die Creuzer, Kanne, Görres hier den schlüssel finden, der alle geheimnisse aller mythologien eröffnen sollte. Es überrascht nicht, dass die funde in Babylon zum dritten mal diese lust, alle rätsel so tausendfach aus einem punkte zu kurieren, erweckt haben! Nur das kann verwundern, mit welcher heftigkeit der neue 'panbabylonismus' ausbricht. Schliesst doch Winckler an seine interessante darstellung der altbabylonischen weltanschauung den versuch, schlechterdings alle spätere kultur von hier abzuleiten!

Gewiss unterstützt ihn bei dieser tendenz die neue 'geographische strömung', die für jede höhere lebensäusserung des menschlichen geistes ein enges centrum sucht: für die religion mit Gruppe, für alle realistische dramatik mit Reich, für jede erfindung mit Ratzel. Aber bei W. gesellt sich dieser an sich ja möglichen auffassung ein spiel mit deutungen und gleichsetzungen, das mehr an das Babel der sprachverwirrung erinnert als an das der urweisheit und unvergleichlich geschlossenen weltanschauung (s. 3). „Die geheimnisvolle kraft, welche Pythagoras der bohne beilegt, wird auf altorientalische anschauungen zurückgehen, welche in ihr die sich selbst erzeugende naturkraft verstofflicht findet und in dem linsengericht wider begegnet, um welches Esau seine erstgeburt an Jakob verkauft" (s. 13; gesperrt wie im original). Sollte man nicht noch die erbsen hinzunehmen, die jener kunststückmacher vor dem grossen Alexander so trefflich aufzuspiessen verstand? Oder: dass die Halloren dem könig von Preussen alljährlich zu neujahr (im original gesperrt) soleier und schlackwurst bringen — das erinnert an die tatsache, dass das babylonische frühjahr mit der frühjahrstaggleiche beginnt (s. 23). Dass Saul stets seinen speer zur hand hat — was doch eher, wie bei Oðin, auf einen kriegsgott deuten könnte — lässt ihn als den mondgott erkennen und nach diesem mythologischen schema ist Alexanders (historische) ermordung des Kleitos aufzufassen (s. 41); vielleicht auch Heinrichs II. von Frankreich tod im tournier? — Durch solche versuche, bis ins einzelste babylonische farbe nachzuweisen, verdirbt W. sich den eindruck seiner wirklich bedeutsamen ausführungen über das nachwirken mythischer schemata in der alten geschichtsschreibung (s. 38), das er etwa an Kyros (s. 44) geistreich illustriert.

Aber nun sind ihm (s. 28) alle zwillinge verdächtig, auch die 'dioskuren' Abraham und Lot, von denen einer rechtswärts geht, der andere linkswärts, wie Schillers 'Dioskuren'. Man scheint sich in mythenforschenden kreisen vielfach der anschauung hinzugeben, als sei die existenz von zwillingen immer ein mythos; dahin neigt z. b. auch Breysig in seinem neuen interessanten werke über die entstehung des gottesgedankens. Nun, ich blättere heut zufällig in einem älteren buch über die generäle der französischen republik und des kaiserreichs, und finde zwei Kellermann, zwei Carnot, die beiden Wimpffen, die beiden Caffarelli, zwei Caulaincourt — die nun allerdings alle so wenig zwillinge sind wie Abraham und Lot — und am schluss gar die zwillinge Foucher . . .

Sollte es da nicht doch seine richtigkeit haben mit Jean-Baptiste Pérès' nachweis, dass Napoleon ein sonnengott war? (wider abgedruckt in H. R. Evans The Napoleon Myth, Chicago 1905, und sehr ergötzlich zu lesen). Hat doch Georg Lasson wirklich gerade gegen die Babelturmbauer in witziger weise ebenso 'nachgewiesen', dass kaiser Wilhelm II. und prinz Heinrich dioskuren im mythologischen sinn sein müssen (Kirchliche wochenschrift, litterarisches beiblatt vom januar 1903).

Wie gänzlich aber dieser steckenpferdreiterei alle kritik abhanden kommt, zeigt am stärksten der abschnitt über die zahlen (s. 13fg.). W. scheint alles ernstes zu glauben, wenn die Babylonier den zahlen keine symbolische bedeutung verliehen hätten, würde kein volk typische zahlen, vielleicht überhaupt keines zahlen kennen! „Weder sieben noch drei spielen vor den übrigen grundzahlen eine besondere rolle" (s. 13), und Useners glänzende 'dreiheit' ist also für den verf. so wenig vorhanden als irgend ein zeugnis vom zahlengebrauch der primitiven!

Der geringe umfang des schriftchens scheint eine so ausführliche polemik nicht zu rechtfertigen. Aber zunächst ist der verf. ein hervorragender gelehrter von begründetem ruf, und dann liegt ein allzu typisches symptom einer weit verbreiteten wissenschaftlichen mode vor. Ich meine das herleiten aller dinge von einem centrum, den falschen monismus in der wissenschaft, und nebenbei meine ich freilich auch den babylonismus selbst. Ich erinnere mich noch der zeit, wo 'pyramidenweisheit' trumpf war, und wo die proportionen der grossen pyramiden die zahlenverhältnisse des sonnensystems geheimnisvoll widerspiegeln sollten; nun sagt man zu den Ägyptern, wie einer der priester zu Herodot: „Ihr seid kinder!"

Auch Wünsches buch lässt es an kritik und unterscheidungskraft allzusehr fehlen. Der gelehrte verf. weist für den lebensbaum und das lebenskraut, für das lebenswasser und den zauberbrunnen zahlreiche wichtige belege besonders auch aus dem ihm besonders vertrauten Talmud nach — wobei übrigens ein langer abdruck aus Heinrich von Freiberg s. 55fg. besser durch ein kurzes referat ersetzt wäre; aber nirgends wird die vorhandene litteratur (z. b. für die von zauberkraut geheilte schlange W. Hertz' klassische abhandlung vom giftmädchen) genutzt, nirgends entlehnung von urverwandtschaft, ähnlichkeit von gleichheit geschieden. Natürlich wird denn auch (s. 13) Bugges Oðin am kreuzesholz acceptiert, den doch wol Chadwick (The cult of Oðin) endgiltig von dem passionswerkzeug herabgenommen hat. Lebenskräftig werden solche sammlungen erst, wenn der zauberbrunnen wissenschaftlicher behandlung und das wunderkraut eingehender kritik sie erfrischt!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Ferdinand Eichler, Das nachleben des Hans Sachs vom XVI. bis ins XIX. jahrhundert. Eine untersuchung zur geschichte der deutschen litteratur. Leipzig, Harrassowitz 1904. 234 s. 5 m.

Der verfasser formuliert seine aufgabe folgendermassen (s. 5): „Es ist meine absicht zu zeigen, was sich im laufe der zeit von Hans Sachsens werken lebendig erhielt und in welcher art, inwieweit die nachwelt Hans Sachs wirklich kannte, wie sie über ihn dachte und urteilte. Ich wollte nicht eine blosse sammlung von stellen geben, die im einzelnen oft recht belanglos leicht zu unrichtiger auffassung veranlassung bieten, sondern wie sich das bild Hans Sachsens von den wechselnden zeit- und litteraturströmungen abhebt, das wollte ich darstellen."

Auf s. 4fg. legt der verf. noch einmal art und umfang seiner aufgabe dar. Wenn er dann aber sagt (s. 5): „Wenn es die aufgabe der litteraturgeschichte ist, die

treibenden und gestaltenden kräfte im reiche der poesie und künstlerischen prosa festzuhalten ...., so wird eine untersuchung, die daran geht zu prüfen, welche kräfte eine hervorragende litterarische persönlichkeit in der folgezeit auszulösen vermochte, gewiss auf fruchtbarem boden wandeln", dann scheint es doch, als wollte er das nachleben des Hans Sachs als nachwirken auffassen, seinen einfluss auf die nachwelt historisch-genetisch erläutern.

Es herrscht eine gewisse unklarheit in diesen begriffen, die namentlich dem ersten abschnitt verderblich geworden ist.

Hier schafft sich der verf. zunächst eine grundlage für seine ausführungen, indem er an der hand der bekannten arbeiten von Goetze, Weller, Gödecke eine übersicht gibt über den verbleib der hss. und die verbreitung Hans Sachsischer werke durch den druck. Er folgert aus der reichhaltigkeit des litterarischen vermächtnisses, „dass wenigstens bis weit in das 17. jahrhundert hinein eine ziemlich ausgedehnte wirkliche kenntnis Hans Sachsens die grundlage für seine litterarische beurteilung bildet" (s. 22).

Sodann wendet er sich besonders dem schicksal der dramatischen werke des Hans Sachs zu. Leider gruppiert er die einzelnen tatsachen nicht nach inneren litt.-hist. gesichtspunkten, sondern meistens nach den verschiedenen städten und landschaften, von denen er durch die einzelnen forschungen über theatergeschichte, meistergesang und allgemeine culturgeschichte kunde hatte. So werden ganz verschiedenartige litt.-hist. erscheinungen nebeneinander abgehandelt. Neben der darstellung der dramatischen aufführungen Hans Sachsischer stücke durch Nürnberger meistersänger und ihrer verdrängung durch die englischen komödianten (s. 25fg.) steht eine schilderung, welches ansehen Hans Sachs nach seinem tode bei den meistersängern genoss (s. 26. 31) und eine beschreibung sämtlicher bilder, die in Nürnberg und anderen städten von ihm angefertigt wurden (s. 27fgg.). Der verf. schildert des weiteren das nachleben Hans Sachsischer werke, besonders der dramen, in Steyr in Oberösterreich, Frankfurt a. M., Strassburg, Nördlingen, Danzig, in der Schweiz und am hofe zu Dresden (2. hälfte des 17. jhs.); er gibt einen überblick über die einwirkung des Hans Sachs auf das eigentliche volksschauspiel besonders auf bayrisch-österreichischem gebiet (s. 59fgg.) und charakterisiert schliesslich die stellung des Hans Sachs im kreise der poeten- und gelehrtenaristokratie um die wende des 16. und 17. jhs. (s. 63fgg.), wobei er weiter auf das abhängigkeitsverhältnis Ayrers von Hans Sachs eingeht und litterarische urteile von Fischart, Scheit, J. Schopper, Andreae, Vogel u. a. anführt.

Die fleissige sammlung enthält viel interessantes material; aber es ist m. e. nicht genügend gesichtet und verarbeitet.

Im drama z. b. hätte nach litt.-hist. gesichtspunkten geschieden werden müssen: beglaubigte aufführungen Hans Sachsischer stücke; dann ausschreiben oder teilweise benutzung von dramen des Hans Sachs; davon ist wesensverschieden eigentliche stilistische einwirkung auf andere; widerum etwas anderes ist es, wenn Hans Sachs als eine art allegorische figur im „Pedantischen irrtum" (1673) erscheint (s. 53); das hätte z. b. mit dem auftreten des Hans Sachs als handelnder person in Ayrers komödie vom podagra zusammengenommen werden müssen (s. 67); und widerum ist es etwas anderes, wenn Hans Sachs in zeitgenössischen dramen einfach erwähnt wird: das sind litterarische urteile.

Da, wo der verf. es unternimmt, stilistisch den einfluss Hans Sachsens auf andere nachzuweisen (z. b. s. 42fgg. auf Spangenbergs „Mammons sold") sind seine

sführungen nicht überzeugend. Es genügt nicht, einige wenige anklänge und stil-
erkmale herauszugreifen und ungeordnet zusammenzutragen (s. 43). Jedenfalls ist
gewagt, aus einer aufzählung von ähnlichen redewendungen und einzelnen motiven
folgern, dass die dramatische technik die schule des Hans Sachs verrate (s. 45).

Dürftig sind die spuren des Hans Sachs in der zeit von Opitz bis Gottsched
[. abschnitt). Für die „dichter" dieser zeit ist Hans Sachs so gut wie abgetan. Nur
ofmann von Hofmannswaldau überrascht durch ein anerkennendes, relativ objectives
teil. Grimmelshausen, der in mehr als einer beziehung mit Hans Sachs verwandt
, scheint manches von ihm gekannt zu haben. Protestantische theologen fühlen
ch veranlasst, sich mit ihm als dem vermeintlichen verfasser des liedes „Warum
trübst du dich, mein herz" zu beschäftigen. Im übrigen kennt man ihn nicht oder
ur seinen namen, der den typischen vertreter des verächtlichen meistersingers und
rseschmiedes kennzeichnet. So sieht ihn auch Gryphius an. Der verf. bemüht sich
. e. vergeblich, die von F. Meyer v. Waldeck (V. f. litg. 1, 199) aufgestellte ansicht,
ter Squenz sei eine verspottung des Hans Sachs, zu erschüttern.

In auffallendem gegensatz zu dem abfälligen urteil der grossen menge äussern
ch einige wenige gelehrte anerkennend. Schottel in seiner „Teutschen vers- oder
imkunst" (1645) führt einige verse des Hans Sachs als jambisch richtige verse an
120). Morhof citiert im „Unterricht" (1682) das günstige urteil Hofmannswaldaus.
'agenseil spricht im buch „Von der meistersinger kunst . ." mit grosser anerkennung
n Hans Sachs, und Thomasius stellt ihn sogar höher als Homer. Ein unbekannter ge-
hrter schliesslich, der unter Wagenseils und Thomasius' einfluss steht, gibt 1721
Rostock eine mit verständnis getroffene auswahl der werke des Hans Sachs heraus
d fügt zugleich die erste Hans Sachs-biographie an.

Das gleiche bild gewährt uns die zeit Gottscheds (III. abschnitt). Die mit
rgfalt aus den streitschriften zwischen den Schweizern und Gottsched zusammen-
stellten belegstellen zeigen Hans Sachs als den in missachtung geratenen vertreter
s meistersingertums. Gottsched, der ein gewisses bibliographisches interesse an
m hat, empfiehlt ihn nachzuahmen, wenn man scherzgedichte machen wolle;
ans Sachs gilt den dichtern um die mitte des 18. jhs. nur noch als ahnherr der
ittelversdichtung. Bodmer denkt sehr gering von ihm; männer wie Günther, Hage-
rn, später auch Gellert äussern sich absprechend. — Auch hier versuchen ein paar
lehrte, eine lanze für Hans Sachs einzulegen; das bedeutendste ist Ranischs
ebensbeschreibung Hanns Sachsens (1765), die wegen des ausgedehnten quellen-
aterials heute noch von wert ist. Aber sein urteil macht auf die zeitgenossen eben-
wenig eindruck, wie das des Wagenseil und Thomasius.

Wenn man das bild Hans Sachsens in der vorstellung des 17. und der ersten
ilfte des 18. jhs. überblickt, wie es uns in diesen beiden interessanten capiteln ent-
llt wird. so begreift man nicht, warum der verf. gegen die formel protestiert, die
oberstein über das nachleben des Hans Sachs aufgestellt hat (s. 5): „Bei seinen zeit-
nossen in hohem ansehen stehend und noch von der nachwelt bis gegen die mitte
s 17. jhs. geehrt, wurde er von da an ein gegenstand des spottes und der ver-
htung, bis Goethe und Wieland wider seine verdienste öffentlich anerkannten"
rundriss, 5. aufl. 1. bd. s. 323). — Diese formel wird m. e. von den ausführungen
s verf. aufs beste illustriert. Wenn er gegen Koberstein behauptet (s. 5): „Der
ime des Hans Sachs hat zu allen zeiten einen guten klang gehabt dort, wo man
n wirklich kannte und wo nicht parteiliche voreingenommenheit das urteil trübte" —
scheint mir diese verclausulierte formel wenig zum ausdruck zu bringen. Die

unkenntnis ist doch nicht zum wenigsten eine folge der ganzen geschmacksrichtung der zeit, die eben für werke wie die des Hans Sachs kein verständnis hatte. Der verf. versetzt sich m. e. zu wenig in den geist der betr. zeit hinein. Man hat beim lesen der arbeit den eindruck, als bemühe er sich, Hans Sachs vor missgünstigen urteilen in schutz zu nehmen. Wenn z. b. die Hamburger dichter Wernicke und Hunold (s. 107 fgg.) in ihren spottgedichten Hans Sachs als den possenreissenden pritschmeister hinstellen, so nennt er das „das pöbelhafteste, das im nachleben des Hans Sachs zu verzeichnen ist", und beklagt die „niederung der kritiklosigkeit und poetischen schwäche" — im nächsten capitel hören wir (s. 146), dass dasselbe werk sich der gunst Bodmers erfreute, ja von den Schweizern neu abgedruckt wurde, und sie kann man doch nicht zu den leuten zählen, denen „die poesie als derbe magd den griffel führte, um platte alltäglichkeit in ein weitfaltiges schleissiges gewand zu kleiden" (s. 6). — Sehr gewagt scheint es mir, wenn der verf. sagt (s. 6), „dass der wert mancher poeten auch von dem gesichtspunkt aus, wie sie sich Hans Sachs gegenüberstellen, niedrig veranschlagt werden muss", und wenn er — obschon mit vorsicht — diesen wertmesser an Gottsched und Bodmer anzulegen versucht. Der litterarhistoriker soll sich bemühen, die litt. erscheinungen aus dem wesen der zeit heraus zu verstehen; er darf das 17. jh. weder mit den augen des 16. noch des 19. ansehen; er hat lediglich die tatsache festzustellen: das 17. und die erste hälfte des 18. jhs. ist in seiner litt. geschmacksrichtung von der des 16. so wesensverschieden, dass es einen dichter wie Hans Sachs fast vergessen, seine verdienste verkennen, sein bild völlig verzerren kann.

Im IV. abschnitt (Goethe und Wieland) deckt der verf. zunächst die spuren auf, die auf eine beschäftigung Goethes und Wielands mit Hans Sachs hindeuten. Er unterscheidet dabei treffend Hans-Sachsisches und Hans Sachs; beide dichter haben in Hans-Sachsischer technik sich versucht, ehe sie Hans Sachs selbst kannten. Goethe wurde mit der knittelversdichtung in Leipzig vertraut; die reihe von kleinen dichtungen in knittelversen, die er in der ersten hälfte der siebzigerjahre verfasste, erinnern vornehmlich durch die metrische gewandung an Hans Sachs; was sonst auf ihn weisen könnte, ist nicht bedeutend (s. 176). Einen entscheidenden schritt vorwärts tat Goethe, als er den knittelvers nicht nur mehr für „die poesie des tages" (s. 169) angemessen hielt, sondern in diese form „auch das höchste und tiefste, was in lust und leid die menschenseele durchzieht," kleidete.

Aber erst das jahr 1776 brachte die poetische widergeburt Hans Sachsens. Bertuch hatte schon seit 1770 werke des Hans Sachs gesammelt; aus seiner bibliothek werden Goethe und Wieland Hans Sachs erhalten haben; aus einem briefe Wielands an Lavater (15. april 1776) geht hervor, dass sie Hans Sachs erst etwa seit dem februar oder vielleicht seit dem januar 1776 wirklich kannten. „Wir beugen uns alle vor seinem genius, Goethe, Lenz und ich." Das märzheft des „Teutschen merkurs" 1776 bringt das (von Lavater besorgte) bild Hans Sachsens, das aprilheft Goethes „Hans Sachsens poetische sendung". Wieland fügte eine „zugabe einiger lebensumstände Hans Sachsens" bei, in der er den inneren wert der werke Hans Sachsens aus der ungefeilten äusseren form heraushebt und darauf hinweist, wie unter den händen des meistersingers alles poetische gestalt annahm (s. 186). — Wielands plan, eine auswahl aus Hans Sachsens werken zu veranstalten, kam nicht zur ausführung; er wurde von Bertuch aufgegriffen; dieser richtete 1778 die „Frage" an das teutsche publicum, ob es Hans Sachsens werke wolle untergehen lassen oder nicht. Die nötigen 500 subscribenten fanden sich nicht. Wol aber bewiesen die beifalls-

rungen fast aller führenden zeitschriften und bedeutenden köpfe — Bürger, ng, Herder, nur Bodmer nicht —, dass die Weimarer ehrenrettung erfolgreich rkt hatte.

Der letzte abschnitt zeigt Hans Sachs bei den romantikern; sie wandeln in den en Goethes. Tieck und A. W. Schlegel stehen voran, der eine durch poetisches fen, der andere durch litt.-hist. würdigung. Tieck hat unter allen romantikern neisten in den verschiedensten formen im geiste des Hans Sachs und für ihn eitet (s. 204); höher noch steht die charakterisierungskunst, mit der A. W. Schlegel inen Berliner vorlesungen an Hans Sachs herangetreten ist (s. 211). Es folgt überblick über die stellung der jüngeren romantiker, und mit einer kleinen nlung von nachklängen aus dem 19. jh. schliesst das buch, das wir als einen enswerten beitrag zur Hans Sachs-forschung begrüssen.

WANDSBEK. E. EDERT.

---

r. **Anton Kippenberg**, Die sage vom herzog von Luxemburg und die historische persönlichkeit ihres trägers. Mit 2 vollbildern und 11 abbildungen im text. Leipzig, Engelmann 1901. VIII, 280 s. 1 tafel. 7 m.

robefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem deutschen seminar in Leipzig. Hrsg. von Albert Köster. Erster band: Die Rudolstädter festspiele aus den jahren 1665—67 und ihr dichter. Eine litterarhistorische studie von **Conrad Höfer.** Leipzig, Voigtländer 1904. XII, 215 s. 6 m.

Dieselbe sammlung.) Zweiter band: Die gräfin Dolores. Ein beitrag zur geschichte des deutschen geisteslebens im zeitalter der romantik. Von **Friedrich Schulze.** Ebenda 1904. VII, 101 s. 3,80 m.

Dieselbe sammlung.) Dritter band: Johann Benjamin Michaelis. Sein leben und seine werke. Von **Ernst Reclam.** Ebenda 1904. VIII, 160 s. 4,80 m.

Dieselbe sammlung.) Vierter band: Das mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) romanen. Ein beitrag zur kenntnis der beginnenden widerbelebung des deutschen mittelalters in der litteratur des achtzehnten jahrhunderts. Von **Walther Pantenius.** Ebenda 1904. VI, 132 s. 4,80 m.

Dieselbe sammlung.) Fünfter band: Die dialoglitteratur der reformationszeit nach ihrer entstehung und entwicklung. Eine litterarhistorische studie von **Gottfried Niemann.** Ebenda 1905. III, 92 s. 3,60 m.

Sechs arbeiten aus der Leipziger schule Albert Kösters. Die erste ist eine hologische oder besser sagengeschichtliche abhandlung, mit einer wertvollen bibliohie (s. 256—280; 106 nummern). Der 'etwas buntscheckige' inhalt des buches . 'vorbemerkung') wird bei den historikern vielleicht noch mehr beachtung finden bei den germanisten. Der 1. teil ('Der historische herzog von Luxemburg', —90) bietet eine gründliche abhandlung über die abenteuerlichen schicksale des ers der sage, welcher mit Faust und dem Ewigen Juden verglichen wird (einng s. 2). Dieser teil geht übrigens auch die romanisten an. Vgl. jetzt über Racine . o. s. 50): Theod. Ludwig, R.s verzicht auf die bühnendichtung u. s. anteil a. d. nordprocess, in: Festschr. zur feier des 600jähr. jubiläums d. Kneiphöf. gymn.s, igsberg 1904. — Nachträglich konnte zum zweiten teil (s. [91]—140: „Der herzog er französischen und holländischen sage und in den holländischen pamphleten") eicht bemerkt werden, dass auch die Napoleons als liebeshelden in der schlüpfrigen ratur auftreten; vgl. z. b.: Napoleons III. liebschaften. Londres 1863; 495 s.

(antiq. 5 m; mit dem zusatz: 'selten, verboten gewesen'). — Der dritte teil (s. [141]–236) ist betitelt: 'Die sage in Deutschland'. Hier (s. 209) findet man den hinweis auf das in studentischen kreisen (und auch sonst wol) sehr beliebte widerholungslied ('bierspiel'): 'Der graf von der [*sic*] Luxemburg' usw. (Leipziger commersbuch nr. 151). In dieser version sind reichtum, spielwut und verschwendungssucht (oder goldmacherkunst?) dem heldem eigentümlich; die liebschaften treten dabei vielleicht zurück(?). 'Nichtssagend', wie K. meint, ist der vers wol kaum. Daselbst (s. 209) ist (anm. 4, z. 4 v. u.) eine confusion mit *sein* und *bleiben* eingetreten. Der 'anhang' bringt den abdruck dreier texte, die bibliographie und endlich einen stammbaum der sage. Das ganze muss als ein wertvoller beitrag zur sagenforschung bezeichnet werden. Ja, an einigen stellen ist die arbeit geradezu als vorbildlich anzusehen für die behandlung derartiger themata. Wir haben es hier nämlich mit einer sagenfigur jüngeren datums zu tun, und bei solchen gestalten pflegt das 'actuelle' interesse den historischen blick zu trüben. Äusserst lehrreich ist die betrachtung und vergleichung der einzelnen volksbücher, deren durch nachdruck immer schlechter werdende holzschnitt-technik uns nicht selten den weg erkennen lässt, den die sage eingeschlagen hat. K. hat einige holzschnitte und kupferstiche (beide arten meistens als titelblätter auftretend) in sauberen reproductionen beigefügt. Culturgeschichtlich kommt sehr viel bei diesem verdienstlichen buche heraus, das uns den einfluss der eigenartigen gallisch-keltischen sagenbildung (in welcher liebe und giftmischerei gepaart sind; man denke an die merovingische geschichte!) deutlich erkennen lässt. Der pakt mit dem teufel ist dagegen seit der Theophilus-legende mehr in Deutschland heimisch gewesen und wird nun als dritter zug dem bilde eingefügt. Feldherrnglück finden wir auch beim Faust, desgleichen die goldmacherkunst (beides im zweiten teile der Goethischen dichtung). Die ubiquität (vgl. z. b. bei K. s. 152 nr. 11 u. ö.) ist wol ein zug, der aus der sage vom Ewigen Juden stammt. — Für die flugblatt- und volkslied-litteratur fällt ebenfalls nicht wenig ab. In sachen der kritik geht der autor besonnen und ohne übereilung zu werke. Offenbar hat K. bereits eine längere übung im gebiete der wissenschaftlichen darstellung hinter sich. Die litteratur ist übersichtlich auf die anmerkungen verteilt. Nur hie und da macht sich noch eine gewisse breite bemerkbar, und das erinnert uns an das wesen einer erstlingsarbeit, was natürlich kein tadel sein kann.

Weit stärker, oft bis zur schwerfälligkeit und unselbständigkeit sich steigernd, tritt diese erscheinung hervor in den fünf Leipziger seminar-arbeiten, resp. doctordissertationen, die Albert Köster unter dem titel: 'Probefahrten' als die ersten hefte einer neuen sammlung vereinigt hat. Unter 'unselbständigkeit' verstehe ich das ausgehen von einem theorem des lehrers; ebenfalls ein leicht begreiflicher, ja ein schöner, pietätvoller zug.

1. Im ersten bande ist zu dem gesagten z. b. zu vgl. s. 4 und bes. s. [10]: „Da Kösters bemerkung den anstoss zu unserer untersuchung gegeben hat, stellen wir sie in scholastischer weise an die spitze unserer untersuchung und suchen ihre wahrheit zu erweisen.“ Höfer weiss aber nicht nur die bestätigung, sondern auch die widerlegung einer autoritativen ansicht in der schmeichelhaftesten fassung vorzubringen; vgl. s. 22: „Denn nicht ohne grund ist Edward Schröder zu der überzeugung gekommen, dass die *R.*[udolstädter] *F.*[estspiele] Caspar Stieler nicht zugeschrieben werden dürfen.“ Was bedeutet ebenda die ziffer [3]) hinter 1680 (*Jena bei Johann Nisio 1680* [3])? Soll es heissen: 'dritte auflage'? Druckfehler sind sonst in dem buche selten, wie in der ganzen sammlung; vgl. z. b. bei H. auf s. [3] in der anm. [1]) die zahl 547 f., wo zu lesen ist 574 f. — Die ausstattung ist opulent; besonders prächtig

sind die Schwabacher lettern, die allerdings auch bei lateinischen citaten herhalten müssen, wo sie gewiss wenig am platze sind (z. b. s. 28, anm. *a*). Wertvoll ist (s. [170]—183) die 'Bibliographie von Stielers werken'; hoffentlich finden wir die seltenen drucke bald in Braunes sammlung, wenigstens zunächst die theaterstücke. Unterschätzt ist s. 4^b das gute Erfurter programm von Rudolphi (1872), wie denn auch C. Lemcke nirgend citiert wird. Rudolphi hat, was die stücke betrifft, wol nie an der autorschaft Stielers gezweifelt, den er auch stets für den dichter der 'Geharnschten Venus' ansah. Erst Raehses ausgabe der *GV* (ein beispiel dafür, wie man es nicht machen soll; wenigstens was die einleitung anbetrifft) forderte durch Jacob Schwiegers überschätzung den widerspruch heraus, den Köster (vgl. Max Rubensohn, Euph. 5, 1898, 546—51), namentlich durch die lösung des anagrammes *Peilkarastres* dann glücklich beseitigte. Die autorschaft Stielers nun auch für die 'Rudolstädter festspiele' zu erweisen, ist die aufgabe der Höferschen arbeit; eine aufgabe, die zum guten teile als gelöst zu bezeichnen ist, wenn auch im detail noch manches nachgebessert werden muss. Ich erwähne z. b. die deutung des anagramms *Tingrian*, welche endgiltig (?) erst in einer sitzung der Königsberger 'Deutschen gesellschaft' durch mitglieder derselben erfolgte. Das anagramm bedeutet wol zweifellos: '*in Ragnit*'. (Die 'Deutsche gesellschaft' beschäftigte sich mit diesem gegenstande gelegentlich eines vortrags, welchen der ref. am 28. mai 1903 über Kaspar Stieler in dieser gesellschaft zu halten hatte. Ich arbeite seit längerer zeit über Kaspar Stieler und hoffe, demnächst eine kleine abhandlung über ihn publicieren zu können.) Ein familienname ist bei diesem freundespaar nicht genannt; es sind eben nur die brüder 'in Ragnit' erwähnt. — Die Höfersche arbeit hat über die schwebenden fragen wenigstens eine klare übersicht, wenn auch nicht zu allen fragen eine befriedigende lösung gegegeben. Besonders wertvoll ist aber, wie gesagt, die der abhandlung beigegebene, stellenweise für das 17. jh. direct vorbildliche bibliographie. Die sprachlichen und dialektischen untersuchungen sind ungemein fördernd, wenn auch ein wenig breit; dankenswert sind auch die aus der fremdländischen dramatik beigebrachten parallelen. Nur die stilbeobachtung und das culturhistorische element treten beide etwas zurück; zwei factoren, die ref. in seiner versprochenen arbeit besonders zu berücksichtigen gedenkt.

2. Zu der tüchtigen arbeit von Friedrich Schulze über 'Die gräfin Dolores' sei zunächst eine kleinigkeit angemerkt (s. 33 und 41): Jacob Grimms vornamen schreiben wir mit einem c, wie er selber den namen stets geschrieben hat. Das mag pedantisch erscheinen, aber es ist vielmehr pietät, und ausserdem noch diplomatische treue! Allerdings müssen sich die autoren bisweilen unter die 'hausorthographie' der verlagsofficin subordinieren. Sollte dieses auch hier der fall sein, so möchte ich damit den vorwurf an die richtige stelle adressiert haben. Zur entstehung des deutschen romans werden im zweiten abschnitt wertvolle beiträge geliefert, die 'wahlverwandtschaften' erscheinen in einem ganz neuen lichte. Besonders wichtig ist dann später noch der abschnitt: 'Technik. Einlagen'. Die geschichte der 'einsätze', ein wichtiges capitel, wird hier durch neue beobachtungen gefördert. Zahlreiche neue personalnotizen (in den anmerkungen) und ein höchst brauchbares 'register' beschliessen diesen wertvollen beitrag zur geschichte der romantik.

3. Eine dankenswerte kleinarbeit über das leben und die werke des Gleimschen lieblings Johann Benjamin Michalis liefert uns Ernst Reclam. Zur familiengeschichte und zu den schicksalen des dichters wird manches neue beigebracht, wodurch sich sein bild in der litteraturgeschichte nunmehr etwas verändern wird. Besonders wert-

voll ist die am schlusse beigefügte genaue bibliographie aller gedichte dieses namentlich in der schullectüre beliebten, fruchtbaren anakreontikers, der gleichzeitig auch didaktiker (fabeldichter) und satiriker war. Michaelis hat eine solche monographie sehr wol verdient, was der anonyme recensent des Lit. cbl.es (1905, 354) mit unrecht in zweifel zu ziehen scheint.

4. Über die anschauungen vom mittelalter, die in Leonhard Wächters (Veit Webers) romanen auftreten und dem 18. jahrhundert die litterarische signatur verleihen, handelt mit glück Walther Pantenius. Seine arbeit ist um so verdienstvoller als er uns oft zu quellen führt, die bisher verschlossen oder doch verborgen waren. Er geht über die Klüber und Rüxner hinaus. Auch die mhd. kenntnisse Webers werden genau beleuchtet. Wir lernen hier zum ersten male gründlich den mann kennen, der die romantik in eminentem grade vorbereitet hat, und ohne welchen die Spiess, Cramer und Vulpius geradezu als undenkbar bezeichnet werden müssen. Aber, wie gesagt, noch tief bis ins 19. jahrhundert hinein reicht die nachwirkung der 'sagen der vorzeit'. Die litteratur ist sorgfältig verzeichnet und berücksichtigt. Im 'anhang' folgt eine ausführliche bibliographie.

5. Ins 16. jahrhundert führt uns Gottfried Niemann, mit einer sehr brauchbaren studie über die dialoglitteratur der reformationszeit. Das büchlein wird als unentbehrlicher nachtrag und als ergänzung zu Goedekes reichem schatze stets mit nutzen zur hand genommen werden müssen. Die s. 50 fgg. über den Vadiscus Huttens geäusserten ansichten sind jetzt nach der schrift von Freund (die Niemann nicht zu kennen scheint?) etwas zu modificieren. Gebührender massen sind die schülergespräche herangezogen worden. Unter den am schlusse hinzugefügten 'beilagen' ist die 'chronologie' die wichtigste. —

Irre ich mich nicht, so scheint die Leipziger schule ihre hauptaufgabe in der herausarbeitung von typen zu sehen (das tritt namentlich in der 4. und 5. 'probefahrt' zu tage). Diese methode hat ihre vorzüge, kann jedoch auch übertrieben werden; eine gefahr, die gerade bei anfängerarbeiten recht nahe liegt. Jedesfalls aber begrüssen wir das neue unternehmen dankbar und hoffen auf weitere 'Probefahrten'. Möchten doch ferner auch die autoren dieser ersten fünf hefte es nicht bei ihrer ersten fahrt bewenden lassen!

KÖNIGSBERG. WILHELM UHL.

Aug. Walther Fischer, Über die volkstümlichen elemente in den gedichten Heines. (Berliner beitr. z. germ. u. rom. phil. XXVIII.) Berlin, Ebering 1905. 150 s. 4 m.

Innerhalb der zwei hauptteile (formale und stoffliche elemente) fehlt es leider an übersichtlicher gliederung; doch wird sie einigermassen durch die inhaltsübersicht ersetzt. Doch bleibt es bei einer anhäufung von einzelbeobachtungen ohne jeden versuch psychologischer vertiefung, chronologischer entwicklung, gattungsgemässer einteilung. Direkte und indirekte vermittelung wird nirgends unterschieden; was beweist es denn z. b., dass Heine die linde (s. 111) oder die nachtigall (s. 113) so häufig nennt? — Zur Lorelei (s. 34 fg.), zum Tanhäuser (s. 20), zu den Grenadieren (s. 88 fg.) wird einiges beigebracht, ebenso motive wie die verwandlung in blumen (s. 121 fg.), das wunschmotiv (s. 83 fg.), die dialektverwertung (s. 61) verfolgt und unrichtige betrachtungen von nachahmungen Eichendorffs durch Heine (s. 26 anm. u. ö.) finden widerlegung.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Johann Steyrer, k. k. professor, Der ursprung und das wachstum der sprache indogermanischer Europäer. Wien, A. Hölder 1905. IV, 175 s. 5,20 m.

Der verf. sagt in der vorrede: „In meiner abhandlung über die ursprüngliche einheit des vocalismus der Germanen wurden auf grund von beobachtungen von lautübergängen im englischen und in der bayr.-österr. mundart folgende vocalreihen aufgestellt:

I. stufe: *oa (ua, uo)*; II. stufe: *ô, â*; III. stufe: *ou*; IV. stufe: *au, û*, V. stufe: *iu*; ferner die diesen lauten entsprechende umlautsreihe: I. stufe: *ea (ia, io)*; II. stufe: *ê, â*; III. stufe: *ei, ai*; IV. stufe: *aî, î*.“

Der verf. nahm weiter an, dass *oa* der grundvocal sei, aus dem sich die übrigen entwickelt hätten. „Der schulgelehrte, für den der qualitative ablaut 'die abtönung' *e (a)* : *o* im idg. zum unverrückbaren dogma geworden ist, gewährt von seinem vermeintlich höheren standpunkt einer derart abweichenden darstellung selbstverständlich keinen raum. Die dermalen bestehende auffassung der indogermanischen vocalverhältnisse, die wol auch nach der ansicht vieler gelehrten zu den dunkelsten partien der sprachwissenschaft gehören, soll hier kein hindernis bieten, die als richtig erkannten eigenen wege zu gehen.“ Diese wege weichen in der tat so sehr von den üblichen ab, daß eine irgendwie fruchtbringende besprechung des buches für mich nicht möglich ist. Ich kann nur bedauern, dass soviel druckerschwärze und soviel gewiss ernst gemeinte arbeit wider einmal verschwendet ist, aber es ist vergebens zu hoffen, dass der verfasser belehrt werden wird, und es ist zu fürchten, dass dies buch nicht das letzte seiner art sein wird.

Einem recensenten aber ist nicht zuzumuten, dass er von seiner zeit, und einer zeitschrift nicht, dass sie von ihrem raum mehr verwendet, als ihren lesern zu sagen, dass in diesem buch die reine maculatur vorliegt.

LEIPZIG. H. HIRT.

B. Delbrück, Einleitung in das studium der indogermanischen sprachen. Ein beitrag zur geschichte und methodik der vergleichenden sprachforschung. Vierte, völlig umgearbeitete auflage. Leipzig 1904. XV, 175 s. 3 m.

„Die vierte auflage meiner einleitung in das sprachstudium“, sagt der verfasser in der vorrede, „welche jetzt unter etwas bescheidnerem titel erscheint, ist ein neues uch, doch sind tendenz, darstellungsgebiet und gliederung dieselben geblieben. Wie ch 1880 die absicht hatte, den anfänger in die geschichte und die aufgaben der vereichenden sprachforschung einzuführen, so habe ich auch jetzt nicht für meine chgenossen geschrieben, welche natürlich diese dinge ebensogut oder besser verhen wie ich, sondern ich habe lernende und ferner stehende im sinn gehabt, welche ch eine vorstellung davon machen wollen, wie es bei den sprachforschern zugeht. af diesen gemeinverständlichen charakter meiner darstellung lege ich besonren wert. Das buch möchte gelesen, nicht bloss im einzelnen nachgeschlagen erden.“ Ich kann nur hinzufügen, dass sich jeder fachgenosse diesem wunsche s verfassers anschliessen wird, und nur betonen, dass hier ein ausgezeichnetes hilfsittel vorliegt, das in leichter und eleganter darstellung auch schwierige probleme dar macht.

Was den äussern umfang betrifft, so ist das buch von 142 seiten der zweiten auflage auf 175 in der neuen auflage gestiegen. Davon kommen aber 35 seiten auf zwei ganz neue capitel, die die sprachwissenschaft im altertum und von der zeit der Römer bis zur classischen periode behandeln. Das ist eine sehr glückliche ergänzung, die

recht geeignet ist, den unterschied in der auffassung verschiedener zeiten und die fortschritte der modernen sprachwissenschaft klar zu machen. Dem umfange nach deckt sich also der alte teil des buches mit dem neuen. Aber es ist doch kein stein auf dem andern geblieben. Neue anordnung, besprechung neuer probleme, zurücktreten der alten wird man überall finden, so dass in der tat etwas neues vorliegt.

Trotz aller vorzüge, die das buch in der neuen gestalt hat und die von der kritik bereits genügend hervorgehoben sind, wird man doch einiges anders wünschen. Man weiss, dass bei Delbrück die geschichte der sprachwissenschaft zu ihrem recht kommt. Über die hälfte des buches bis s. 96 gilt der darstellung der sprachwissenschaftlichen entwicklung bis auf Curtius. Neben Bopp ist namentlich W. von Humboldt mit grosser liebe gezeichnet. Man kann aber fragen, ob nicht demgegenüber die entwicklung der letzten 30 jahre in capitel 5: 'Von Schleicher und Curtius bis zur gegenwart' auf 25 seiten gar zu knapp bemessen ist. So wichtig das studium der geschichte der sprachwissenschaft auch ist, in die probleme der gegenwart kann sie doch nicht einführen, und hier sind auch eine reihe von anschauungen und auffassungen vertreten, die einiges bedenken erregen müssen. So kommt Johannes Schmidt entschieden zu kurz, wenn es von ihm heißt: „Seine hauptstärke bestand in einer ausserordentlich ausgebreiteten und zugleich gründlichen gelehrsamkeit, eindringendem scharfsinn, solider und strenger methode. Dagegen war seine phantasie nicht so reich und so beweglich wie die Ficks. So hat er z. b. meiner ansicht nach in seinem ausgezeichneten werke über die pluralbildungen der indogermanischen neutra ein auf einem bestimmten gebiet erarbeitetes schema allzustarr auf andere übertragen. Am unmittelbarsten und kräftigsten griff er in die bewegung ein durch seine broschüre über die verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen (1872). An den in diesem capitel geschilderten ereignissen beteiligte er sich kritisierend und aufbauend, namentlich durch aufsätze über den vocalismus, die palatalreihen und ähnliche themata, welche in der seit 1875 von ihm geleiteten Kuhnschen zeitschrift erschienen." Joh. Schmidt hat denn doch eine ganz andere bedeutung, als dass er mit diesen recht kühlen worten abgetan werden könnte. Er hat von allen neuern sprachforschern am tiefsten gebohrt; wenn es ihm auch nicht vergönnt war, alles zu lösen, was er in angriff genommen hat, er hat jedenfalls eine grosse anzahl neuer probleme gesehen und eine reihe auch gelöst. Man braucht nur an die bedeutende lehre von den langdiphthongen zu erinnern, die die wissenschaft ausserordentlich befruchtet hat. Seine immer mahnende stimme hat die sonantentheorie erschüttert, sie hat gezeigt, dass da, wo wir uns auf festem boden zu bewegen schienen, ein recht schwankender untergrund unsere schritte gefährdet.

Bei der darstellung der verschiedenen lehren über die entstehung der flexion kehrt Delbrück doch wider zu der Boppschen theorie im gegensatz zu der Ludwigschen zurück. Ich habe mich schon an andrer stelle, die Delbrück noch nicht kennen konnte, dahin ausgesprochen, dass die Ludwigsche adaptationstheorie einen durchaus gesunden kern enthält. Man kann sehr wol, wie ich Idg. forsch. 17, 36 fgg. gezeigt habe, auf dem boden der lautgesetze zu anschauungen kommen, die denen Ludwigs nahestehen. Man muss eben zwischen dem gesunden kern der Ludwigschen anschauung und der brüchigen schale unterscheiden.

Gegen die definition des begriffes 'basis', den Delbrück von Brugmann übernommen hat, muss ich protestieren. „Wir nennen base ein wortstück, welches in indogermanischer zeit der veränderung durch 'ablaut' unterworfen war." Diese definition ist durchaus unzutreffend. Denn der veränderung durch ablaut unterworfen

ist jedes wort. Nein, basis ist das element, das nach abzug deutlicher flexischer elemente übrig bleibt. Dagegen stimme ich Delbrück bei, wenn er Brugmanns neuschöpfung 'formans' abweist. Ich halte sie mit ihm für unnötig und nicht für instructiv. Wir tun überhaupt gut, nicht die fernerstehenden durch immer neue termini zu verwirren. Bei dem begriff 'suffix' ist es gerade lehrreich, darauf hinzuweisen, dass das, was uns als angefügtes element erscheint, nicht immer selbständig gewesen ist. Hat man seinen zuhörern diesen wichtigen gesichtspunkt klar gemacht, so haben sie mehr an verständnis gewonnen als durch ein neues wort. Delbrück schliesst diesen abschnitt mit den worten: „So werden in der nächsten zukunft die ursprungshypothesen wahrscheinlich im hintergrund bleiben, die historisch-psychologische erforschung des gegebenen aber wird, wie wir hoffen, weiter und weiter fortschreiten." Wer weiss, ob Delbrück damit recht hat. Schliesslich wäre es doch für die ganze auffassung der indogermanischen sprachen von grosser bedeutung, wenn es uns gelänge, hinter das geheimnis der entstehung der flexion zu kommen. Das wäre ein fortschritt, um den man mit vergnügen ein dutzend lautgesetze und ein paar dutzend etymologien geben würde. Ich glaube, in dieser beziehung wird Wundts völkerpsychologie, die den blick auch auf die nicht indogermanischen sprachen richten lehrt, ausserordentlich anregend wirken.

Die mängel des Delbrückschen buches sind in der menschlichen natur begründet. Vor dreissig jahren, als die erste auflage erschien, stand Delbrück mitten in der sprachwissenschaftlichen bewegung; seit jahren aber ist sein blick und seine arbeit auf die erforschung der syntax gerichtet.

Niemand kann verlangen, dass bei dieser eingehenden und fruchtbringenden tätigkeit der verfasser noch die zeit fand, die entwicklung der sonstigen, namentlich der neuen probleme der sprachwissenschaft eingehend zu verfolgen und wirklich zu würdigen. Da aber das buch immer noch verlangt wird und auch gelesen zu werden verdient, so musste sich Delbrück entschliessen, das alte kleid mit einem neuen besatz zu versehen und es so zu modernisieren. Ganz neu ist es dadurch nicht geworden.

LEIPZIG. H. HIRT.

Otto Jespersen, Lehrbuch der phonetik. Autorisierte übersetzung von Hermann Davidsen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904. Mit 2 tafeln. VI, 254 s. geh. 5 m., geb. 5,60 m.

Derselbe, Phonetische grundfragen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904. IV, 185 s. geh. 3,60 m., geb. 4,20 m.

Im gegensatze zu den bisher verbreiteten lehrbüchern der phonetik ist dasjenige Jespersens (Lb.) durchaus gemeinfasslich in der darstellungsweise, zum gebrauche weniger des gelehrten als des praktikers bestimmt, und was Heusler Dlz. 1898, 112 von der dänischen ausgabe sagt: „Mit dem vorliegenden werke wollte er ein buch für weitere kreise und für anfänger schreiben. Er hat dieses ziel energisch im auge behalten. Ich kenne keine phonetik, die sich an gemeinverständlicher haltung von ferne mit der seinigen vergleichen könnte. Dieses buch wird sicherlich keinen leser abschrecken, manchen ermutigen. Mit einer nie versagenden klarheit verbindet sich ein grosses pädagogisches wolwollen und eine sehr unpedantische gemütlichkeit", das gilt im vollsten masse auch für diese deutsche ausgabe.

So ist gleich die ganze anordnung und einteilung durchaus pädagogisch. Das buch zerfällt, nach einem kurzen einleitenden kapitel über zweck und berechtigung

der phonetik, in vier hauptteile: analyse, synthese, kombinationslehre und nationale systematik, von recht verschiedenem umfang. Der erste, wichtigste und breiteste hauptteil, die analyse, behandelt die einzelnen sprachorgane und die mit ihnen gebildeten einzellaute, und zwar beginnend mit demjenigen, das uns am leichtesten zu beobachten ist, den lippen, und so fortschreitend zu den der beobachtung am schwersten zugänglichen, den atmungsorganen, in der reihenfolge unterkiefer, zunge, gaumensegel, zäpfchen, kehldeckel, kehlkopf. Bei der anführung der an den einzelnen stellen des mundraumes artikulierten laute wird auch jedesmal angegeben, wodurch sich die aussprache in den einzelnen hauptsprachen deutsch, englisch und französisch unterscheidet, wie z. b. das deutsche *s* weiter rückwärts (weiter oben) am zahnfleisch artikuliert wird als das französische, aber weiter vorne (unten) als das englische. Dabei wird selbstverständlich auch da und dort auf andere, weniger verbreitete oder bekannte sprachen bezug genommen, besonders aufs dänische, die muttersprache des verfassers. Doch stehen stets die drei obengenannten im vordergrunde, da ihre phonetik darzustellen eben der hauptzweck des Lb.s ist, wenigstens in der deutschen ausgabe. Die einzelnen laute und worte sind in der lautschrift der Association phonétique und nach dem 'analphabetischen' system widergegeben, das J. bereits 1889 in seiner schrift „The articulation of speech sounds represented by means of analphabetic" symbols eingeführt und begründet hatte, und in dem das organ mit griechischen buchstaben (α = lippen, β = zunge usw.), der öffnungsgrad mit ziffern (0 = verschluss, 1 = rille, 2 = spalt usw.), die genauere stelle der artikulation mit buchstabenexponenten bezeichnet wird, wozu noch einige besondere zeichen kommen, z. b. ʀ für das zittern beim *r*. Über den wert dieses, auch von Klinghardt in seiner anzeige der dänischen ausgabe Dnspr. 8, 150 als unpraktisch bezeichneten analphabetischen systems, in dem beispielsweise der mit ɛ transskribierte laut für deutsche wörter wie *ähnlich*, *tätig* mit $\alpha\, 86^{b}\ \beta\, ef\ \gamma\, 75^{h}$, für französische wie *fête*, *paire* mit $\alpha\, 8^{b}\ \beta\, e\ \gamma\, 7^{gh}\ \delta\, 0$ bezeichnet wird, kann man sehr verschiedener ansicht sein. Ich für meinen teil gebe Evald Ljunggren vollständig recht, der Afnf. 7, 196 fg. sagt: „Som man ser, äger systemet det företrädet, att det endast använder sådana typer som finnas i nästan hvarje tryckeri; detta resultat har visserligen vunnits på bekostnad av utrymmet och änkelheten, men man må betänka, at 'analphabetic symbols' icke äro avsedda till transskriptioner, endast till att supplera ljudbeskrivningar. Bortser man från hvarjehanda angripliga men upphjälpbara detaljer, så återstår emellertid en väsentlig, sårbar punkt, som trotsar alla botemedel: att ingen fast måttstock gives eller kan givas för siffrornas användning. Allt blir här relativt och beroende av den enskildes uppfattning. Just denna vår oförmåga att exakt uppmäta de för hvarje ljudbildning karakteristiska avstånden mundelarna emellan utgör, synes mig, ett oöverstigligt hinder för en strängt vetenskaplig, 'organisk' ljudbeteckning." Dazu kommt aber noch, dass dieses bezeichnungssystem doch eigentlich recht kompliziert ist und auch recht grosse anforderungen ans gedächtnis stellt, also ein eigenes fleissiges studium erheischt, also gar nicht im einklang steht mit der sonst auf gemeinverständlichkeit berechneten und daher im breitesten erzählerton gehaltenen darstellungsweise des ganzen buches.

Die transskription der beispiele und einzelnen laute in der lautschrift der Ass. phon. ist stets in eckige klammern gesetzt, was den vorteil hat, dass man so die in lautschrift gegebene sogleich äusserlich von den in gewöhnlicher orthographie gegebenen beispielwörtern unterscheiden kann, die in kursiv gesetzt sind. Man beachte z. b. die übersichtlichkeit des satzes „Besondere besprechung verdienen die englischen

verbindungen [kl, gl] z. b. in *climb* [klaim], *cleave* [kli·v], *meekly* [mi·kli], *weekly* (wi·kli], *glove* [glʌv], *glitter* [glitə] usw.". Aber etwas störend wirken die klammern doch. Liesse sich nicht ein anderer ausweg finden? Etwa vermittels anderer schriftgattungen, z. b. 'halbfett' für alles transskribierte?

Was zu den einzelnen artikulationsstellen und lauten gesagt ist, ist natürlich dem inhalte nach nichts anderes als was auch in anderen lehrbüchern der phonetik steht, nur eben in einer durchaus gemeinverständlichen, daher auch etwas breiten und von mancherlei anekdoten begleiteten darstellung, die im wahrsten sinne des wortes 'wimmelt von historischen nebenbemerkungen' (Anker Jensen, Ntff. 3 r., 13, 136). Dass der einzelne da und dort einzelnes vielleicht anders auffasst, kommt selbstverständlich hier wie anderwärts vor. So kann ich mich beispielsweise nicht einverstanden erklären damit, dass es zur bildung eines *p* z. b. in *ap* nicht nötig sei, dass die lippen wider geöffnet werden (Lb. s. 11 § 12). Denn wenn die lippen geschlossen bleiben, so hört man ja nichts vom *p*. Freilich können fälle vorkommen, in denen infolge der stellung eines lautes wie *p, t, k* im worte die bildung und lösung des verschlusses nicht in den laut *p, t, k* selbst fallen, so z. b. in dem von Lyttkens und Wulff, Svenska språkets ljudlära angeführten und von Jespersen, Grundfragen s. 116 in einer anmerkung wiederholten beispiele *präntning* — das übrigens in der deutschen ausgabe durch ein deutsches beispiel, etwa *kenntnis*, hätte ersetzt werden dürfen —, aber gebildet und gelöst muss der verschluss werden, damit ein hörbarer *p*-, *t*- oder *k*-laut zustande kommt, nur fällt eben in dem beispiele *kenntnis* die bildung des verschlusses in den übergang vom *e* zum ersten *n*, seine lösung in den vom letzten *n* zum *i*, also nicht unmittelbar zwischen das *t* und seine nachbarlaute, aber geschehen müssen beide auf jeden fall. Der akustische unterschied zwischen der bildung und der lösung des verschlusses liegt nur darin, dass die erstere vor den beginn der rede fallen kann, die letztere mit zur rede gehören muss. Wenn ich beispielsweise den satz spreche: *bist du bereit?*, so kann die bildung des lippenverschlusses für das *b* sehr wol vor den beginn der rede fallen, wenn ich etwa mit geschlossenen lippen dagestanden und gewartet habe und also meinen satz mit der lösung des verschlusses beginne. Man wird aber stets das *b* hören. Anders mit der lösung des verschlusses beim satzauslaut. Um diesen hörbar zu machen, ist die lösung unerlässlich. Wenn ich in meinem beispiele mitten in dem auslautenden *t* aufhöre, wenn ich, während ich auf die antwort warte, die zunge in der *t*-stellung an den alveolen verharren lasse, den verschluss nicht löse, so entsteht kein hörbares *t*. Dass das sprachliche assoziationsvermögen in diesem falle wahrscheinlich die suggestion hervorruft, als sei das *t* gehört worden, ist eine ganz andere frage. Wollte man mir aber einwenden, dass es sich nur darum handelt, ob ein *p, t, k* (*b, d, g*) entsteht, nicht darum, dass es hörbar wird, so wäre darauf zu antworten, dass ja J. selbst (Grfr. s. 75) sagt, dass bei sprachlicher tätigkeit fünf faktoren mitwirkend sind: des sprechenden hirn und sprachorgane, luft, des hörenden hörorgane und hirn. Und ein sprachlaut muss eben, um es zu sein, gehört werden können. Was hilft mich der mantel, wenn er nicht gerollt ist?

Zu J.s terminologie möchte ich beanstanden, dass er Lb. s. 18 § 18 sagt, *f* und (franz. engl.) *v* würden besser labiodental als dentilabial genannt, „weil die lippe als das bewegliche organ zuerst genannt zu werden verdient". Es entspricht aber dem sprachgebrauche, dass das bestimmende wort vor dem grundworte steht, und nach der auffassung und terminologie der sprachwissenschaft sind wir eben gewöhnt, das *f* und *v* zusammen mit *b, p, w* und *m* als labiale zu bezeichnen, unter denen sie

eben die unterabteilung der dentilabialen bilden. Nach J.s ausführung müsste man dann statt 'hausvater' sagen 'vaterhaus', denn kein mensch wird leugnen, dass der vater gewöhnlich beweglicher ist als das haus.

Schlimmer als diese meinungsverschiedenheiten ist aber, dass J. gelegentliche winke und rügen der kritik bei der besprechung der dänischen ausgabe nunmehr bei der doch viel späteren deutschen nicht benutzt hat, so z. b. die ausstellungen, die Klinghardt a. a. o. s. 148 und 150 zu J.s erklärung des hohlen *l* und zu den *f*-lauten gemacht hat. Zugegeben, dass J. die anschauungen K.s nicht teilt, so hätte er doch durch ein kurzes eingehen auf jene winke zeigen sollen, dass ihm die kritik nicht eine quantité négligeable ist.

Aber dafür ist die darstellung um so besser und vortrefflich angeordnet, so dass einem die geheimnisse der phonetik sozusagen in den mund gestrichen werden. Und auch die beispiele sind im allgemeinen ausgezeichnet gewählt (über ein paar ausnahmen vgl. unten). Als beispiel, wie J. seine sache vorträgt, drucke ich den beginn des § 53 (Lb. s. 52) hier ab: „Betrachten wir ... eine reihe wie franz. *fit fée fait* oder *dit dé dais*, werden wir eine gradweise senkung in drei stufen beobachten; [i] in *fit, dit* (= *file, fine* usw.) wird mit geringem, [e] in *fée, dé* mit grösserem und [ɛ] in *fait, dais* mit noch grösserem abstande zwischen zunge und gaumen hervorgebracht. Es sind dieses die drei stufen, die Bell *high, mid* und *low*, Sievers und andere nach ihm hoch, mittel, niedrig nennen."

Das grosse 'pädagogische wolwollen' ist es wol auch, was J. zur spaltung der beiden ersten beiden hauptteile in analyse und synthese bewogen hat, die von der kritik, und nicht ganz mit unrecht, als überflüssig bezeichnet worden ist. Während in der synthese die reihenfolge durch die lage der artikulationsorgane von vorne (aussen) nach hinten (innen) gegeben ist, wird in der synthese die einteilung in konsonanten und vokale mit verschiedenen unterabteilungen angewendet, dabei aber (§ 115) vom verf. selbst zugegeben, „dass es ein gradunterschied, nicht ein absoluter unterschied ist, und dass es zum teil rein konventionell bleiben muss, wo man die grenze ziehen will". Ausserdem liegt es auf der hand, dass auch die grenze zwischen analyse und synthese nicht scharf zu ziehen ist, und dass man manches in der synthese findet, was man in der analyse erwartet hätte, und umgekehrt, und dass in der synthese manches wiederholt wird, was in der analyse schon vorgetragen ist. Aber gerade in dieser bequemen repetition, von einem etwas anderen standpunkt aus, dessen was vorher gesagt ist, liegt eben der pädagogische wert dieser trennung.

Den stärksten teil des Lb., nämlich seiner bedeutung, der fülle der belehrung nach, sehe ich in dem dritten hauptteile, der kombinationslehre. Nicht als ob er wissenschaftlich etwa über Sievers' darstellung stände, sondern weil er eine ganz unglaubliche menge von beobachtungen heranzieht und den zwecken der belehrung dienstbar macht, und eben auch wider mit einer unübertrefflichen meisterschaft dem leser beibringt. Besonders in der lehre vom ton fallen einem die schuppen geradezu vom auge. Ein beispiel mag J.s darstellung auch hier zeigen (§ 234 s. 224): „Wenn ich auf die frage: ‚Wie gehts Ihnen?' antworte ‚'danke, ʳgut' mit hohem steigendem ton, so heisst das ‚danke, ausgezeichnet', sage ich dagegen ‚'danke, ˌgut' mit tiefem sinkendem ton, so wird die bedeutung ‚ich habe ja nicht gerade zu klagen', was in wirklichkeit eine klage ist."

Der verhältnismässig kürzeste, und bei der wichtigkeit gerade dieser seite im hinblick auf den zweck des ganzen buches ein hilfsmittel zum neusprachlichen unterrichte zu sein, als der schwächste zu bezeichnende hauptteil des buches ist der vierte,

die 'nationale systematik', bestehend aus einem einzigen capitel, 'die sprachen als gesamtheiten'. Was J. in diesem sagt, ist ja auch zweifellos alles richtig, allein hier fällt er aus der rolle des guten pädagogen, und es ist besonders die allgemeine charakteristik der drei sprachen deutsch (norddeutsche gemeinsprache), englisch und französisch im grossen und ganzen eine ziemlich öde aufzählung von einzelheiten, die man sich nun und nimmer merken kann. Vollends in § 255 (englisch) haben der pädagogische Jespersen und der gelehrte Sievers ihre rollen völlig vertauscht. Bei allem eingehen auf einzelheiten wird J.s erklärung nicht ein zehntel des erfolges haben, wie die kurze angabe von Sievers ([5] § 291). „Versuche ich als Mitteldeutscher z. b. eine prägnant norddeutsche mundart wie etwa die holsteinische zu sprechen, so muss ein für allemal die zunge etwas zurückgezogen und verbreitert werden; hat man diese basis einmal gefunden und versteht man sie beim wechsel verschiedener laute festzuhalten, so folgen die charakteristischen lautnüancen der mundart alle von selbst. Füge ich zu dieser articulationsweise noch die neigung der zunge zu supradentaler articulation bei passiver lippenlage, so gewinne ich die basis zur aussprache des englischen.“ Dieser kurze schlüssel sollte übrigens in allen schulen mitgeteilt und den schülern eingeprägt werden. Er ist viel mehr wert als alle, auch die angestrengtesten einzelübungen. Allerdings sagt auch J. gegen ende des § 252 etwas ähnliches, aber ohne die sache entfernt annähernd so scharf und deutlich zu fassen wie Sievers. Die verhältnismässige kürze gerade dieses teils hat übrigens schon bei der besprechung der dänischen ausgabe Vietor, Lobl. 1900, 1702 gerügt. Allein auch hier hat J. diesen wink der kritik übersehen zu dürfen geglaubt.

Die Phonetischen grundfragen (Grfr.) möchte J. weiter verbreitet sehen, als sein Lb. Sie behandeln teils solche dinge, die aus der dänischen ausgabe der Fonetik bei der übertragung in das deutsche Lb. weggelassen worden sind, um ihnen eben hier weitere verbreitung zu verschaffen, teils solche, die eigens für die Grfr. geschrieben sind, nämlich kapitel 17, 'untersuchungsmethoden', worin J. sich im grossen und ganzen gegen die experimentalphonetik erklärt, und einem 1904 geschriebenen nachtrag zu kapitel VII 'Zur lautgesetzfrage', wo J. einen ziemlich ablehnenden standpunkt gegenüber der sog. junggrammatischen schule einnimmt. Ref. kann sich nicht anders helfen, als in dem ganzen streite um die lautgesetzfrage, soviel gelehrtes material auch dabei zusammengetragen worden ist, und zwar zweifellos zum grössten nutzen für die wissenschaft, trotz allem nur einen wortstreit zu sehen, der sich um die auffassung des wichtigen zusatzes 'unter gleichen verhältnissen' bei der formulierung des grundsatzes von der ausnahmlosigkeit der lautgesetze dreht. Der eine wird in einer abweichung von der normalen lautentwicklung eine ausnahme sehen, der andere dagegen wird untersuchen, wo die von den normalen verschiedenen verhältnisse liegen, die die abweichung verursacht haben. Wenn man im dänischen wol regelmässig sagt *far, mor, bror, farbror,* aber *faderlig*, *moderlig*, *faderløs* usw., so werden eben diese lautverbindungen unter ungleichen verhältnissen ausgesprochen, einmal mit dem bewusstsein, dass die verständlichkeit hier eine nachlässige aussprache zulässt, das andere mal mit dem, dass die relative seltenheit des wortes deutliche aussprache erfordert.

Was J.s stellung zur experimentalphonetik betrifft, so wird seine abneigung dagegen z. b. von Klinghardt a. a. o. 144 geteilt, von Logeman, Engl. stud. 29, 64—66 langatmig bekämpft. Ref. möchte sich, soweit es sich um phonetik in der schule handelt, auf J.s und K.s standpunkt stellen.

Die fünf ersten kapitel der Grfr.: laut und schrift, lautschrift, die beste aussprache, akustisch oder genetisch? und endlich systematisierung der sprachlaute enthalten ja nichts wesentlich neues, aber alles eben in einer praktischen, leicht fasslichen darstellung.

Nur vermisse ich in dem kapitel über die beste aussprache einen hinweis darauf, warum nun eigentlich die norddeutsche aussprache mit ihren stimmhaften medien sich zur vortragssprache besser eignet als die der anderen gegenden, besonders einen hinweis darauf, dass gerade die stimmhaften medien durch stärkung und schwächung des stimmtones viel mehr modulation zulassen.

Bevor ich meine besprechung schliesse, habe ich noch auf drei dinge einzugehen: auf die übersetzung als solche und auf das verhältnis der deutschen zur dänischen ausgabe und zum deutschen leserkreise.

Die übersetzung des Lb. ist von Hermann Davidsen, die der Grfr. teils von ihm, teils von Nikolaj Andersen geliefert, doch hat in letzteren J. auch einzelnes selbst deutsch geschrieben. Der anteil der einzelnen lässt sich nicht genau erkennen. Es scheinen die beiden übersetzer aber leider entweder selbst Dänen zu sein, oder zum mindesten aus demjenigen teile des deutschen sprachgebietes zu stammen, in dem die deutsche sprache stark von dem früher dort teils amtlich herrschenden, teils als verkehrssprache neben dem deutschen wenigstens bekannten dänischen beeinflusst ist. Das urteil Vietors (Lcbl. 1905, 969), der manches, vorwiegend danismen, zu bessern gefunden hat, ist recht milde. Die danismen sind besonders stark in der stilistik, so dass der des dänischen nicht kundige stutzen und den kopf schütteln, der des dänischen mächtige aber durch einen versuch der rückübersetzung auf den sinn kommen wird. Im folgenden führe ich ein paar stellen an, wo das deutsche grammatische oder stilistische gefühl sich verletzt fühlt, und sperre die beanstandete stelle: Lb. § 5 s. 5 . . . so liegt dieses in dem mangel an phonetischem unterbau bei den erfindern der systeme — ein mangel, der sich . . . rächt. § 10, s. 9: da die gewählten symbole an sich sehr einfach sind, ist dieses system sehr leicht sich einzuprägen. § 27 s. 28: der obersten vorderzähne. § 29 s. 31: der unterste teil des gaumensegels hat die form von zwei bögen mit einem in der mitte herabhängenden zipfel, das zäpfchen . . . heisst. § 47 s. 46: . . . art und weise, in der ich die beiden laute jeden in seinem kapitel behandelt habe. § 250 s. 239 fg.: Was das chinesische anbetrifft, so kann ich zwei aussprüche anführen, den einen von dem ausgezeichneten sinologen Gabelentz, ... die andere von Storm. Grfr. § 89 s. 81: die kiefern, was ja *pinos* heissen würde, während doch *maxillas et mandibulas* gemeint ist. § 51 s. 44: eine grosse reichshauptstadt hat es ja eigentlich erst seit 1871 gegeben. Völlig übers bohnenlied geht es aber, wenn es Lb. § 77 s. 79 fg. mehrmals heisst: . . . der sogenannte stoss . . . Es ist das unterscheidungsmerkmal zwischen z. b. *anden* [an'n] 'die ente' und *anden* [an·n] 'anderer' . . . Ausserhalb des dänischen habe ich den 'stoss' sehr häufig in Nordengland und Schottland gehört. . . . hier gehört es jedoch nicht . . . Im lettischen findet sich der stoss allgemein . . .; ferner hat V. Thomsen es in . . . dem livischen gefunden. Einen sextaner, der so aus dem lateinischen übersetzte, würde man bei den ohren nehmen, und nicht ganz mit unrecht.

Dagegen beherrschen die übersetzer im grossen und ganzen den deutschen wortschatz ausgezeichnet, wennschon auch hier und da kleine verstösse vorkommen, z. B. Grfr. § 29 s. 24: . . . für denjenigen, der . . . andere sprachen beschreiben will, wie der erste verfasser. § 129 s. 125: man hält . . . einen spiegel unter die

ıe, um zu sehen, ob sich tau darauf niederschlägt, statt 'ob er anläuft'. ch stört der massenhafte absolute gebrauch des wortes 'verfasser' (für schriftsteller, ehrter, forscher o. ä.), das wir ja im gegensatz zum dänischen *forfatter* nicht ne ohne genetivobjekt gebrauchen.

Ref. möchte daher herrn professor Jespersen vorschlagen, seine werke künftig ı solchen herren ins deutsche übertragen zu lassen, die einem von der dänischen achgrenze recht weit abgelegenen gebiete angehören, auf keinen fall aber von chen, denen das dänische als zweite muttersprache so geläufig ist, dass ihnen das terscheidungsvermögen für dänische und deutsche stilistik und synonymik fehlt. ch mehr, Jespersen würde gut tun, seine ganzen werke, die für einen deutschen erkreis bestimmt sind, vor der endgiltigen drucklegung auch, was die beispiele d ähnliches betrifft, von einem nicht spezifisch Norddeutschen oder gar Schleswig-lsteiner recht streng durchsehen zu lassen. J. hält nämlich das deutsche sprachbiet offenbar für — politisch wie wirtschaftlich und gesellschaftlich — viel einheither, als es tatsächlich ist. Ohne irgendwie darauf einzugehen, ob die vorläufig ch bestehende zerrissenheit und dezentralisation wirtschaftlich von vorteil ist oder cht, ob sie national zu beklagen oder gutzuheissen ist, muss doch der historiker, ıd zu den historikern gehört auch der sprachforscher, sine ira aut studio die dinge arstellen wie sie sind, und darf nicht mit J. sagen (Grfr. § 52 s. 45): während Süd-nd Mitteldeutschland in eine menge kleinerer staaten zersplittert war, deren beamten ı den meisten fällen ihre ausbildung und ihre spätere wirksamkeit in der nähe ihres eburtsortes fanden ... Hätte J. einen begriff davon, wie weit wir noch von der inheit und einheitlichkeit entfernt sind, so würde er auch nicht beispiele wählen, ie Lb. § 21 s. 21: *sie, seh,* französisch *faire* für die vokalreihe [i e ɛ], denn ganz bgesehen davon, daß *seh* überhaupt kein wort ist, so wird ja im grössten teile des utschen sprachgebietes und zwar gerade im alten heimatgebiete des hoch-utschen in dem verbalstamme *seh* nicht [e], sondern [ɛ] gesprochen, und zwar ne dass weite kreise, auch der gebildeten, eine ahnung davon hätten, dass man derwärts anders spricht.

So vermisst der Süddeutsche in § 132, 133 s. 129 fg. einen hinweis darauf, ss z. b. in Oberbayern der übergang von [l] nach vokal in [j] ganz häufig ist, man rgleiche das so häufig als beispiel für solche aussprache angeführte [fytriʌjrj] vitriolöl, , auch der Norddeutsche, der sich wol öfters auf seiner sommerreise in Oberbayern rgeblich bemüht hat, wörter wie [a hojvi] eine halbe sc. mass bier (1/2 liter) auszu-rechen, würde wahrscheinlich lieber dieses doch immerhin deutsche beispiel ge-nden haben, als ausschliesslich französische oder gar amerikanisch-spanische. benso hätte es doch viel näher gelegen (Grfr. § 168 s. 166), für das hiatusfüllende *r* att (oder ausser) aufs südenglische auf das bayrisch-österreichische zu verweisen chmeller, Mundarten Bayerns s. 142, Lexer, Kärnt. wb. s. XII).

Noch mehr: dass heute eine genügende gemeindeutsche vortragssprache nicht ıders denkbar ist, als auf der grundlage der norddeutschen gemeinsprache, wird ein vernünftig denkender leugnen. J. setzt aber in seinem ganzen Lb. wie in den rfr. diese norddeutsche gemeinsprache als männiglich bekannt voraus, statt auch r sie die phonetischen grundlagen bekannt zu geben, wie es der zweck seines Lb. heischte. Er zeigt auch hierin, dass er als ausländer das deutsche vaterland für el einheitlicher hält, als es in wahrheit ist, und dass er vor allem gar keine ahnung von hat, wie schwer, ja fast unmöglich es z. b. den bayrischen künftigen und zigen staatsbeamten, also leider auch den herren von der mittelschule gemacht ist.

sich ausserhalb der weissblauen grenzpfähle umzusehen. Woher soll der bayerische schulmann die norddeutsche gemeinsprache kennen, die J. als überall bekannt voraussetzt?

Bezüglich des verhältnisses der deutschen zur dänischen ausgabe geht schon aus manchem oben gesagten hervor, dass nicht nur die reihenfolge durch verweisung einzelner abschnitte aus dem Lb. in die Grfr. eine etwas andere geworden ist, sondern es enthält auch die deutsche ausgabe vielfach ein weniger, gelegentlich ein mehr als die dänische. Wenn sich nach Noreen, N. t. f. fil. 3 r., 6, 175 die mir nicht zugängliche dänische ausgabe selbst bezeichnet als 'den første udførlige fremstilling af nydansk lydlære efter moderne principper', so fehlt der deutschen ausgabe gerade die hauptsache, die darstellung der dänischen lautlehre, was ja mit dem zwecke der deutschen ausgabe völlig übereinstimmt. Bedauerlich ist aber, dass auch die geschichte der phonetischen forschung und das litteraturverzeichnis nicht aus der dänischen in die deutsche ausgabe übergegangen sind.

Es ist selbstverständlich, dass mit dem wegfall der dänischen lautlehre als hauptzwecke des buches auch im texte manches wegbleiben musste, was auf besondere skandinavische lautverhältnisse bezug nimmt. Aber da hätten dann meines erachtens die vielen anmerkungen auch wegbleiben sollen, die auf die dänische ausgabe hinweisen, z. b. s. 13 anm. 1, 16 anm. 1, 37 anm. 2 u. ö. Es hat doch keinen zweck, erst die wissbegierde des lesers zu erregen und sie dann unbefriedigt zu lassen, oder vielmehr: es ist eine contradictio in adjecto, wenn die deutsche phonetik stets auf die nämliche dänische Fonetik verweist, die uns zu ersetzen sie bestimmt ist. Ja, noch mehr: wenn im § 134 betreffs des norwegisch-schwedischen 'dicken l' auf die anmerkung § 38 verwiesen wird und man dann beim nachschlagen daselbst weiter nichts findet als einen neuen verweis auf (Storm, Engl. phil. und auf) des verf. dänische Fonetik, so ist damit eigentlich der leser an der nase herumgeführt.

In den Grfr. habe ich mir folgende druckfehler angemerkt: 132 anm. z. 4 v. u. esthische *lies* esthnische, 153 z. 24 muss auch *lies* muss man auch.

Diese hier gerügten mängel sind natürlich in keiner weise dazu angetan, die brauchbarkeit der vor allem in der hervorragend pädagogischen einleitung und anordnung des analytischen teils und in der kombinationslehre so vortrefflichen bücher zu beeinträchtigen. Nur würden wir in einer zweiten auflage um etwas mehr rücksicht auf die nicht spezifisch norddeutschen leser bitten und um weniger erregung unserer nicht befriedigten wissbegier.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

Hermann Jantzen, Gotische sprachdenkmäler mit grammatik. Übersetzung und erläuterungen. 3. auflage. Leipzig, G. J. Göschensche verlagshandlung (sammlung Göschen) 1905. geb. 0,80 m.

Proben der got. bibelübersetzung, der Skeireins und kleinerer got. denkmäler, versehen mit einer deutschen übersetzung, die sich eng an den got. text anschliesst, und mit ausführlichen erläuterungen werden durch bemerkungen über die Goten, über Wulfila und seine bibelübersetzung, die handschriftliche überlieferung und die got. schrift, sowie durch einen knappen abriss der got. laut- und formenlehre eingeleitet.

Das bändchen scheint wesentlich für die einübung der got. grammatik und des got. wortschatzes bestimmt zu sein, da zur einführung in die got. syntax und das litterarhistorische verständnis der denkmäler der griechische paralleltext nicht hätte fehlen dürfen. Auch die anmerkungen bieten hierfür so gut wie nichts. Sie enthalten grösstenteils etymologische bemerkungen nach Kluges wörterbuch, doch hat der verfasser häufig etymologische zusammenhänge, die Kluge nur als vermutungen ausspricht, ohne weiteres als sicher hingestellt. Ob *qainôn* z. b. zu ahd. *weinôn* (s. 57), ob gr. *πῆνος πηνίον* zu got. *fana* (obenda) gehört, ist keineswegs sicher. Dass *þinsan* mit idg. *-ten in gr. *τείνω*, lat. tendo, teneo zusammenzustellen ist (s. 76), ist eine vermutung. Auf einem versehen scheint s. 56 „*lêkeis* = arzt, eigtl. besprecher“ zu beruhen. Bei Kluge s. 21 steht got. *lêkeis*, arzt, ahd. *lâhhi*, mhd. *lâchenære* besprecher, eigtl. arzt. Falsch ist, dass got. *spaurds*, ahd. *spurt* in dem engl. *sport* weiterlebt (s. 70). Engl. *sport* ist eine verkürzung von *disport* aus ml. disportus, disportare. S. 71 heisst es, der übersetzer habe die form *ἐκ Τιβεριάδος*, *Tibairiadau* missverstanden und für einen nominativ gehalten (!) So geringe kenntnis der gr. sprache dürfen wir Wulfila denn doch nicht zutrauen. Die gr. eigennamen werden von ihm häufig in dieser weise ins Gotische umgesetzt, z. b. Mc VI¹⁷ *Ἡρωδιάδα*, *Herodiadins* u. a. Bei der übertragung von Lc. IX_{13} *maizô fimf hlaibam jah fiskos twai πλεῖον ἢ πέντε ἄρτοι καὶ ἰχθύες δύο* soll Wulfila gar „vergessen“ haben, dass er eben den dativ und nicht *þau* mit dem nominativ gesetzt hatte.

Statt der deutschen übersetzung, die doch nie ganz wörtlich ausfallen und dadurch den anfänger zu allerhand irrtümern verleiten kann (z. b. wenn Mt. IX_{17} *giutand* mit „man giesst“ widergegeben wird, oder die schwierige stelle Lc. IX_{14} *gawaurkeiþ im anakumbjan kubituns*, *κατακλίνατε αὐτοὺς κλισίας* mit „lasst sie sich niederlegen [auf] lager“), wäre mir ein kleines got.-deutsches wörterbuch dienlicher erschienen. Der gotische text stimmt im wesentlichen mit dem von Bernhardt, wenn auch manche lesarten, die bei Bernhardt im apparat stehen, in den text gesetzt sind, z. b. die schreibung *ei* für *ê* und viele fehlerhafte lesarten wie Lc. IX_{21} *qiþeina*, Lc. IX_{26} *wulþu*, *aggelê*, Lc. IX_{27} *dauþau* u. a., wo die anm. die richtige fassung anführen. An andern stellen ist einfach mit Bernhardt gegen die Hs. gelesen (Lc. IX_{36}, Mc. $X_{34.38}$ u. a.).

Die knappe laut- und formenlehre wird als repetitorium gute dienste leisten können. Für anfänger dürften die zusammenhänge nicht immer leicht zu verstehen sein. Klarheit und fasslichkeit ist besonders in der lautlehre mit knappheit der darstellung sehr schwer zu vereinigen. Von der verschiebung der idg. media aspirata zur germ. stimmhaften spirans erweckt die fassung auf s. 20 eine falsche vorstellung; auch berührt es seltsam, dass das Vernersche gesetz in einer „strengwissenschaftlichen“ und einer populären fassung mitgeteilt wird. S. 13 heisst es, dass „*âh* aus älterem **ănh* hervorging, indem n a c h ausfall des *n* das *ă* erst nasaliert und dann gedehnt wurde“. In der formenlehre wird § 43 die starke flexion des adjectivs als pronominale flexion bezeichnet. Das ist nicht richtig. Zum verständnis dieser flexion hätte es beigetragen, wenn wie bei Braune im paradigma die pronominalen formen durch den druck hervorgehoben wären. Eine suffix *-ro*, das adverbia des ortes, die auf die frage woher? antworten, bildet (§ 52), gibt es nicht. Das angeführte beispiel *ufarô* heisst gar nicht „von oben“ sondern „darüber“ und ist = *ufar* + *ô* (vgl. *undarô*, *aftarô*, *auftô*, *sprautô* u. a.).

Auch in der einleitung begegnet man einer behauptung, die widerspruch herausfordert: „Der verfasser der Skeireins ist unbekannt, aber sicher nicht Wulfila

selbst, sondern ein Ostgote" (§ 3). Unbekannt ist der verfasser allerdings, doch ist bis jetzt nicht bewiesen, dass es sicher nicht Wulfila war, und noch viel weniger, dass es ein Ostgote gewesen ist. Dietrich hat vielmehr gezeigt (Die bruchstücke der Skeireins s. LXX), dass wir es mit einem werk zu tun haben, das sprachlich und inhaltlich auf das engste mit der got. bibelübersetzung zusammengehört und dass es also aller wahrscheinlichkeit nach von Wulfila herstammt. In § 2 figurieren noch wider fragmente aus dem buch Esra, obwol Zs. 29, 312f. nachgewiesen ist, dass wir nur stücke aus Nehemia vor uns haben.

An druckfehlern habe ich bemerkt: s. 7 Wandalern, s. 68 *air* für *wair*, ἅδην für ἄδην, s. 82 ∂ für d, s. 95 Mt. V für Mt. IX; auch muss es auf s. 6 W. Streitberg statt E. Sievers heissen und s. 9 zwei bücher der könige statt vier b. d. k.

KIEL. HANS STOLZENBURG.

Hêliand nebst den bruchstücken der altsächsischen Genesis. Mit ausführlichem glossar herausgegeben von **Moritz Heyne.** Vierte auflage. [Bibliothek der ältesten deutschen litteratur-denkmäler. II. band.] Paderborn, druck und verlag von Ferdinand Schöningh 1905. VIII, 394 s. 6 m.

Nach 22 jahren erscheint Heynes Heliandausgabe in neuer auflage, was wegen des ausführlichen wörterbuchs gewiss vielen erwünscht ist. Der text ist um die Genesisbruchstücke vermehrt, ihr wortschatz in das glossar aufgenommen. Dafür sind die entsprechungen der alts. wörter in den andern germ. sprachen getilgt. In den anmerkungen ist auf die ausgaben Behaghels und Pipers, natürlich auch auf einzelbemerkungen zur Genesis rücksicht genommen.

Im grossen und ganzen ist aber sonst die einrichtung des buches dieselbe geblieben auch in stücken, wo eine änderung erwünscht gewesen wäre. Die vocale gewisser endsilben tragen noch immer circumflexe, die anmerkungen stehen hinter dem texte, im glossar sind kurze und lange vocale als verschiedene buchstaben behandelt, was um so mehr stört, als der herausgeber in der ansetzung der quantitäten von dem jetzt allgemein üblichen brauch hin und wider abweicht; so schreibt er zwar *brâhta* aber *ahtian* (verfolgen).

Gegen die metrischen forschungen der letzten jahrzehnte hat sich der herausgeber sehr spröde gezeigt. Von den stellen, die Sievers in seiner besprechung der dritten auflage im 16. bd. dieser zeitschrift aus metrischen gründen beanstandete, ist eine einzige (2725) geändert. Auch in andern punkten sind leider die bemerkungen Sievers' ohne beachtung geblieben; es fehlen noch immer die von Sievers vermissten wörter im glossar, und die unrichtige anmerkung zu 2787 ist geblieben, ebenso der unrichtige ansatz von *hôbid-skat* als *n.*

Zum glossar möchte ich noch bemerken, dass doch kein grund für die annahme besteht, dass diejenigen kurzsilbigen schwachen verba 1. conj., von denen zufällig keine *j*-formen belegt sind, in diesen formen keine gemination des stammschliessenden consonanten gehabt haben. Warum wird *dunian*, *bihelian*, *hrisian*, *thenian* mit einfachem consonanten angesetzt, aber *slekkian* mit gemination? Und wenn *afsebbian*, von dem keine präsensformen belegt sind, als starkes verbum mit *j*-ableitung betrachtet wird, warum werden als lemmata *hlahan*, *stapan* angesetzt? Dass das präsens zu *forswêp forswîpan* hiess und nicht *forswêpan*, ist zum mindesten zweifelhaft. — S. v. *Erodes* 2 wird der Herodes, der Johannes den täufer hinrichten liess, noch immer mit Archelaus identificiert.

In der neuen auflage sind auch die praefatio und die versus abgedruckt. Ich möchte hier die erklärung einer schwierigen stelle der versus bekannt machen, die mir Heinzel einmal mitgeteilt hat. Von dem bauer, der später zum dichter werden sollte, heisst es v. 20 *Laetus et attonitus larga pascebat in herba.* Die verbindung von *laetus* und *attonitus* ist an dieser stelle barer unsinn. Aber geändert darf nicht werden: der verseschmied hat unverständig einen antiken autor geplündert. Martial sagt nämlich in einem an den kaiser Domitian gerichteten gedicht (V 3) von dem dakischen gesandten Degis, dass er

Laetus et attonitus viso modo praeside mundi
Adfatus comites dicitur esse suos:
Sors mea quam patris melior, cui tam prope fas est
Cernere, tam longe quem colit ille deum.

Bei Martial ist die verbindung der beiden adjectiva ganz passend: der anblick des herrn der welt verursacht dem Daker freude und zugleich auch verwirrung. Der mittelalterliche nachahmer aber hat sich gedacht, *laetus et attonitus* sei eine gute lateinische redensart — oder er hat sich gar nichts gedacht.

WIEN. M. H. JELLINEK.

Wilhelm Stümbke, Das schmückende beiwort in Otfrids evangelienbuch. Greifswalder dissert., Kunike 1905. 69 s.

Der verf. stellte sich die lohnende aufgabe, die verwendung des epitheton ornans in Otfrids evangelienbuch darzustellen. Die abhandlung zerfällt in einen allgemeinen (s. 1—24) und einen besonderen teil (s. 24—64). Zunächst legt der verf. durchaus zutreffend die einflüsse dar, welche durch das versmass, die strophenbildung und den reim auf die wahl des beiworts ausgeübt wurden. Der abschnitt „das beiwort in formelhaften verbindungen" bietet sodann eine willkommene ergänzung der entsprechenden partien in Schützes vortrefflichen Beiträgen zur poetik Otfrids (Kiel 1887).

Im folgenden capitel „über den anteil des beiworts an der fülle des ausdrucks" ist die principielle scheidung (s. 20. 22) „nebeneinander von zwei begriffen", was der verf. selbst „mehr eine art der üblichen variation" nennt und „nebeneinander von mehr als zwei begriffen", was nun nicht mehr variation, sondern „fülle des ausdrucks" darstellen solle, wol nicht zulässig; vgl. z. b.:

fuar tho sancta Maria, thiarna thiu mara I, 6, 1, oder
zi in quam boto sconi, engil scinenti I, 12, 3.

Diese fälle sind durchaus gleichwertig mit:

heil magad zieri, thiarna so sconi,
allero wibo gote zeizosto I, 5, 15. 16 oder
gimma thiu wiza, magad scinenta,
muater thiu diura scalt thu wesan eina I, 5, 21. 22.

Diese beispiele enthalten variation wie jene[1]; ob eine wendung einfach oder doppelt variiert wird, ist für den begriff der variation an sich gleichgiltig[2]. Jede variation, auch die einfache, bei der nur zwei ähnliche wendungen nebeneinander stehen, stellt eine „fülle des ausdrucks" dar. Es liegt kein grund vor, den hergebrachten terminus technicus zu gunsten jener unbestimmten bezeichnungen aufzugeben.

1) Schütze a. a. o. s. 2 fgg.
2) Schütze s. 3.

Im „besonderen teil" der arbeit sind die schmückenden beiworte recht sorgfältig gesammelt und geschickt zu verschiedenen gruppen, die in sich abgeschlossene bilder bieten, zusammen gestellt[1] (Gott, Christus, Maria, die jünger, die engel, der teufel, die menschen, Otfrid selbst, erde, himmelreich, natur usw.). An hand des gesammelten reichen materials erhalten wir anschauliche charakteristiken der verschiedenen gestalten. Ein am schluss gegebenes verzeichnis der beiwörter erleichtert die übersicht.

Es wäre jedoch zu wünschen gewesen, dass das evangelienbuch mehr in den geschichtlichen zusammenhang hineingerückt, und sein verhältnis zu der alliterationsdichtung dargelegt worden wäre. Der verf. gibt zwar öfter die entsprechenden wendungen des Heliand (vgl. das sachregister), aber zu einer systematischen behandlung ist er nicht gekommen.

Das material an epithetis, das St. für O. beigebracht hat, gibt einen neuen beweis für die subjective auffassung O.s gegenüber der objectiven darstellungsweise der allitterationsdichtung[2].

Bedenklicher erscheint mir ein anderer mangel der arbeit. S. 24 sagt der verfasser: „Wir wollen aber auch wissen, ob hinter Otfrid eine dichterische persönlichkeit steht. Man muss deshalb das beiwort auf seinen seelischen gehalt prüfen." Nun ist aber klar, dass bei beurteilung der eigenen dichterischen leistung des autors nur diejenigen epitheta in frage kommen, die unabhängig von der quelle oder — für die kritische wertung noch wichtiger — in gegensatz zu der quelle, in steigerung oder herabsetzung des dort gegebenen bedeutungsinhaltes gewählt sind. Bei einem autor wie O., der sich bemüht, „den sinn der bibelworte überall bis auf die kleinsten einzelheiten genau und treffend widerzugeben"[3], muss die quelle auf das eingehendste berücksichtigt, muss, ehe schlüsse auf die dichterische persönlichkeit des autors gezogen werden, festgestellt sein, welche wendungen durch die vorlage veranlasst, und welche als schöpfung des dichters anzusehen sind. Das hat der verf. leider nicht verfolgt. Er führt zwar am schluss seiner arbeit (s. 64) einige (7) verbindungen an, die sich als übersetzung der lat. vorlage erweisen, resp. durch diese veranlasst sind, gibt auch gelegentlich im verlauf seiner zusammenstellungen einen hinweis auf die lat. vorlage[4], allein von einer consequent durchgeführten berücksichtigung ist keine rede. Dass der verf. so hie und da zu falschen anschauungen über O.s dichterische leistung kommen musste, ist selbstverständlich; ein beispiel möge dies zeigen. S. 25 sagt St. in bezug auf den ausdruck *mahtig druhtin* im lobgesang der Maria (I, 7, 9): „*Mahtig* . . . ist sehr passend gewählt, da es hier darauf ankommt, die wundermacht Gottes hervorzuheben." Das ist ganz richtig, nur geht diese „passende" wahl des epithetons nicht auf kosten O.s, sondern der bibel; denn in der vorlage, der O. gerade in diesem abschnitt recht genau folgt[5], steht *potens* (Luc. 1, 49). — Eine zusammenfassung der von St. nicht berücksichtigten stellen, an denen eine übereinstimmung mit der quelle vorliegt, oder die durch die vorlage un-

1) Eine ganze reihe von belegen, die der verf. unter „Christus im verkehr mit den menschen" und sonst verstreut bringt, hat übrigens schon Schütze in ganz ähnlicher form a. a. o. s. 13fgg. in dem capitel „eingänge der reden" besprochen.

2) Erdmann in der einleitung zu seiner ausgabe § 57 und § 63.

3) Erdmann in seiner ausgabe s. LXXI.

4) Vgl. das sachregister unter „lat. vorlage", das aber unvollständig ist; es fehlt z. b. der hinweis auf s. 17 u. s. 22.

5) Vgl. z. b. das unmittelbar folgende *wih namo siner* = *sanctum nomen eius* Luc. 1, 49.

mittelbar veranlasst sind, scheint mir eine notwendige ergänzung der abhandlung St.s zu sein; sie möge im folgenden gegeben werden. Um sicher zu gehen, ist im allgemeinen nur der bibeltext herangezogen und nur, wo die abhängigkeit ganz sicher schien, auf die commentare verwiesen worden. Zur leichteren übersicht folge ich der reihe nach den von St. im „besonderen teil" s. 24fgg. gesammelten epithetis.

(St. s. 25) *mahtig druhtin* I, 7, 9 = *potens* Luc. 1, 49; vgl. oben.

(St. s. 26) *thia wuntarlichun gotes dat* V, 12, 18 = *facta mirabiliora* Greg. hom. 26.

(St. s. 27) *This ist min sun . . . liuber* I, 25, 17 = *hic est filius meus dilectus* (marg.) Mt. 3, 17.

(St. s. 29) *niuwan kuning* I, 17, 26 veranlasst durch: *qui natus est, rex* Mt. 2, 2.

(St. s. 31) *mit rotemo gifange* IV, 23, 5 = *purpureum vestimentum* Joh. 19, 5. *purpurin giwati* IV, 25, 9 geht — ebenso wie die variation dazu *ther selbe duah roto* IV, 25, 10 — zurück auf *in chlamyde coccinea* Hrab. zu Mt. 27, 28 und nicht auf *purpureum vestimentum,* wie man nach St. s. 31 geneigt sein könnte, anzunehmen; vgl. Erdmanns apparat und Plumhoff, Zeitschr. 32, 27.

(St. s. 34) *thaz houbit himilisga munt* IV, 27, 20 = *caput erectum ad caelos* Beda hom.; vgl. Erdmanns apparat.

(St. s. 35) *in werkon io gilichan noh wergin missilichan* III, 5, 14 mit variation in weitläufigem anschluss an *aequalem* Joh. 5, 18. *manigu werk guatu* III, 22, 37 = *multa bona opera* Joh. 10, 32.

(St. s. 36) *warlichiu thing* IV, 21, 32 geht mit IV, 21, 31 *urkundi . . . fona ware* zurück auf *testimonium . . . veritati* Joh. 18, 37. *gibot alaniuwaz* IV, 13, 7 = *mandatum novum* Joh. 13, 34.

(St. s. 37) die worte *heil magad zieri, thiarna so sconi* I, 5, 15 sind offenbar eine variierende übersetzung der als marginalien dabei stehenden bibelworte *ave Maria, gratia plena* Luc. 1, 28; vgl. dazu st. s. 22.

(St. s. 38) *heil wih dohter* I, 6, 5 = *benedicta tu in mulieribus* (marg.) Luc. 1, 42.

(St. s. 40) *wisero worto* IV, 7, 27 = *os et sapientiam* Luc. 21, 15.

(St. s. 42) *er scal giwisso rachon fon irthisgen sachon* II, 13, 20 = *de terra loquitur* Joh. 3, 31. *nardon filu diuren werdon* IV, 2, 15 = *libram unguenti nardi pistici pretiosi* Joh. 12, 3.

(St. s. 43) *thie wisun man* I, 17, 41 = *magos* Mt. 2, 7 (marg.). *ther seltsano sterro* I, 17 54 = *haec stella nunquam ante apparuit* Hrab. de univ. XV, 4 (Glossa ord. 114, 73 C) Zeitschr. 31, 476. *furisto thero liuto* II, 12, 2 = *princeps Judaeorum* Joh. 3, 1. *guat thegan* IV, 35, 2 = *vir bonus* Luc. 23, 50. *minna mihilo* V, 7, 3. 5 und *mihilo liubi* V, 7, 4 entspricht *vis amoris* Glossa ord. 423 A nach Alcuin (Zeitschr. 32, 32).

(St. s. 44) *siechero manno menigi* II, 15, 9 = *omnes male habentes* Mt. 4, 24. *fol al mannes siaches inti hammes* III, 4, 8 = *multitudo magna languentium* Joh. 5, 3. *einan altan kumigan suaro* III, 4, 15. 16 = *quidam . . . in infirmitate sua* Joh. 5, 5.

(St. s. 45) *iro armilichun dati* III, 15, 31 = *quod opera eius mala sunt* Joh. 7, 7. *worton . . . ginuagen* IV, 20, 15 = *multis sermonibus* (marg.) Luc. 23, 2.

(St. s. 46) *mihil heizmuati* I, 20, 2 = *iratus est valde* Mt. 2, 16. *thie furiston ewarton* IV, 3, 9 = *principes sacerdotum* (marg.) Joh. 12, 10. *manno*

mihil menigi IV, 16. 18 = *cohortem* (marg.) Joh. 18, 3. *in scafinen giwatin* II, 23, 9 = *in vestimentis ovium* Mt. 7, 15.

(St. s. 47) *alten liutin* II, 18, 10 = *antiquis* Mt. 5, 21. *then eriston man* II, 5, 2 = *primum hominem* Beda zu Mt. 4, 9; vgl. Erdmanns apparat. *einigan sun* II, 9, 34 = *filium ... unigenitum* Gen. 22, 2.

(St. s. 48) *himilisgu menigi* I, 12, 22 = *multitudo militiae caelestis* Luc. 2, 13. *fon himilisgen liahte* I, 12, 4 = *claritas dei* Luc. 2, 9.

(St. s. 49) *eigan thiu* I, 2, 2 = *ancillae tuae* Ps. 115, 16.

(St. s. 50) *mihil woroltmenigi* III, 6, 8 = *multitudo magna* (marg.) Joh. 6, 2.

(St. s. 51) *zi wisemo manne* I, 4, 44 = *ad prudentiam* Luc. 1, 17. *fon fleislichemo muate* II, 2, 29 = *ex voluntate carnis* Joh. 1, 13. *heidinero thioto* V, 6, 51 = *gentium* Rom. 11, 25; ebenso IV, 25, 10 zu Hrab. in Mt. 27, 28: V, 6, 14 zu Hrab. hom. 640d (vgl. Erdmanns apparat) *judiisger man* II, 14, 17 = *Judaeus* (marg.) Joh. 4, 9.

(St. s. 54) *in thaz ewiniga wizi* V, 20, 100 = *in ignem aeternum* Mt. 25, 41.

(St. s. 56) *thie saligon lichi* IV, 34, 4 = *multa corpora sanctorum* (marg.) Mt. 27, 52. *thaz ewiniga lib* III, 22, 24 = *vitam aeternam* Joh. 10, 28. *in ewinigo wunni* V, 22, 3 = *in vitam aeternam* Mt. 25, 46 (auch überschrift des abschnitts). *ewiniges guates* II, 12, 70 = *vitam aeternam* Joh. 3, 15. *mihil lon* II, 16, 38 = *merces copiosa* Mt. 5, 12.

(St. s. 59) *zi eigenemo lande* I, 11, 20 entspricht *in suam civitatem* Luc. 2, 3. *zi eiginemo lante* I, 17, 78 = *in regionem suam* Mt. 2, 12. *grab alaniuwaz, in felison irgrabanaz* IV, 35, 36 = *[in monumento suo novo] quod exciderat in petra* Mt. 27, 59, *quod erat excisum de petra* Mc. 15, 46 ([ ] marg.) *thes sarphen wizodes not* III, 7, 23 = *austeriora legis edicta* Beda u. Alkuin zu Joh. 6, 5 (vgl. Erdmann im apparat). *wizzod uzana herter* III, 7, 29 = *tegumenta literae grossiora* ebenda. *brosmun suaza* III, 7, 28 = *medulla suavissimi sensus* Glossa ord. 136 A nach Beda (vgl. Plumhoff, Zeitschr. 32, 13).

Für die stehende verbindung *zen hohen gizitin* I, 22, 2 und *zen wiken zitin* I, 22, 5 darf erinnert werden an *diei festi* der quelle Luc. 2, 42; ebenso IV, 8, 1 zu Luc. 22, 1; IV, 8, 13 zu Mt. 26, 5 (marg.); III, 6, 14 zu Joh. 6, 4; III, 15, 34 zu Joh. 7, 8 u. 10. *zi then ostrigen gizitin* II, 11, 59 = *in pascha* Joh. 2, 23.

(St. s. 60) *thera zuisgun giburti* II, 12, 40 = *nasci denuo* Joh. 3, 7. *giborgenero werko* II, 20, 6 = *elemosyna ... in abscondito* Mt. 6, 4 *thero managfalton worto* II, 21, 16 = *multum loqui* (marg.) Mt. 6, 7. *rehtaz urdeili* III, 16, 46 = *justum judicium* Joh. 7, 24.

(St. s. 61) *guates willen* I, 12, 24 = *bonae voluntatis* Luc. 2, 14.

(St. s. 63) *thera thikun gotes fraga* V, 15, 29 ist veranlasst durch das *tertio* der quelle Joh. 21, 17. *murmulunga mihil* III, 15, 39 = *murmur multum* Joh. 7, 12.

(St. s. 64) *salbun filu diura* IV, 35, 19 veranlasst durch das nicht widergegebene *mixturam myrrhae et aloes* Joh. 19, 39. *then guaton win* II, 8, 51 usw. = *bonum vinum* Joh. 2, 10. *luzila wila* IV, 13, 4 = *modicum* Joh. 13, 33. *thaz zesua ora* IV, 17, 6 = *auriculam dextram* Joh. 18, 10. *in zesuemo ringe* V, 20, 56 = *a dextris* (marg.) Mt. 25, 33. — *in wintiriga zit* III, 22, 3 (von St. überhaupt nicht gebracht) = *hiems* Joh. 10, 22.

Die verweisungen St.'s mit den hier gegebenen belegen zeigen, dass O. das ihm von seinen vorlagen an epithetis, genitiven, adverbialen bestimmungen usw. gebotene material z. t. wörtlich, z. t. mit leichten änderungen benutzt hat, dass er also

in der wahl der epitheta in erheblicherem mass von seinen quellen abhängig ist als man nach St.s belegen annehmen könnte.

Das an manchen stellen des evangelienbuches hervortretende warme pathos des autors ist von St. bei einzelnen belegen richtig hervorgehoben worden. Besondere erwähnung verdiente noch: *si fuarun quitilonti thio armalichon dati, jamarlichon thingon io in then selben gangon* V. 9, 5. 6 (von den Emmausjüngern) gegenüber den als marginalien stehenden kahlen worten der quelle: *ipsi narrabant de his omnibus (quae acciderant)* nach Luc. 24, 14.

Einige directe abweichungen O.s von in der quelle gegebenen beiwörtern — meist mit steigerung ihrer bedeutung — hat St. richtig hervorgehoben. Auch hier liesse sich noch manches hinzufügen; z. b. dass *magnus* zweimal, *multus* einmal durch *mari* übersetzt wird, aber alle drei fälle stehen im reim; I, 7, 10 zu Luc. 1, 49; III, 7, 36 zu Beda und Alcuin zu Joh. 6, 14; III, 25, 8 zu Joh. 11, 47 (marg.).

KIEL-FRIEDRICHSORT. ELSA MATZ.

Hermann Althof, Das Waltharilied Ekkehards I von St. Gallen nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert. Leipzig, Dieterichsche verlagsbuchhandlung. Erster teil[1]: Text 1899. V, 184 s. 4,80 m. — Zweiter teil: Commentar 1905. XXII, 416 s. 13 m.

Althof hat sich mit seiner ausgabe und erklärung zweifellos grosse verdienste um Ekkehards gedicht erworben. Die beiden bände sind etwas ungleich geraten, der zweite ist besser als der erste und macht dessen mängel und fehler wider gut. Der erste teil, die textausgabe, hat manchen tadel hervorgerufen und gründliche, neue untersuchungen, besonders von Strecker, W. Meyer und von Winterfeld, auch von Althof selbst, veranlasst, deren ergebnisse dem zweiten teil gewinn brachten. Im ersten band ist die einleitung nicht sonderlich geglückt. Man vermisst kritisches urteil und klare darstellung. Bei der Walthersage verzichtete der vf. geradezu auf eigene meinung. Die litterarischen nachweise sind nicht vollständig und wenig übersichtlich, so dass diese vorbemerkungen dem leser nicht die wünschenswerte einführung in die Walthersage und Ekkehards gedicht gewähren. Weit bessere dienste leistet in dieser hinsicht Althofs übersetzung des Walthariliedes (Leipzig 1902), ein buch, das der ausgabe zur schätzbaren ergänzung dient. Althofs text ist auf die Brüsseler handschrift begründet und stimmt in der hauptsache zu dem W. Meyers von 1873. Meyer und v. Winterfeld, der selbst eine ausgabe für die Poetae latini vorbereitete, haben sich inzwischen gegen die einseitige bevorzugung von B ausgesprochen, wogegen Althof seinen standpunkt festhielt und verteidigte. Auch der commentar rechtfertigt zu den einzelnen stellen mit guten gründen die beibehaltung der lesarten. Ruhig und sachlich widerlegt Althof die gegnerischen einwände. Nur an wenigen stellen hat er seinen text von 1899 zu berichtigen anlass genommen (vgl. die zusammenstellung s. XVII/XVIII im zweiten band). Zur leichteren übersicht hätten die lesarten, die s. 105fgg. dem text folgen, lieber unter den text gesetzt werden sollen. Der erste band enthält ein wort- und sachverzeichnis und als beilage die beschreibung vom gastmahl an Attilas hofe nach Priscus. Nützlich wäre vielleicht auch die aufnahme der Waltherabschnitte (cap. 7—12) aus der Novaleser

1) Zu band I vgl. Marold, Litteraturbl. f. germ. u. rom. phil. 21, 1900, s. 235fgg.; P. v. Winterfeld, Anz. f. d. a. 27, 1901, s. 9fgg.; K. Strecker, Deutsche litteraturztg. 1903, s. 149fgg.; Schönbach, Allg. litteraturbl. 12, 466fgg.; F. Kuntze, Zeitschr. für gymnasialwesen 57, 240fgg.

chronik gewesen. Man wird zunächst den ersten band nach Althof selber verbessern und ergänzen müssen, um ihn auf die gleiche stufe mit dem zweiten band zu stellen. Dann aber darf man sich des ganzen werkes sehr wol erfreuen. Der commentar ist mit grossem fleiss und erschöpfender gründlichkeit gearbeitet und als eine abschliessende zusammenfassung der arbeiten über Ekkehards gedicht zu begrüssen. Sobald sich Althof auf die nächsten ziele seiner aufgabe, auf text und erklärung von Ekkehards Waltharius beschränkt, ist er ein zuverlässiger führer. Vor allem erhellt aus den sorgsam zusammengetragenen und mit eigenen beobachtungen vervollständigten anmerkungen die stilistische und sachliche abhängigkeit Ekkehards von litterarischen vorbildern, Vergil, Prudentius, Vulgata usw. Bei der reiterschlacht (vgl. s. 74), beim prunkmahl Attilas (s. 100), bei Walthers und Hiltgunts flucht (s. 130), ja sogar bei der schilderung des rastortes der flüchtlinge (s. 167) sind wie bei den nachfolgenden kämpfen litterarische anleihen und mithin eigene erfindungen Ekkehards sehr wahrscheinlich. Ansprechend erklärt Althof s. 191, wie Ekkehard das epische traummotiv, das ihm ebenso die antike wie die deutsche dichtung darbot, im hinblick auf den von ihm frei erfundenen schluss 621/7 verwertete. Dadurch werden die bemerkungen bd. I s. 45 über den echt deutschen grundzug des Waltherepos berichtigt und eingeschränkt. Auch für die namen der gegner Waltharis hat Althof Zeitschrift 34, 365 fgg. (vgl. bd. II, 184) Ekkehards erfindung wahrscheinlich gemacht. Somit bleibt fast nichts übrig, was aus Ekkehards gedicht unmittelbar auf eine deutsche vorlage zurückgeführt werden könnte. Dem St. Galler mönch wird wol nur eine allgemeine inhaltsangabe eines Walthergedichtes, wofür der altenglische Waldere spricht, vorgelegen haben, die er im ganzen und einzelnen mit grosser freiheit behandelte. „Auch ich stimme mit Meyer im allgemeinen darin überein, dass Ekkehard die geschichte von Walther in kürze gehört oder gelesen und danach das gedicht selbst geschaffen hat, also auf dem grunde einer dürftigen überlieferung mit hilfe seiner schöpferischen phantasie sein poetisches gebäude errichtet hat, und mir drängt sich dabei immer wider der vergleich mit der kleinen erzählung von schicksalen Salzburger emigranten in Gera und der herrlichen dichtung auf, welche Goethes genie daraus schuf." So schreibt Althof in der einleitung (bd. II, s. V).

Mit diesem urteil trägt Althof gerade auch in weitere kreise die richtige auffassung im gegensatz zu der ansicht, die Kögel in seiner altdeutschen litteraturgeschichte II 1897 noch kurz vor beginn der neu und kräftig einsetzenden Waltherforschung formulierte, wobei Ekkehards selbständigkeit der quelle gegenüber viel zu gering eingeschätzt wurde. Ekkehards ehrgeiz war ein vergilianisches epos. Die deutschen züge entspringen meistens der allgemeinen mittelalterlichen anschauung, die die vergangenheit nur im lichte und gewande der eigenen zeit sich vorzustellen vermag. Mit recht bemerkt Althof zu der kriegsaltertümern, dass sie, wenn auch mit römischen ausdrücken geschildert, doch nur die bewaffnung zur zeit der entstehung der dichtung, also um 920, widerspiegeln. Ekkehards umwelt in litteratur und leben kehrt auch in seinem gedicht wider. Wie schon W. Meyer (Zs. f. d. A. 43, 125) andeutete, muss bei den späteren mittelalterlichen gedichten vor allem festgestellt werden, ob sie selbständige überlieferung enthalten oder aus Ekkehards epos schöpfen. So erklärt Althof s. 52 z. b. die abweichung des Nibelungenliedes, dass Hagen von Etzel entlassen wird, nicht wie bei Ekkehard entflieht, für eine bewusste und selbständige änderung des mhd. dichters. Dass die Þiðrekssaga Ekkehard benutzt, ist längst zugegeben. Sollten die abweichungen nicht auch hier bewusste änderungen und neuerungen des sagaschreibers oder seiner vorlage sein? Dann bliebe überhaupt

unsere kenntnis der alten Walthersage am ende doch nur auf den Waldere und Ekkehard, der in bezug auf seine vorlage mit grösster vorsicht zu benutzen ist, beschränkt. Das mhd. gedicht, die Þiðrekssaga und die polnische chronik gehen vielleicht auf eine gemeinsame vorlage zurück, wo der inhalt des Waltharius unter dem einfluss der Hildesage teilweise umgearbeitet und in der art der mhd. heldengedichte behandelt wurde. Hierbei scheint Walthers kampf mit den verfolgenden Hunnen in den vordergrund gerückt worden zu sein, während der ursprüngliche kampf mit Gunther und seinen recken zurücktrat. Die oft hervorgehobenen und missdeuteten anklänge der späteren überlieferung an die Hildesage wären demnach keineswegs ursprünglich, sondern einfach aus litterarischen einflüssen der mhd. zeit zu erklären. Die übereinstimmung einiger namen, Hiltgunt und Hagen im Waltharius mit Hagen und Hilde, veranlasste die verschmelzung der beiden sagenstoffe.

Die reichhaltigen erläuternden anmerkungen vereinigen alles, was in letzter zeit über Ekkehards gedicht geschrieben wurde. Manche wachsen fast zum umfang selbständiger aufsätze an. Ein sachverzeichnis wäre bei der fülle des hier verarbeiteten stoffes sehr willkommen gewesen, z. b. eine zusammenstellung aller stilistischen anleihen aus Vergil, Prudentius usw. Der Waltharius bietet ja so viele litteratur- und culturgeschichtliche altertümer. Das wörterverzeichnis I 129 fgg. hätte man gern zu einem vollständigen wörterbuch erweitert gesehen. Der commentar ist freilich so umfangreich ausgefallen, dass ausser dem anhang über die kriegsaltertümer dem vf. kein raum mehr übrig blieb.

Über Geraldus vertrat Althof in den jahrbüchern der Erfurter Akademie der wissenschaften 1904 eine neue ansicht: er ist ein Strassburger dompriester, früherer zögling des Strassburger bischofs Erchambald. Dadurch wird auch die übersetzung ,de larga cura' = ,in grosser liebe' bestimmt. Gerald schrieb Ekkehards autograph ab. Alle erhaltenen handschriften gehen auf Geralds abschrift zurück.

Althof hat wennmöglich auch die ahd. glossen zur erklärung herangezogen, indem er die von Ekkehard verwandten lateinischen worte mit den entsprechenden glossen, die den lateinischen ausdruck verdeutschen, belegte. Doch scheint mir aus diesen zusammenstellungen kein sonderlicher gewinn erwachsen zu sein.

In rein germanischen sachen ist der vf. nicht immer ganz sicher und zuverlässig. S. 21 ist ahd. *akî* (furcht) und *ekka* (schneide) in unmögliche beziehung zum namen Hagens gesetzt. S. 326 wird die runeninschrift der Nordendorfer spange nur nach Dietrichs deutung (Zs. f. d. a. 14, 75) ohne weiteres als sichere auslegung angeführt. S. 340 wird hölle aus *hel* nach Simrocks mythologie erklärt. Dass die altnordischen und englischen citate immer in übersetzung gegeben sind, kann ich nicht billigen. Einige anmerkungen wie z. b. die über Walthers Wielandwaffen (vgl. zu 265 und 965) sind voll verständlich erst in der zusammenfassenden am andern ort gegebenen darstellung. In diesem falle ist die übersetzung des Walthariliedes (grosse ausgabe s. 189 fgg.) nachzulesen.

Grosses gewicht legt Althof auf die sacherklärungen. Dazu dient besonders der anhang s. 372—416, der eingehend die kriegsaltertümer erörtert und dem culturhistoriker hochwillkommen sein wird. Hierbei unterscheidet Althof so genau als möglich zwischen den altertümern, die Ekkehards gelehrten studien entstammen, und denen, die fürs 10. jahrhundert gelten; vgl. z. b. anmerkung zu 914 und 919 über die fränkische doppelaxt.

Ekkehards litterarische persönlichkeit, wie er seinen stil an lateinischem muster heranbildet und trotz der zahlreichen wörtlichen entlehnungen doch selbständig bleibt

in der verwertung dieser beutestücke und im aufbau seines epischen gedichtes, tritt jedem leser aus Althofs commentar mit voller deutlichkeit entgegen. Und dieses richtige bild wirkt auch klärend auf jede weitere benutzung des Waltharius, wo vor allem zu entscheiden ist, ob Ekkehard eigenes bietet oder einer vorlage folgt. Im Waltharilied (grosse ausgabe s. 197) zählt Althof für Ekkehards vorlage folgende hauptzüge auf: name von Walthers vater, Walthers und Hildegundens aufenthalt bei den Hunnen, der eine vergeiselung zur voraussetzung hat, Walthers kriegstaten und feldhauptmannschaft, besitz der von Wieland geschmiedeten waffen, überfall durch Gunther und seine mannen, anbieten und zurückweisen eines lösegeldes, kampf mit Gunthers begleitern, fernbleiben Hagens, schliesslicher kampf Walthers mit Gunther. Je weniger der Waltharius für die deutsche heldensage gilt, desto mehr bedeutet er für die litteraturgeschichte. Was auf der einen seite verloren geht, bringt auf der anderen reichen gewinn. Und schliesslich ist doch auch die heldensage nur eine schöpfung einzelner dichter, die die ältere überlieferung selbständig weiterführten.

ROSTOCK. W. GOLTHER.

Ludwig Bellermann, Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem verständnis. Dritte aufl. Berlin, Weidmann 1905. Drei bde. VIII u. 348, VIII u. 332, II u. 328 s. geb. 18 m.

Bellermanns erklärung der Schillerschen dramen hat in den 17 jahren die seit ihrem ersten erscheinen verflossen sind, einen verdienten sieg über die concurrenz davongetragen, die ihr etwa in der sprichwörtlichen kleinlichkeit Düntzerscher erläuterungen oder in Weitbrechts eher zu temperamentvoller behandlung entgegenstand. Und so erscheint das bewährte werk im säcularjahre zum dritten male, vermehrt um die hälfte seines bisherigen umfanges. Die neu hinzugekommene besprechung des dramatischen nachlasses wäre von vornherein als glückliche bereicherung zu begrüssen, bestünde nicht die alte erfahrung, dass das dritte stockwerk, das nachträglich einer in sich abgeschlossenen architektur aufgesetzt wird, selten eine ästhetische hebung des ganzen bedeutet. Und so tritt auch hier das bedenken auf, ob der zuwachs mit der anlage der beiden ersten bände so recht übereinstimme?

Eine ästhetisch-dramaturgische analyse war B.s bisheriges ziel; die erste vorrede lehnte ausdrücklich den anspruch auf litterarhistorisches verdienst ab. Dieser vorbehalt mag das buch vor mancherlei einwänden bewahrt haben; wir hatten auf eine consequente genetische darstellung, die von der keimzelle aus das reifen jedes planes, seine befruchtung durch quellenstudium, erlebnisse und litterarische anregungen, seine beeinflussung durch fremdes urteil, eigene ästhetische tendenzen und bühnenrücksichten bis zur aufführung und bis zu den letzten änderungen vor der drucklegung verfolgte, verzicht zu leisten (so lohnend auch diese entwicklung beim Don Carlos, Wallenstein, Tell gewesen wäre) und hatten uns statt dessen an der gründlichen würdigung und ausdeutung des fertigen kunstwerkes zu erfreuen und stellenweise aus ihr zu lernen. Welchen standpunkt findet nun aber der ästhetiker gegenüber einem ungeordneten haufen von skizzen, vorstudien und bruchstücken? Lohnt es die mühe, dieses chaos zu sichten, lediglich um in inhaltsangaben den voraussichtlichen gang der handlung für jedes einzelne stück, so gut es möglich ist, zu construieren? Wenn auch die grossen fragmente eine weitergehende beurteilung zulassen, so scheint bei den gänzlich unausgeführten entwürfen damit nur die arbeit des herausgebers widerholt. Und zwar überflüssigerweise, da der leser aus Bellermanns eigener commentierter ausgabe (Schillerausgabe des Bibliograph. instituts bd. X) oder aus der übersichtlicheren neuesten anordnung Kettners (v. d. Hellens säcular-

ausgabe bd. VIII) weit deutlichere begriffe empfangen würde als aus dieser umschreibung. Nicht nur eine deutlichere, sondern auch eine richtigere anschauung: denn er würde der versuchung, die geplanten motive als bereits feststehend anzusehen, nicht in dem masse ausgesetzt sein, als es die aus verschiedenen stadien des entwurfes zusammengeholte und möglichst vereinheitlichte inhaltserzählung nahelegt. Beispielsweise dürfte dem letzten act des 'Demetrius' die aufopferung des Kasimir nicht ohne fragezeichen zugeteilt werden, nachdem der völlige wegfall der scenen in Sambor angenommen ist. Wenn Lodoiska überhaupt gestrichen war, so hatte auch ihr bruder als solcher keine daseinsberechtigung mehr. Wollte aber Schiller auf das schöne motiv, kurz vor dem ende des helden seine unschuldsvolle zeit im hause des Woiwoden noch einmal aufleben zu lassen, nicht verzichten, so wäre es für ihn immerhin möglich gewesen, auf einen früheren gedanken zurückzukommen und das liebende mädchen selbst in verkleidung für Demetrius eintreten zu lassen. Solche, oder auch wichtigere varianten der entwürfe teilt B. nicht mit, und so kommt überhaupt der eindruck der drängenden überfülle von stoff und erfindung, des schier unendlichen reichtums an gestaltungsmöglichkeiten — der erste eindruck, den der litterarhistoriker festhalten würde — bei ihm gar nicht zur geltung.

Während sich die ästhetische anlage recht spärlich verzinst, hätte sich der litterarhistorischen ausmünzung eine unendlich reiche fundgrube geboten. Wo stehen zum zweiten male die türen zur werkstatt eines dramatikers so weit offen? Welche aufschlüsse über Schillers arbeitsmethode, über die kühle sachlichkeit, in der er mit sich selbst zu rate ging, und über die hauptpunkte, die ihm bei jedem plan vor augen standen! Und welches licht könnte aus einer weniger die einzelnen entwürfe analysierenden als vielmehr die grundzüge zusammenfassenden behandlung auf die vollendeten dramen der späteren zeit zurückfallen. Wenn wir z. b. sehen, welchen wert Schiller den uns etwas verächtlich gewordenen begriffen der rührenden und der dramatisch glänzenden situation beimass, wie wenig seine erfindung ein motiv aus dem anderen logisch herausspann (so früher beim Bauerbacher entwurf des Don Carlos), sondern wie sich die wirksamen theaterbilder zunächst ganz unvermittelt seiner phantasie aufdrängten und wie es erst nachträglich seine aufgabe war, sie in zusammenhang zu bringen, so führt uns diese erkenntnis den besten weg zur analyse der 'Jungfrau von Orleans' und des 'Tell'.

Freilich müssten vor einer solchen anschauung des dichterischen schaffens manche ausführungen recht überflüssig erscheinen, um die sich B. in den ersten teilen viel mühe gegeben hat. Ich muss z. b. bekennen, dass mir die häufig erörterte frage, ob Tell eigentlich auf das haupt des kindes schiessen d u r f t e oder ob er absichtlich vorbeischiessen oder ob er nicht lieber gleich auf den landvogt anlegen sollte, ungefähr ebenso belanglos für das verständnis Schillers erscheint als für Shakespeare die frage, ob das urteil im 'Kaufmann von Venedig' nach modernen begriffen rechtskräftig sei. Ja, derartige fragen sind geradezu verhängnisvoll, so weit sie etwa als aufsatzthemata in der schule missbraucht werden. Einer auffassung, die in dichters lande geht, bliebe höchstens die fragestellung übrig: wie ist es Schiller gelungen, die tausendjahralte apfelschusslegende zu motivieren? Und gäbe es einen 'schweren vorwurf', gegen den Bellermann Schiller in schutz zu nehmen hätte, so wäre es nur der, dass er eine fabel überhaupt ergriff, die die reflexion des modernen lesers verletzen kann.

Es ist eine gefahr dieser sogenannten ästhetischen betrachtung, dass sie in das 'in sich ruhende kunstwerk' von aussen her unkünstlerische und unmethodische gesichtspunkte hineinträgt. Unmethodisch ist es z. b., wenn B. seine ziemlich äusser-

liche definition des tragischen, die er der besprechung der vollendeten dramen vorausgeschickt hat, nun a priori auf die fragmente anwendet und zu dem schlusse kommt, Schiller habe die 'Malteser' fallen lassen, weil eine notwendige bedingung tragischer wirkung, nämlich der tod des helden, fehlte. Dasselbe wird bei der 'Prinzessin von Celle' und beim 'Warbeck' angedeutet. Obwol nun in der ästhetischen wissenschaft über die notwendigkeit des tragischen todes ebenso wenig völlige einigkeit besteht wie unter den dramatikern selbst (es sei z. b. an Hebbel erinnert, der den 'Prinzen von Homburg' mit nachdruck für eine tragödie erklärte), berührt B. mit keinem wort die frage, wie eigentlich Schiller über diesen punkt dachte. Dass der 'Fiesco' auch noch in der Mannheimer bearbeitung 'trauerspiel' heisst und dass der 'Tell' auf einem titelverzeichnis als 'tragödie' figuriert, müsste eigentlich zu der vermutung führen, dass Schiller nicht ganz unabhängig von den anschauungen des 18. jahrhunderts war, die das eigentliche wesen der tragödie in der heroischen handlung und im ausdruck erhabener gesinnungen erblickten. Die 'Malteser' nun wären, obgleich der held, nachdem er sein teuerstes geopfert, am leben blieb, wol auch für modernes empfinden eine tragödie geworden. Für Schiller waren sie es sicher, denn das gebiet der tragödie „umfasst alle mögliche fälle, in denen irgend eine naturzweckmässigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische zweckmässigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird.“ Wir können in alle gedankengänge bei diesen drei entwürfen einblicken: warum hat Schiller, angenommen er hätte wirklich das bedürfnis nach tötlichem ausgang empfunden, niemals diese möglichkeit erwogen? Nennt er nicht vielmehr bei der 'Prinzessin von Celle' die verbannung „einen echt tragischen ausgang, wo unglück und grösse vereinigt sind“? Und findet sich nicht unter den Demetriuspapieren die sorgfältige abwägung der gründe, die für und wider 'Demetrius' oder 'Warbeck' sprechen, wobei gerade der 'glückliche ausgang' für 'Warbeck' ins gewicht fällt?

Jedesfalls erweist sich das bemühen, den dramatischen nachlass unter den gleichen gesichtspunkten wie die vollendeten werke zu betrachten, als ein gefährliches. Ganz consequent liess es sich überhaupt nicht durchführen: mit recht nimmt B. auf äussere veranlassungen und quellen bei den entwürfen mehr rücksicht als vorher und sucht auch (nach Kettners vorgang) das gemeinsame, das ihn an den verschiedenen stoffen anzog, z. b. den immer widerkehrenden ausgangspunkt von einem verjährten verbrechen und die damit zusammenhängenden parallelbildungen zur Ödipusfabel, herauszuheben. Mit unrecht leugnet er dagegen beim 'Demetrius' das schicksalartige der fabel ganz ab. Ich kann nur Kettners neuerdings in der säcular-ausgabe widerholten ausführungen beistimmen, wonach die dunkle antike schicksalstragik mit dem historisch-ethischen pragmatismus Wallensteins combiniert ist. Dass Demetrius bis zur enthüllung völlig blind den ihm bestimmten weg geht, diese übereinstimmung mit Ödipus kann man nicht rein äusserlich nennen. Gerade die falsche voraussetzung, unter der er sich ahnungslos in die schuld verstrickt, unterscheidet ihn bis zu diesem punkte von Wallenstein, mit dem er allerdings vom moment der enthüllung ab gleichen schritt geht. So ist das Ödipusschicksal nach Kettner zum grandiosen unterbau für eine erschütternde moderne willenstragödie geworden.

Was übrigens Goethes besprechung des Demetriusplanes in den 'Annalen' betrifft, so halte ich seine erinnerung durchaus nicht für so 'verblasst und unsicher' wie B. annimmt (III, 281). Das vorspiel, das dem der 'Jungfrau von Orleans' ähnlich geworden wäre, ist mit leichtigkeit in den Samborscenen zu erkennen, die die berufung des helden zu seiner grossen laufbahn enthalten. Dass sie zunächst als

erster act gedacht waren, entspricht widerum nur dem prolog der 'Jungfrau', der noch in bühnenmanuscripten und in einem briefe an Goethe (3. april 1801) als erster act bezeichnet wird. Als das andere vorspiel sind die lustigen auftritte in der trinkstube der polnischen landboten anzusehen, die wie 'Wallensteins lager' das zusammengelaufene gesindel, das die unternehmung des helden zu tragen bestimmt war, charakterisiert hätten. Diese auftritte sollten nach wegfall der Samborscenen vorübergehend die handlung eröffnen (vgl. Kettners Krit. ausgabe I, 168), und Schiller hat sie sogar ausdrücklich als prolog bezeichnet (ebenda s. 111: „Diese scene dient der hauptscene zum dramatischen prologus").

Die behandlung der kleineren fragmente (die fortsetzung des 'Bürgergenerals' fehlt; auch wäre, wenn einmal die fragmente vollzählig behandelt werden sollten, der 'Menschenfeind' hinzuzuziehen gewesen) gibt zu wenig bemerkungen anlass. Nur auf den irrtum (III, 218), dass sich der plan der 'Agrippina' erst an die Britannicusübersetzung von 1804 anschliesse, sei aufmerksam gemacht; Schiller hat die allerdings an Racine anknüpfende tragödie bereits auf dem grossen titelverzeichnis aus den 90er jahren erwähnt. — Was den titel 'Die braut in trauer' angeht, so habe ich an anderer stelle an Congreves stück erinnert, dessen name, wenn nicht von J. El. Schlegel her, so sicherlich aus den häufigen citaten in Homes 'Grundsätzen der kritik' Schiller im ohr lag. So erklärt es sich vielleicht, dass er unbewusst auf diesen titel verfiel, dessen bedeutung aus der unklar umrissenen handlung, wie B. richtig bemerkt, schwer zu erkennen ist.

Es bleibt noch auf den grundstock des buches einzugehen, der sich in der neuen auflage bis in den dritten band hinein erstreckt, da 'Braut von Messina' und 'Tell' aus dem zweiten herübergenommen sind. Durch bedeutende erweiterungen wurde diese neue verteilung nicht bedingt. Wenn B. durch gelegentlich hinzugekommene seitenblicke auf Hauptmann, Ibsen und Gorkij zeigt, dass er zu diesen dichtern kein verhältnis hat, so wird er damit die neueste litteratur nicht reformieren. Beachtenswert ist dagegen I, 139 die neue hypothese, dass Leonorens grausamer tod im Fiesco ursprünglich dazu dienen sollte, einen zunächst geplanten selbstmord Fiescos zu veranlassen. Und sehr glücklich ist I, 345 fg. die schlagende widerlegung von Harnacks merkwürdiger auffassung, dass die umfassenden vorbereitungen zu einem durch auswärtige mächte unterstützten befreiungskrieg der Niederländer nicht Posas wirkliche hinterlassenschaft, sondern eine fälschung Albas sein könnten. Im übrigen ist die seit den früheren auflagen erschienene Schiller-litteratur nicht consequent benutzt; vollständigkeit besteht nur in allem, was schulprogramm heisst. Es ist dankenswert, dass die neuen ergebnisse dieser litteratur nicht übersehen sind, aber die umständlichkeit, mit der hie und da irrige ansichten zurückgewiesen werden, schwellt die darstellung auf. Auch die bekämpfung verjährter irrtümer hätte in der neuesten auflage wol wegbleiben können; über die starken sünden Düntzers in der einzelerklärung wäre mit der zeit der mantel christlicher liebe zu breiten, und wenn Boxberger mit seinem verdienstvollen aufsatz aus dem jahre 1868 festgenagelt wird, da er das homerische vorbild der Montgomeryscene nicht genau bestimmte, so geschieht ihm sogar unrecht, denn in seinen zwei später erschienenen Schillerausgaben hat er richtig auf die Lykaonepisode hingewiesen. Ferner dürfte der heutige Berliner darsteller des Melchtal es sich verbitten, dass der tadel, den vor 17 jahren sein vorgänger erntete, nun ohne weiteres auf ihn übertragen wird (III, 174).

Ein versäumnis, das bereits der zweiten auflage vorzuwerfen wäre, besteht darin, dass B. bei gelegenheit seiner eigenen Schillerausgabe nicht die verschiedenen

textkritischen bemerkungen gründlich revidiert hat. So blieb z. b. eine falsche auffassung der Don Carlos-ausgabe von 1802 stehen. Wenn sie nur in den ersten sechs auftritten änderungen aufweist, so war nicht etwa 'die arbeit des dichters unterbrochen worden' (I, 303), sondern Schiller konnte, da diese sogenannte prachtausgabe gleichzeitig mit den ausgaben von 1801 gedruckt wurde, von vornherein nur die correctur der ersten vier bogen lesen (Geschäftsbriefe s. 256). Die änderungen, wie z. b. die v. 681, allerdings durch einen sechsfüssler, vor dem Schiller gerade damals nicht zurückscheute, gewonnene verdeutlichung 'an Ihrer hand' statt des nur aus der älteren fassung verständlichen 'mit ihr' und v. 809 die ausfüllung eines durch streichung unvollständig gewordenen verses hat Schiller nicht etwa später 'mit bedacht' fortgelassen (I, 320), sondern sie waren überhaupt seinem gedächtnis entfallen, da er sich für die letzte umarbeitung einer ausgabe von 1801 bediente. Was aber diese letzte form des dramas im 'Theater' von 1805 anbetrifft, so ist es unberechtigt, wenn B. eine ihrer lesarten anzweifelt mit der begründung: „Da er den druck der ausgabe nicht mehr erlebte, so ist es nicht einmal sicher, ob wir wirklich seine letzte entscheidung vor uns haben" (I, 336). Aus dem briefwechsel zwischen Schiller und Cotta (Vollmers ausgabe s. 553 fgg.) hätte B. ersehen können, dass Schiller noch zu seinen lebzeiten die ersten aushängebogen erhielt; ausserdem aber verbot die entfernung Weimar—Tübingen es dem dichter überhaupt, während des druckes correctur zu lesen, so dass bereits das druckmanuscript seinen endgiltigen willen darstellte.

Anders verhält es sich natürlich bei den stücken, die Gädike in Weimar druckte, z. b. dem 'Wallenstein', wo sich spuren der druckcorrectur erkennen lassen (vgl. Hist.-krit. ausgabe zu Picc. 477. 888. 899 usw.); dafür hat Schiller die späteren auflagen dieses stückes überhaupt nicht mehr durchgesehen (II, 157). Für die 'Braut von Messina' hat Schiller keine correctur gelesen, und so glaube ich, dass die reihe von gedankenstrichen vor v. 2564 (III, 111) nur aus versehen aus der druckvorlage übernommen ist, in der sie vielleicht einen weiteren abstand bezeichnen sollte; hätte Schiller auf diese eigene weise eine lange pause ausdrücken wollen, so hätte er noch mehr grund zu einer derartigen angabe in den bühnenmanuscripten gehabt; dort fehlt aber jede bezeichnung.

Das sind schliesslich äusserlichkeiten, die in keinem rechten verhältnis zu den aufgaben des buches stehen. So bleiben überhaupt die einzelerklärungen von pedanterie nicht ganz frei, z. b. wenn zu Carlos 4650 fgg.

Die königin in ihrem blut — das schrecken
Des widerhallenden palastes — Lermas
Unglückliche dienstfertigkeit — zuletzt
Mein unbegreifliches verstummen

bemerkt wird: „Die reihenfolge der tatsachen in dieser aufzählung entspricht nicht den wirklichen vorgängen. Denn das verstummen des marquis, das so beängstigend auf Carlos wirkte (IV 5), liegt vor der erregten scene zwischen dem könig und der königin (IV 9)". Hier dürfte der sinn des 'zuletzt' verkannt sein, das nicht als zeitbestimmung aufzufassen ist, sondern den höchsten grad der sachlichen steigerung bedeutet. Auch II, 175 kann die anmerkung zu 'Wallensteins tod' 780 fg:

Schnell fertig ist die jugend mit dem wort,
Das schwer sich handhabt wie des messers schneide

nur irre machen. B. citiert ein schulprogramm, das statt des scheinbar unmöglichen 'schwer' die viel unmöglicheren änderungen 'leicht' oder 'schnell' vorschlägt. Er

selbst nimmt keine stellung zu der frage, während er doch das der überlieferung nach unersetzliche 'schwer' zu erklären hätte, und zwar am besten als 'folgenschwer, gefährlich', was der alten bedeutung des wortes nahekommt.

Zu viel kleinliche sorgfalt scheint mir B. der zeitbestimmung jedes einzelnen stückes zuzuwenden. Es mag von wert sein, festzustellen, dass die handlung der 'Maria Stuart' sich an drei aufeinanderfolgenden tagen abspielt. Aber wenn es deshalb, weil Schiller nach den meisten (nicht allen) quellen den 8. februar als Marias todestag annehmen musste (nach neuer forschung war es der 16., nach Brantôme der 18., nach Rapin de Thoyras der 28. februar), heisst: „Das stück spielt demnach am 6., 7. und 8. februar 1587", so ist der dichtung gewalt angetan. Ebenso gut könnte man, von Darnleys todestag (v. 278fg.) ausgehend, den 9., 10. und 11. februar annehmen, oder mit rücksicht auf die zustellung des todesurteils (I, 7) den 10., 11. und 12. november 1586. Oder man könnte gemäss der stimmung des dritten actes das stück in den frühling versetzen, und damit täte man dem dichter noch am wenigsten unrecht. Im 'Fiesco' hielt Schiller quellenmässige daten fest; wo aber findet sich in den letzten dramen und im nachlass eine spur davon, dass er sich mit jahres- und tageszahlen viel abgab? Beruht nicht vielmehr ein bewusster fortschritt seiner kunst darin, dass er solche rohstoffliche einzelheiten ausschied? Statt dies ein für allemal hervorzuheben, spürt B. jeden widerspruch auf, in den sich Schiller mit eigenen angaben oder historischen daten gesetzt hat. Er hakt bei der (nachträglich eingeschobenen) kapuzinerpredigt ein („treibt man so mit dem sonntag spott?") und hält die wochentägliche feldschule des soldatenschulmeisters und das historische datum, das auf einen mittwoch fällt, dem entgegen. 'Wallensteins lager' nämlich spielt am 22. februar 1634, weil Wallenstein am 25. februar ermordet worden ist. Der anfang von 'Wallensteins tod' muss demnach auf einen montag fallen, und im widerspruch dazu auf den 23. februar, und nun ergibt sich noch ein zweiter widerspruch aus den worten „Mars regiert die stunde", denn diese constellation passt nur auf die stunde vor anbruch des sonntags. Ist es wirklich ein wesentlicher beitrag zum verständnis Schillerscher dichtung, wenn sich aus solchen einzelheiten endlich der schluss ergibt: „offenbar hat sich Schiller um die wochentage seines stückes überhaupt nicht gekümmert"? Und sollte man dieser folgerung nicht lieber die fassung geben: Schiller hat sich nicht darauf vorgesehen, dass jemals in deutschen schulen seine dramen in dieser weise durchgekaut würden? Denn — das ist der ernste hintergrund — B.s buch hat vor allem in pädagogischen kreisen anklang gefunden, und sollten jemals in ungeschickten händen diese nebensächlichen ausführungen mehr einfluss auf den unterricht gewinnen als die treffliche behandlung, die B. dem eigentlichen gehalt jedes dramas zuwendet, dann brauchen wir nicht danach zu fragen, warum die schüler einen widerwillen gegen den dichter ins leben mitnehmen.

Es fällt auf, dass B. gerade in der zeitberechnung, also einem punkte, der für Schiller gar nicht in betracht kam, auf die historischen grundlagen der dramen so viel wert legt. Im übrigen sieht er von der berücksichtigung der quellen ab, obwol sie seine erklärung mehrmals hätten fördern können (z. b. I, 344 hätte er nicht von dem divinatorischen blick, mit dem Schiller die wahrheit der geschichte ahnte, zu sprechen brauchen, wenn er für die erzwungene abdankung Karls V. auf Merciers 'Portrait de Philippe II' verwiesen hätte). Ähnlich steht es mit der berücksichtigung litterarischer einflüsse: äusserliche wortparallelen aus Lessings 'Emilia' werden zu 'Kabale und liebe' gesammelt, während z. b. für die erklärung des schwarzen ritters in der 'jungfrau' ein verweis auf die trugbilder in der Ilias weit notwendiger

gewesen wäre. So consequent B. bei der besprechung jedes stückes zunächst sein festes schema (1. gang der handlung; 2. einheit der handlung; 3. verknüpfung der handlung) befolgt, so zwanglos reiht sich das, was er im übrigen hinzutut, an. So schliesst sich nur an 'Wallenstein' eine metrische betrachtung, die vor allem den reimpaaren des vorspiels gewidmet ist; für die besprechung des eigentlichen dramatischen metrums wäre dagegen der 'Don Carlos', der in seinen verschiedenen fassungen eine fast zwanzigjährige entwicklung verfolgen lässt, ein besserer ausgangspunkt gewesen. Die bühnenbearbeitungen werden bei den 'Räubern', 'Fiesco' und flüchtig beim 'Don Carlos' besprochen. Beim 'Fiesco' sind auch die fremden bearbeiter Plümicke und Reinbeck hinzugezogen; warum Plümicke nicht auch bei den 'Räubern'? Und warum ist die Leipziger bearbeitung des 'Fiesco' ganz unerwähnt geblieben, in der Schiller selbst zum tod Fiescos (durch Verrinas dolch) zurückkehrt?

Über die theaterbearbeitung der 'Räuber' urteilt B. sehr schroff; wenigstens verdiente die neue scene zwischen Franz und Hermann nicht so entschieden verworfen zu werden. Während B. den Hermann der älteren fassung, der den alten aus mitleid am leben erhält, für menschlich verständlicher ansieht, hat Schiller diese motivierung, die durch die weiche regung am ende der botenscene doch nicht ausreichend gestützt wird, als 'höchst fehlerhaft' empfunden. Der gedanke, dass Hermann Franzens schande mästet und so seinem lehrmeister über den kopf wächst, ist grösser; ausserdem bereitet die „interessante situation, wie sich die beiden schurken aneinander zerschlagen“, die turmscene vor; der allzu grelle effect, durch den das geisterhafte auftreten des gerippes den zuschauer überrascht, wird durch die vorausgehende andeutung gedämpft. Auch sonst geht B. in dem bestreben, Schiller gegen seine eigene kritik in schutz zu nehmen, etwas weit; z. b. begreife ich nicht recht, dass er einen theaterstreich wie die plötzliche rückkehr nach Franken im dritten act der 'Räuber' — nach Schiller 'die tödliche seite des ganzen stücks' — eine der am glücklichsten motivierten stellen nennt (I, 82).

In der beurteilung der charaktere hat B. wenig vorliebe für das psychologisch complizierte. So kann er z. b. die puppe Lionel einen sehr sorgfältig ausgearbeiteten charakter (II, 320) nennen und anderseits die möglichkeit einer momentan aufwallenden zweiten leidenschaft bei Fiesco, Ferdinand und Don Carlos (I, 293) vollständig abweisen. Und doch wird in 'Kabale und liebe' diese vorübergehende trübung von Ferdinand selbst eingestanden („eine stunde, Luise, wo zwischen mein herz und dich eine fremde gestalt sich warf“), und von da aus sollte auch ein licht auf die ähnliche Eboli-scene im 'Don Carlos' fallen.

Einen sehr fruchtbaren gesichtspunkt findet B. für die analyse der composition in der bestimmung des tragischen zieles, d. h. des entscheidenden punktes, von dem ab die unlöslichkeit des conflictes gewiss wird. Dieser begriff entspricht ungefähr dem, was Schiller später als den 'angelpunkt', als das 'punctum saliens' bei jedem stoffe suchte. Ob dieser punkt immer richtig bestimmt ist, ob er z. b. bei 'Kabale und liebe' erst im tode der beiden liebenden, wie B. annimmt (I, 57. 178), liegt und nicht vielmehr in dem moment, wo der argwohn in Ferdinands seele wurzel fasst, ob er bei den 'Räubern' bereits mit Karls entschluss, räuber zu werden, eintritt, oder III, 2 mit dem eid, die bande nie zu verlassen, oder erst IV, 5 mit dem racheschwur oder endlich V, 2 mit der erkenntnis des grossen irrtums, die gesetze durch gesetzlosigkeit aufrechthalten zu wollen, darüber liesse sich streiten. Ebenso darüber, ob der dualismus zwischen dem tragischen ziel und dem begriff eines äusseren zieles der handlung, den B. verschieden handhabt, nicht geeignet ist, verwirrung anzurichten.

Die gründliche analyse, die ohne spitzfindigkeiten mit gesundem blick in das [in]nere wesen jedes stückes eindringt — besonders zu rühmen sind z. b. die klar ge[sc]hriebenen abschnitte über das schicksal im 'Wallenstein' und der 'Braut von Messina' -[m]uss wie für den verfasser so für uns die hauptsache des buches bleiben, deren an[er]kennung durch die geäusserten bedenken keine einbusse erleiden darf. Der bisherige [er]folg des buches enthebt mich der aufgabe, auf die vorzüge näher einzugehen. Auch [de]r weg, den B. mit verschmähung litterarhistorischer resultate eingeschlagen hat, darf [k]eine andere kritik erfahren als auf praktischem wege. Der nachweis, dass auch die [en]tgegengesetzte methode, die nicht das fertige kunstwerk, sondern den dichter ins [au]ge fasst, bis zur erschöpfenden darstellung der innersten structur und des tiefsten [ge]dankengehaltes eines dramas vordringen kann, ist neuerdings durch Kettners muster[h]aftes buch über 'Lessings dramen' erbracht. Für eine analoge behandlung des [dr]amatikers Schiller bleibt auch neben B.s werk noch platz.

SCHLACHTENSEE BEI BERLIN. JULIUS PETERSEN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, un[verl]angt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Ælfric. — Wilkes, J., Lautlehre zu Ælfrics Heptateuch und Buch Hiob. (Bonner beiträge zur anglistik. XXI.) Bonn, Hanstein 1905. (IV). 176 s. [illegible] m.

[B]ethe, E., Mythus, sage, märchen. [Sonderabdruck aus den Hessischen blättern für volkskunde. IV.] Leipzig, Teubner 1905. (II). 46 s. 1 m.

[D]eutschbein, Max, Studien zur sagengeschichte Englands. 1. teil: Die [illegible]sagen (Hornsage, Haveloksage, Tristansage, Bevesage, Guy of Warwicksage). Cöthen, Otto Schulze 1906. XII. 264 s. 7 m.

Dietrich von der Glezze. — Brendel, Rudolf, Über das [illegible] gedicht 'Der borte' von D. v. d. G. Hall. dissert. 1906. 75 s.

Evangelien (westsächsische). — Trilsbach, Gust., Die lautlehre der [illegible] Evangelien. Bonn, Hanstein 1905. 174 s. 4 m.

Fletcher, Robert Huntington, The Arthurian material in the chronicles, especially those of Great Britain and France. (Studies and notes in philology and literature X.) Boston, Ginn & comp. [illegible]. IX. 313 s.

Johann von Würzburg, Wilhelm von Österreich. Aus der Gothaer handschrift herausgegeben von Ernst Regel. (Deutsche texte des mittelalters herausg. von der Kgl. preuss. akad. der wissensch. III.) Berlin, Weidmann [illegible]. XXII. [illegible] s. und 2 taff. [illegible] m.

[K]alff, G., Geschiedenis der nederlandsche letterkunde. [illegible] Wolters 1906. VIII. [illegible] s. geb. [illegible]

[K]leinpaul, Rud., Das [illegible] 152 s. geb. [illegible] m.

[K]leist, Heinr. von. — [illegible] neueren lit.-gesch. hrsg. von F. M[illegible] XXXI. [illegible] (VIII). 210 s. 5 m.

[K]ristensen, Marius, [illegible] København, [illegible]

[L]und, E. H., [illegible] häftet [illegible] 160 sp. 3 m. — [illegible]

[M]artyrologium. — [illegible] Bonn, Hanstein [illegible] 4 m.

[M]erker, Paul, Studien zur [illegible] schichte des [illegible] Leipzig, Voigtländer [illegible]

Nibelunge. — Boer, R. C., Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage. Erster band. Halle, Waisenhaus 1906. XII, 280 s. 8 m.
Nowack, Wilh., Liebe und ehe im deutschen roman zu Rousseaus zeiten, 1747—1774. Eine studie zum 18. jahrhundert. Bern, H. Francke 1906. (IV), 124 s. 2,50 m.
Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häfte 31: besolda — bestämmelse Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1906. sp. 1601—1760. 1,50 kr.
Recke, Ernst von der, Nogle folkeviseredactioner. Bidrag til visekritiken. Københ. og Krist., Gyldendal 1906. VIII, 208 s. 5 kr.
Schwester Katrei. — Simon, Otto, Überlieferung und handschriftenverhältnis des traktates „Schwester Katrei". Ein beitrag zur geschichte der deutschen mystik. Hall. dissert. 1906. (IV), 92 s.
Sjöros, Bruno, Málaháttr, en studie i fornisländsk metrik. Helsingfors 1906. [Dissert.] (VI), 152 s. u. 2 taff.
Sokolowsky, R., Der altdeutsche minnesang im zeitalter der deutschen klassiker und romantiker. Dortmund, Ruhfus 1906. IV, 169 s. 3,60 m.
Sturlunga saga efter membranen Króksfjarðarbók udfyldt efter Reykjarfjarðarbók udgiven af det Kongel. nordiske oldskriftselskab. Første bind. Kbh. og Krist., Gyldendal 1906. (IV), 576 s. 10 kr.
Tösser Schwesternbuch. — Das leben der schwestern zu Töss beschrieben von Elsbet Stagel samt der vorrede von Johannes Meier und dem leben der prinzessin Elisabet von Ungarn, herausg. von Ferdinand Vetter. [Deutsche texte des mittelalters herausg. von der Kgl. preuss. akad. der wissensch. VI.] Berlin, Weidmann 1906. XXVI, 133 s. und 2 taff. 5 m.
Trautmann, Reinhold, Germanische lautgesetze in ihrem sprachgeschichtlichen verhältnis. [Königsberger dissert.] Kirchhain 1906. 69 s. u. 1 taf.
Uhl, Wilh., Entstehung und entwicklung unserer muttersprache. [Aus natur und geisteswelt nr. 84.] Leipzig, Teubner 1906. XII, 128 s., 1 taf. u. 1 karte. geb. 1,25 m.
Uppsatser, Språkliga, III (från Filologiska föreningen i Lund) tillegnade Axel Kock. Lund, Gleerup (Leipzig, O. Harrassowitz) 1906. (IV), 315 s. 5,50 m.
Darin u. a.: C. Collin, Semasiologiska studier över abstrakter och konkreter. — Th. Hjelmqvist, Rättelser och förklaringar till några äldre nysvenska texter. — Ernst A. Kock, Gibt es im altsächs. einen gen. sg. *suno*? [die frage wird verneint: Hel. 5790 C ist *suno* acc., nicht gen.]. — Hj. Lindroth, *Dagsmeja*. — E. Ljunggren, *Passiar*. — E. Olson, Svenska *kippa* m. m. — N. R. Palmlöf, *Labet* och *bet*. — K. Stjerna, Mossfynden och Valhallstron. — J. Swenning, Skärkindstenens runinskrifter. — H. Södorbergh, Den tvåstafviga takten i svensk hexameter. — E. J. Wigforss, Några fall av oregelbunden behandling av framljudande vokal i de nordiska språken.
Wundt, Wilh., Völkerpsychologie. Eine untersuchung der entwicklungsgesetze von sprache, mythus und sitte. 2. band: Mythus und religion. 1. teil. Leipzig, Engelmann 1905. XI, 617 s. 14 m.
Züricher, Gertrud, Das Ryti-Rössli-lied. Vorläufige probe aus der im werk begriffenen Sammlung schweizerischer kinderlieder und kinderspiele. Bern, A. Francke 1906. 39 s. 0,80 m.

NACHRICHTEN.

An stelle des in den ruhestand getretenen geh. regierungsrats prof. dr. Oskar Schade wurde der privatdocent professor dr. Rudolf Meissner in Göttingen als ordinarius nach Königsberg berufen.

Professor dr. Konrad Zwierzina in Freiburg in der Schweiz ist zum ordentl. professor an der universität Innsbruck ernannt worden; der privatdocent professor dr. Karl Drescher in Bonn zum ausserordentlichen honorarprofessor an der universität Breslau.

Für germanische philologie habilitierten sich dr. Primus Lessiak an der deutschen universität in Prag und dr. Walther Brecht an der universität Göttingen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

Inhalt.

Miscellen und litteratur.

Die **Zeitschrift für deutsche philologie** erscheint in bänden von je 4 heften in durchschnittlichem umfang von 9 bogen zum preise von ℳ 20,— pro band. Zu beziehen durch alle buchhandlungen und durch die post (postzeitungsliste 8804 b). Einzelne hefte werden nur im buchhandel und nur zu erhöhtem preise abgegeben.

Alle **manuscripte** und mitteilungen, sowie recensionsexemplare sind an den herausgeber, professor dr. H. Gering in Kiel zu richten. Die manuscripte müssen in druckfertigem zustand abgeliefert werden. Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuscripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Die mitarbeiter, deren beiträge mit ℳ 20,— für den druckbogen honoriert werden, erhalten 10 separatabzüge ohne besondere paginierung kostenfrei geliefert, jedoch nicht vor ausgabe des heftes, in welchem der betr. beitrag erscheint. Eine grössere anzahl separatabzüge kann nur nach rechtzeitig erfolgter verständigung mit der verlagshandlung angefertigt werden. Dieselben werden mit 1 ₰ für jede druckseite berechnet.

Die erste korrektur der beiträge wird in der druckerei, die zweite vom verfasser, die dritte von der redaction gelesen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET von JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

ACHTUNDDREISSIGSTER BAND

HEFT 4

(AUSGEGEBEN IM OKTOBER 1906)

HALLE a. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1906.

GOT. *HAIÞNÔ.*

In seiner inhaltsreichen und dankenswerten untersuchung über „Griechische lehnworte im gotischen" (Sitzungsberichte der kgl. preuss. Akademie der wissenschaften, jahrgang 1905 s. 726fgg.) hat Wilhelm Schulze got. *haiþno* (Marc. 7, 26) mittelst einer anderen hilfskonstruktion, als sie Sophus Bugge nach Torp (Idg. forsch. 5, 178) entworfen hatte, auch seinerseits auf griech. ἔθνος zurückgeführt. Ich kann jedoch nicht finden, dass die beweisführung besser begründet und erfolgreicher sei.

Bugge war von armenisch *hethanos* ausgegangen; Schulze ist zu seiner combination durch koptisch *heϑnos* < griech. ἔθνος angeregt worden. Eingehendere studien über die griech. aspiration ermutigten ihn zu der folgerung, dass überhaupt im griechischen neben ἔθνος eine jüngere form ἕθνος verbreitet gewesen sei („etwa mit anticipation des dem ϑ anhaftenden hauches" s. 747). War dies der fall, dann muss die aufnahme des griechischen wortes in jener frühen periode erfolgt sein, in der die ersten anfänge des einflusses der griechischen kirchensprache bemerkbar werden. Das zeitalter der gotischen bibelübersetzung unterscheidet wie Stolzenburg (Ztschr. 37, 368) so auch Schulze (a. a. o. s. 742) von jener älteren periode. Damals erfuhren die lehnwörter eine volkstümliche adaptierung, jetzt zeigen sie in der bibel ausgesprochen gelehrten charakter oder erscheinen geradezu bloss in gotischer transscription. *haiþnô* müsste also, weil es sich aus den belegen für ἔθνος in den griechischen bibelhandschriften nicht unmittelbar ableiten lässt, den älteren griechischen bestandteilen der gotischen kirchensprache zugerechnet werden. „Die griechischen worte wirkten auf den Goten nicht als tote schriftbilder, sondern durch den lebendigen klang der gesprochenen und gehörten laute" (s. 746). So berechtigt diese these ist — ich vermisse den beleg dafür, dass auf dem Balkan, im norden des griechischen sprachgebiets ἕθνος gesprochen worden sei; für den osten liesse sich diese form hören, weil das armenische und das koptische sie bieten; bisher hatte man denn auch die gotische entlehnung in Kleinasien lokalisiert (Falk og Torp, Etymologisk ordbog 1, 278); diese entscheidung hat aber nicht den beifall Schulzes gefunden (s. 756 anm. 1).

Nun wäre ferner an sich nichts dagegen einzuwenden, dass Schulze got. *haiþno* als **haiþno* interpretiert. Man bekommt aber von ihm keine

befriedigende antwort auf die frage, wie aus dem griech. nomen subst. ἔθνος das adj. *haiþno* entstanden sein möchte. Die beziehung dieses wortes auf griech. ἔθνος schwebt völlig in der luft, denn an der einzigen stelle, wo es belegt ist, dient es zur übersetzung von griech. Ἑλληνίς (Marc. 7, 26). Daher hat die phantasie unbegrenzten spielraum. Schulze ist sich der formellen schwierigkeiten, die zwischen ἔθνος und *haiþno* liegen, voll bewusst. Er sagt: „sobald man die zweideutigkeit der gotischen orthographie erwägt, die *ai* wie *ĕ* zu lesen erlaubt, scheint sich das rätselhafte *haiþno* zu entpuppen als eine zwitterbildung aus griechischem wortstamme, wie ihn das naive empfinden aus der geläufigsten neutestamentlichen bezeichung der heiden, τὰ ἔθνη, herauslösen musste, und gotischer femininendung. Gewiss ist es eine zwangsgermanisierung, aber die rohe form der entlehnung wird entschuldigt durch die zwangslage, in der sich der übersetzer befand" (s. 755 fg.). Nun haben wir es aber doch mit einem der griechischen kirchensprache angehörenden terminus der christlichen mission zu tun. Er gestattet nicht „das naive empfinden" oder „die rohe form der entlehnung" in rechnung zu stellen und keinesfalls kann die entlehnung eines griech. ἔθνος, wie bereits bemerkt, von unserem „übersetzer" vorgenommen sein, dessen art von naivetät ebenso weit entfernt ist als von der tendenz, auf kosten der sprache und der deutlichkeit sich rohe zwitterbildungen wie *haiþno* zu gestatten.

Schliesslich vermag aber auch Schulze nicht, auf got. *haiþi* zu verzichten und ahd. *heidan*, anord. *heiþinn* usw. ausser geschichtlichem zusammenhang mit got. *haiþno* zu erhalten. Den übergang von *haiþno* zu *háiþno*, dessen er bedarf, erklärt er so: „weil *haiþno* isoliert dastand, ohne alle anknüpfung im gotischen wortschatze, konnte es etwaiger volksetymologischer verführung keinen ernstlichen widerstand entgegensetzen und geriet so in den bannkreis des nächst anklingenden germanischen wortes *haiþi*" (s. 756). Diese durch eine üble metapher beeinträchtigte argumentation (weil *haiþno* isoliert war — musste es sich mit *haiþi* associieren) berücksichtigte nicht das zähe sonderleben isolierter wortformen[1].

Schulzes behauptung, got. *haiþno* gehe direkt auch griech. ἔθνος zurück, muss also vorerst als verfrüht bezeichnet werden. Ich möchte aber davor warnen, sich gründlicher in diesen imaginären zusammen-

1) Ich erinnere z. b. an got. *marikreitus*. Dieses wort vermochte — auch wenn die neueste erklärung von *-kr-* (Behaghel, Zeitschr. f. d. wortforsch. 4, 250) etwas austrüge — der volksetymologischen „verführung" durch **marigriut-* sich zu erwehren (vgl. Schulze s. 740 fgg.).

hang zu vertiefen. Denn *haiþno*, das Schulze selber wider mit *haiþi* verknüpft, lässt sich aus dieser sippe nicht verstossen. Allerdings muss hervorgehoben werden, dass Schulze dem bisherigen verfahren, got. *haiþno* an *haiþi* durch vermittlung von lat. *paganus* zu koppeln, ein jähes aber wolverdientes ende bereitet hat. Denn got. *haiþi* (urgerm. **haiþjô*-) hat eine bedeutung, die von *paganus* und *pagus* so weit abliegt, dass eine association vollständig ausgeschlossen ist. **haiþjo*- bezeichnet unbewohntes und unkultiviertes land (genauer: die steppe[1]) und muss als ein synonymon von „wildnis" gelten (vgl. *haiþiwisk* = *wilþi* Marc. 1, 6). Nach germanischer anschauung ist lat. *pagus* von got. *haiþi* durch eine ungefähr ebenso tiefe kluft getrennt wie „geheuer" von „ungeheuer". *Paganus* ist nicht got. *haiþno*, sondern got. *gauja*.

Wenn ich daher aufs neue dafür eintrete, dass *haiþno* mit got. *haiþi* etymologisch zusammengehört, so bin ich mit Schulze auch darin einer meinung, dass wulfilanisches *haiþno* aus *haiþi* ohne gewaltsamkeit nicht abgeleitet werden kann (s. 752).

Wir haben jedoch gar keine veranlassung, uns auf die durch got. *haiþi* dargestellte stammform zu beschränken. Got. *tainjo* steht im got. neben dem *a*-stamm *tains*. Schulze vergleicht damit durchaus zutreffend anord. *gedda* : *gaddr* und ein durch ortsnamen neuerdings in erinnerung gebrachtes, sehr interessantes ahd. wortpaar *musse* : *mos*; er definiert *tainjo, gedda, musse* als substantivierte adjektivbildungen (s. 733[2]). Hierbei hat er got. *haiþi* übersehen. Es liegt auf der hand, dass über **haiþjo*- ebenso geurteilt werden muss, wie über das ihm besonders nahestehende ahd. *musse* (nd. *müssen*). **haiþjo* entsprang aus älterem **haiþa* und dieses ist die gemeinsame stammform für **haiþjo*- und für *haiþno*. Jenes primäre **haiþa* hat Schulze leider ganz ausser acht gelassen und doch ist es uns nicht bloss auf morphologischem und etymologischem wege erreichbar[3], sondern aus ahd. *heidahi* — von mehrdeutigen personennamen wie *Heidolf* abgesehen — unmittelbar bekannt. Namentlich liegt aber jener primäre stamm in anord. *Heinir* (bewohner der *Heiþmǫrk*[4]) vor. Vergleicht man diesen völkernamen mit anord. *heiþnir menn, heiþni* einerseits und altgut. *hainir* (Pauls Grundr. 1², 576) andererseits, so ist evident, dass *Heinir* auf demselben bildungsprinzip

1) Vgl. Heyne, Deutsches wörterb. s. v.; Graebner, Die heide Norddeutschlands s. 27 fgg.

2) Weiteres bei Brugmann, Idg. forsch. 18, 425.

3) Falk og Torp, Etymologisk ordbog 1, 278 haben bereits akymr. *coit*, altkelt. **Letocēton* (Holder 2, 192), lat. *bucētum* herangezogen.

4) Die bei Ptolemaeus (ed. Müller 1, 276) angesetzten Χαιδεινοι müssen ausser betracht bleiben; denn es ist wahrscheinlich Χαλεινοι zu lesen.

wie got. *haiþno* beruht. Diese wortform besitzt an *Heinir* einen partner. Der eine beleg darf ohne den andern nicht etymologisch gedeutet werden. Ist nun bei altwestnord. *Heinir* griech. ἔθνος als etymon ausgeschlossen, so bedürfen wir eines griech. lehnwortes auch für got. *haiþno* nicht.

Die combination Schulzes, gegen die Zimmer noch rechtzeitig einwendungen erhoben zu haben scheint (bei Schulze s. 747 anm. 4), ist daher — gleich dem älteren Buggeschen vorschlag — abzulehnen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

AUS DEUTSCHEN HANDSCHRIFTEN DER KÖNIGLICHEN BIBLIOTHEK ZU BRÜSSEL.

(Fortsetzung zu s. 301 fgg.: MS II, 144 liedersammlung.)

Freundschaftlicher rat:

Bl. 47r Doctrina quaedam notabilis.

1. My klaegden eyn vrunt, hem geschach gewalt,
mit iamer schryen
hy spraeck: 'ick werde eer tyt te alt
dor droech mennigerleyde[1],
der nyder ende der klepper wort
hebben myn lust ende vroude verstoert,
vro syngen ende reyen.'

2. *(47v)* Ick spraeck: 'lieve vrunt, west nyet alsoe,
sals vrouden[2] schaffen.
om wille om nyemant wölle en doy,
laet mallick klappen.
west verne ende levet in iochten staet
ende wandelt naeder wysen raet,
soe enmach dich nyemant straeffen.

3. Laet droech syn droech, laet fucht syn natt,
laet princen[3] syn herren,
steck nyet dyn hant tot elick gatt,
laet wynden keeren.
laet vett ende oly boven syn,
laet dye sonne int water schyn(en),
laet domme gecken gebeeren.

4. Laet ongefraecht, nyet voel en bericht,
laet comen, dryven.
dat v nyet en roert, en roert[4] deß niet,
laet vechten, kyven.

1) *Nebenform für* mennigerleye.
2) vroudē salstu *war wie 3, 2 aus rhythmischen gründen umzustellen.*
3) pricē laet. 4) croet.

steckt tusschen snell ende[1] dick geyn hant
ende koelt des nyet dat nyet en brant,
acht dry soe voel als vyve.

5. Hanckt hoeck ende kovell naeden wynde
int oesten off westen,
ende west mit syenden ogen blint,
all keert int beste.
west dom ende mirckt doch overhoff,
(48r) west oeck mit hoerenden oren doeff
ende denckt aent eynde te lesten.

6. Al moechstu wael, doch nyet en wreck
eer tyt ende vre,
west kallende s[elden][2], swigt, nyet en spreck(e),
dyn mont den snoere[3].
suistu eyn storm off weder opstaen,
duycke en laetet over gaen
ende wacht der aventueren.

7. Wortstu gemoet, getracht, geafft[4]
mit worden, mit wercken
off oeck int nett off strick gejaecht
dat saltu mircken
ende sals mit kloeckheit halden stuer
ende wachten hent der tyt ende ure
dat a.....[2] syn dyeß wircken.

8. Kricht dich eyn slack in knyp off perse
ende wyll di druwen
ende hilt dy vur all dynck int twersch
om dy te duwen,
....[2] eyn yn ·borden, all is dyc wroick[5],
swiget ende kervet up eynen stoc
ende wyndet up eyn cluwen.

9. Laet dryven mallick synen termyn (*l.* tirm?)
(ende) dencket het moet wesen,
(48v) nemt lydsamheit vor eyn schirm,
[laet] laster achter wesen,
halt dich vor pilgeren ende vor gast
ende wrecke dyn croet nyet, eert sich past,
woltu onmoets geniessen' (*l.* genesen).

10. Hy spraeck: dye const is my wert,
ick will sy leeren,
ende will sy nemen vor eyn swert,
dar mede my weren,

1) ey. 2) *unleserlich.* 3) *Vgl. A. Tunicii .... Monostica (1514)* *12:* Den munt sal me snoren. 4) geoffent. 5) vroick; *die zeile ist mir* *unverständlich.*

ende laeten sy maelen aen eyn beilt
ende hangen si vor my als eyn schilt,
als my dye quaeden doren.

Das reimschema ababccb *dieses mir sonst nirgends aufgestossenen liedes findet sich öfters z. b. Antw. ldb. (Hor. belg. XI) nr. 53. 147, s. auch unten bl. 72r, aber eigentümlich ist hier die kürze der klingend ausgehenden zeilen: 2 und 4 zu zwei, 7 zu drei hebungen.*

Bl. 48v Van scheyden.

1. Aedde naturlick leven myn,
adde myn troest, adde myn vrucht,
adde het moet gescheyden syn,
adde schoen bloem, reyn suver iucht,
adde dye my duck heft verhoecht,
adde, nu sietdy my ont(h)oegen,
dat heft gedaen vrou Venus ontucht:[1]
by wael betruwen byn ich bedrogen.

2. Adde vrou Venus ende v gesind[e],
adde myn hoechste compangy,
adde, dat ick myt herte mynne,
adde, dat ic dar druck om lye,
adde der vrouwen der ick vertye,
(49r) adde solaes wt mynen ogen.
deß lyt myn hert wye langer wye leyer:[2]
by wael betruwen byn ick bedrogen.

3. Adde is eyn ontroestelick wort,
adde daer twee goyde lieven scheyden,
adde gesprocken mit swaeren mort,
adde ick en waerd verbeyden.
adde myn troest, got wille v geleyden,
adde schryff ic vor myn aensich[te],
got laet my doch den tyt verbeyden,
dat ich v doecht ende eer bewyß[e].

4. Adde eyn bloeme van schonen vrouwen,
addo, adde alst wesen moet,
adde dye ick moet laeten mit ruwen,
adde myn druck, myns herten bloit,
adde dye my den druck aendoet,
adde, dat lyden moet ick gedoegen,
mer dat ick boel van dy scheyden moet,
dat klage ich got ende mynen ogen.

5. Adde fonteyn van schonen vrouwen,
adde tresor voll alre duegden (*l.* duecht)
adde dye ick gern plaech aen te schouwen,
adde priel, myns herten vrocht,
adde want ghy my verblyden moecht.

1) ont oeghē. *2)* = *leider.*

adde, spraeck ick, doet my so we,
compt my te sprecken, reyn suver iucht.
noch eyns ende dan nummer meer.

Mit diesem liede wäre zu vergleichen Antw. ldb. (Hor. belg. XI) nr. 7 ADieu schoon bloemken reyn akeleye, *da thema und anaphorische verwendung des* Adde *gleich sind, aber schon nicht mehr das reimschema* (abab bc bc : ab ab b c a c) *der ebenfalls 8zeiligen strophe; dagegen hängt als seine geistliche umkehrung mit unserem liede zusammen nr. 65 (s. 87) in Scheurleers Een deuoot ende Profitelyck Boecxken:* ADieu natuerlyc leuen myn Adieu solaes ende alle myn vruecht. *Von den 8 strophen dieses textes beruhen 1—3, 7—8 auf der weltlichen version, so zwar, dass ganze zeilen bes. in str. 1, 2 und 8 fast wörtlich widerkehren. Der geistliche text gibt auch die melodie.*

Darauf 2 vierzeiler:

1) O myn alre liefste zeel.
mynt got ende laet der werelt yell,[1]
syet aen dat goit dat Jhesus is,
des hemelrycks bistu gewyß.

2) Achter ende voer aen allen syden
hoede ick my tot allen tyden,
nochtant werd ick duck bedrogen
van dwaesheit, vrynden ende maegen.

*Bl. 49*v Vt puer natus *(d. h. melodie zum folgenden lied; vgl. Wackernagel, KL I, nr. 311—18).*

1. Ick heb Jhesus in mynen synn
en dar en mach geyn ander in,
hy heft ser vill om my gedaen,
om hem will ic my selver slaen[2].

2. Hem selven heft hy onß gegeven
ende dar toe dat ewige leven.
hy is oitmoedich ende reyn,
om onß is hy geworden cleyn.

3. Ende willen wy nyet van hem dwaelen,
so moten wy onß hir niderdaelen,
willen wy hem volgen geheel,
dye ewige wone wort onß te deyl.

*Bl 50*r Vt puer nobis [nascitur] *(d. h. die melodie des folgenden liedes; ihr text nebst musikschrift steht in MS. Phill. 6781 [jetzt in Brüssel] bl. 59*r*, s. mein buch, Deutsche hss. in England I, s. 93; ebenso Scheurleer a. a. o. nr 216).*

1. Hed ich dye vloegel van seraphyn,
ick sold so hoge fliegen
hir boven in des hymmels troen
tot mynen soeten lieven

2. Soe wolde ick seggen: „heer vader myn,
wanneer wilduß my lonen,
dat ich lange gedyenet hayn?
nu gevet my dye crone.“

1) = ghile *(spott, betrug)* : siele.
2) vielleicht besser laen?

3. „Myn seel, nu gaet hir vor my staen,
my dunckt ghy syt soe schone,
my dunckt dat ghy eyn spegel siet,
dar in verklaer ick myn ogen.“

4. „Mer dat ick alsoe schone byn
dat maech ich wael gelyden.
ick solde so gerne gecronet syn
ende sitten by uwer syden.“

5. „Wael op, ghy here van seraphyn,
wael op, ghy heren alle,
versiert dese verwende[1] bruit,
si is ons wael gevallen.“

6. Do quam dye engel van seraphyn
ende brachten eyn cleit van syden,
dat dye bruit all aen solde doyn
endo sitten by Christus syden.

7. Doe quam got selver ende bracht eyn croen,
sy was van roden golde
ende satt der bruit all up oer hoeft:
so wassi als sy wesen solde.

Es ist eine neue fassung des Carmen sponsae, *das Schröer nach einer Kölner hs., Germ. 17, 357 fg., in 14 strophen abgedruckt hat. Ich teile sie vollständig mit, nicht nur der starken abweichungen wegen, sondern vornehmlich deshalb, weil ich diese knappe, schlichte textgestalt mit ihrer* gradatio ad maius *für die ursprünglichere halte, aus der sich erst die Kölner version durch hinzufügende umarbeitung entwickelt haben wird.*

Bl. 50v—53v eine längere reihe von sprüchen, aus denen folgende hervorgehoben seien:

Anfang: 50b a) Ich hebbe geiacht, mi maech wol lusten
stede to vinden, dar ich mach rusten.

b) Dat hoff staet in groter eeren,
als goyden raet hebben dye heren.

c) Onfrolick luyt dye sanck
alst herte heft bedwanck.

d) Och wist sy mynen synn,
ick weer oer liever dan ick byn.
Lieff hebben sonder genieten
dat moecht den duvel wael verdrieten.

e) Wye tot armoyde is geboren,
wye hy spaert, tis all verloren.

f) Twyer dyngen ich nyet engere:
dat[s] wanckelen vrouwen ende sperver,
want men moit dar vel omme waecken
ende verluistse mit kleynen saecken.

1) *= herrlich, üppig.*

g) Eyn wanckel wyff ende eyn drupede daech,
roicken wele bringen ongemaeck:
deser dryer halt v sonder,
off ghy wart dar mede te wonder.

Vgl. Euling, Das priamel s. 302. 303 anm. 1, wo die quelle nachgewiesen, und 388; ferner K. Meyer, The Triads of Ireland, Dublin 1906, s. IX.

h) Dye nu blyde is ende gesont,
hy mach doyt syn eer avont.
Het is vergaen dat gesteren was,
dat leven en is nyet dan eyn gedwaß.

Daran schliesst sich bl. 54ʳ ein auf ndd. und ndl. boden sehr bekanntes askees gedicht des themas: Weltverachtung.

Der werelt mynne dye toent v schoen!
Nu hoert ick sall v seggen oer loen:
Hoer genoecht is onsuverheit,
hoer hoverdye is gyricheit —

Schluss: Hoer blytschap geft seer groten ruwe,
Scande vor eer, boesheit vor truwe
ende vor ryckheit armoit groit,
vor ewich leven den ewigen doit.

Vgl. Nl. arch. voor kerkelijke geschiedenis VII (1847) 183; Jhb. f. nd. sprachf., s. 52, ebd. XIII (1887) 111 fg.; ferner Deutsche hss. in England II, 65 fg.

Bl. 54ʳ Carmen.

1. Adde naturken, adde solaeß,
adde Marien ter eeren.
al syn myn synne aldus verdwaest,
ick hope sy sullen keeren.

2. In alle der werelt en is geyn troist,
het is all kost verloren,
ick wille Marie te dyenste gaen,
dye werelt laeten varen.

3. Ick mynde der werelt valsche iolyt,
des lyde ic grote schaden,
sy moet vergaen in corter tyt,
mynen gode bidde ic genaeden.

4. *(54ᵛ)* Oich voel bedrochs vant ic in haer[1]
sy hilden myn hert in sorgen,
sy gaff mich mennich lyden swaer,
sy gaff nye secker morgen.

5. Adde der werelt valsche iolyt
in tytelicker haven,
dy my mach geven dat ewich ryck,
der will ick gerne behagen.

1) yre; *der schreiber gebraucht diese hd. form sonst nirgend; entnahm er sie abschreibend, seiner vorlage?*

6. Ghj werelt hebt sunden boven maeten
up my geladen mennich iaer,
nu solde ick gerne van v laeten,
v scheyden is my al te swaer.

7. O scheyden dat moet ommer syn
van sonden tot ewigen tyden
off ic moet ommer dye helsche pyn
tot ewigen tyden lyden.

8. „O sancta maria, keer dy tot my,
verloeß my vander vresen
dye ick heb om te dyenen dy:
wanneer sall ic genesen?"

9. „O frunt, ende wilt ghy nyet ontsien,
nu laet dye werelt varen,
so maechstu koenlick tot my vlien,
ic sall dy vry verwaren".

10. „O lieve kyntken[1] vromelick,
ick kan dich wael verblyden,
(55r) Ich sall dich geven dat ewich ryck,
will nu eyn wenich stryden."

11. „Dyn stryt sal syn mit wederstaen
alle der werelt lusten[2],
off di der viant iaget aen,
aen my soe neme dyn rusten."

12. „In dynen stryde so roep my aen,
den viant will nyet fruchten,
all laet ich dich wael eyn wyle begaen,
ick sall dy wael verlichten."

13. „Nu wilt der werelt afterstaen
ende dyent my maget schone,
ick sall v in myn ryck ontfaen,
all in des hymmels trone."

14. „Dar salstu grote vroude syen,
myn liefste kynt aen schouwen,
nu dyent my mit[3] suverheit,
ten sall v nummer ruwen."

15. „O sancta Maria, dat ghy gebiet
wille ick mit vlyt bereyden
ende wille der werelt achten nyet,
ick byn van oer gescheyden."

Addo der werelt valsche iolyt *(vielleicht bezeichnet die zeile (oben 5, 1) zugleich die melodie des liedes).*

1) kint tem. *2)* listē lustē. *3)* aen *wol aus der vorhergehenden zeile.*

Das lied steht auch in MS. Phill. 6781 bl. 32 (Deutsche hss. in England I, , wovon ich jedoch keine collation besitze.

Bl. 55v *Ein* Cisioianus.

Januarius.

Snyt aeff den raet och koenyck man
Want all v victorie ligt dar aen
v quaet faem augmentiert
want pouwels ian v nyet en viert.

Februarius

Dat liecht blaest wt acht
berch clyeff syn ter scholen geiacht
Valentyn dat doet v raet
dat peter thyß neyt synen naet.

(56r) Marcius

Ter horst was goit raet
doemen gaff dye wier saet
Gregori9 spraeck tot geertruden
lieff benedictus maria moet onß behoeden.

Aprilis

Voir beyeren broes voir sassen loeß
mar sy knagden bey enen kroeß
die kern is blyuen staen
Joris marck heft nyu gast ontfaen.

Maius

Philips cruis en dye hanssen
synt tzamen mit panser gaen dantzen
Hoeckelhoven dat vernam
sint vrbanß dach wt brabant quam.

Junius

Ni mar er eth boven toe meert
dat her bor ba ler fransoes geleert
mar hie leert dye borger
ian van ruremund als peter.

Julius

Helpt maria mertenß knecht leyden
Lieffbroerß wilt doch margrits postel sceyden
iobs moder der maget reyn
. . . .

(56v) Augustus

Peter steffen dominicus vrunt
heft leens seer wail gedient
Maria helpt die bloem int lant
dat was mens wael bekant.

September

Gelis remackel quam thuis
mary bracht dat recht cruis
do riep lambert genaet theus seer snell
och brengt onß cost her michel.

October

Rameiß will franckrycks genaden
denyß sall tot victorien raeden
lucas den megden severyn
soe rumbt symon den wyn.

November

Alle hubert knecht
lenart doet hoen recht
merten altyt venle mit sint lysbet pries
celj brengt kathrynen upden drieß.

December.

Och lieve barber claeß nicht
ontfanct dye katt mit lucas van tricht
dat deden maeß knecht
wonnen got steff ians kynt brynnen echt.

Jeder tag des monats ist durch eine silbe bezeichnet. Der umstand, dass für den 28. april die translatio Lamberti (= gast), *für den 13. october der* triumphus Lamberti de Steplea (= victorien) *als festtage verzeichnet, weist allein schon überzeugend auf Lüttich (resp. seine diöcese) als entstehungsort dieses* Cisioianus *und dazu stimmt auch alles andere wie* Pancratii *(13.),* Servatii *(14. mai)* = panser; Margaretha *(13. juli)* = margrits; Divisio apostolorum *(15. juli)* = postel *usw.*

Bl. 57ʳ. Ein anderer Cisioianus.

Dazu am linken rande: yeder(!) wort van desen kalender is eyn dach beteikent ende alsoe comet recht wt (*rot*).

Januarius

Jaersdach is nu comen
dry coenynck hebben dat vernomen
dat hoirten seggen tween heyligen man
sint Anthonis ende sint sebastiaen
Angneta vincentium aen riep
pouwels was keyser karle to mael lieff. —

December

Loy morgen sint barbara
sint niclaes ende maria
wolden zamen tot sint Lucien varen
den wech en wolden sy nyet sparen
Thomaeß ende der heilige crist steffaen
Johannes kynder nu ist gedaen.

Nach einer Trierer hs. (T) *veröffentlicht von Reifferscheid in Wagners Archiv f. d. g. d. deutsch. spr. (1873) s. 507 fgg. — Als bedeutendere abweichungen hebe ich heraus:*

B: Martius *z. 1—3*	*gegenüber* T:
Der mertz mit frommen	Albin sprach, it is zit
is mit perpetuus comen	Cyrille kompt carmelit
viertich santen sent gregorius eynen brieff	XL schreven sint Gregor etc.
Junius *z. 3—4*	
doe dranck hy elisius viten toe	Nein, sprach sint Vit, beiet
het was noch wat froe	bis dat't heu werdet gemeiet.
Julius *z. 5—6*	
Magdalena ende sint Jacob Annen compaen	Magdalena vor sint Jacob steit
wandelden samen sint germaen	Karl Panthaleon gern na reit.

Mit hilfe von Grotefends zeitrechnung des deutschen mittelalters lässt sich aber auch zeigen, dass dieser Cisioianus *nach Köln weist und wegen* Albin *und* Cyrillus *(1. und 6. märz in* T), Heliseus *(14. juni in* B) *auf die Karmeliter daselbst. Höchstens bedeutet die erwähnung von* Karolus (= translatio Karoli imp. *27. juli*) *in* T *einen einfluss Triers, des wahrscheinlichen entstehungsortes dieser hs.*

Bl. 58[v]. *Das bekannte vagantenlied (Wright, Walter Mapes p. XIV):* Meum est propositum in taberna mori —.

Bl. 59[r]*—60*[r]. *Im direkten anschluss an dieses übermütige zecherlied folgt eine reihe asketischer kürzerer reimsprüche unter dem gemeinsamen titel* 'Soyte leeren', *woraus ich mir folgende notiert habe:*

Anfang: O mynsche overdenck dyn leven,
want dese werelt moit dich begeven.
beweyne dyn sunden ende bis in vaere,
du mots sterven ende en weets wanneer,
du en weits geyn tyt, noch stonde, noch hoe
dat dyn doit sall comen toe.
daromme so is gelaeten goit
richeit, welden ende overmoit.
wille altoes leven in sorgen,
want du enhefs geynen seckeren morgen[1].

Dye waerheit is geslagen doit,
rechtferdicheit licht in groter noyt,
valscheit dye is geboren,
. . . .
lydsamheit is geworden cout,
Haet ende nyt syn mennichfout,
dye mynne is neder geslagen,
onkuyscheit regniert in allen dagen.

Erweiterung des bekannten spruches Justitia is geslagen doit *(s. oben bl. 1*[v] *und Euling, Das priamel s. 358); die fehlende 4. zeile wird demnach gelautet haben:* trouwe heft den stryt verloren.

1) *Vgl. oben bl. 54*[r] Carmen *str. 4, 4.*

Dye in deser werelt yet verkuyst,
daer hy got mede verluist,
alst dan comt up eyn scheyden,
soe verluist hy se alle beyden.

Dann 59v ein spruch vom leiden:

Lyden is dat beste goit,
dat got synen kynderen doit,
lyden es der wech des rycks onß heren,
salich syn sy dye hem wael hantyeren —

Schluss bl. 60r ende dencket up des lydens loen,
wilt ghy verkrygen des hymmels troen.
want nyemant en is der cronen wert,
dan dye in lyden om gode volbert.

Bl. 60v. Ein asketisches gedicht van den doit *in zehn 4zeiligen strophe reimschema* aa bb:

1. Nie mynsche en waß soe hoge geboren,
so wyß, so schoen, soe wtvercoren
als hem dye doyt wolde openbaeren,
all dynck moist hy ter stont laeten varen.

2. Dat licham sall dye erde ontfaen,
dye seel sall te ordel staen
ende vor[2] dat gerichte des groten heren,
den golt noch macht maech omme keeren.

3. Dat gericht sall daer all recht geschien,
deß en mach oech geyn mynsche ontflien.
O edel mynsche, denck mitten herten dyn,
wat anxten, wat vresen sall daer syn,

4. Als Xristus, dye coenynck van moegenheit
sall comen in geweldiger maiesteit,
synen engelen gebyeden sonder beyden
dye goyde ende quade van eyn te scheyden.

5. Men enkans niet geschryven noch wt gesprecken,
mer nit befinden, sal ment mircken,
wat rouwe, wat anxte, wat bitterheit
den onseligen dan sall syn bereit,

6. Dye daer ter luchter hant sullen staen
ende dat strenge ordell sullen ontfaen:
„ghy maledyden gaet van myr
in dat helsche, onleschlicke fuyr!"

7. *(61r)* Och dan en sall helpen macht noch gut
om te soenen des richters wreden moit,
want soe gerynge als dat ordel is gegaen,
sonder merren salt all syn gedaen,

1) Nur die 3 ersten sind in der hs. abgeteilt und durch || markiert.
2) wor.

8. Dat sullen dye sunder sonder beyden
van hoeren schepper syn gescheyden
ende gefoeget totter helscher pyn,
daer rast noch hulp noch troist sall syn,

9. [Mer] weynen ende schryen sonder eynde,
onsprecklick rouwe, volmaeckt elleynde,
onlydelicke tormenten ende ewelick truren[1]
alletzamen sonder eynde duyren.

10. Men sall dye bitter helle sluten,
welde ende blytschap all daer[2] buyten.
Hiromme dynckt up dat eynde
ende wacht dich vor dat ewich elleynde.

Der reim myr : fuyr *(6, 3) spricht für hd., hier jedesfalls ndrh. ursprung gedichtes.*

Bl. 61ʳ. Wider eine reihe von sprüchen unter der überschrift:
Eyn sunderlinge leer.

Anfang: Wie synre worden is te wilde,
dye moet duck hoeren dat hy nyet en wilt.

Andere: Denck mynsche in dynen synn
dyn eynde, dyn leven ende dyn begyn,
dyn sunden, gots ordel ende dyn[3] doit
ende hoet u vor der hellen noit.
denckt goit, doit goit, spreckt goit:
deistu dat, so machstu syn vroit.

Dye genoich heft / ende daraeff sparlick left,
geven moet hem got.
Ende hy is es wert / dat eyn ander vertert
ende dar mit heft syn spott.

Daer ich mich han versellet,
dye moet ich varen laen,
myn herte is soe gequellet,
het is mit my gedaen.

Och wat vrouden daer wesen maech,
daer dusent iaer is eynen daech!
vort is te wesen daer,
daer eyn daech is dusent iaer.

Padden ende slangen syn fenyn,
noch vynt men tongen dye arger syn.

Wael te helen ende koen te versoecken,
prysen dye vrouwen in allen hoecken.

Schluss 63ᵇ Laet onß dryncken, laet onß storten,
al mynret onß goit, onß dage korten.

1) duren. *2) l.* all laen? *3)* gots.

Darauf ein liebesgruss:

bl. 63v Schoen ionfrouwen wael geraeckt,
in allen duegden gantz volmaeckt,
edel, oitmoedich van manieren,
hovesch, simpel, goydertieren,
v duecht en kan ich nyet volprysen,
want ghj siet in allen wysen
eyn klaer liecht van allen vrouwen;
aen v maech men wael schouwen
schoen gelaet voel hoeschheyden,
reyn spraeck voel wetenheyden,
aen v enheft got nyet vergeten,
mit alle duegden sydy beseten:
v groet ick alltyt ende en byn des onwerdich.
tot uwen dyenst altyt eerwerdich
will ick wesen ommermeer,
got geve v geluck, heyl ende eer
mit truwen ende mit gestedigen synnen.
boven allen den ick dyenen,
(64r) seynde ick v groet[1], ionfrouwe,
want ic v mynne mit truwen.
myn herte is altoes daer ghy siet,
mit swaeren gepeynse wartich die tyt.
ick mynne v boven alle dye leven,
nummer en moet my got geven
ander herte noch ander synne.
ist myn verluis, ist myn gewinne,
ick blyve v eygen vry,
doer v genaede soe troest my.
ghy blyft mechtich mynre synnen
ende myns herten coenynckynne.
blyff mi so gestedich als ic dich byn,
ick enbeger nyet meer, ick en eige[2] niet myn.
och moecht[j] myn verlangen troist geven,
so hed ick eyn gewonst leven.

Anschliessend der bekannte stossseufzer:

Scheyden weer eyn ellendich leven,
en hadde got weder comen nyet gegeven,

und nach einem zweiten kurzen liebesgruss

Got groet v, lieff, tot aller tyt,
ick weer so gerne daer ghy syt!
dat en maech my niet geschien,
dat doyn dye nyder, dye onß verspien.
verborgen liefden ende selden syen,
dat doet my wee, des[3] moet ic gyen.

1) *Danach aus der folgenden zeile* mit truwe, *das letzte wort ausgestrichen*
2) *verdiene.* 3) darome.

auf bl. 64v ein verderbtes, ursprünglich wol dreistrophiges (zu je 8 z.) liebeslied. Die versanfänge der strophen lauten:

1. Och lieff, wye gerne weer ick by dy
2. Och lieff, sall ick nyet by v syn
3. Och liever lieff ick nye en gewynn.

Bl. 65rv gereimte sprüche, woraus angeführt sei:

Anfang: Dye wist hoe wael dat woel sprecken staet,
Hy solde hem schamen, sprech hy quaet.

Alst wort wt is, ten mach nyet weder in,
Al solt v kosten hert ende synn.

Schluss: Tsi wat het sy,
denken is tol vry,
solde denken toll geven,
dye beseynres hedden eyn gewonst leven.

Darauf bl. 65v: Eyn letgen.
Verlangen doyt mynen herten pyn *etc. (6 sechszeil. str.).*

Zuletzt gedruckt mit melodie von Duyse, Het oude nl. lied I, nr. 93, s. 397—99, dreistimmig gesetzt nach zwei melodien auch in Add. 35, 087 (Deutsche hss. in England II, s. 290). Von abweichungen unseres textes, der stellenweise verderbt ist, verdienen nur folgende anführung:

1, 5—6 Elais, elais, elais dat jonge herte myn,
O druck, du doits myn herte grote pyn.
4, 4 mer v dryackel is geworden (*st.* moort ende) fenyn.
6, 6 O doyt comt haest ende wilt nyet vlien.

Es folgt bl. 66v: Eyn liet.

1. Die scholtes dye inden dorpe satt,
Dy hadde eynen soen, hiet Fritze,
syn gele cruiß haer, syn cap was roit,
syn schoen mit langen spitzen,
dartoe hadde hy eynen kedell waß wyß,
der waß eyn deyl dor houwen:
dar up so sloich hy synen vlyß,
hy liet sich gar hupschelich aen schouwen.

2. Nabur Coynraet eyn dochter hatt,
hiet Metz nae hoere moder,
sy sold all inden koystal gaen
ende geven den koyen voyder.
dor den hoff tzo den koystall in
Frytse spranckt inden gairde,
hy schreydt so luyde, over luyde:
'got gruet [dich] reyn, waill tzarde'.

Vgl. Petri Herp, Annales Dominicanorum Francofurtensium [in Selecta Juris et Historiarum .... Tom. II ab H. Ch. Senckenberg, Frankfurt 1734, p. 26] ad ann. 1499: Comes de Hanauw Judæum propter furtum solenniter inter duos canes **capite transverso suspendi fecit apud Dörnicum. Illic Judæus in judicio altissima voce cantavit: der schultheiss** in dem Dorffe saß, er hatt ein Sohn, hieß Frize ꝛc. — *Die*

deutsche heimat unseres gedichtes, das freilich nur bruchstück zu sein scheint, verraten die reime sattsam.

Dasselbe gilt auch von dem sich anschliessenden, leider sehr verderbten liede mit dem reimschema: abbaccdedee. *Bl. 66ᵛ:* Eyn ander.

1. Myn ogen dye hebben gesien
frunteliek up oer bo[r]sten,
eyn oersprouck alre schoynste,
wye is my duß geschiet?[1]
ick sall ende moit vergaen,
van oer en is nyet te hayn.
van oer byn ich geschoten
mitter liefden vuyres pilo;
(67ʳ) wat heb ich oer genoten,
dat si my . . . . . . eyn korte wyle,
dye meisterlicke subtyl!

2. Goetlick is sy van wesen,
twe witte borstkens vast,
dartoe eyn goit gestalt,[2]
alle myn vroude weer my vergeten,
wan sy my nyet weer dye beste
up erden eyn goydes wyff.[3]
oer dorre beyn, oer voetlyn small
oer spitte vingerlin,[4]
oer roden mont en wert nye soe vaill,
hy en lucht wye eyn rubyn.
si vrouwet dat jonge herte myn!

3. Goldenverue is hoer kruys haer,
recht off sy weer gesiert
gelyck den ertschen paradiß,
oer ogen luchten klaer.
Lachen en kan sy nyet ontberen
nae fruntelicken gebeerens wyse,
hoer luchtelick spacieren
den hymmelschen sterren gelyck
[heft] my myn herte erquicket.
Si maecht mich van vrouden ryck,
danck heb dye suverlick.

Im anschluss der vierzeiler:

(Bl. 67ʳ) Die genoechde die ich plaech te haven
mit myure beddegenoiß
der byn ich all ontdragen
ende van alre vrouden bloiß.

Dann fünf reimsprüche und wider ein auf deutschen boden weisendes liebeslied.

Bl. 67ʳ. 1. O werder troist, erkenne myn smerte
den ich tot mynen herten dragen,
nyecht laeß dyr syn eyn vaste schertz,
bedenck dir recht waß ich dir sage.
(68ʳ) wye solde myn truwe verloren syn
zo gaer aen dir, des weer mir leit,
wantu brengest swaer pyn[5] totten herten myn,
dattu nyet en begers myn liefste reyn.

1) *l.* gesien *(gesehen)* : geschien *(geschehen), vielleicht auch:* brust(e) : lust(e).
2) *ursprünglich* vast : gelaß?
3) *etwa:* wan sy my nyet solde werden / dat beste wiff up erden.
4) vingerlinck.
5) pȳ swaer.

2. Want alle mynen troist sette ich zo dir,
nummer enbrecket van mir in geynre noit,
dyn truwe ende liefde halt stede tot mir,
myn hert wort anders verwont totter doit.
[Ich] en begere nyet meer up deser erden,
ya wat der eeren betemlick ist[1],
sich aen myn truwe, myn hoichste vrouwe werde
Ick mynne dich sonder gantze arglist.

3. Om dyenstberheit byn ich bereit
altyt te sien[2] dich onderdaen,
myn truwe heft sich tot dir verplicht,
dye wyle ich dat leven han,
dartoe wattu van my begerende bis
in dem dattet mich moegelick weer
want dich myn herte alles goits gann
daromme myn hert nae dir begert.[3]

Bl. 68r. Studentenlob. Eyn nuwe liet.

. Laet onß frisch ende frolick syn,
ıeck eyn hoesch megdelyn
desen nuwen jaeren.
weyt eynen student[en] fyn,
eigen wille ick ommer syn,
rede ick openbaer[e].

. Syn gestalt befilt my wael,
ick noch mit hem wesen sall,
is eyn fyn geselle.
heft dat goit, dartoe den moit,
dye bure nyet en doit,
ruwe weem dat wille.

3. Dye buir des morgens froech up steyt,
dye buir hem nummer ledich en geit,[4]
soe roept hy nae den eten:
'langt my hir den haverbry
ende settet my dye worst darby'.
der vroude heft hy[5] vergeten.

4. Wat solde my dye antwercks man,
ende wye solt hem geleeret han
by schonen vrouwen te wesen?
hi arbeit nacht ende dartoe dach
mit syns gelycks, als ick saech,
der vrouden heft hy vergessen.

5. Edeler frucht wart nye geboren
dan dye studenten wt ercoren,
sy syn soe fyn gesellen.
sy hebben dat goit, dartoe den moit,
dat dye bure nyet en doit,
dat ruwe wem het wille.

Das lied, dessen deutsche heimat auch in unserer fassung unverkennbar ist, scint mit dem von A. Kopp, Die nrh. liederhs. (Euphor. IX, 26) angezogenen reinzukommen. Leider war mir die von ihm dort angeführte litteratur nicht änglich.

1) sy.
2) dich te sien.
3) *Die letzten vier zeilen sind augenscheinlich verderbt.*
4) steit.
5) hadde sy; *vgl. 4, 6.*

Bl. 69r. Eyn liet.

1. Got groet v, lieflick belde soet,
du hebs befangen hert, synn ende moet,
vurwaer du moetß (!) dye liefste syn!
Got groet v lieflick. blyde aenschyn,
hert, syn ende moit staet altemael an dy,
vur waer du bis geeroent in my.

2. Nae dyen dat emmer wesen moet,
soe bidde ick, liefken, dat ghy up doit
v hert, laet my dar bynnen syn:
so waer ick, waer ick blyve all dyn.
dat doyt, schoyn [lieff,] dyn genoechlick aenschyn,
vur waer du salt dye liefste syn.

3. O edel, mynnenclick edel bloit,
wat ick dy gann dat nom vor goit
ende wensche my altyt vroude boven pyn
ende wensche my goit sonder fenyn:
soe waer ick, waer ick blyve gar dyn,
dat doet, schoen lieff, dyn genoechlick aenschyn Amen.

Man beachte die reimgleichheit der strophen untereinander.

Darunter ein reimspruch:

Vrunt van truwen / ende schone vrouwen
ende gelt dar by / dye dit maecht krygen,
mocht hem wael schryven / van sorgen vry.

Vgl. Tijdschr. v. nl. taal- en lk. 22, s. 184.

Bl. 69v. Eyn liedekyn.

Ich weis eyn vrouken wael bereit
sy heft myn hert bevaen *etc.*

7 siebenzeilige str.; zuletzt nebst der melodie gedruckt von F. Duyse a. a. o. I, nr. 116 s. 459, auch in Add. 35,087 bl. 64v dreistimmig (s. oben zu bl. 65v); unser text ist stellenweise verderbt.

Eine spruchreihe bl. 70rv.

Scheyden doit wee
verlangen vel mee.
Scheyden weer eyn haert leven,
hedde got wedercomen nyet gegeven.

Vgl. oben bl. 64r.

Mit bedroeften herten vrolick te syn,
dat is konst ende swaer pyn.

Lyden is eyn groit verdriet
demt totten herten geit.

Rü v. Ich was lieff dat is geleden
ende byn genesen mer niet te vreden,
noch wille ich hopen ende herden.
dat nyet en is dat maech gewerden.

Zu den 2 schlusszeilen vgl. die Weimarer liederhs. v. j. 1537 (Weimarer jahrb. I, 129).

Lyden is myn naeste kleyt,
eynen mantell is my van druck bereit,
hy is gefoedert mit verdriet.
Help got, ick en verslytes nyet.

Erscheint mit unrecht als str. 17 von nr. 81 in Hor. belg. X; vgl. auch Maatsch. d. vl. biblioph. 2nd ser. nr. 7, 330.

Dye ick maech lyden
dye moet ic myden.
die ick nyet lyden en maech,
dye sie ick alle den daech.

Vgl. nd. jahrbuch, 3 (1877) s. 61; auch Seybolds Viridarium 1677, s. 507.

Lydt, hert, ende breckt nyet!
swyget, mont, ende spreckt nyet!
want als ghy swiget ende nyet enspreckt,
soe en weit nyemant wat v gebreckt.

Poetischere fassung als die im Weimarer jahrbuch I, 29.

Got geve hem ongeluck hie ende daer,
dye truwe vynt ende gaet anderswae.

Bl. 71r. Eyn liet.

1. O[1] alre schoenste wyflick eer
doet mir myn hert erneren,
in hopen ick sy, in truwen, beger,
komt mir ir troist ende hulp ze weren.
wynß aen myn eynd
ick nummer en weynd
myn herte van oer [*l.* ir],
want sy gelievet mir
vor all ....
dat ick up erden ye gesaech.[2]

2. Gantz wael gestalt oer lyff is reyn,
aen oer en is nyet vergessen,
daromme sy erfrouwet myn gemoet[3]
ende hait myn herte besessen.
gewolt[ec]lick
ergeve ich mich
als ruiger man
der[4] ich wael gan
vor allen wyven;
in oeren troist ich altyt blyven.

3. Geyn vrouden up erden ich geachten enkan
soe groet in mynen herten,
want sy myn dyenst vor goit will hayn,
so begint myn hertz tzo schertzen
in vrouden vry.
och war ich sy
in wilcken lande,
sy hait tzo pande
hertz, moit ende (all myn) synne,
dye selve schoenste troisterynne.

1) *l.* Dy.
2) up erden *dürfte ursprünglich reimwort gewesen sein.*
3) *ursprünglich* guot : mynen muot?
4) dē.

Bl. 71b. Eyn liet.

1. Myn rust is mi benomen
deß doyn ic wael aenschyn,
ick hopen het sall weder comen
dat my vroude doet aen [schyn].[1]
ende doit [het] mich seer quelen
[al] in den hertzen myn
nochtant wille ick[t] hoer helen:
si is dye liefste myn.

2. Dye nacht vilt my vill te lanck
des doyn ich wael aenschyn,
ich weyß alle den genen danck
die[2] clappen quaet van my,
dat comt by haeren schulden,
dat segge ich dich vurwaer:
verwervet vrouwen hulden
still ende net openbaer.

3. Oer mondelyn roet, oer ogen klaer,
wye gerne weer ick dar by,
oer borstken ront, oer gele haer,
si staet so vast in my.
Ick hop tsal beter werden,
dye ty[t] en is net hir,
ten left geyn liever up erden,
si is dye liefste myn.

4. Schoen lieff, laet dy gedencken[3]
dat ich dich geschencket hayn
soe mennich swaere suchten,
laet dich ten herten gaen.
maech ich deß niet genieten,
so doy my des genoich,
dat mach mich wael verdrieten[4]
dat ich dich ye gesaech.

5. Ich mach wael jaemerlick karmen
ende hebben des goyden (?) moit,
sluit mich in dynen armen,
ich hop tsall werden goit.
dye nyder heft mir ....[5]
dye scholt en was nyet myn,
ten left geyn liever up erden
si is dye liefste myn.

Bl. 72r. Eyn ander.

1. Dat verwerff eyn knepken in sinen moit
van eynre schoenre ionfrouwen,
soe lange dat hem verdroit
nye man en kond[s]e aenschouwen.
'Got behoede myn lieff tot aller stont,
oer roder mont
die moet myn hert verfrouwen'.

2. Dat froulen suchtet alsoe diep,
wye wael si laech in vrouden,
wyens oer den dach dye wechter riep,
dat sy sich moeste scheyden
van oeren lieff in korter stont:
'dynen roder mont
mach my dye vallen te deylen'?

1) vroude ac̄ doit.
2) sy.
3) *vielleicht:* heb in gedochten.
4) *man würde etwa erwarten:* dat mich nyet mach verdrieten.
5) *statt des reimwortes* || *in der hs., ebenso st.* erden, *welches aus str. zu erschliessen ist.*

3. Die daech sich dor dye wolcken dranck,
die nacht will ons entwycken,
(72v) mit hooren hel[l]en gelaenß ontspranck
wael hoge over alle artrycke:
wt orienten is hy wt gesant
over all dat lant
den armen als den rycken.

4. Dat froulyn[1] spraeck in truwen:
'licht hir nyemants verborgen,
dy maeck sich snell up de vart
dat hy niet kome in sorgen.
so scheyden wy twee all sunder vair,
het luchtet schoen
der lichter, heller morgen'.

5. Die knaep spraeck: 'ick hebs vernomen,
die wechter is ontslapen,
ick sorge, hert lieff, die dach wilt comen,
hi enlaet ons nyet meer slapen.
so scheyden wy twee al sunder vair
aen eynigen gebaer':
do gaff hi hoer eyn heymlich straeffen.

6. Dat froulyn spraeck: 'owee der noit
dat ic mir van dir moet scheyden,
scheyden is pyn, o wee der doit,
soe en schach my nye so leyden.
huyden, morgen, wie langer wie meer[2]
up deser erden
mach my myn boel niet leyden.

(73r) 7. Den knaep der wechter dar upsloet,
hy scheyden van synen genoyssen.
deß froulyn[3] gar seer verdroit
dat sy oer lieff moist layssen.
mit wytten armen sy hem ombefinck,
hi voir dar hyn:
Got gesegen hem in den strassen.

8. Dat froulyn was up den tynnen gegaen,
si stont in groiter sorgen,
si saech oeren lieff van achter aen,
hoer lieff droich sy verborgen.

1) *Z. 1—4 ursprünglich gewiss wächterworte, vgl. z. b. Duyse a. a. o. I, 35, str. 5, oder auch Pfeiffer, Heidelberger liederhs., anhang, s. 261 str. 40; Ambr. lb. nr. 179 (str. 2) auf den tag, als warner bezogen, im Antw. lb., nr. 82 3) doch wol eher auf den wächter, s. str. 4, 1—2:*
Die knape sprack, ick hadde vernomen
Die wachter is in wake.

2) *vgl. Ambr. ld. nr. 179, 4, 5*: Gleich heut als ferd auff dieser erd.

3) *l.* dat froulyn deß?

'nu behoede hem Got ende my
ende waer hy sy':
daer scheyn der lichte morgen.

9. Dye onß dit nye lietken gesongen hat,
hy hevet seer wael gesongen,
eyn ruyter geselle hy was genant,
het is van hem gesprongen.
hi hevet van der liefster gedicht,
'Got behoede myn lieff
vor alle nyders tongen'.

Es ist dies eine neue fassung des im Ambr. ld. als nr. 179 gedruckten tageliedes, während sich eine dritte nur 6strophige, die mit unserem text sich z. t. näher berührt, z. t. aber noch weiter absteht, als nr. 82 im Antw. lb. findet. Unsere strophen 1 und 2, deren erste in etwas veränderter gestalt auch den text im Antw. lb. eröffnet, gehören wol sicher nicht zum ursprünglichen bestand des tagelieds, das am reinsten in der deutschen fassung erhalten erscheint, also kaum von haus aus nl. sein wird. Der zwang des andern sprachlichen gewandes, das bes. der bearbeiter im Antw. lb. abzustreifen sich bemühte, erklärt z. t. wenigstens die starken abweichungen in ausdruck und rhythmischer form.

Darunter sprüche:

a) In elleynde wandel ich
dye deß erbarmet, troest mich.

b) Lydt myden, nyden ende verdragen
gedult verwynt alle saecken.

Gehört zur gruppe der von Euling a. a. o. s. 370 aufgeführten sprüche.

c) Stede ende stille is gantz myn wille.

häufig in lieder- und stammbüchern.

d) Die altoes mynt
ende nyet en wynt /
dat is misfall /.
Mer dye goyde man
dye eyns cussen wan,
en verloer nyet all.

e) Zeitbild: Dye alder en wort nyet geacht
onkuyscheit wort nu all volbracht,
dye rycken werden geloeft ende geeert
dye armen versmaet, all syn sy geleert.

Bl. 73v. Eyn ander.

1. Ellende groit doit mir den stoit
wan ick gedenck aen de liefste myn,
geyn werder troist mich ye erloist
wan ic enmaech by oer nyet syn[1],
in wilcker noit oer mondelyn roit
mich seer erfrouwet, doy syt my boit.

1) dā ick en by wā ic by oer maech syn.

2. Die tzyt ende wyle en wart nye lanck,
wan ick gedenck dat ick si aen saech,
dye schoynste vrouwe hait mir in dwanck
dye ick up erden ye gesaech.
si is fruntlich ende gantz duegentlich,
zo alre tyt verfrouwet sy mich.
3. Fruntelicker wort ick nye enhoirt
dan sy tot my in duechden spraeck,
'myn hoichster art ende wederfart,
Schoen lieff heb dir geyn ongemaech,
ich heb begert, hertz lieff, tzo dir,
geyn lyever enwart mich nye eyn spyr'.[1]
4. Soe gar fruntelich ombefinck si mich,
doy ich mich van oer scheyden solde:
(74r) 'Scheyde nyet van mich, des bidde ich dich,
doer dich, schoen lieff, ich sterven[2] wolde
sterflicke pyne, hertzliefste myn,
laet my eyn sloetel dyns herten syn.
5. Troestelicker heyl, dat sy dyn deyl
dattu van my begerende bis.
segge ick dir wt gantzen herten heyl[3],
so geloefstu mir sonder argelist.
geyn wyff mich [ye] liever enwart,
dy gesegen got, myn reyne tzart'.

Bl. 74r. Eyn ander carmen.
Du bis gantz valsche ende ongetruwe,
so wille ich dich laissen blyven,
luch daß dir nyet en werde geruwe
wanttu dye lengde woldes dryven.
du sproche tzo mir alle dage wael tzween,
is das nyet fruntelick gesprocken?
du hayß myn hertz
ganz wsß den schertz,
ich hoiff dat wort gewrocken.

Drei unheilbar verderbte strophen:

Bl. 74v. Eyn ander.
1. Op deser fart lyde ich groyß smertz
wan ich aen oer gedencke,
by mynen frunt weer ich seer gern
gar heymelich op eyn eynde;
dar toe bryngt mir u stedige truwe,
ic en kan ur nyet vergessen.
sy believet mir woe langer woe meer,
dye schoenste steit ongemessen.

1) *vgl. De Koker, Wolfenbüttel 1711, s. 331:*
Do adam rodede un eva span
Do was de edelman nicht eyn spyr.

2) *l.* lyden? 3) well.

2. Wye voel soe vynt men oer gelyck,
ick en kan geyn ander befangen
oem eyn dye schoyn, dye suverlich,
sy belyevet mich boven allen.
och, aller eeren is si wael wert,
(75r) dye schone, dye suverlicke.
och, hed ick all myns herten begert,
dye schone dye wolde ick truwen.

3. Ons komt huyden eyn selich tyt
dat ick outruwe leer kennen,
dye klepper dye mich inden wege lyt
dert my in allen eynden,
syns klappens kommert my oeck alsoe voel
dat ich dye schoen moet myden.
ich wonschen den clepper daech ende nacht
geyn rede dan heymelich lyden.

Im anschluss an dieses mehrfach verderbte lied folgen mehrere sprüche, wovon nur der letzte angeführt sei:

75r Mennich man van vrouwen quaedt redt,
hy woit gar wenich wat syn moder dede.
Elick swige ende halde synen mont
ende dynck all om in synen gront
dat hy van vrouwen is geboren,
wat hy klapt is doch all verloren.

Bl. 75v. Eyn ander.

1. Stedich so moet ich truren
om der aller liefster myn,
sall het langer duren,
[t]verstoert dat herte myn.
Myn lief hait mich begeven
ende ich moet van oer syn,
als mich dye liefste nyet aen en suyt,
werlich so doet myn herte pyn.

2. Nyder, du vils mich so hart,
van dir so kumt myn lyden;
nyder, du doits mich groten smert,
dye liefste moet ick myden,
du bis voel arger dan fenyn,
om dy so moet ick myden
dye schoenste werde vrouwe myn
. . . .

3. Wolde sy my noch mit holt aen sien,
dye schoen liefste, tzart ende reyn,
van my so solde alle wemoit vlien,
in gantzer truwen ick sy mynne [l. meyn].
si es dye liefste int herte myn,
geyn liever en quam in mynen synn,
moecht ich ain blichen oer klaer aensehyn,
gequy[k]t soe weer dat herte myn.

Bl. 76r. Eyn ander; *ein tagelied, von dem unten bl. 91r noch eine nur in kleinigkeiten abweichende fassung* (B) *folgt. Sein anfang:* Het daghet wonderlijke ic sye die liehten dach van die liefte mocht ic swieeen ze. *findet sich in MS Phill. 6781 bl. 25r als* overlantse wyse *zu dem lied:* Och waer ic in myns vaders lant *(s. oben bl. 17v) angezogen. Unser bereits stark zersungener text wird dem nl. schreiber in deutscher (nrh.) überarbeitung vorgelegen haben. — Zur strophenform vgl: G. Kalff, Het lied in de middeleeuwen (1888) s. 561.*

1. Dat daget wonderlicken,
doe scheyn dye heller daech,
van der liefster moet ick wycken
des lydt myn herdt groet klaecht:
jae sall ick van oer scheyden
all van der liefster tzart[1],
so en schach my nye soe leyden,
rede ick up mynen eide,
vurwaer deß filt mir hart.

[2. Ich hadde mich vermeten,
ich enwolde[2] geyn liever hayn,
sy hevet myn hert beseten[3]
dat reyne froulyn[4] schoyn [*l.* klaer?],
ich hain mich gantz overgeven
in rechter gestedicheit
nae oeren wille te leven,
nochtans so moet ick sterven[5],
is dat nyet jaemer groit?][6]

3. 'Geselle, du endarfs niet sorgen,
du hebste dat herte myn'
(doe scheyn der heller[7] morgen
tot eynen vynster in),
'hy wille onß twee verdryven
van onsen mynnen spuel[8].
o wye[9] mich arme wyve,
dat hert in mynen lyve
dat lydet jaemer[10] pyn.

4. Var hyn geselle mit heyle,
ic wonschen dir geluck ende heyl
ende alle myns goits eyn deill
off dut haven woldes.[11]
Got wille myn lieff gesparen
in rechter stedicheit[12],
in allen duegden bewaren,
ick lyde so grote toren[13]
myn hert wort gantz dorwont.'

5. 'Nu en weynet nyet te seere [*l.* uß der maßen?],
myn aller schoenste lieff,
zu der lecxen wille ich dich laessen
dat jonge herte myn.
dar aen salstu mir gedencken,
wanneer ick byn van hir,
in rechter liefden wyncken,
dar aen solstu mynre gedencken,
dar mit var ick van hir' [*l.* dir].

Bl. 77r. Eyn ander.
Lieflick heft sich versellet
myn hert in groter [*l.* korter] friet —

1) soet B, *wol das ursprüngliche.*
2) en — *nur in* B.
3) omsetē B.
4) vrye megdelÿ B.
5) nū so moet ich scheyden / off sterven B.
6) *Str. 2 gehört wol kaum zu dem ursprünglichen bestand des tageliedes.*
7) dye lichte B; *aus diesem vers stammt wol auch die lesart 1, 2* doe scheyn *für das richtige* ick sye.
8) spoel B.
9) wee B.
10) iaemers B, *doch* s *nachgetragen.*
11) *Die verse sind augenscheinlich arg verderbt.* B *das 4, 1 st.* heyle : suchten *liest, bessert den fehler nicht. Stand in der deutschen vorlage 4, 2* geluck und wol ergan: woldes han?
12) *l.* qualen? *In* B *lauten 4, 5—6* gesont moit dich got gesparē wyns dat ich weder come *und 4, 8* gesont moet onß got sparē.

Vgl. die längere fassung unten bl. 95r, wo auch die einschlägige litteratur angegeben ist.

Bl. 77v. Eyn ander.

Doe ich oer eerst mael aen saech
oer mondelyn roit, oer oegelyn klaer,
(van lyve was si gantz wael gedaen)
mich docht ich saech der engelen schaer.
so bald dorwont / myns hertzen gront,
weer ick mit oer / in vrou Venus spuel,
in rechter liefden byn ick gewont.

5 stark verderbte str., von deren vollständiger mitteilung ich absehe.

Bl. 78r. Eyn ander.

1. Het is wtter maeten lanck
dat ick vro van herten sanck,
vrolick doer eyn wyff.
dat doyt truren mennichfalt
[om] dye myns herten heft gewalt,
sus vergeit myn jonges lyff.
Ro Si is kuysch ende eyn ryeines wyff.

2. Amor, (Amor), suete mynnen bant
daer alle myns herten troist aen staet,
och mynne, nu raedt dar tzoe
dat si mi genedich sy.[1]
dede sy dat van herten vry,
so lefde ick frolick vry [*l.* ommer tzoe?].
Ro Och dat komt so lantzen [= lansem] toe.

3. Geyn gebreek en is aen hoer [*l.* ir]
dan sy is ongenedich mir[2]
och dat reynes wyff.[3]
worde mir daer eyn mondelyn[4]
van der aller liefsten myn,
verwonnen weer alle myn noet.
Ro Si is knysß ende eyn reynes wyff.

Bl. 78v. An eyn blome byn ick geraeckt,
dar van my dye frucht wael smaeckt,
moecht mich die frucht beklyven,
all oncruit wolde ick verdryven,
geyn oncruit solde mich deren,
noch anders geyn lieff wolde ick begeren.

Auf diesen stossseufzer, der freilich auch die erste strophe eines liebesliedes sein könnte, folgt unmittelbar ein priamelartiger reimspruch:

Dye synen wyve synen raet bevelt
ende den vercken den koel vortelt

1) wolde syn. 2) mir ongenedich is. 3) *Die Zeile augenscheinlich verderbt, etwa* och dat is myn doet? 4) mondelÿ roit.

ende den bock synen wyngart:
dese dry syn even wael verwart.
mer ellick man maech wael betruwen
alre duegden synre huisfrouwen,
alle weert van syns selfs lyff,
hy maech wael seggen synen wyve,
op datß wael vast sliep
ende hy oeck nyet te luyde en riep:
want wat dye vrouwen weten, is besloten
als water in eynen korff gegoten.

Bl. 79r. *Carmen; das lied schliesst sich inhaltlich passend an die voraufhenden verse.*

1. Wist ick wat ick sold begynnen
dat alle man spreck: 'ghy hebt recht',
so wold ick den anderen ontrynnen
dye draven kromp ende slecht.
neyn twaeren, ten mach verholen nyet blyven
dat eyn den anderen geve groit goit,
dat macken all dye alde wyven,
der en doyt doch geyn yet goits.
R⁰ Den alden wyven moyet gar zeer
dat men dye jongen sprecket aen.
der duvel neme hem lyff ende seel,
all der werelt ongeluck gae oen aen.

2. Wy heft nu dye alde wyven geschaffen,
dat si nyemant laeten gaen?
ick wolde dat sie moesten klaffen
dat sy oer dage hebben gedaen,
so hedden si mit oen selven schaffen,
dat si goit goit leeten syn.
woel lichte gestillet[en] in dye waffen
ende swegen, dat doecht mich goit syn.
den alden wyven ut supra.

3. Wer sich halt tot alden wyven,
den moit nummer goit geschien,
dar komt van hoeren lyve geyn heyl,
dat will ick ommer gien,
want alde wyven brengen onheil.
dat willick sprecken ommer mer:
dat dye jongen wesen geil,
dat doyt hoen int herte wee.
dye alden ꝛc.

Bl. 79v. De azino; *die bekannte fabel vom esel und der hirschhaut mit anhängter ausdeutung, die allein hier mitgeteilt sei.*

Ein ezel dye hadde aen getogen
eyn hertz huit *usw.*

Ausdeutung: wye is dye ezel dye ick meyn?
dats dye hem selve niet en kent,
dye luttel maege heft off geyn;
dan hy mit eynen heer gewynt,
dat hy hem pert [ende] cleyder geft
tvaers[1] mit wael geboren luyden:
dye daer in geyn maet en heft,
dye mach eyn ezel wael beduden.
deser ezelen vint men genoich
dye boven maeten regieren.
clymmen sy meer dan int gevoech,
sy willen vanden haven weren
mennich man hoich geboren
dye thoiff mit recht solde genyeten.
ick segge u alle wael te waren:
deser ezelen maech hem wael veidrieten,
mer comt dye tyt dat men si jage,
dat [hy] misfilt hoff ende occ dye here,
so en heft dye ezel vrunt noch mage,
dan leget dye arme ezel nyer.

Es folgen zwei priamel:

Bl. 80v. *a.* Eyn mulleners haen,
Eyn vischers kraen,
Eyns carthusers catt
Eyns vleischhouwers raven,
Eyns beckers ratt
Eyns bruwers vercken
Eyn schoelmeisters hont:
als dese seven in corten stont
van groten honger sterven,
dye werelt solde eer verderven.

Zeile 5 wird hinter 3 zu stellen sein.

b. Dye ten X. jaeren nyet en groit,
noch ten XX. nyet en schoent,
noch ten XXX. nyet en sterckt,
noch ten XL. nyet en mirckt,
noch ten L. nyet en ryckt,
noch ten LX. gode sich nyet en gelyckt:
dye maech wael seggen ende schryven
dat sy achter sullen blyven.

Bl. 81r. Ein rat:
Pryß van vrouwen boven all
dunckt my syn gehalden goit,
wan wy van vrouwen hebben sall
pryß / ick weit wael dat hy moit

1) *l.* twaeren?

syn / van vrouden wael behoet
. , ...
endo dat hy hem wachte overall
van mauwen / want dar geyn goit aeff komt
mer onderwylen groit gefall
ende dartoe mennich swaer verdriet.
daromme raede ick allen gesellen
dat sy wael muysen ende mauwen niet.

Der sinn ist: liebe soll verschwiegen sein. Darauf folgt der wolbekannte reimh Voel gejaget ende nyet gefangen *und der schon oben bl. 3ᵛ angezogene* Dye vrunt proeven sall.

Bl. 81ʳ. Contra invidiam carmen. *Reimschema:* abba cc a.

1. Eyn nuwe liet solde ick onß gerne maecken,
cost ick so well / des nyders fell
te ponten wael geraecken.
(81ᵛ) Sy syn loeß in hoer bedryff,
Wacht v dar vor schoyn, reyne wyff,
ghi slaept als si waecken!

2. Sy gaen gelyck den goyden int gewade,
si schynen [yet?] mer si en syns nyet.
het is jaemer ende schade
dat reyne vrouwen betalen moten
all dat dye valsche klepper doyn
mit oiren valschen raede.

3. Sy konnen eyn schoyn gelaet vertoegen,
si dincken quaet / dats all oer raet,
daromme ist dat sy poegen.
si dryncken mede den koylen wyn
ende naemaels schencken oer fenyn,
als ghy siet wtten oegen.

4. All syet dye klepper goit in allen tyden,
hy wort gepynt / dar frucht verschynt,
dat will hy all benyen (= benyden)
want nyet is hem dye meiste vrucht,
waer hy reyne herten siet behuit
dat kan hy nyet gelyden.

5. Got geve den klepper spoet ende alle rouwe
dye meer kalt / dan daer gevalt
in goyder rechter truwen.
al ongeluck moet hem geschien
dye meer klappen dan sy sien
van hoeschen, reynen vrouwen.

6. Ick en ger nyet dan frucht sonder verdriet.
   wat licht dar aen / der kleppers doyn,
   dat sy dat fenyn gaen schieten
   up my dye nyet en mynt dan duecht,
   waer reyne mynne by is verhoit?
   ick wolde wael dat syt lieten.

7. Sall ick myn vrucht om nyders tongen vermyden?
   dat weer my [s]waer / all openbaer,
   ho sall ick dat gelyen.
   O nyders tongen, o lose blatt,
   ick wolde dat ghy geyn tonge en hatt,
   soe moecht ick my verblyden!

8. Ich hope dat reyne mynne noch sall verduren,
   all weert hem leit / dier quaet aeff seit.
   wat wille ick daromme truren?
   want nyders tonge sall noch ontfaen
   oir loen / dat ben[1] ick fruchten aen:
   dat soete kompt nae den suyren.

Bl. 82r. Aliud.

1. Te Venloe all in dye goyde statt
   ontmoet ick eyn jonfrouwe schoen,
   vrundelick dat sy my batt:
   'knaep', seide sy, 'dat v got loen,
   segt my dye waerheit sonder hoenen,
   dat v got hoede ongeschent:
   weit ghy yet vanden snaeren doenen?
   ick heb soe goyden instrument'.

2. Vrundelick spraeck ick tot oer:
   'van allen spoel kan ick genoech,
   ick byn eyn goit luytener,
   had ick eyn luyte nae myn genoechde'.
   'Ick heb dye beste dye ye wyff gedroech,
   om te spelen wael ter tueren',
   dat spraeck dat frouken, off sy loich,
   'nu spelt ghy boven, ick halt tenoeren'.

3. Dat spoel mit oer en wille ick niet laeten,
   om dat si so frundelick tot my spraeck.
   tenuer vant ick daer goit van maeten,
   mer boven spel viel my dye slaep.
   om dye went virsch waß ende natt,
   so wrongen dye snaeren all omtrent,
   ick dreyde den sloetel, ick wranck, ick staeck,
   altoes scudesi (?) myn instrument.

1) sall.

4. 'Knaep', seydesi, 'waromme spieldi nyet voirt?
V doyn en is nyet dan eyn gedwaeß'.
hy sette die luyt styff up dye borst,
dar hy dat vrouken mit genaeß.
hy vielde der luyten hoer compaß,
hi maekeden dar up eyn wervel fier.
doen syn discant all wt was,
doen was den besten oer tenoer.

5. 'Knaep', seydesy, 'v brecken noten,
suldi volkomen myn (*l.* v?) discant'.
'Jõnfrouwe, my is eyn quynt ontschoten,
dar ick dye meiste konst in vant.'
hy sette dye luit styff up den kant,
als eyn dy hem dar mede bekant,
hy dreyde den sloetel aenden kant,
hy vant dar eyn goit instrument.

6. Ich dede dat my dat vrouken hiet,
ick spielde myn lietgen all gader wte[1]
'knaep', seyde si, 'wy enscheyden nyet.
ghy siet goit meister vander luiten'.
tenuer stont oer vor eyn cluyte,
all wort hem tboven spoelen de suir.
doy syn discant all oeck was wt[e],
doy was ten besten oer[2] tenuer.

Zum thema dieses derb realistischen liedes, dessen reimschema ababbcbc *sich häufig im Antw. lb. widerfindet (s. Kalff, a. a. o. 5, 560), vgl. man den* 'Lautenschläger' *in J. Scheibles Schaltjahr 2 (1846) s. 5., ferner die nrn. 38 u. 121 in Oudvlaemsche liederen en andere gedichten, maetsch. d. vlaem. biblioph. 2. ser. nr. 9; auch die nrn. 191 und 193 des Antw. lb. stehen inhaltlich nahe. — Im übrigen dürften strophe 3—5 spätere zudichtung sein, wenigstens schliesst sich strophe 6 trefflich an strophe 2.*

Bl. 85r Vanden mey ende schon vrou[wen]
Meyster, ick solde v gerne vragen
woldy my deß maecken wyß —

Schluss 85v Got hoede onß vor des viants bant
ende brenge onß inder engelen schaer.

Ein 14strophiger, dem 15., wenn nicht noch dem 14. jh. gehöriger dialog zwischen meister *und* clerc[3], *abgedruckt in der neuausgabe von Veelderhande Geneuchlyk dichten, tafelspelen, refereynen ende lieden 1899 s. 63—68; s. auch Tydschr. v. nl. taal en lk. VIII, 236. Unser text ist, wie zu erwarten steht, mehr-*

1) vort.
2) oeck.
3) *Sie waren beliebt; Serrure hat z. b. einen anderen im Vaderl. museum II (1858) s. 166—171 abgedruckt.*

fach verderbt, gelegentlich überarbeitet, so strophe 3, 5—6 Het is lyflick ende lieflick aen schouwen / fruntelyk wyff van duegden soet *oder 5, 7—8* Reyn vrouwen gaen boven maet / hoe maech men si gekaligieren (*l.* gekalangieren?); *endlich strophe 13, 3—8* Up eyn tyt vant ick gescreven / ontworpen aen eyn want mit cryt / so wye tegen dye waerheyt [*statt* metter waerheydt, *woraus sich die folgende durchgreifende änderung erklärt*] stryt / int eynde sall hy verloren blyven / ick bidde v dat ghy v verloren lydt / ende helpt my schone vrouwen prysen. — *In einzelheiten steht obige fassung zur gruppe* GrLH.

Bl. 85v. b. Ein liet.

1. Wanneer dye wynter heft gedaen,
comt onß dye coyle maei,
dye voegelken syn gefedert schoyn,
oer sanck ys mennigerley.
dat doynt si all om oer God[s] danck:
schoen vroukens sal men prysen
boven all der vogel sanck.

2. Die lylien ende dye rosen
ende ackeleyen bloem,
fioletten ende tytelosen
van mennicher verve schoen —
ich sye dar bloyen den edelen wyn,
boven allen meyes fruchten
wilt hy verheven syn.

3. Stonde eyn borch van alpenbeynen
in eynen bomgart schoyn,
negen dueren van karbonckelsteynen
dar up eyn gulden croen.
ende alle dye tynnen weeren eyn corall:
die borch, sy solde verlichten
vil clarer dan eyn cristall,

(*86r*) 4. Wart nye genoechlick aen te schouwen:
nochtan geve ick den pryß
den hoeschen megden, den schonen vrouwen,
dat is ein paradyß.
so wie in vrouwen holden steit
ende hem geburt der mynnen spell,
verwonnen is all syn leit.

5. 'Vader, gevet v gefangen
den edelen vrouwen fyn,
sy bloyen all up oer wangen
veel roder dan eyn robyn,
hoer mondelyn bernet als eyn korall,
sy maecken mennich herteken vro,
dar men sy omme pryson sall'.

6. Myn vader will my straffen,
gryß grau is synen bart,
hy wilt den wyn verheven
boven aller vroukens art.
'Soene, als ghy van alden werden gryß
ende v gebrickt der mynnen spill,
so gefty[1] den wyn den pryß'.[2]

7. Onß here got dy heft gebenedyt
up den witten donresdach
den edelen weit, den edelen wyn
den hy onß ten lesten gaff:
ende hadde dye suver maget gedaen,
(86v) dar wy all aeff sint komen,
dye werelt weer all vergaen[3].

Von diesem hübschen, vielleicht nicht ganz vollständig überlieferten liede, das sich dem thema nach recht passend an den voraufgehenden dialog anschliesst, vermag ich nur die erste strophe ins geistliche gewendet, bei Scheurleer, Een devoet . . . . . boecken *(1889) nr. 56 nachzuweisen, ferner ebd. die anführung der zwei ersten zeilen* Als ons die winter henen gaet / soe coemt ons aen de coelen mey *als melodie zu nr. 144; endlich wäre heranzuziehen die von* J. F. Willems *im Belg. museeum (Ghent) V, s. 76—81 veröffentlichte* Disputatie tusschen den sone ende den vadere — *auf eine solche läuft ja auch unser lied hinaus —, deren inhalt gleichfalls in dem satze gipfelt 'Frauenliebe geht über den wein'. Sie scheint übrigens auch den* debat von den mey ende schonen vrouwen *beeinflusst zu haben.*

1) geff.
2) *Zu v. 5—7* Een Disputatie *etc. (siehe literatturangaben hinter dem text) v. 37—40:*
Sone, aldus docht mi van desen
Doen ic van uwer tyt mocht wesen,
maer nu es die brief ghelesen:
Haddic den wyn, ic ware ghenesen.
3) *Vgl.* Disputatie *v. 97—100:*
Vader, die werelt, groet ende smal
Es van vrouwen comen al.
Die vrouwe, die ons noch helpen sal,
Si beterde des menschen val.

(Schluss folgt.)

LONDON. ROBERT PRIEBSCH.

DER LAUTSTAND DER FÖHRINGISCHEN MUNDART.

A. Einleitung.

Für die erforschung der mundarten Schleswig-Holsteins, besonders aber des westlichen Schleswigs mit seinen vorgelagerten grösseren oder kleineren inseln und halligen, den sogenannten nordfriesischen Utlanden, ist verhältnismässig wenig getan. Dazu rührt das wenige leider meistens von dilettanten her, an denen mehr der gute wille und fleiss zu loben sind, als die positiven leistungen. Gerade hier hat sich, begünstigt durch die örtliche trennung der stammesgenossen von einander, eine solche fülle von mundarten entwickelt, dass das räumlich nur so kleine Nordfriesland mit seinen zahlreichen eilanden für den dialektforscher ein verhältnismässig grosses arbeitsfeld bietet. Die erforschung der friesischen mundarten ist um so mehr zu wünschen, als diese dem sicheren untergang geweiht sind. Die lobenswerten bestrebungen, namentlich des Nordfriesischen vereins, werden, wie mir scheinen will, das aussterben unserer mundarten nur verzögern, nicht aber verhindern können. Volksdialekte, wenn auch nicht jeder in demselben masse, sind bedroht, von der gemeinsamen schrift-, schul-, kirchen-, amts- und verkehrssprache unterdrückt zu werden. Doch ist es diese nicht allein. Auch die dialekte unter sich wirken in der tendenz uniformierenden ausgleichs, und zwar in der weise, dass mundarten grösserer sprachgemeinschaften ihre schwächeren nachbarinnen verdrängen. Beide arten der verdrängung der volksdialekte lassen sich z. b. am plattdeutschen beobachten. Einerseits muss es dem von süden und aus den städten her vordringenden hochdeutschen weichen, während es andererseits nach dem norden hin siegreich in das friesische gebiet eindringt. Daher gilt es, für die wissenschaft so viel als möglich zu retten, ehe es zu spät ist und die lebendige quelle der mundarten versiegt.

I. Grenzen.

Es wurde schon angedeutet, dass Nordfriesland ein an dialekten reiches ländchen ist. Das gilt von den inseln und halligen noch mehr, als vom festlande. Die insulare lage führte naturgemäss zu einer grösseren dialektischen spaltung. Jedes eiland hat daher seinen eigenen dialekt. Trotzdem stehen einzelne dieser mundarten einander näher, so z. b. sämtliche halligdialekte. Dasselbe gilt von den dialekten von Föhr und Amrum. Der grund hierfür ist einmal der, dass Föhr und Amrum einst eine insel bildeten, zum anderen der, dass ihre bewohner auch nach der örtlichen trennung bis auf den heutigen tag in ziemlich engen be-

ziehungen zu einander geblieben sind. Es läge demnach eigentlich nahe, die sprachen beider inseln zusammen zu behandeln, wie es O. Bremer tut in seiner Einleitung zu einer amringisch-föhringischen sprachlehre, Ndd. jb. XIII, 1—32. Trotzdem werde ich mich auf die sprache Föhrs beschränken, erstens, weil das föhringische meine muttersprache ist, über die ich also besser urteilen kann, zweitens, weil die behandlung zu vieler mundartlicher differenzen den rahmen meiner ausführungen überschreiten und die übersichtlichkeit beeinträchtigen würde. Ich bin schon ohnehin gezwungen, auf dialektische unterschiede in weitem masse einzugehen, da man schon in der fö. mundart, dem *feriŋ* oder *fereŋ*, mindestens zwei grössere dialekte unterscheiden muss, nämlich das wehsdringische, *vēzdreŋ* [die mundart von Westerlandföhr, von den Föhringen selbst *våostr̥lun* resp. *vāsɪr̥luv* genannt, mit den dörfern: *Ødr̥sem* = Utersum, *Grat-Dunþem* = Gross-Dunsum, *Let-Dunþem* = Klein-Dunsum, *Olr̥sem* = Oldsum, *K'lantem* = Klintum, *T'aftem* = Toftum, *Sølr̥āiñ* = Süderende und *Hedehysem* = Hedehusum] und das aosdringische, *åozdrɪŋ* resp. *āzdreŋ* [der dialekt von Osterlandföhr mit den dörfern: *Būəleʒsem* = Boldixum, *Vraksem* = Wrixum, *Øvenem* = Oevenum, *Madlem* = Midlum, *Åolkersem* = Alkersum, *Ñiblem* = Nieblum, *Gūətiŋ* = Goting, *Borəʒsem* = Borgsum und *Vīzem* = Witsum.] Streng genommen müsste man noch mehr gruppen unterscheiden, denn fast jedes dorf weist kleine eigentümlichkeiten auf, wenn sie auch noch so klein sind und nur von scharfen beobachtern wahrgenommen werden. Während der westen im ganzen eine sprachliche einheit bildet, könnte man den osten wieder in drei gruppen scheiden: 1. die südlichen dörfer *Ñiblem, Gūətiŋ, Borəʒsem, Vīzem;* 2. die mittleren dörfer *Åolkersem, Madlem, Øvenem;* 3. die beiden östlichsten dörfer *Būəleʒsem, Vraksem.*

Ich gehe bei meinen untersuchungen von meiner muttersprache, d. h. dem dialekt der dörfer *Būəleʒsem* und *Vraksem*, aus. Doch werde ich alle bemerkenswerten dialektunterschiede der anderen dörfer in erheblichem masse berücksichtigen. Das wird sich als besonders lohnend erweisen, denn je weiter man nach dem westen der insel kommt, desto reiner hat die sprache ihr altertümliches gepräge in lautlehre und syntax bewahrt, gegenüber dem osten, wo sie vom plattdeutschen schon ziemlich stark beeinflusst ist.

II. Das föhringische im verhältnis zu den nachbarsprachen.

Die einheimische mundart ist niemals schrift-, amts-, kirchen- und schulsprache gewesen. Seit dem frieden zwischen könig Erich von

Dänemark und herzog Adolf VIII. von Schleswig im jahre 1435 gehörte Westerlandföhr zu Dänemark, Osterlandföhr zum herzogtum Schleswig. Der politischen spaltung gemäss galt als amtssprache für Westerlandföhr die dänische, für Osterlandföhr die plattdeutsche, und erst seit zwei jahrhunderten die hochdeutsche sprache, diese natürlich seit 1864 für die ganze insel. Das föhringische ist demnach nur die umgangssprache gewesen. Als solche hat es sich allein herrschend nur auf Westerlandföhr erhalten, während der osten der insel zweisprachig ist. Hier bestehen föhringisch und plattdeutsch nebeneinander. In Wyk spricht ein teil der bevölkerung auch schon hochdeutsch. Hin und wieder hört man auch eingewanderte Dänen und Hallig- oder Festlandsfriesen deren sprachen reden.

Die nächsten verwandten des föhringischen sind die dialekte von Amrum, Sylt und Helgoland. Von diesen vier dialekten stehen sich das föhringische und amringische am nächsten. Stärker weichen der sylter und helgoländer dialekt ab, was sich ohne weiteres aus der längeren trennung und grösseren entfernung erklärt. Dass einst, als Föhr und Sylt noch beträchtlich grösser waren und viel näher zusammen lagen als jetzt, ein enger verkehr zwischen diesen beiden inseln bestanden hat, ist mir sehr wahrscheinlich. Ein solcher ist zwischen Föhringen und Helgoländern ausdrücklich bezeugt[1].

Am wenigsten einfluss haben andere friesische dialekte auf das föhringische gehabt. Halligfriesen haben sich zum erstenmal nach der grossen sturmflut von 1634, in der tausende ihren tod fanden und viele andere land und besitz verloren, in Wyk niedergelassen. Seitdem sind nach jeder grösseren flut halligbewohner eingewandert, die sich ausser in Wyk auch in Nieblum ansiedelten. Sie sprachen natürlich unter sich ihr friesisch, das vom föhringischen so stark abweicht, dass Föhringen und eingewanderte Friesen im verkehr miteinander sich des plattdeutschen bedienten. Wenn das friesische in den eingewanderten familien auch zunächst beibehalten wurde, so gab es die folgende generation meistens schon zu gunsten des plattdeutschen auf.

Das dänische ist nach Föhr gekommen durch die dänischen oder nordschleswigschen einwanderer, und zwar nach der landaufteilung (für

1) Über die nahen beziehungen zwischen Föhringen und Helgoländern vgl. Petrus Sax, Beschreibung der insul Helgoland, Dänische bibliothek VIII. Copenhagen 1746, p. 525, abgedruckt bei Bremer, Ndd. jb. XIII, 5 und O. Nerong, Die insel Föhr s. 25: „Hinsichtlich des heringsfanges bei Helgoland sei hier noch erwähnt, dass nach einer mitteilung in einem kirchenbuch zu St. Laurentii die Föhrer im frühling 1635 abgereist sind, um den Helgoländern zu dienen.“

Osterlandföhr in den jahren 1772—76, für Westerlandföhr 1801—2), durch die das gemeindeland zum privateigentum wurde. Alle körperlich gesunden männer widmeten sich früher der seefahrt. Die landwirtschaft spielte trotz der fruchtbarkeit der insel nur eine untergeordnete rolle. Sie wurde von den frauen betrieben.[1] Als sich nun infolge der landaufteilung, da die männer zunächst noch der seefahrt treu blieben, ein bedeutender mangel an arbeitskräften herausstellte, wurden arbeiter aus Jütland und Nordschleswig herangezogen, von denen sich viele auf Föhr niederliessen. Noch in der zeit, als die seefahrt abnahm und die Föhringen sich mehr der landwirtschaft zuwandten, hatten die bauern in der regel dänische knechte, die ausdrücklich für fleissigere und tüchtigere arbeiter galten, als die „Deutschen" d. h. meistens plattdeutsch sprechende Niederdeutsche. Die dänische einwanderung hat jetzt fast ganz aufgehört. Kinder von dänischen eltern oder aus ehen zwischen Dänen und Föhrerinnen sprechen auf Westerlandföhr in der regel föhringisch, im osten entweder föhringisch oder plattdeutsch. Das dänische ist, da namentlich auch viele Föhringen diese sprache beherrschten und mit ihren arbeitern dänisch sprachen, nicht ohne einfluss geblieben, der sich in der entlehnung dänischer wörter zeigt.

Das hochdeutsche hat wenig eingang gefunden. Es wird nur von einem teil der bevölkerung in Wyk gesprochen, meistens eingewanderten, und in den dörfern nur in pastoren- und lehrerfamilien. Die einheimische bevölkerung empfindet das hochdeutsche fast als etwas fremdes. Wirklich geläufig ist es nur denen, die länger von der insel fort waren, also besonders den männern, die als seeleute oder in einem anderen beruf hinausgekommen sind. Doch auch diese ziehen das föhringische oder, wenn das nicht geht, das plattdeutsche vor. Nur wenn die unterhaltung in diesen beiden sprachen unmöglich ist, bequemt sich der Föhringe zum hochdeutschen, und oft hat man gelegenheit zu beobachten, wie der bauer oder schiffer, mehr aber noch die föhringische frau, mit dem ausdruck förmlich ringt. Andererseits trifft man nicht selten leute an, die durch schule, kirche und lectüre der deutschen dichter grammatisch richtig und stilistisch gut deutsch sprechen, wenn auch die aussprache, wie nicht anders zu erwarten ist, oft stark an das föhringische erinnert.

Wo immer Föhringen mit anderen Friesen, Dänen oder Niederdeutschen zusammen kommen, da bedient man sich des plattdeutschen. Selbst Föhringen und Sildringen, die sich wol in ihren mundarten ver-

1) Vgl. Schleswig-Holsteinische anzeigen 1760, p. 11.

ständigen könnten, sprechen lieber plattdeutsch. Wo auf der strasse und dem markt, in der schenke und beim tanz, in gesellschaften und versammlungen, bei der arbeit und in den häfen der inseln und des festlandes berührungen zwischen den verschieden sprechenden stattfinden, da herrscht stets das plattdeutsche vor. Dieses ist somit die den anderen dialekten übergeordnete verkehrssprache, und als solche wird es nicht nur die föhringische mundart, sondern auch die nachbardialekte verdrängen. Das plattdeutsche ist von den eingewanderten nach Föhr gebracht worden. Die einwanderung beschränkt sich im ganzen auf Osterlandföhr. Von hier aus dringt daher das plattdeutsche allmählich nach dem westen vor. Auf Westerlandföhr wird nur föhringisch gesprochen, während in den östlichen dörfern beide sprachen nebeneinander bestehen. Wyk und Nieblum sind schon ganz plattdeutsch, Boldixum und Wrixum fast ganz. In Oevenum, Midlum und Alkersum herrscht die heimische mundart noch bei weitem vor, doch ist auch hier der sieg des plattdeutschen nicht zu verkennen, ebenso in Goting und Borgsum. Wenn nun in den östlichen dörfern, namentlich von den älteren leuten und in alteingesessenen familien föhringisch gesprochen wird, so hat die sprache hier doch schon viel von ihrem altertümlichen charakter, gegenüber dem wehsdringischen, eingebüsst. Den niedergang unserer mundart hat man dem einfluss des bades zuschreiben wollen, das auch sicher nachteilige folgen für heimische sprache und sitte hat. Der hauptgrund ist aber die starke auswanderung der Föhringen und die fast ebenso starke einwanderung von fremden, die sich auf Osterlandföhr niederlassen. Als noch die männer ausnahmslos seeleute waren, also in der blütezeit des grönländischen walfischfanges und der handelsschiffahrt, kehrte jeder in seine schlichte heimat zurück. Auch wanderten keine fremde ein, so dass heimische sprache und art ungefährdet waren. Die ausgeprägte neigung der insulaner, in die weite zu ziehen, hat später eine andere richtung genommen[1]. Die losung ist nicht mehr:

1) Vgl. Schleswig-Holsteinische anzeigen, 1760, p. 10. Die meisten föhringischen auswanderer wohnen in Kalifornien und den grossen städten der Vereinigten Staaten, wo sich, wie in San Francisco und New York, föhringische vereine gebildet haben. Die auswanderung begann um die mitte des vorigen jahrhunderts. Nach O. Nerong, Die insel Föhr s. 72, sind in den jahren von 1850—90 wenigstens 40°/₀ der confirmierten knaben ausgewandert. Die auswanderung dauert fort, wenn auch ein nachlassen zu erkennen ist. Es wenden sich in den letzten jahren wieder mehr Föhringen der seefahrt zu, eine erfreuliche tatsache, da sie für die wohlfahrt und die erhaltung der ideellen güter des kleinen völkchens sicher die beste vorbedingung ist.

Aufs meer!, sondern: Übers meer!, nach Amerika, wo hunderte von Föhringen ihr glück suchen[1].

III. Stammheitliche und historische bemerkungen.

Wahrscheinlich ist es selten so schwierig, die herkunft eines stammes zu bestimmen, als in diesem falle. Nur spärlich und unklar fliessen die nachrichten einer dunklen vorzeit der deutschen nordseeküste und ihrer bewohner. Eine ganze reihe von hypothesen ist zwar aufgestellt, doch hat keine allgemeine anerkennung gefunden. Darum darf ich die streitfrage nicht umgehen, will mich aber auf eine kurze betrachtung der litteratur beschränken. Vielleicht lässt sich am schluss ein weg angeben, der zu gesicherten resultaten führt.

Wie stark die ansichten der einzelnen forscher auch von einander abweichen, sie lassen sich deutlich in zwei gruppen scheiden. Die eine gruppe behauptet, die Föhringen und mit diesen die Amringen, Sildringen und Helgoländer, sind in abstammung und sprache identisch mit den Nordfriesen der halligen und des festlandes. Die zweite gruppe leugnet zwar die enge verwandtschaft mit den Nordfriesen nicht, doch glaubt sie, den bewohnern der genannten vier inseln auf grund sprachlicher oder ethnographischer argumente eine besondere stellung anweisen zu müssen.

Haben jene ersten forscher recht, so fällt unser problem mit der frage nach der abstammung der Nordfriesen zusammen, die nun, abgesehen von starken individuellen abweichungen, zwei entgegengesetzte beantwortungen gefunden hat, nämlich a) die Nordfriesen seien ureinwohner in ihrem gebiet; b) sie seien aus den sitzen ihrer südlichen stammesgenossen, der Ost- und Westfriesen, eingewandert. Über das wie und wann dieser einwanderung herrschen die denkbar grössten meinungsverschiedenheiten und oft sehr vage vermutungen. Ernstlich in betracht kommen die ältesten zeugnisse bei Helmold und Saxo Grammaticus[2].

1) Über die beschäftigung der Föhringen haben gehandelt O. Nerong, Föhr früher und jetzt und Die insel Föhr; Chr. Jensen, Die nordfriesischen inseln.

2) Ausser der bei Bremer, P. G. III², 848 angegebenen litteratur vgl. zu a) noch Outzen, Glossarium der friesischen sprache, Kopenhagen 1837, vorrede s. XV; Über die ältere und neuere geschichte unserer Nordfriesen, Kieler blätter V, 253—292. Er hält auch Dithmarschen für altes friesisches gebiet; vgl. Über die friesische abstammung der alten Dithmarschen, Kieler blätter II, 65—132 und Ausführliche erhärtung des beweises von der friesischen abstammung der Dithmarscher, hauptsächlich aus den noch übrigen zahlreichen spuren in der sprache, Staatsbürgerl. magazin I, 238 bis 288; II, 758—773; III, 99—118. Seine beweise sind nicht überzeugend. Vgl. ferner Falck, Handbuch des Schleswig-Holsteinischen privatrechts, Altona 1825, I, 215; Waitz, Nordalbingia, Nordalbingische studien I, Kiel 1844, 1 und anm. 2; Schleswig-

Eine vorurteilsfreie betrachtung scheint mir zu folgenden ergebnissen zu führen. Nach Tacitus und Ptolemaeus wohnten die Friesen zwischen der Rhein- und Emsmündung, östlich von ihnen die Chauken. Der name dieses stammes schwindet früh aus der geschichte, und sein gebiet ist im 8. jahrh. von Friesen bewohnt. Diese haben sich auch nach dem norden gewandt und die gebiete nördlich der Eider besiedelt, wann ist nicht genau zu ermitteln. Die erste einwandfreie nachricht stammt von Helmold aus dem jahre 1150 (bei Langhans, Über den ursprung der Nordfriesen s. 27: Kanutus fuga lapsus venit in Saxoniam. Post modicum tempus rursus venit in Daniam et receptus est a Frisonibus, qui habitabant Iuthlandie). Das nächste zeugnis liefert Saxo Grammaticus a. a. o. Von da an mehren sich die nachrichten. Wir finden die Nordfriesen hier, losgelöst von ihren südlichen stammesgenossen, mit den Dänen in endlose kriege verwickelt. Bald behaupten sie ihre freiheit, bald stehen sie unter dänischer botmässigkeit. Historisch bedeutsam ist ihr glücklicher krieg gegen könig Abel, dessen heer die vereinigten nordfriesischen harden 1552 am Milderdamm vernichteten (vgl. Heimreich, Nordfriesische chronik I, 207—210; Michelsen, Nordfriesland im mittelalter s. 74—80). Doch bald wurde ihre freiheit von neuem bedroht. Das ende der langwierigen kriege war, dass im frieden zwischen könig Erich und dem herzog Adolf VIII. von Schleswig im jahre 1435 die nordfriesischen harden an das herzogtum Schleswig kamen, ausser Westerlandföhr und List auf Sylt (Michelsen, Nordfriesland im mittelalter s. 147), die bis 1864 unter dänischer herrschaft geblieben sind.

Damit wäre die frage entschieden, wenn nicht in jüngerer zeit behauptet worden wäre, die Föhringen, Amringen, Sildringen und Helgoländer seien streng genommen gar keine Friesen. Zum beweis führt man zunächst an, dass sie nur die bewohner des festlandes und der halligen Friesen und deren sprache friesisch nennen, während sie sich selber stets nach ihrer insel als Föhringen, Amringen usw., ihre sprache

Holstein. geschichte s. 1; Eichhorn, Deutsche staats- und rechtsgeschichte, 5. auflage. Göttingen 1843, I, 45; Clement, Die lebens- und leidensgeschichte der Friesen. Kiel 1845; Reise durch Friesland, Holland und Deutschland Kiel 1847; Das westgermanische element in der englischen sprache Herrigs archiv IV, 235—278. Zu b) vgl. ferner Beda, Historia ecclesiastica gentis Anglorum, I, 15; Saxo Grammaticus Danica Historia 235; Heimreich, Nordfriesische chronik, ed. Falck, Tondern 1819, I, 58; Danckwerth, Newe landesbeschreibung der zwei herzogtümer Schleswig und Holstein s. 90—91; Dahlmann, Geschichte von Dänemark, Hamburg 1840, I, 16 und anm.; Kruse, Über den ursprung der Friesen an der westküste Schleswigs, Schleswig-Holsteinische provinzialberichte 1793, II, 245 fgg.; Sach, Das herzogtum Schleswig, Halle 1899, 2. abt. s. 134.

als föhringisch, amringisch usw. bezeichnen. Mir will es dagegen als selbstverständlich erscheinen, dass sich die bewohner einer insel als eine einheit fühlen und sich nach ihrer engsten heimat benennen. Fragt man übrigens die insulaner nach ihrer weiteren stammeszugehörigkeit, so antwortet jeder, dass er Friese sei. Die benennungen nach den einzelnen inseln sind aber schon früh aufgefallen[1]. Neuerdings haben Möller und Bremer gewicht darauf gelegt.

Für wirklich zuverlässig gelten nur die argumente sprachlicher natur, denn was etwa Möller, Das altenglische volksepos s. 85 an unterschieden zwischen den Nordfriesen und den insulanern anführt, halte ich mit Siebs, Geschichte d. engl.-fries. spr. s. 25—26 und Sach, Das herzogtum Schleswig, abt. 2, 269, anm. 2, für belanglos. Teils sind die erwähnten unterschiede nicht da, teils aus äusseren bedingungen, wie bodenbeschaffenheit und dergl. leicht erklärlich. Anders verhält es sich mit dem, was Möller über die sprache sagt. Hier stehen wir auf wissenschaftlichem boden. Möller, an den sich Weiland anschliesst, und Bremer stellen die inseldialekte dem angelsächsischen, speciell dem westsächsischen, besonders nahe. Siebs dagegen hält die sprache in den hauptsachen für friesisch, nur in einigen punkten stehe sie dem angelsächsischen näher[2].

Wer von den genannten forschern dem ziel am nächsten ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich glaube, dass eine befriedigende lösung der schwierigen frage vor der hand schlechterdings unmöglich ist. Es müssten erst alle friesischen resp. sogenannten friesischen dialekte untersucht und miteinander sowie mit den altfriesischen und altenglischen dialekten verglichen werden. Damit hats aber noch gute weile und so lange bleibt die frage offen. Soweit bis jetzt von einem positiven resultat die rede sein kann, ist es dieses, gegen das die einzelnen ansichten convergieren: die dialekte von Föhr, Amrum, Sylt und Helgoland haben eine ganze reihe von lauterscheinungen mit dem nordfriesischen des festlandes und der halligen gemein, sind aber trotzdem nicht ohne weiteres mit diesem zu identificieren, denn abweichend vom nordfriesischen stehen sie in einigen punkten dem altenglischen näher; mithin muss

1) Über die belege in der älteren und neueren litteratur vgl. Bremer, Ndd. jb. XIII, 3.

2) Vgl. Möller, Das altenglische volksepos s. 85; Weiland, Die angeln s. 156; Siebs, Geschichte der fries. spr.; P. gr. I², 1157fgg.; Bremer, Ndd. jb. XIII, 10fgg. und P. gr. III², 848—49. Sach, Das herzogtum Schleswig, 2. abt. s. 264 kommt auf ethnographischem wege zu demselben ergebnis wie Bremer.

man für diese vier inseln innerhalb der anglo-friesischen sprach- und stammesgruppe eine besondere stellung fordern.

IV. Sprachdenkmäler.

Die überlieferung in der heimischen mundart reicht etwa 150 jahre zurück. Soweit überhaupt aufzeichnungen gemacht wurden, geschah das in ältester zeit in lateinischer, dann in plattdeutscher, jetzt in hochdeutscher sprache. Daneben wird wahrscheinlich auch litterarisches leben in der muttersprache bestanden haben. Dafür scheinen einige alte lieder zeugnis abzulegen, besonders zwei, *Trint ən dryʒ Sēsn̥ Bradlepsdâoi* und *ə Bâoi ə Redr̥*. Letzteres, ein altes aosdringisches tanzlied, ist das älteste denkmal unserer litteratur. Wenn auch, von einigen veralteten ausdrücken abgesehen, die sprachformen die heutigen sind, so verbürgen doch inhalt und form das hohe alter des liedes. Bremer hat es in den *Ferreng an ömreng Stucken üb Rimen* (Halle 1888) herausgegeben und im Ndd. jb. XIII, 26 ausführlich besprochen. Zu den älteren dichtungen gehören auch *Bu Redr̥*, das schon nicht mehr verstanden wird, und *Dīər vul ən bȳr əns eidr̥ apsdun*, ein noch heute sehr beliebtes, oft gesungenes volkslied. Daneben sind im laufe des letzten jahrhunderts eine ganze anzahl oft recht hübscher gedichte entstanden, von denen die von S. R. Bohn aus Alkersum die besten sind. Endlich sind noch zu nennen *J. A. Arfsten sin Düntjis*, herausgegeben von Bremer, Halle 1896. Es sind kleine anekdotenhafte prosaerzählungen, die, in echt volkstümlichem stil gehalten, durch die knappe form und die originalität des inhalts wirklich kleine kunstwerke sind. Es genügt, die hauptwerke zu streifen. Im übrigen verweise ich auf die vollständige litteraturübersicht bei Bremer, Ndd. jb. XIII, 18fgg.

V. Sprachliche vorarbeiten.

Eine darstellung der föhringischen mundart, die erschöpfend und wissenschaftlich zugleich wäre, gibt es noch nicht. Brauchbar ist nur die öfter citierte einleitung von Bremer, wenn man absieht von Möller, der a. a. o. knappe bemerkungen gibt, und von Siebs, der in seinen schriften über das friesische zahlreiche beispiele von den inseln zum vergleich heranzieht. Die übrigen, schon älteren arbeiten, zusammengestellt in Bremers einleitung, genügen in keiner weise. Teilweise feht ihnen die historische behandlung des stoffes, sämtlich aber sind sie in ihrem werte herabgesetzt infolge einer gänzlich unzureichenden phonetischen wiedergabe. Das schriftbild, das in diesen arbeiten vorliegt, ist nichts weniger, als eine adäquate darstellung der lebenden mundart. Für einen der sprache nicht kundigen ist es schlechterdings

unmöglich, sich nach der mangelhaften wiedergabe auch nur eine annähernde vorstellung von der gesprochenen sprache zu machen. Diese arbeiten sind daher mit äusserster vorsicht zu benutzen und eigentlich nur von dem, der sie stets auf die lebendige rede des volkes beziehen kann. Dann sind sie als materialsammlungen oft sehr schätzenswert (so Johansen, Die nordfriesische sprache nach der Föhrer und Amrumer mundart, Kiel 1862 und Clements sämtliche schriften, die leider unter dem vorurteil einer allzu nahen verwandtschaft des friesischen mit dem englischen leiden und aller wissenschaftlichen objectivität entbehren.) Eine ausführliche arbeit über die auf Föhr und Amrum gesprochene sprache wird von Bremer vorbereitet, ebenso ein amringisch-föhringisches wörterbuch mit benutzung des nachlasses von Mechlenburg (in der stadtbibliothek zu Hamburg).

B. Phonetische beschreibung der mundart.

I. Phonetische analyse der einzellaute.

1. Die vocale.

Zungen-stellung	Vorderes gebiet		Mittleres gebiet		Hinteres gebiet		
	geschlossen	offen	geschlossen	offen	geschlossen	mittel	offen
hoch	*ī ȳ*	*i ι y*			*ū*		*u*
mittel	*ē*	*ę̄ ε̄* *e ε ə*	*ō*	*o ɑ*	*ō*	*ǭ*	
niedrig				*ā ā̄* *a ä*			*o*

§ 1. Vocalarticulation im vorderen mundgebiet.

1. Mit höchster zungenstellung.

Das geschlossene *i* wird mit der höchsten zungenstellung gebildet. Die zunge berührt die hintere wand der schneidezähne. Infolge der straffen spannung der musculatur des zungenrückens wird die vorderzunge nach beiden seiten breit auseinandergezogen, so dass die seitenränder auf den eck- und vorderen backenzähnen ruhen. In der mitte der zunge zieht sich eine rille entlang, die nach hinten zu breiter und flacher wird. Das geschlossene *i* kommt nur als länge (*ī*) vor.

Von dem *ī* ist quantitativ und qualitativ verschieden das kurze, offene *i*. Es unterscheidet sich durch eine geringe zungensenkung und eine schlaffere articulation. Die zungenspitze legt sich nur lose an die hintere wand der unteren schneidezähne. Die ränder berühren ziemlich

schlaff die eck- und vorderen backenzähne, der unterkiefer ist, verglichen mit der stellung beim ī, etwas gesenkt.

Daneben gibt es noch ein zweites offenes *i*, das ich mit *ι* bezeichne. Es steht in unbetonten vor- und endsilben, wie in *lǿsι* (lösen), *bιgun* (begehen), *p'anιn* (pfennig). Es ist so offen, dass man versucht sein könnte, es als *e* aufzufassen. Doch scheint es mir dem *i* näher zu liegen. Es kommt auf Föhr nicht gleichmässig vor. In einigen ableitungssilben entspricht ihm im wehsdringischen ein *e*, z. b. aos. *ferιn* (föhringisch) = ws. *feren*, aos. *p'anιn* (pfennig) = ws. *p'anen*, aos. *desιʒ* (dumm, hässlich, unangenehm) = ws. *deseʒ*, aber sowol aos. als ws. *bιvīsι* (beweisen), *hǿbι* (hoffen).

Nach der gewöhnlichen auffassung sind die hauptcharakteristica des *ȳ* und *y* die verengung und vorstülpung der lippen, d. h. die rundung der *u*-laute und die zungenstellung des *ī* und *i*. Letzteres stimmt für die föhringische mundart jedoch nicht, vielmehr ist eine leichte senkung der zunge aus den entsprechenden *i*-stellungen zu constatieren, sowie eine ebenfalls nur geringe verschiebung der articulationsstelle nach hinten. Auch ist die zungenspitze etwas zurückgezogen, und die vorderzunge scheint durch eine leichte senkung an der modification des klanges wesentlich beteiligt zu sein.

Vom langen, geschlossenen *ȳ* unterscheidet sich das kurze und offene *y* durch tiefere zungenstellung, geringe zurückziehung der zungenspitze und die schlaffere articulation.

2. Mit mittlerer zungenstellung.

Die stellung für das geschlossene *e* erhält man, wenn man die zunge etwas aus der *ι*-stellung senkt und die stelle der engenbildung etwas weiter nach hinten verlegt. Das geschlossene *e* wird mit energischer zungenarticulation gebildet und kommt nur als länge (*ē*) vor. Die zunge ist, mit der *ι*-stellung verglichen, abgeflacht und liegt breit im munde. Die zungenspitze legt sich an den unteren rand der unteren schneidezähne. Der unterkiefer und die unterlippe sind etwas gesenkt. Die mundwinkel werden nicht eingezogen.

Dem langen geschlossenen *ē* gegenüber wird das lange offene *ę̄* besonders durch die tiefere zungenstellung und die schlaffere spannung der zungenmuskulatur in seinem klange bedingt. Die zungenspitze ist zurückgezogen und der kieferwinkel ein wenig größer als beim *ē*. Dieses *ę̄* könnte vielleicht als mittel bezeichnet werden. Viel offener ist das *ε̄*, das vor dentalen consonantengruppen steht. In den präsensformen des verbums *k'ę̄n* (kennen) verteilen sich *ē* und *ε̄* in folgender weise: *ik k'ę̄n*, *dy k'ε̄nst*, *hi k'ε̄nt*, *vi*, *vat*, *jam*, *jat*, *jo k'ę̄n*.

Diese beiden *e*-laute sind specifisch wehsdringisch. Im aosdringischen sind nur ganz vereinzelt bei älteren leuten spuren dieser unterscheidung zu finden. Sonst haben wir hier für jene zwei laute nur eine entsprechung, und zwar einen laut, der allmählich vom offenen *e* zum offenen *i* übergleitet. Er ist also diphthongisch, als *ei* oder gar triphthongisch, quantitativ gleich *ȩ̄* und *ε̄*, aufzufassen (vgl. § 4,2).

Diesen verhältnissen analog gibt es im wehsdringischen, neben dem kurzen offenen *e*, vor den dentalen consonantengruppen ein noch offeneres *ε* (im aosdringischen nur *e*).

Beim *ə* ist die zungenstellung ein wenig tiefer und die articulation etwas schwächer als beim *e*. Je nach der umgebung ist die klangfarbe des vocals heller oder dunkler.

§ 2. Vocalarticulation im mittleren mundgebiet.

1. Mit mittlerer zungenstellung.

Wie für die *y*-laute die lippenrundung der *u*-laute gilt, so für die *ø*-laute die etwas schwächere der *o*-laute. Ebensowenig aber wie die zungenstellung für *ī* und *ȳ*, und *i* und *y* dieselbe ist, ist sie es für *ē* und *ø̄*, *e* und *ø*. Jenen verhältnissen genau entsprechend, ist auch hier eine tiefere zungenstellung an der articulationsenge wahrzunehmen, als bei den *e*-lauten. Beim langen geschlossenen *ø* ist die lage der zunge niedriger als beim *ē*, aber höher als beim *e*. Die articulationsenge wird ein wenig weiter hinten gebildet. Die zunge liegt flach im munde und articuliert ziemlich breit und schlaffer als beim *ī* und *ē*. Die zungenspitze ist bis an die alveolen zurückgezogen.

ø ist der kurze und offene laut. Er unterscheidet sich vom *ø̄* durch die kürze und die schlaffere articulation der zunge, die noch tiefer liegt als beim *e* und sich kaum über die indifferenzlage erhebt. Die lippenrundung verschwindet beinahe ganz.

ʌ ist ein laut von schwer bestimmbarem klangwert. Er liegt zwischen *e* und *a* mit fast derselben höhenlage der zunge wie *ø*, jedoch unter völligem schwund der lippenrundung.

2) Mit tiefer zungenstellung.

Durch geringe hebung des hinteren teiles des mittleren zungenrückens aus der indifferenzlage erhält man die stellung für *a*, das fast nur als kürze vorkommt. Der mund ist ziemlich weit geöffnet, die zunge schlaff, die zungenspitze eingezogen. Lang kommt es nach Bremer (*Ferreng an ömreng Allemnack för't Juar 1894, 51*) nur in den wehsdringischen dörfern *Taftem* und *Klamtem* vor gutturalen vor, wie in *nāxt* (nacht), *lāxι* (lachen), *frāʒι* (fragen). Im aosdringischen steht es in der verbindung *āv*, dem ws. *au* entspricht z. b. aos. *t'rāv* (treu)

= ws. *t'rau*, aos. *slāv* (schlagen) = ws. *slau*. Dem *ā* auf Amrum entspricht in allen anderen fällen auf Föhr ein laut, der zwischen *a* und *o* liegt. Die stellung für diesen erhält man durch geringe hebung der zunge aus der *a*-stellung und eine gleichzeitige leichte verschiebung der articulationsstelle nach hinten. Die zunge articuliert schwach. Die zungenspitze ist noch weiter zurückgezogen als beim reinen *a*. Die lippen sind kaum merklich gerundet. Dieser vocal ist im wehsdringischen lang (*ā*) im aosdringischen nur kurz. Dem ws. *ā*, für das auch *ǭ* vorkommt, entspricht aos. *ao* (vgl. Bremer, Ndd. jb. XIII, 16).

§ 3. Vocalarticulation im hinteren mundgebiet.

1. Mit höchster zungenstellung.

Der hintere zungenrücken ist beim geschlossenen *u* so sehr gegen den hinteren, weichen gaumen gehoben, dass eine weitere annäherung beim passieren des luftstromes ein deutliches reibegeräusch zur folge haben würde. Die articulation ist energisch, die musculatur des hinteren zungenrückens daher straff gespannt. Der vordere teil der zunge ist nach unten und weit hinter die unteren alveolen zurückgezogen. Die lippen sind vorgestülpt und gerundet.

u unterscheidet sich von *ū* durch die kürze, senkung des articulierenden zungenteils und die schlaffere articulation. Die lippenrundung ist bedeutend schwächer. Es nähert sich in seinem klange dem geschlossenen *o*.

2. Mit mittlerer zungenstellung.

Nur wenig tiefer als beim offenen *u* liegt der hintere zungenrücken beim geschlossenen *o*, das im föhringischen nur lang vorkommt. Dazu liegt die articulationsstelle etwas weiter nach vorne. Die articulationsintensität ist eine mittlere. Die lippen sind weniger gerundet als bei *ū*, aber mehr als bei *u*. Die zungenspitze ist, wenn auch bei weitem nicht so stark wie bei *ū*, zurückgezogen. Die vorderzunge liegt tief, der unterkiefer ist gegen die *ū*-stellung etwas gesenkt. Dieses *ō* ist nur aosdringisch. Auf Amrum entspricht ihm ein weit offenes *o*, das schon deutlich an *a* erinnert. Das ws. *ǭ* liegt zwischen beiden, doch dem aos. *ō* näher, so dass es als mittel zu bezeichnen ist. Vom *ō* unterscheidet es sich durch seine wenig tiefere zungenstellung, schlaffere articulation, geringes vorstrecken der zungenspitze, schwinden der lippenrundung und eine kaum merkliche senkung des unterkiefers.

3. Mit tiefster zungenstellung.

Das kurze offene *o* liegt zwischen dem eben beschriebenen *ǭ* und dem *o*-farbigen *a*-laut *á*. Die zunge liegt mit *ǭ* verglichen tiefer und articuliert schwächer.

§ 4. Diphthonge und triphthonge.

Die mundart hat a) folgende diphthonge: *ī*ə, *ū*ə, *ø*i, *ui*, ws. *ei* = aos. *āi* (vgl. Bremer, Ndd. jb. XIII, 16), ws. *ā̊i*, *ǭi* (= aos. *åoi*), ws. *au* (= aos. *āv*, vgl. Bremer, Ndd. jb. XIII, 16), ws. *ā̊*, *ǭ* = aos. *åo*, (vgl. Bremer, Ndd. jb. XIII, 16), ws. *ę̄*, *ē* = aos. *ei*.

b) die triphthonge: *ūai* und aos. *ā̊oi* (= ws. *åi*, *ǭi*).

I. Was die quantität anbetrifft, so ist hervorzuheben, dass die ersten componenten in *ī*ə, *ū*ə, *āi*, *ā̊i*, *ǭi* und *ūai* halblang sind. Die anderen vocale sind als erste componenten kurz, an zweiter und dritter stelle überkurz (vgl. § 15, 6).

II. Für die qualität der vocale in lautcomplexen gilt die regel, dass sich die articulationsstellen der einzelnen componenten nähern.

1. *ī*ə, *ū*ə. Über *ī* vgl. § 1, 1, über *ū* § 3, 1. Das ə in *ī*ə ist etwas geschlossener als in *ū*ə. Für *ī*ə bewegt sich die zunge gleichzeitig rück- und abwärts. Der unterkiefer senkt sich nicht und die lippen behalten dieselbe öffnung bei. Bei *ū*ə senkt sich die zunge vertical. Der unterkiefer senkt sich ebenfalls, die lippenrundung wird aufgegeben, indem die mundwinkel sich einziehen. Der lippenspalt wird höher und breiter.

2. *āi*, *ā̊i*, *ǭi*, *øi*, *ui*, *ei*. Über *ā* und *ā̊* vgl. § 2, 2. Bei *āi*, *ā̊i*, *ǭi* schiebt sich, sobald die spannung des mittleren zungenrückens aufhört, die vorderzunge nach vorn und oben. Dabei bleibt der vordere zungenrand an den unterzähnen liegen. Beim *i* dieser diphthonge ist die spannung der zungenmusculatur nicht so gross, als wenn es selbständig vorkommt. Der unterkiefer behält die stellung für den ersten componenten bei, die lippenöffnung bleibt dieselbe. Von *ø* in *øi* gilt das § 2, 1 gesagte. Auch hier verändern unterkiefer und lippen ihre stellung nicht. Letzteres gilt auch für *u* in *ui*. Nachdem die *u*-stellung aufgegeben ist, bewegt die vorderzunge sich nach vorn und oben, ziehen sich die mundwinkel zurück und der lippenspalt wird breiter und höher. Über *e* in *ei* vgl. § 1, 2. Bei diesem diphthong hebt sich die zunge, indem sie sich zugleich etwas vorschiebt; lippen- und unterkieferstellung bleiben dieselbe. Von diesem ws. *ei* unterscheidet sich das aos. *ei* dadurch, dass die zungenbewegung eine allmähliche ist, so dass man den laut fast als triphthongen auffassen könnte. Doch ist der unterschied zwischen dem aos. und ws. *ei* so gering, dass verschiedene zeichen nicht erforderlich sind.

3. *au*, *åo*. Über *a* vgl. § 2, 2. Bei *a* hebt sich die hinterzunge vertical. Der unterkiefer hebt sich kaum merklich. Die lippen nähern sich bis auf einen schmalen spalt, rundung derselben findet nicht statt.

Über *â* vgl. § 2, 2; über *o* § 3, 2. **Die beiden laute liegen einander so nahe, dass eine verschiebung der articulationsstellen sich nicht feststellen lässt. Der mittlere zungenrücken und der unterkiefer heben sich sehr wenig, der lippenspalt wird etwas enger.**

4. *ūai*, *uoi*. Bei *ūai* senkt sich die zunge aus der *ū*-stellung und erreicht kaum die stellung für *a*. Gleichzeitig beginnt sie sich nach vorne vorzuschieben, so dass die articulationsstelle des mittleren componenten etwas höher und weiter nach vorne liegt, als für das § 2, 2 beschriebene *a*, d. h. er nähert sich in seinem klange dem *ε*. Das *i* hat denselben wert, wie in den diphthongen *ei* usw. Der unterkiefer macht die senkung der hinterzunge, nicht aber die hebung der vorderzunge mit. Die lippenrundung wird plötzlich aufgegeben, indem sich die mundwinkel zurückziehen. Die mundöffnung wird höher und breiter. Die stellung der lippen ist für *a* und *i* dieselbe. Bei *uoi* findet ebenfalls eine doppelbewegung der zunge statt. Zuerst hebt sich der mittlere zungenrücken, freilich nur sehr wenig, dann die vorderzunge. Die articulation aller drei vocale ist ziemlich schlaff. Die stellung der lippen und des unterkiefers bleibt unverändert.

2. Die consonanten.

		labio-labiale	labio-dentale	dentale	alveolare	palatale	velare
Stimmlose verschlusslaute	fortes	*p p*ʿ		*ι ι*ʿ	*t t*ʿ *t̂*	*k k*ʿ	*k k*ʿ
	lenes	*b̲*		*∂*	*d d̲*	*g*	*g*
Stimmhafte verschlusslaute		*b*		*∂*	*d d*	*g*	*g*
Stimmlose reibelaute			*f*	*þ*	*s ŝ*	*χ χ̇*	*x*
Stimmhafte reibelaute		*w*	*v*	*ð*	*z*	*j*	*ʒ*
Liquiden				*l*	*l l̂ l̥* *r r̥*		*ɫ*
Nasale		*m m̥*		*ν*	*n n̂ n̥*	*ŋ ŋ*	*ŋ ŋ*

§ 5. Die verschlusslaute.

Die verschluss- oder explosivlaute teilte man lange und zum teil noch heute ein in stimmlose, energisch articulierte tenues und stimmhafte und schwächer articulierte mediae. Diese der griechisch-römischen grammatik entlehnten termini auf die germanischen laute zu übertragen, war ein missgriff und hat zu verwirrung und irrtümern anlass gegeben. In den meisten deutschen mundarten gibt es vielmehr drei arten von verschlusslauten. Von den beiden genannten haben wir nämlich stimmlos-sanft articulierte zu unterscheiden. Es ist oft schwer, diese von den stimmhaften zu unterscheiden, und so lag es denn nahe, beide als identisch unter den begriff media zu subsummieren. Die phonetik hat diesen irrtum aufgeklärt, und ihr folgend bezeichne ich:

1. als stimmlose fortes die stimmlosen, scharf articulierten *p*, *ʈ*, *t*, *k*;
2. als stimmlose lenes die weichen, aber stimmlosen *b̥*, *ɖ̥*, *d̥*, *g̥*;
3. als stimmhafte lenes die sanft articulierten *b*, *ɖ*, *d*, *g*.

In der föhringischen mundart kommen sie alle drei vor.

Die stimmlosen fortes *p*, *ʈ*, *t*, *k* werden gemeinsam charakterisiert durch die energische sprengung eines verschlusses durch den luftstrom. Nur im anlaut werden sie aspiriert, d. h. mit folgendem hauch gesprochen. In dieser stellung bezeichne ich sie mit *pʻ*, *ʈʻ*, *tʻ*, *kʻ*.

p ist die bilabiale, stimmlose fortis, die entsteht, wenn der aus der lunge kommende luftstrom den festen lippenverschluss energisch und plötzlich löst.

ʈ ist die dentale, stimmlose fortis. Die vordere zunge bildet mit der rückwand der oberen schneidezähne einen festen verschluss, der durch den luftstrom gesprengt wird.

t ist die alveolare, stimmlose fortis, die sich von der dentalen dadurch unterscheidet, dass der verschluss an den alveolen der oberen schneidezähne gebildet wird.

Wir haben zwei gutturale stimmlose fortes zu unterscheiden, die palatale und die velare. Bei der palatalen findet der verschluss am vorderen, harten, bei der bildung der velaren am hinteren, weichen gaumen statt. Zwei verschiedene zeichen sind darum nicht erforderlich, weil ihr vorkommen aus der palatalen, resp. velaren umgebung ohne weiteres zu erkennen ist. Ich bezeichne beide mit *k*.

Auslautendes *t* wird nach *i*, *y* palatalisiert. Das geschieht dadurch, dass sich der zungenrücken von der articulationsstelle des alveolaren *t* an bis ans palatum in breiter fläche an das gaumendach anlegt. Der akustische eindruck ist der eines *t*, modificiert durch einen *j*-artigen laut. Ich bezeichne den laut mit *t͡*.

Die alten stimmlosen fortes haben im föhringischen eine erhebliche einbusse erlitten:

1. In den anlautenden consonantenverbindungen *sp*, *st*, *sk* ist die stimmlose fortis zur stimmlosen lenis geworden, z. b. in *sbriŋ* (springen), ws. *sðrei*, aos. *sdrāi* (streuen), *sgīv* (scheibe).

2. Nach langem vokal sind *p*, *t*, *k* zu stimmhaftem *b*, *d*, *ʒ* geworden, wie in *hōbi* (hoffen), *sgōdn̥* (geschlossen), *māoʒi* (machen).

Neu entstandene *t*-laute haben wir:

1. aus anlautendem *þj* > fö. *t͡χ* in *t͡χok* (dick), ws. *t͡χīsk* (deutsch);

2. aus *ki* > fö. *t͡χ* in dem eigennamen **kitel* > *t͡χidl̥* (ketel). *kʻimen* (gekommen) der anderen dörfer entspricht in *Būəleʒsem* und *Vraksem t͡χimen*;

3. aus anlautendem wg. *þ*, das im fö. zum dentalen *ʈ* geworden, als solches aber fast nur noch im ws. erhalten ist. Im aos. ist es grösstenteils zum alveolaren *t* geworden.

Das *ʈ* im ws. entspricht ferner wg. *t* vor *r* und wg. *t* nach *n*, wo das aos. widerum schon fast ausschliesslich *t* hat (vgl. § 9): ws. *baʈr̥* = aos. *batr̥* (bitter), ws. *monʈr̥* = aos. *montr̥* (munter). In den anderen fällen hat auch das ws. für altes *t* das alveolare, z. b. *tʻid* (zeit), *tʻuþ* (zahn), *tʻu* (zu).

Die stimmlosen lenes unterscheiden sich von den fortes durch die viel geringere exspirationsstärke.[1]

Die stimmhaften lenes *b*, *ð*, *d*, *g* unterscheiden sich von den stimmlosen nur durch den stimmton. Das dentale *ð* steht, wie das *ʈ*, im ws. und älteren aos. vor wg. *r*, z. b. in *ðrei* (drehen), *vēðr̥* (wasser). Auch nach *n* wird es gestanden haben, denn es heisst ws. *luv* (land), *suv* (sand) — vorauszusetzen sind **lōvð*, **sōvð* < **lovð*, **sovð* < *land*, *sand* — in dieser stellung ist *ð* aber geschwunden. Im aos. steht dafür schon fast allgemein alveolares *d*, also *drāi*, *vēdr̥*, auch alveolares *n*, *lun*, *sun*.

d wird nach *i*, *y* palatalisiert, *d̗*, z. b. in *sgrid* (schreiten), *rid* (reiten).

§ 6. Die Reibelaute.

1. Labiale: *f*, *v*, *w*.

f ist der stimmlose, labiodentale reibelaut Die reibungsenge wird durch berühren des unteren randes der oberzähne mit der unterlippe gebildet.

v ist der entsprechende stimmhafte reibelaut.

1) Ich unterscheide sie graphisch von den entsprechenden stimmhaften lenes durch einen untergesetzten strich, *b̲*, *ð̲*, *d̲*, *g̲*. Wie schon erwähnt, kommen sie in den anlautenden verbindungen *sb̲*, *sð̲*, *sd̲*, *sg̲* < *sp*, *st*, *sk* vor.

w, der stimmhafte, bilabiale reibelaut, bei dessen bildung sich die lippen lose berühren, kommt in den anlautenden consonantenverbindungen *sw*, *dw*, *t'w*, *r'w*, *k'w* vor.

2. Dentale und alveolare: *s*, *z*, *ŝ*, *þ*, *ð*.

Die *s*-laute werden an den alveolen der oberen schneidezähne gebildet, indem die zungenspitze etwas zurückgezogen und gehoben wird, so dass die enge zwischen den alveolen und der zunge entsteht.

s und *z* unterscheiden sich nur durch den stimmton und die stärke des exspirationsstromes.

ŝ ist das palatalisierte *s*, das dadurch sein specifisches geräusch erhält, dass die vorderzunge sich nach hinten zu in breiter fläche den alveolen und dem harten gaumen nähert, so dass eine grössere reibungsfläche entsteht.

Alle *s*-laute werden mit rinnenbildung der zunge gebildet, die beim *s* und *z* grösser ist, als beim *ŝ*.

þ ist der stimmlose, *ð* der stimmhafte interdentale reibelaut. Der vordere zungenrand drängt sich zwischen die oberen und unteren schneidezähne. Der exspirationsstrom entweicht zwischen der zunge und der oberen zahnreihe. Die rinnenbildung der *s*-laute fehlt.

3. Palatale: *χ*, *χ̂* *j*.

Die stimmlose, palatale spirans wird gebildet durch hebung des zungenrückens gegen den harten gaumen, wo der exspirationsstrom ein reibegeräusch erzeugt.

χ̂ ist palatalisiert und unterscheidet sich von *χ* dadurch, dass durch verbreitern der zunge eine grössere reibefläche entsteht.

Die stimmhafte palatale spirans ist *j*.

4. Velare: *x*, *ʒ*.

Die enge wird gebildet durch hebung des hinteren zungenrückens gegen den weichen gaumen. *x* ist stimmlos, *ʒ* stimmhaft.

§ 7. **Die liquiden:** *l*, *l̂*, *ł*, *l*, *r*.

Bei der bildung des *l* legt sich die zurückgezogene zungenspitze an die alveolen der oberen schneidezähne. Der stimmton entweicht zu beiden seiten des verschlusses.

l̂ bezeichnet das palatalisierte *l*, das sich regelmässig nach *i* einstellt, indem sich der vordere zungenrücken in breiter fläche an die oberen schneidezähne und den vorderen teil des harten

gaumens legt, so dass die ganze zunge sich beträchtlich hebt, und die seitlichen öffnungen bedeutend verengt werden.

Mit *ł* bezeichne ich ein *l* mit gutturaler klangfärbung. Die zunge ist etwas zurückgezogen und articuliert ein wenig weiter hinten.

l̪ ist das interdentale *l*. Die zungenspitze schiebt sich zwischen die vorderen reihen der ober- und unterzähne.

r. In der föhringischen mundart kommt nur das alveolare *r* vor. Der exspirationsstrom versetzt das an die alveolen der oberen schneidezähne lose angelegte zungenblatt in intermittierende schwingungen. Die articulation des *r* kann man als mittelstark bezeichnen. Im an- und inlaut ist sie energischer als im auslaut. Man könnte versucht sein, das auslautende *r* selbst als vocal aufzufassen. Oft ist es kaum möglich zu sagen, ob es mehr consonantischen oder vocalischen charakter hat. Dennoch kann ich mich nicht entschliessen, es als vocal zu bezeichnen.

§ 8. Die nasale: *m*, *n*, *n̂*, *ν*, *ŋ*.

m ist der bilabiale nasal. Die lippen sind fest geschlossen.

n ist der alveolare nasal, der gebildet wird, indem sich der vordere zungenrand und ein teil der vorderzunge fest an die alveolen der oberen schneidezähne legen.

Neben dem alveolaren *n* kommt im ws. noch ein dentales, *ν*, vor, das im aos. schon grösstenteils zu *n* geworden ist. Es steht vor *τ*, z. b. in *movτr̥* (munter), und für wg. *nd*, wie in *luν* (land), *sə̱ruν* (strand).

n̂ ist das palatalisierte *n*, das nach *i* und *y* entstanden ist. Der vordere zungenrand legt sich an die hintere wand der unteren schneidezähne, das mittlere zungenblatt legt sich in breiter fläche an die alveolen der oberen schneidezähne und den vorderen teil des palatum.

Mit *ŋ* bezeichne ich sowol den palatalen als den velaren nasal. Beim ersten bildet der zungenrücken mit dem vorderen, beim zweiten mit dem hinteren gaumen einen festen verschluss.

Die liquiden und nasale in sonantischer function bezeichne ich mit *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥*, *ŋ̥*.

§ 9. Erklärungsversuch der jüngeren veränderungen im consonantismus.

Wie die vorstehende darstellung zeigt, hat der consonantismus der föhringischen mundart eine reiche entwicklung erfahren. Wir haben aber bereits gesehen, dass nicht jeder dieser laute in jedem dorfe der insel gesprochen wird. Vielmehr liegen die verhältnisse so, dass jedes dorf, resp. gruppe von dörfern bestimmte laute hat, denen in anderen regelmässig, oder doch zum teil regelmässig, andere entsprechen. Wir

haben hier eine höchst interessante und instructive sprachgeschichtliche erscheinung zu constatieren, nämlich den kampf zwischen dem alten und dem neuen. Die älteren laute *þ, ð, ɽ, ∂, ν* sind nur im ws. noch allgemein gebräuchlich. Von der älteren generation und einzelnen alteingesessenen familien, die die älteren laute bewahrt haben, abgesehen, entsprechen im aos. *s, z, t, d, n*. Wir haben hier demnach einen lautwandel, der sich in der gegenwart vollzieht und also in seinem fortschritt beobachtet werden kann. Es wird *þ* > *s*, *ð* > *z*, *ɽ* > *t*, *∂* > *d*, *ν* > *n*, d. h. die dentalen werden zu alveolaren. Man wird zunächst geneigt sein, von einem lautgesetz zu reden. Allein der vorgang ist wahrscheinlich ein anderer. Schon in den einleitenden bemerkungen habe ich darauf hingewiesen, dass nur im westen der insel allein föhringisch gesprochen wird, während man im osten schon viel plattdeutsch redet, und zwar je weiter nach osten, desto mehr. Wenn man nun bedenkt, dass die neueren laute des aos. sämtlich auch im hoch- und plattdeutschen vorkommen, im fö. aber nur in den dörfern, wo die heimische sprache und das plattdeutsche nebeneinander bestehen, ferner dass ältere leute im osten, die in ihrer jugend nie plattdeutsch gesprochen haben, die alte aussprache bewahrt haben, während die jüngere generation, die ebenso viel plattdeutsch als föhringisch spricht, sich der neueren laute bedient, so scheint es mir wahrscheinlich, dass wir in diesen neuerungen plattdeutschen einfluss zu sehen haben. Kinder von plattdeutschen eltern werden, wenn sie im verkehr mit Föhringen deren sprache lernen, die feinen unterschiede garnicht hören und die ihnen geläufigen laute mechanisch in der anderen sprache anwenden. Wer von kindheit auf beide sprachen spricht, wie jetzt alle auf Osterlandföhr, wird leicht zu derselben unbewussten anpassung schreiten. Auch das hochdeutsche der schule wird diesen process begünstigen[1].

1) Eine stütze findet diese auffassung in einer anderen erscheinung, die wol kaum in zweifel gezogen werden kann, in der tatsache nämlich, dass auch in der syntax des aos. sich plattdeutscher einfluss geltend macht, nicht aber im ws. Es sei auf zwei altertümliche syntaktische erscheinungen aufmerksam gemacht, die auch im aos. noch lebendig sind, doch bei weitem nicht mehr in dem umfange wie im ws: a) das häufige fehlen des bestimmten artikels zwischen präposition und substantiv: *bi hȳs* (beim hause), *et hȳs* (zu hause), *fåon hȳs* (vom hause, in der fremde), *t'u hōv* (zur kirche), *ȳb fīəl* (auf dem felde), *ūn eiʒ* (an land) u. a. sind auf der ganzen insel stereotype wendungen. Doch in vielen fällen, wie *bi sə̱ruv* (am strande), *ūn huv* (in der hand, in die hand), *āvr̥ hīəð* (über die heide), *fər der* (vor der tür, vor die tür) fügt man in den östlichen dörfern den artikel hinzu. b) Die endung *em* (< *um* des dat. pl. vgl. Siebs, P. gr. I², 1242): *åovr̥ ekerem* (übers feld) und adverbien oder adverbiale verbindungen wie *leīem* (leise), *gratem* (laut), *ən dåoiem* (eines tages) sind

II. Allgemeine phonetik.

§ 10. Articulationsbasis.

Die lippentätigkeit ist in der föhringischen mundart gering, jedoch lebhafter als im englischen. Der kieferabstand und die zurückziehung der mundwinkel sind nicht beträchtlich, daher ist die mundöffnung relativ klein. Die anspannung der zunge ist nicht gross; die neigung zur verbreiterung derselben ist beträchtlich. Die zurückziehung der zunge ist im ws. ziemlich erheblich, geringer im neueren aos. Besonders charakteristisch ist die bevorzugung des vorderen und mittleren gebiets des mundraumes. Ich erinnere an die vielen dentale und alveolare, besonders aber an die ausgeprägte neigung zur palatalisierung. Wie Mor. Rapp, Physiologie I, 171 „die mundart der Schwaben dem allgemeinen charakter nach guttural" genannt hat (vgl. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen mundart, 17), so könnte man die föhringische mundart palatal nennen.

§ 11. Einsatz und absatz.

Der vocaleinsatz ist in der regel leise, d. h. die exspiration setzt ein, nachdem die stimmbänder zum tönen eingesetzt sind. Der feste einsatz erscheint nur, wenn ein vocalisch beginnendes wort träger eines starken rhetorischen accentes ist, oder wenn zwei aufeinander folgende laute, von denen der zweite ein vocal ist, deutlich getrennt werden sollen. Der leise gehauchte einsatz kommt nicht vor. Beginnt der exspirationsstrom gleich mit voller stärke, bevor die stimme einsetzt, so erhalten wir den kräftigen hauchlaut, den wir mit *h* bezeichnen.

Der absatz der vocale ist ebenfalls leise. Nur gelegentlich kommt auch der feste vor, um zwei vocale deutlich von einander zu scheiden, oder bei interjectionen, die im ärgerlichen affect gesprochen sind, wie *no'* na.

Die liquiden, nasale und reibelaute werden leise ein- und abgesetzt. Der einsatz der explosivlaute ist leise, der absatz leise gehaucht.

§ 12. Accent und betonung.

1. Silben mit kurzem vocal.

a) Wenn auf den kurzen vocal einer oder mehrere stimmlose consonanten folgen, so haben wir den stark geschnittenen accent. In mehrsilbigen wörtern mit einfachem consonanten bildet dieser die silbengrenze.

auch im aos. durchaus gebräuchlich. Aber in anderen fällen, wie ws. *mad dornskem* (mitten in der stube), *ȳb būəlkem* (auf dem boden), *ā̆rṛ hīəđem* (über die heide) steht im aos. der artikel, und die alte endung fehlt.

b) Folgen dagegen auf einen kurzen vocal einer oder mehrere stimmhafte consonanten, so tritt schwach geschnittener accent ein, d. h. der consonant setzt ein, nachdem der vocal schon an stärke eingebüsst hat. In mehrsilbigen wörtern gehört der consonant resp. die consonantengruppe zur folgenden silbe[1].

2. Silben mit langem vocal oder diphthongen sind ebenfalls schwach geschnitten.

3. Wort- und satzaccent.

Wie in allen germanischen sprachen ist die wortbetonung decrescendo. Ausgenommen sind wörter, wo präfixe mit stammwörtern feste verbindungen eingehen. Die verhältnisse sind genau wie im deutschen. Man vergleiche:

fadrē•ʒ (vertragen), prät. *fadru•x*, part. prät. *fadrâoi•n̂*; *fø•rdrēʒ* (vortragen), prät. *drux før*, part. prät. *fø•rdrâoin̂*; *falē•s* (verlieren), *fø•rlēs* (vorlesen), *favi•sı* (verweisen), *fø•rvisı* (vorzeigen), *bıgu•ŋ* (begehen), *bi•guŋ* (anfangen), *bısd̲u•n* (bestehen), *bi•sd̲un* (beistehen).

Der satzaccent ist logisch geregelt. Die begrifflich wichtigsten wörter tragen den stärksten ictus (•), solche, die weniger hervorgehoben werden, einen nebeniktus (:), die übrigen sind schwach betont und bleiben unbezeichnet. Damit ist gegeben, daß je nach dem sinne des satzes die accentverhältnisse wechseln, wie etwa in dem beispiel:

man âot as sıəmâon vēsn̥ (mein vater ist seemann gewesen). *manâo:tasıə•mâonvē:sn̥* (einfacher bericht), *ma•nâotasıə:mâonvē:sn̥* (meiner, nicht sonst jemandes), *manâo•tasıə:mâonvē:sn̥* (mein vater, nicht etwa mein bruder), *manâota•sıə:mâonvē:sn̥* (er ist doch seemann gewesen), *manâotasıə•mâonvē:sn̥* (er ist seemann gewesen nicht etwa bauer), *manâo:tasıə:mâonvē•sn̥* (er ist es gewesen, jetzt nicht mehr).

§ 13. Silbentrennung.

Für die silbentrennung ist der accent entscheidend (vgl. § 12, 1 u. 2):

Bei stark geschnittenen silben fällt die silbengrenze in den folgenden consonanten, bei tenues in die pause zwischen verschluß und explosion: *lupen* (laufen), *batr̥* (bitter). Von zwei consonanten gehört der erste zur ersten, der zweite zur folgenden silbe: *frot-sı* (unmäßig essen).

1) Aus dem schwach geschnittenen accent erklärt sich: 1. der schwund des *r* unter dehnung des vorangehenden vocals in *hors* > *hös* (stute), *t'wers* > aos. *t'weis* (quer), *gers* > aos. *geis* (gras); 2. die entwicklung des svarabhaktivocals *ə* zwischen *r*, und consonant, z. b. *arəm* (arm), *varəm* (warm), *saləm* (bettkante), *haləp* (helfen).

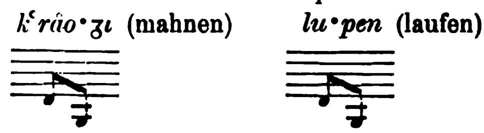
In schwach geschnittenen silben liegt die grenze hinter dem vocal: *le-vrı* (liefern), *tχi-drı* (tüdern), *bū-mr* (bäume), *sgrī-ven* (schreiben).

§ 14. Der musikalische accent.

I. Der musikalische wortaccent.

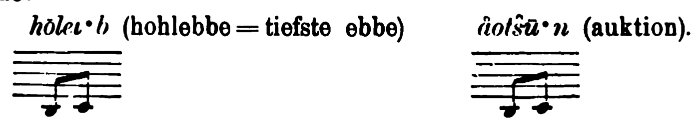
Die betonte silbe liegt musikalisch höher als die übrigen. Im zweisilbigen wort fällt der ton um eine quinte:

kʿrāo·ʒı (mahnen) *lu·pen* (laufen)



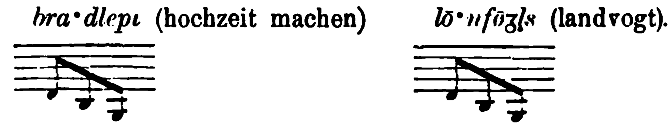
Ist die zweite silbe betont, so steigt die stimme nur um eine secunde:

hōleı·b (hohlebbe = tiefste ebbe) *āotšū·n* (auktion).



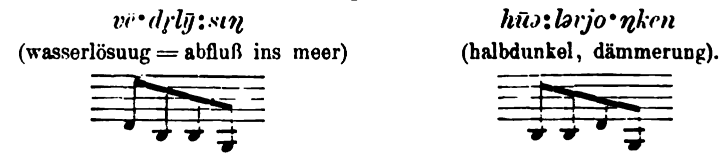
In dreisilbigen wörtern sinkt die stimme in zwei gleichen stufen um eine quinte:

bra·dlepı (hochzeit machen) *lō·nfōʒls* (landvogt).



Auch in viersilbigen wörtern beträgt das intervall zwischen dem höchsten und tiefsten ton eine quinte:

vē·drlȳ:sıŋ (wasserlösuug = abfluß ins meer) *hūə:lərjo·ŋken* (halbdunkel, dämmerung).



II. Der musikalische satzaccent.

Er richtet sich nach den verschiedenen satzarten.

Im aussagesatz, der einen in sich geschlossenen gedanken enthält, haben wir die fallende tonbewegung. Eine änderung der höhenlage der stimme tritt erst mit der exspiratorisch am stärksten betonten silbe ein. Von da an sinkt die stimme um eine quinte:

i:ksanūnə māo·skvē:sņ
(Ich bin in der marsch gewesen.)

manåo: iasīə • måonvē: sn̥
(Mein vater ist seemann gewesen.)



hatvāi • tənhūə: lven sdu: rəm
(Es weht ein halber sturm = es weht ziemlich heftig: eine oft gebrauchte redensart aus der seemannssprache.)



Um klage oder mitleid auszudrücken, läßt man die stimme nur m eine secunde steigen und dann um eine quinte fallen:

vadei: mide • toxīə: rəʒ
(Wie tut mir das doch leid).



In sätzen, die reue ausdrücken, hebt sich die stimme um eine rz, um dann um eine quinte abzusteigen:

hekde • toxmanēde: n
(Hätte ich das nur nicht getan.)



In befehlssätzen ist die tonbewegung eine aufsteigende. Das interll beträgt eine quinte:

semant u: dətvabı sgåo • fətfē: st!
(Sieh nur zu, daß du etwas beschaffst!)



nyblī: vmanīlıŋəra • n!
(Bleib heute abend nur zu hause!)



Im fragesatz steigt die stimme um eine sexte:

bē: stēgu: tumu • d?
(Fühlst du dich nicht wohl?)



In sätzen, die zorn und entrüstung ausdrücken, beträgt das intervall ebenfalls eine sexte:

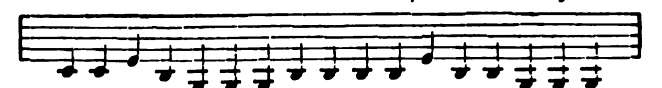
dybē:stoxroxtsonswa•lkrūəmist!

(Du bist doch recht so ein herumtreiber in nacht und nebel!)



go:dbıvāo•rımanaskl! vathē:stəmōsny•doxvrdrfo:l!

(Gott bewahre, Askel, wie hast du den arsch nun doch wider voll, d. h. wie bist du nun doch wider betrunken! Aus *Arfsten sin Düntjis* s. 27.)



Bei freude oder verwunderung hebt sich die stimme ebenfalls um eine sexte: *nāonāo:nvathedvidīə•rdoxnet!*

(wörtlich: nein, nein, wie hatten wir es da doch nett!)



§ 15. Quantität.

Die quantitäten sind in der lebendigen rede sehr mannigfaltig. Nicht nur sind die laute in den verschiedenen wörtern verschieden, wie etwa in *drīv* und *grip* das *i*, sondern sogar in demselben wort ist derselbe vocal bald kürzer bald länger. Das richtet sich nach den jedesmaligen besonderen verhältnissen, unter denen das wort erscheint, ob es in leidenschaftlich erregter stimmung ausgesprochen wird oder nicht, ob es flectiert oder unflectiert ist, in betonter oder unbetonter stellung steht. Abgesehen von allzu kleinen schwankungen kann man in der föhringschen mundart deutlich sechs grade der dauer unterscheiden: überlänge, länge, halblänge, halbkürze, kürze, überkürze.

1. Überlänge steht in einsilbigen wörtern, die auf einfachen, stimmhaften consonanten ausgehen: *būm* (baum), *ūʒ* (auge), *blīv* (bleiben), *drīv* (treiben), *sdēʒ* (stechen), *brēʒ* (brechen).

2. Länge erscheint in den flectierten formen dieser wörter, aber auch sonst vor stimmhaften wie stimmlosen consonanten: *būmr* (bäume), *ūʒen* (augen), *t'u blīven* (bleiben), *t'u drīven* (treiben), *t'u sdēʒen* (stechen), *t'u brēʒen* (brechen), *sdōpı* (stopfen), *hos* (strumpf), *tyīsk*, *t'isk* (deutsch).

3. Halblänge entsteht aus länge in nebentoniger stellung. Halblang sind auch die ersten componenten in *iə*, *ūə*, *āi*, *ai*, *ǫi* und *ūai*: *bīən* (bein), *ūər* (ohr), *sāi* (nähen), *sbūai* (wahrsagen).

4. Halbkürze entsteht infolge von nebenton aus länge und halblänge und wird mit ⌒ bezeichnet: *dīə·rsanikē:vēsn̥* (nachdruck auf *dīər*), aber *iksa:ndīərē·vēsn̥* (nachdruck auf dem *ē*) = ich bin da nicht gewesen.

5. Kürze steht vor stimmlosen und stimmhaften consonanten und entspricht alten kürzen und alten längen, die gekürzt sind. Kurz sind auch *r̥, l̥, m̥, n̥, ŋ̥*.

6. Überkürze. Überkurz sind der svarabhaktivokal *ə, ʌ* und die zweiten und dritten componenten der diphthonge und triphthonge.[1]

C. Historische darstellung des lautstandes.

I. Der vocalismus.

I. Die vocale der stammsilben.

a) Die kurzen vocale.

§ 16. *a*.

1. Fö. *a* entspricht wg. *a*: *al, ales* (afr. *al,* ags. *eal*) all, alles, *al* schon, *al* in *alhy* wie auch immer, *alhokr̥* wer auch immer; *an* (ags. *æned,* ahd. *anut, enit*) ente, *arəm* (afr. *arm, erm,* ags. *earm*) arm, *arəv* (ahd. *arbeo, erbo*) der erbe, *arvɩŋ* (ahd. *arbi, erbi*) das erbe; *aĭɩ* (got. *atta,* ahd. *atto*) vater, *bal* (afr. *balde,* ags. *beald*) bald, *baləʒɩ* (got. *balgs,* ahd. *balc* balg, schlauch) unmässig trinken, *balərɩ* (ndl. *balderen*) lärmen, *bas* (ags. *bears*) 1. barsch, 2. bitter, sauer, *bavlɩ* (me. *babelen,* ne. *to babble,* ndl. *babbelen*) schwatzen, schnell sprechen, *blafɩ* (ndd. *blafn̥,* ndl. *blaffen*) bellen, *blak* (ags. *blæc,* ne. *black*) tinte, *blarɩ* (me. ndl. *blaren,* ne. *to blare*) heulen, weinen, *bla·rūʒed* (ndd. *blarōʒd,* ne. *blear-eyed*) triefäugig, *bra·kvēdr̥* (ndd. *brakvātr̥,* ndl. *brakwater,* ne. *brackish water*) salzwasser, *draxt* (mndd. ndl. *dracht*) tracht, *falk* (ahd. *falcho*) falke, *farəv* (ahd. *farawa*) farbe, *farəvɩ, farvɩ* färben, *sd̥ō·pfarəv* kitt, *flap* (mndd. *vlabbe,* ndd. *flap*) hängende lippe, schnauze, *gast* (ahd. as. *gast*) bursche, gesell, *joŋga·st* jüngling, *gnadrɩ* (ostfr. *gnarren,* ndd. *gnadr̥n*) murren, *gnadrɩʒ* mürrisch; *hakɩ* (ags. *haccian,* afr. *hakia*) hacken, *haləm* (ags. *healm*) halm, *hals* (afr. *hals,* ags. *heals*) hals, *halsɩ* die segel nach der anderen seite wenden, *a·mhalsi* eigentlich den hals wenden, umhalsen, d. h. einlenken, zurücknehmen; *hard* (afr. *herd,* ags. *heard*) hart, *hardɩ* (afr. *hardia,* ags. *heardian,* ne. *to harden*) aushalten, *hardɩʒ* ab-

1) Damit die bezeichnung überkürze nicht irreführt, sei hervorgehoben, daß der quantitätsunterschied zwischen kurzen und überkurzen vocalen sehr gering ist. In diphthongen, triphthongen und *ə* und *ʌ* bleibt sie unbezeichnet, sonst wird sie durch ◡ gekennzeichnet.

gehärtet, speciell standhaft gegen schmerzen, *harl* (ahd. *haro*, an. *hørr*) flachs, *harsk* (me. dän. *harsk*) harsch, *japı* (ndd. *japm̥*) jappen, *k'akh* (me. *kakelen*, ne. *to cackle*) gackeln, *k'apı* (ndd. *k'apm̥*) mit der axt durchschlagen, *ka·rmen* (ags. *carlman*) mann, männer, *k'lad* (ndd. ndl. *klad*) 1. fleck, 2. ein weniges, kleine menge (vgl. norweg. schwed. dial. *kladd* klumpen), z. b. *ən k'lad födr̥* ein wenig heu, ein kleines fuder heu; *k'lapı* (ags. *clappan*) klatschen, klopfen, *k'laps* schlag, prügel, *k'lat̂ı* (mndd. *klatten* beschmutzen, *klatte* schmutz) 1. beschmutzen, 2. eine arbeit schlecht verrichten, *k'lat̂* schmutziger, unordentlicher mensch; *k'narı* (ostfr. *knarren*, dän. *at knarre*) knarren, brummen, *k'narıʒ* brummig, unfreundlich; *k'rab* (ags. *crabba*) krabbe, krebs, *k'rablı* (mndd. *krablen*, ndd. *k'rabl̥n*) krabbeln; *k'ratsı* (ahd. *krazzōn*, ndd. *k'ratsn̥*) kratzen, *laberıʒ* (ndd. *laberiχ*, ndl. *labben* lecken, *labbe* zunge) kraftlos, von speisen, *laps* (ndd. dän. *laps*) laffe, *mark* (afr. *merkia*, ags. *mearcian*) mit einem zeichen versehen, *markı* (afr. *merk*, *mark*, ags. *mearc*) zeichen, erkennungszeichen, z. b. in *a·nenmarkı* entenzeichen, bestehend aus schnitten in die schwimmhäute; *rap* (vgl. Outzen 275 *rap*) schnell, *raps* schramme, schnitt, *rask* (ahd. *rasc*) rasch, *sb̥at* (mndd. ndd. *spat*) fusskrankheit der pferde, *sb̥ravlı* (ags. *spreawlian*, ne. *to sprawle*) mit armen und beinen um sich schlagen, *sd̥ark* (ags. *stearc*, ahd. *stark*) 1. stark, 2. stärken, *sd̥arkl̥s* wäschestärke, *sg̥al* (ags. *sceal*) soll, *sg̥arəp* (ags. *scearp*) 1. scharf, 2. schärfen, *sg̥rablı* (ne. *to scrabble*) 1. kritzeln, 2. eilig geben, 3. rasseln, *sg̥rabl̥* neben *sg̥raba·lr̥* lärm, speciell donnerschlag, *sg̥ra·bl̥drıʒ* so trocken, dass es rasselt, *sg̥rap* (Outzen 324 *skreppe*, *skrappe*) lärmend aufschlagen, z. b. *t'u·sg̥rap* lärmend zuschlagen, etwa eine tür, *de·lsg̥rap* klatschend fallen, *sg̥rap* kurzes, lautes geräusch; *slabı* (ndl. *slabben*, *slabberen*, ne. *to slabber*) schlürfen, trinken wie katzen und hunde, *sli:pslapr̥me·nt* geschmack- und kraftlose speise; *snap* (nd. *snapm̥*) schnappen, *sna·pknif* taschenmesser; *snaps* (nd. *snaps*) schnaps, *swarəm* (ags. *swearm*, ahd. *swaram*) schwarm, *swarmı* schwärmen, *t'apı*, *t'apn̥* (nd. *t'apm̥*) tappen, *t'aps* einfältiger mensch, *t'rapı* (ndl. *trappen*, ne. *to trape*) mit den füssen stampfen, *vaklı* (nd. *vakl̥n*) wackeln, *varəm* (afr. *warm*, ags. *wearm*) warm, *varəmk* wärme, *vark* (ags. *wærc*, *wræc*) schmerz, schmerzen, im simplex meist durch *p'īn* ersetzt, doch stets *hö·dvark* kopfschmerzen, *t'u·svark* zahnschmerzen, *by·kvark* leibschmerzen; *vaskı* (afr. *waska*, ags. *wascan*) waschen, *vrak* (afr. *wrak*, ndl. nd. *wrak*) wrack[1].

1) *a* vor nasal ist, abweichend von § 19, 2, *a* erhalten, oder stammt aus dem nd. in: *ambaxt* (afr. *ombecht*, *ambecht*, ags. *ombiht*, *ambiht*) amt, beschäftigung, dafür meistens *bāont̂ı*; *faŋ* (nd. *faŋ̍*) fangen, *faŋst* (nd. *faŋ*) fang, *faŋ* in compositis *rū·kfaŋ* rauchfang, *vi·n̂faŋ* windfang, *grant* (nd. *grant*) grober sand, *folha·ndıʒ* (nd. *fulhandıχ*)

2. In folgenden fällen ist älteres *i* über *e* zu *a* geworden (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 17):

a) wg. *i* in geschlossener silbe (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 7; Siebs, P. gr. I², 1195): *as* (afr. *ist*) ist, *bad* (afr. *bidda*, ags. *biddan*) bitten, *li·kbadr̥* junges mädchen, das von haus zu haus geht und einen todesfall meldet, *bra·dlepsbadr̥n* brautleute, die zu ihrer hochzeit einladen; *bakı* bicken, *banen* (afr. *binna*, ags. *binnan*) innen, *bansl̥* (< **bindsel* zu binden?) halfter, *bat* (afr. ags. *bite*) gebiss, *batr̥* (afr. *bittor*) bitter, *bral* (mhd. *berille*) brille, *daxt* (afr. *dichta*, ags. *dihtan* < lat. *dictare*) dichten, *dask* (afr. **disk*, ags. *disc*) teller, schüssel, *da·skrēvl̥*, *da·skriχ* tellerbord, *a·pdaskı* eigentlich aus der schüssel tun = mit einer sache herausrücken; *draft* (afr. *drift*, mnd. *drift*) schaar vieh, *a·pdraft* (nd. *drift* weg zum hofe) weg, der allmählich ansteigend auf den seedeich führt; *draŋk* (afr. *drinka*, ags. *drincan*) trinken, *fask* (afr. *fisk*, ags. *fisc*) fisch, *fla·ntsd̲īən* (ags. ne. *flint*) feuerstein, *flap* (ne. *to flip*) mit einem ruck schleudern, *frast* (afr. **frist*, ags. as. *first*) first, *bıgan* (afr. *beginna*, ags. *beginnan*) beginnen, *gası* (mnd. *gissen*, nd. *gisn̥*) vermuten, *gasıŋ* vermutung, *byî ə gasıŋ slāv* (schlagen) oder *šit* (schiessen) wider erwarten eintreffen; *grasl̥* (afr. ags. *gristle*) knorpel, *gra·slbiî* (afr. **gristle* + *bīta*, ags. *gristbītian*) knirschen, *grastrı* (dän. *grisle*) brot bräunen, rösten; *ham* (afr. ags. ne. *him*) 1. ihm, ihn, 2. sich, 3. man; *hanərı* (afr. *hinderia*, ags. *hinderian*) hindern, *hat* (afr. ags. *hit*) es, *haî* (ags. *hit*, as. *hittja*) hitze, *jat* (afr. *iit*, ags. *ʒit*) ihr beide, *k'an* (afr. *kin*, ags. *cin*) kinn, *k'ap* (nd. *k'ipn̥*) kippen, umstossen, *k'ast* (afr. *kiste* < lat. *cista*) kiste, *dūə·dmåonsk'a:st* oder auch bloss *k'ast* sarg, *k'astlåien* eigentlich kistlegen, d. i. totenfeier: der verstorbene wird von den nachbarn und verwandten in den sarg gelegt, worauf ein schmaus folgt (die sitte ist im aussterben begriffen); *k'laf* (afr. **klif*, ags. *clif*) kliff, *k'laŋ* (afr. *klinga*, ags. *clingan*) klingen, *k'lant* (afr. **klint*) kleine anhöhe, *K'lantem* dorf auf Föhr, das ein wenig höher liegt als die anderen, *k'lap* (afr. *klippa*, nd. *k'lipn̥*) mit der scheere schneiden, *k'rab* (afr. *kribbe*, ags. *cribb*) krippe, *K'rasn̥* Christine, *k'ra·siñ* christabend, weihnachtsabend, *k'ra·sdåoi* weihnachtstag, *k'rasnı* (afr. *kristen*, ags. *cristnian*) taufen; *lad* (afr. ags. *hlid*) deckel, *ū·ʒlad* augenlid; *laŋkı* (vgl. Outzen 187 *link*, *linke* auf einem bein hüpfen) lahmen, hinken, *las* (afr. *lith*, ags. *lið*) glied, *mad* (afr. *midde*, ags. *midd*) mitten, *madl̥* (afr.

unordentlich, *kant* (ndl. *kant*, dän. *kant*) hübsch, flott, *manıŋ* (afr. *monich*, *manich*, ags. *monig*, *manig*) manch, *manıŋei·n*, *-īə·n* mancher, -e, -es, *ӯs·manıŋ* unsereins, *is·manıŋ*, leute wie ihr, *əran* (got. *razn*, an. *rann*, ags. *ærn*) zu hause, *sg̲ramsı* schrammen) einkratzen, ritzen, *sg̲rams* schramme, *t'ramplı* (nd. *t'rampl̥n*) trampeln.

ags. *middel*) mittel, *Madlem* Midlum, dorf auf Föhr, *Maxl* Michel, *Maxlsdâoi•* Michaelis; *man* (afr. ags. *min*) wenig, gering, *manr* (afr. *minnera*) minder, weniger, *manst* (afr. *minst*) wenigst, *ma•nâoxtıʒ* geringschätzend, *ma•nâoxtıʒhâoid* geringschätzung; *mas* (afr. *missa* < lat. *missa*) 1. gottesdienst, 2. die gesamtheit aller dem gottesdienst beiwohnenden; *mas* (afr. *mis*) 1. miss-, 2. irrtümlich, *maslk* (afr. *mislik*, ags. *mislîc* ungleich) übel, unwol, *masda•k* irrtum, irrtümlich, *mas* (afr. *missa*, ags. *missian*) 1. missen, entbehren, 2. fehlschlagen, missglücken, *mast* (nd. *mistn*) entbehren; *p‘ak* (afr. *pik*, ags. *pic* < lat. *picem*) pech, *p‘as* urin, *p‘ası* (afr. *pissia*) mingere, *p‘rak* (ags. *prica*) stich, *ÿb ən p‘rak* genau so, *p‘rakı* (ags. *prician*, nd. *p‘rikn*) stechen, *p‘rakr* stachel; *rab* (afr. ags. *rib*) rippe, *raxt* (ags. *rihtan*) richten, *rak* (nd. *rik*) gerüst, *ha•nrak* hühnerlatte, *sakı* (ags. *sicerian*, norweg. *sikka*) langsam sinken, *sakl* (ags. *sicol*, nd. *sikl*) sichel, *salvr* (afr. *silwer*) silber, *san* (afr. *sint*, ags. *sind*) bin, seid, sind, *san* (afr. ahd. *sin*) sinn, *saŋk* (afr. *sinka*, ags. *sincan*) sinken, *sat* (afr. *sitta*, ags. *sittan*) sitzen, *a•psat* aufsitzen, d. h. an winterabenden frauenarbeiten verrichten, *a•psatrn* mädchen, die zusammenkommen zum spinnen und dergl.; *sban* (afr. *spinna*, ags. *spinnan*) spinnen, *sbanstr* (ne. *spinster*) spinnerin; *sbal* (afr. ags. *spil*) spiel, *sbal* (mhd. *spille*, nd. *spil*) winde, um den anker emporzuziehen; *sbas* (ahd. *spizzi*) spitz, *sbat* (afr. *spit*, ags. *spitu*) 1. ein spaten voll erde, 2. ein einmaliger stoss mit dem spaten, 3. die tiefe eines spatenscheits, 4. den spaten in die erde stossen (vgl. ags. *spittan*, nd. *spitn*); *sblası* (afr. **splissa*, mndl. *splissen*, ne. *to splice*) splissen, zwei taue zusammenfügen, *sdal* (afr. ags. *stille*) still, *sgaft* (afr. *skifta*, ags. *sciftan*) 1. teilen, 2. wechseln, *y•tsgaft* verteilen, speciell kuchen und andere gaben am neujahrs- und ostertage an kinder verteilen, die von haus zu haus gehen und ein gesegnetes neujahr, resp. osterfest wünschen, *a•msgaft* 1. adv. abwechselnd, 2. verb. abwechseln, *a•msgaftıŋ* (vgl. Johansen 2) wechselbalg; *sgakı* (afr. *skikka*) sich schicken, sich betragen, *sgalıŋ* (afr. *skilling*, ags. *scilling*) schilling, *sgan* (afr. *skin*, ags. *scin*) haut, *sgap* (afr. *skip*, ags. *scip*) schiff, *-sgap* in compositis (afr. *-skipe*, ags. *-scipe*) -schaft, *slaxt* schlicht, *ÿb ēen slaxtı* plötzlich, unerwartet, *slakı* (nd. *slikn*) lecken, *slaŋk* (afr. **slinka*, nd. *sliŋkn*) schlucken, *smas* (afr. **smith*, ags. *smiþ*) schmied, *t‘an* (ags. an. *tin*) zinn, *t‘wanlıŋ* (ahd. *zwiniling*) zwilling, *t‘ralı* (dän. *trille*, Outzen 365 *trille*) rollen, *vaxt* (afr. *wicht*, ags. *wiht*) gewicht, *val* (afr. ags. *willa*) wille, *van* (afr. *winna*, ags. *winnan*) gewinnen, *vas* (ndl. nd. *wis*) gewiss, wahr, *vat* (afr. ags. *wit*) wir beide; *vat* (afr. *wit*, ags. *gewit*) verstand, *t‘a•nvat* dünnverstand, d. h. einfältiger mensch; *vrakı* (nd.

vrikη) ein boot mit nur einem ruder, das man hinten hin- und her bewegt, vorwärtsbringen; *vraslιη* (afr. ags. *wrist*) gelenk.

Dies *a* erscheint auch lautgesetzlich in der 2. und 3. pers. sing. praes., wo es teils altem *i* entspricht, teils altem *e* vor *ι*, *j* oder nasal + consonant, nämlich in den verben der dritten ablautsreihe (wo vor den consonantengruppen nasal oder liquida + consonant + *st*, *t* die kürze erhalten blieb, in den anderen formen aber dehnung eintrat) und der vierten und fünften ablautsreihe: *atst, at* (zu *id* essen), *banst, bant* (zu *bīn* binden), *fada·rəfst, fada·rəft* (zu *fade·rəv* verderben), *fanst, fant* (zu *fīn* finden), *fratst, frat* (zu *frēd* fressen), *granst, grant* (zu *grīn* mahlen), *jafst, jaft* (zu *jiv* geben), *faja·tst, faja·t* (zu *faji·d* vergessen), *namst, namt* (zu *nem* nehmen), *sbalst, sbalt* (zu *sbil* verschütten), *sbraηst, sbraηt* (zu *sbriη* springen), *sdarəfst, sdarəft* (zu *sderəv* sterben), *slaηst, slaηt* (zu *sliη* schlingen), *swaηst, swaηt* (zu *swiη* schwingen), *swanst, swant* (zu *swīn* schwinden), *t'anst, t'ant* (zu *t'īn* anschwellen), *t'ratst, t'rat* (zu *t'rēd* treten), *t'waηst, t'waηt* (zu *t'wiη* zwingen), *vanst, vant* (zu *vīn* winden), *vraηst, vraηt* (zu *vriη* wringen).[1]

b) wg. *ī*, das vor stimmlosen consonantengruppen früh gekürzt ist (vgl. Siebs, P. gr. I², 1221): *laxt* (afr. *līcht*, ags. *līht*) leicht, *a·plaxt* erleichtern, *a·plaxtιη* erleichterung, *laxt* (afr. *līchta*, nd. *liχtη*) lichten, d. h. so viel von der ladung aus dem schiff nehmen, daß es in den hafen segeln kann, *laxtr* lichter, ein kleineres schiff, in das man zu diesem zweck einen teil der ladung verpackt; *t'axt* (afr. *thīcht*, mnd. *dīhte*) dicht, *t'aksl* (afr. *thīchsel*, ahd. *dīhsala*) deichsel. Hierher gehören die 2. und 3. pers. sing. praes. der starken verba der ersten ablautsreihe: *batst, bat* (zu *bit* beissen), *blafst, blaft* (zu *blīv* bleiben), *drafst, draft* (zu *drīv* treiben, dachdecken, wachsen), *glatst, glat* (zu *glid* gleiten), *gnatst, gnat* (zu *gnid* reiben), *grapst, grapt* (zu *grip* greifen), *k'ratst, k'rat* (zu *k'rid* die karre schieben), *last, lat* (zu *līr*, *līʒ* leiden), *natst, nat* (zu *nit* mit den hörnern stossen), *rafst, raft* (zu *rīv* reissen), *rast, rast* (zu *rīs* erheben), *ratst, rat* (zu *rid* reiten), *ratst, rat* (zu *rit* reissen), *sblatst, sblat* (zu *sblit* sich spalten), *sdratst, sdrat* (zu *sdrid* streiten), *sgrafst, sgraft* (zu *sgrīv* schreiben), *slatst, slat* (zu *slit* schleissen), *smatst, smat* (zu *smit* schmeissen).[2]

1) *bad* (afr. *bidda*, ags. *biddan*) bitten vertritt im präsens und part. prät. das verbum bieten (afr. *biada*, ags. *bēodan*).

2) Die beiden verba *šit* (< **šīt*) schiessen und *jit* (< **jīt*) giessen haben die 2. und 3. pers. sing. praes. früh nach den anderen präsensformen ausgeglichen, so dass hier statt *o* (vgl. § 19, 3, C, 1) *a* erscheint: *šatst*, *šat*, *jatst*, *jat*.

c) wg. *u* + *i*-umlaut, das schon im afr. zu *i*, *e* entrundet ist (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 9, 17; Siebs, P. gr. I², 1207): *am* (afr. *umbe*, ags. *ymbe*) um, *ambi•* umher, *amsk* gleichzeitig, *am ən am kʿem* ans licht kommen, nämlich die wahrheit; *baxt* (<**buhti* zu *bȳʒ* biegen?) kniekehle, *barnι* (<**burnja* <**brunja* zu ags. *burna* born, brunnen?) vieh tränken, *ba•rnkʿȳl*, *ba•rnsd̲ēd* teich fürs vieh; *barn* (ags. *byrðen*, ahd. *burdi*) bürde, *barst* (ags. *byrst*) borste, *basl̥* (ags. *byrstl*, *bryst*) bürste, *braʒ* (afr. *brigge*, *bregge*, ags. *brucʒ*) brücke, *brast* (<**brist*, afr. *brust*) brust, *drampl̥* (afr. *drumpel*, nd. *drympl̥*) türschwelle, *fal* (afr. *fullia*, ags. *fyllan*) füllen *hy•sfalιŋ* hausfüllung, d. h. gerümpel, nutzlose gegenstände; *flaxt* (ags. *flyht*) schaar vögel, *flat* (an. *flytja*, nd. *flytn̥*) 1. sich beeilen, 2. fortschaffen, *gast* (nd. *gyst*, *gost*) keine milch gebend, *grau* (vgl. Outzen 162, schwed. *grunn*, dän. *grund*) flach, untief, *kʿnapl̥* (afr. *kneppel*) knüppel, *kʿnat* (ags. *cnyttan*, nd. *kʿnytn̥*) knoten, *kʿrak* (ags. *crycce*) krücke, *kʿral* (mnd. *krüllen*) kräuseln, sich spiralförmig winden, *kʿral* (mhd. *krülle*, *krulle*, ndl. *krul*) locke, *laft* (an. *lypta*, ne. *to lift*, nd. *lyftn̥*) 1. heben, 2. ein haus richten (dafür auch *rīs* und *raxt*), *laftιŋ* bürde, last; *last* (afr. *lust*, ags. *lyst*) lust, *maʒ* (afr. *migge*, *megge*, ags. *mycʒe*) mücke, *maln* (afr. *meln*, ags. *mylen*) mühle, *nat* (afr. *neth*, ags. *nytt*) nutzen, *natιʒι* (afr. *neta*, ags. *nyttian*) nützen; *raʒ* (afr. *hreg*, ags. *hrycʒ*) rücken, *rapι* (ags. *rypan*) rupfen, *rast* (nd. *rystn̥*, dän. *at ryste*) schütteln, *rast* (<**rusti*) rost, *san* (afr. ags. *sunne*, nd. *syn*) sonne, *san* (ags. *syn*, ne. *sin*) sünde, *sanιʒι* sündigen; *sanərι* (ags. *syndrian*, *sundrian*) sondern, trennen, *sanr* ohne, *tə•nsanərιʒ* zur einsamkeit geneigt; *sd̲ak* (afr. *stekke*, ags. *stycce*) stück, *tʿan* (afr. *thenne*, ags. *þynne*) dünn, *tʿan* (afr. *tunne*, nd. *tʿyn*) tonne, *tʿaŋk* (afr. *thinka*, ags. *þyncan*) dünken, *tʿast* (ags. *þyrst*) durst, *tʿastι* (ags. *þyrstan*) dürsten, *tʿrakι* (afr. *trikka*, ags. *þryccan*) drücken, *vansk* wunsch, *vanskι* (ags. *wȳscan*) wünschen.[1]

1) Fö. *a* geht auf altes *ū* zurück, das früh gekürzt sein muss, in *bra•dlep* (<**bruðihlaup*, ags. *brȳdlop*, an. *brullaup* hochzeit, ws. *bra•dlepι* = aos. *bra•dlep maoʒι*), *bra•dguŋ* (<**brūdiguma*, afr. *breidgoma*, ags. *brȳdguma*) bräutigam. die endung *guŋ* statt *gum* ist jüngere volksetymologische umbildung nach *guŋ* gehen, alle älteren aufzeichnungen haben noch *bra•dgum*, vgl. z. b. Clement, Herrigs archiv IV, 244. Fö. *a* vertritt ferner wie schon afr. (vgl. Siebs, P. gr. I², 1189, 1194) in einigen fällen wg. *e* vor *r*, *l* + consonant: *barəχt* (zu *bereʒ* bergen) ernte, *ba•rnsd̲iən* (zu brennen, ags. *bernan*) bernstein, *haləp* (afr. *helpa*, ags. *helpan*) helfen = *haləp* (afr. *helpe*) hilfe, *hart* (afr. *herte*, ags. *heorte*) herz, *pʿarəl* (ahd. *perala*) perle, *saləm* (afr. ags. *bedselma*) vordere bettkante, *swalʒι* (ags. *swelgan*, nhd. *schwelgen*) verschlingen, *swark* (ags. *sweorc* wolke, *sweorcan* dunkel werden) wolke, *warəp* (afr. *werpa*, *warpa*, ags. *weorpan* werfen) eier legen. — Über dehnung zu aoa. *ǡo*, wa. *ā*, *ē* nach ausfall von *r* vgl. § 30, anm.

§ 17. *e.*

1. Fö. *e* (ws. *ε* vor dentalen consonantengruppen vgl. § 1, 2) = wg. *e* (vgl. Siebs, P. gr. I², 1189): *berəʒ* (afr. *berch*, ags. *beorh*) berg, *berəʒ* (afr. **berga*, ags. *beorgan*) bergen, *belı* (ags. ahd. *bellan*) bellen, *berı* (got. **baireis*, afr. *ber*, ags. *bere*) gerste, *fade·rəv* (afr. *derva*, as. *fordervan*) verderben, *etmel* (afr. ags. *etmel*) frist von 24 stunden, *flensı* (ndl. *flenzen*, ne. *to flense*) 1. walfischspeck abschneiden, um tran abzukochen, 2. jem. bezwingen, *flet* (afr. *flet*) überschwemmtes marschland, *k'weʒls* (ahd. *quec*, mnd. *quecken* beleben) hefe, *k'wern* (afr. *quern*, ags. *cweorn*) handmühle, *k'wert* (vgl. Kluge 79, **querðar?*) docht, *lensı* (ndl. *lenzen*, mnd. *lensen*) vor dem winde segeln, *levı* (afr. *leva*, ahd. *lebēn*) leben, *nek* (afr. *hnekka*, ags. *hnecca*) nacken, *nem* (afr. *nema*, ags. *niman*) nehmen, *sdem* (afr. *stemme*, ags. *stemm*, *stefn*) stimme, *sderəv* (afr. *sterva*, ags. *steorfan*) sterben, *seləʒ* (afr. **selh*, ags. *seolh*, ne. *seal*) seehund, *sgel* (afr. *skelta*, ahd. *sceltan*) schelten, *sgrek* (mhd. *schrecke*) schreck, *smer* (afr. *smer*, ags. *smere*) schmiere, *smerı* schmieren, *t'rek* (afr. *trek*) 1. zug, reise (von zugvögeln), 2. von menschen, wie von tieren in der verbindung *ə t'rek hūər hāo* oft und gern irgendwohin gehen, 3. vorteil, gewinn: *ən t'rek məoʒı* eigentlich einen zug tun, d. h. vorteil gewinnen; *t'rem* (ags. *trem* länge eines fusses) stufe, *ved* (afr. *wed*, ags. *wed*) wette, *vedı* (afr. *weddia*, ags. *weddian*) wetten, *veʒ* (ahd. *wehha*) woche, *vel* (afr. ags. *wel*) wol, *venstr̥* (afr. *wenster*) link, *verəlt* (ags. *weorold*) welt, *verəv* (afr. *hwerva*, ahd. *werban*) werben, *verəv* werft, *verk* (afr. *werk*, ags. *weorc*) werk, *verkı* arbeiten.[1]

2. Fö. *e* entspricht wg. *a* in geschlossener silbe (vgl. Siebs, P. gr. I², 1187): *det* (afr. *thet*, *dat*, ags. *þæt*) das, dass, *åovr̥ det*, *am det* weil, *eftr̥* (afr. *efter*, *æfter*) nach, *eftr̥k* (< **efterlīk*) 1. in der körperlichen oder geistigen entwicklung zurückgeblieben, 2. zu spät (von der uhr), das gegenteil ist *fordr̥k* (< **forderlīk*), *eftr̥t* nachher, später, *eftr̥ p'åos* verhältnismässig, *eftr̥ ȳs* je nachdem, *eftr̥geis*, *eftr̥gers* gras, das nach der mahd wieder wächst; *ekr̥* (afr. *ekker*, ags. *æcer*) acker, *ernı* (ags. *earnian*, ahd. *arnōn*) besorgungen machen, *et* neben *at* (afr. *et*, ags. *æt*) bei, an,

1) Ob folgende wörter auf wg. *a* zurückgehen, wie im ags., oder auf wg. *e*, wie im ahd., lässt sich nicht entscheiden, da *a* in dieser stellung zu *e* werden musste: *edr̥* (afr. *eider*, ags. *ǣʒhwæðer*) jeder von beiden, *nedr̥* (afr. *nahweder*, ags. *nāhwæðer*) keiner von beiden, *nedr̥-of*, *nedr̥-nox* weder-noch, *vedr̥* (afr. *hweder*. ahd. *hweder*) welcher von beiden, *vedr̥-of* das eine oder das andere von beiden, entweder — oder. — Nordische lehnwörter sind: *iχeʒlı* (dän *kegele*) lästern, schwatzen, *gıtχe·ʒl̥* geschwätz, *t'ræt* (dän. *træt*) müde, *snetr̥* (dän. *snedker*) tischler, *snetrı* tischlern. — Nach *se* (afr. *sia*) sehen ist *fle* (afr. *fliaga*, ags. *fleōgan*) fliegen gebildet. Beide haben in der 2. u. 3. pers. sing. praes. *o* (vgl. 19, 3, c, 1 u. 2).

in, wird genau so gebraucht wie im engl.: *et ÿsŋ* (ne. *at ours*) bei uns, *et jäven* (ne. *at yours*) bei euch, *et Vöʒens* (ne. etwa *at Brown's*) bei der familie *Wögens, et hÿs* (ne. *at home*) zu hause, *et höv* (ne. *at church*) in der kirche, *et letst, et lëtstŋ* (ne. *at last*) zuletzt, *lâoxı et* (ne. *to laugh at*) lachen über, *dıər as ē fol et ham* er taugt nicht viel; *gred* (afr. *gred*, ags. *græd*) rasen, *meklk* (nd. *maklıχ*) gemächlich, gemütlich, *nes* (ags. *næs* vorgebirge) in *neshe•rn* neshörn, die nordöstliche spitze Föhrs, *ə nes* hallig Langeness.[1]

3. Fö. *e* ist *i*-umlaut von wg. *a* (vgl. Siebs, P. gr. I², 1183 fgg.). Auch der endsilbenvocal der participia des präteritum der starken verba hat, wie alle nfr. mundarten zeigen, umlaut bewirkt. Er muss daher ein *i*-laut gewesen sein und ist im afr. bald mit *i*, bald mit *e* widergegeben: *best* (got. *batists*, afr. *best*, ags. *betst*) best, *bles* (mnd. *bles*, vgl. Zs. f. d. a. 35, 239) pferd mit weissem stirnfleck, *deftıʒ* (mnd. *deftich*) tüchtig, kräftig, *dreŋ* (mhd. *drengen* < **drangjan*) drängen, *edl̥* (afr. *edel*, ags. *æðel*) edel, *eŋl̥* (got. *aggilus*, afr. ags. *engel*) engel, *erəʒı* (afr. *ergera*, ahd. *arigōn*, *erigōn*) ärgern, *hek* (ahd. *hahhit, hehhit*) hecht, *helbft* (afr. *helf*, got. **halbiþa*) hälfte, *heln* (afr. **ehaldin*) gehalten, *henıʒ* (nd. *handiχ*) leicht zu handhaben, *kᶜermı* (afr. *kermia*, <**karmjan*, vgl. as. *karm* lärm) jammern, klagen, unzufrieden sein, dasselbe bedeutet *gren* (ags. *granian* weinen), *mensk* (afr. *menniska, manniska*) mensch, *net* (got. *nati*, afr. *nette*, ags. *net*) netz, *redı* (afr. *hredda*, ags. *hreddan*, < **hradjan*) retten, *sberı* (ags. *spearrian*, ahd. *sperren*) sperren, *sedl̥* (got. *katils*, afr. *szetel*, ags. *cetel*) kessel, *sgeb* (as. *skeppjan*, ahd. *scepfan*) schöpfen, *tᶜen* (afr. **tendia* < **tandjan*, dän. *tænde*) zünden, *venı* (afr. *wena*, ags. *wenian*, as. *wanian*) gewöhnen, *hy•sven* aus haus gewöhnt (von tieren, die beim hause bleiben).[2]

4. Fö. *e* = afr. ags. *e* ist wg. *o* + *i*-umlaut in geschlossener silbe: *der* (afr. *dore*, ags. *dor*) tür, *desıʒ* (mnd. *dosich*, nd. *döziχ*) wunderlich, *drebl̥ı* tröpfeln, *drebl̥* tropfen, *em* (nd. *öm*) empfindlich, *flet* (zu ags. *flotian?*) milch abrahmen, *hern* (afr. *hern*, ags. *hyrne*, dän. *hjørne*) ecke, landzunge, in *Neshe•rn*, *Uəlhe•rn* nordost- resp. südostecke von Föhr, *Sÿdvesthe•rn* Südwesthörn auf dem friesischen festlande, *kᶜernı* (afr. **kornia*, nd. *kᶜörŋ*) körnen, *kᶜert* (afr. *korta*, ahd. *kurzen*) kürzen, *kᶜlebr̥* klöppel, *Rem* insel Röm.[3]

1) Über dehnung zu aos. *ei*, ws. *ę̄* vgl. § 32, 1, *a*; über *a* vor doppeltenues vgl. § 19, 2, *b*; über dehnung des *a* zu aos *āo*, ws. *ā*, *ǭ* vgl. § 30, anm.

2) Über dehnung zu *ē* vgl. § 23, 2, zu aos. *ei*, ws. *ę̄*, *ē* vgl. § 32, 1, b.

3) *nemen* (afr. *nemen*, ags. *genomen*) genommen hat *e*, das nach § 23, 3 *ë* haben müsste.

5. Fö. *e* ist kürzung von anglo-fries. *ē*:

a) anglo-fries. *ē* < wg. *ā* in geschlossener silbe (vgl. Siebs, P. gr. I², 1213). Die verba, die hier in betracht kommen, haben meistens nach den lautgesetzlich gekürzten formen der 2. und 3. pers. sing. praes. die übrigen präsensformen und den infinitiv ausgeglichen: *het*, *hetst*, *het* (afr. *hēta*, ags. *hātan*) heisse, heissest, heisst, heissen, *k'e*, *k'rest*, *k'ret*, *k're* (ags. *crāwan*, ahd. *krāen*) krähe, krähest, kräht, krähen, *let*, *letst*, *let* (afr. *lēta*, ags. *lǣtan*) lasse, lässest, lässt, lassen, *se*, *sest*, *set*, *se* (ags. *sāwan*, ahd. *sāen*) sähe, sähst, säht, sähen. Folgende formen haben keinen ausgleich bewirkt: *slepst*, jedoch *sleipt*, *slępt* (zu *slīəp*, afr. *slēpa*, ags. *slǣpan*) schläfst, schläft, *retst*, *ret* (zu *rīəd*, afr. *rēda*, ags. *rǣdan*) rätst, rät.[1]

b) anglo-fries. *ē* < wg. *ē* in geschlossener silbe (vgl. Siebs, P. gr. I², 1217fgg.): *hel* (afr. *hēld*, *hīld*, ahd. *hialt*) hielt, hielten, *het* (afr. *hēt*, *hīt*, ags. *hēt*, ahd. *hiaz*) hiess, hiessen, *let* (afr. *lēt*, *līt*, ags. *lēt*, ahd. *liaz*) liess, liessen, *ret* (afr. *rēd*, *rīd*, ahd. *riat*) riet, rieten, *slep* (afr. *slēp*, *slīp*, ags. *slēp*, ahd. *sliaf*) schlief, schliefen. *het*, *let*, *ret* vertreten auch das particip des präteritum.[2]

c) anglo-fries. *ē* < wg. *ō* + *i*-umlaut vor stimmlosen consonanten, in einigen fällen auch vor stimmhaften, ausser den *r*-verbindungen (vgl. Siebs, P. gr. I², 1224): *bled* (afr. *blēda*, ags. *blēdan*) bluten, *bred* (ags. *brēdan*) brüten, *bredr̥* (ags. dat. sing. *brēðer*) brüder, *brek*, *breken* (zu afr. *brōk*, ags. *brōc*, afr. *brēk*, ags. *brēc* = gen. dat. sing. und nom. acc. pl.) hose, *fet* (afr. ags. *fōt*, dazu afr. nom. acc. pl. und ags. dat. sing., nom. acc. pl. *fēt*) füsse, *flek* (afr. *flōka*, as. *flōkian*) fluchen, *ged* (ags. *gōdian*) verbessern, düngen, dünger, *met* (afr. *mēta*, ags. *mētan*) begegnen, *rep* = *rup* in *Būəleʒsem* und *Vraksem* (afr. *hrōpa*, got. *hrōpjan*) rufen, *slet* (< **slēta* < **slōtjan?*) wasserpflanzen mit einem haken aus dem graben ziehen, *swet* (afr. ags. *swēte*, as. *swōti*) süss, *swetn* (ags. *geswētan*) süss machen, *vret* (ags. *wrōtan*, nd. *vrotn̥*) wühlen, *vretıʒ* (nd. *vrotıʒ*) 1. wühlerisch, 2. unsauber, unordentlich, 3. zänkisch, mürrisch.

e haben auch die 2. und 3. pers. sing. praes. und die präteritalformen der verba mit *ē* (vgl. § 23, 4): *felst*, *felt*, *feld*, *feld* (zu *fēl* fühlen), *k'elst*, *k'elt*, *k'eld*, *k'eld* (zu *k'ēl* kühlen), *sb̲elst*, *sb̲elt*, *sb̲eld*, *sb̲eld* (zu *sb̲ēl* spülen), *t'efst*, *t'eft*, *t'eft*, *t'eft* (zu *t'ēv* warten).

Hierher gehört auch der umlaut vom *ō* < wg. *a* + nasal + stimmloser spirans: *ges* (ags. dat. sing. nom. acc. pl. *gēs*) gänse, *t'es* (afr.

1) *e* erscheint ferner in *ble* (afr. *blāw*, ags. *blǣ*) blau, *gre* (afr. *grē*, ags. *grǣʒ*) grau, *re* (ags. *hrā*) roh.

2) Über *i* < wg. *ē* vgl. § 18, 5, anm.

nom. acc. pl. *tēth*, ags. gen sing. *tēðes*, dat. sing. nom. acc. pl. *tēð*) zähne.[1]

§ 18. *i*.

Jedes fö. *i* ist aus älterem *ī* gekürzt und hat folgende entsprechungen (vgl. über die kürzung Bremer, Nd. jb. XIII, 9, 16):

1. wg. *i*.

a) wg. *i* vor nasal + stimmloser spirans wurde nach ausfall des nasals gedehnt und später in geschlossener silbe vor stimmlosen consonanten gekürzt (vgl. Siebs, P. gr. I², 1199): *fifst* (zu *fīv*) der fünfte. *sis* in *tə·nsis*, *tʿwāi·sis* (vgl. got. *ainamma sinþa* usw.) einmal, zweimal.[2]

b) wg. *i* wurde im afr., wie alle nfr. dialekte zeigen, vor *nd*, *ld* regelmässig und häufig auch vor *ng*, *rm* gedehnt und später, wie altes *ī*, in geschlossener silbe gekürzt (vgl. Siebs, P. gr. I², 1195): *bil̂* (afr. *bild*, ags. *bileðe*) bild, *bil̂* bilden, *bin̂* (afr. *binda*, ags. *bindan*) binden, *bin̂* (afr. **bind*) 1. bund stroh, ret und dergl., 2. bindfaden, *blin̂* (afr. ags. *blind*) blind, *briŋ* (afr. *bringa*, ags. *bringan*) bringen, *diŋlı* (nd. *diŋln*, dän. *at dingle*) schlendern, schwanken, *fin̂* (afr. *finda*, ags. *findan*) finden, *grin̂* (afr. *grinda*, ags. *grindan*) mahlen, *hil̂* (vgl. Outzen 126 *hill*, dän. *hild*) loser bretterboden über der tenne, *kʿinıʒ* (zu afr. *kind*)

1) Nach *rep* und *met* ist wol *kʿrep* (afr. *kriapa*, ags. *crēopan*) kriechen gebildet. Über die lautgesetzliche entwicklung von afr. *ia* vgl. § 18, 5. — Über aos. *ei*, ws. *ǭ* < wg. *ō* + *i*-umlaut vgl. § 32, 3, anm.; über *ō* vgl. § 26, anm. — *e* < wg. *ai* erscheint statt aos. *ei*, ws. *ǭ* (vgl. § 32, 3) in *etr* (ags. *ātor*, ahd. *eittar*) eiter und aos. *swet* (afr. *swēte*, ags. *swāt*) schweiss. — *lef* (afr. *liaf*, ags. *lēof*) lieb ist nd. lehnwort. — Fö. *e* entspricht wg. *i*: 1) Im part. prät. der verba der ersten ablautsreihe. Schon im afr. herrschen die formen mit *e* (vgl. Siebs, P. gr. I², 1196), ebenso in fast allen heutigen nordfriesischen dialekten (Siebs, P. gr. I², 1196). Wahrscheinlich ist das *e*, wie Siebs annimmt, durch den einfluss des *ē* im prät. entstanden: *bedn* (zu *bit̂* beissen), *bleren* (zu *blīr* bleiben), *dreren* (zu *drīr* treiben), *gledn* (zu *glid̂* gleiten), *greben* (zu *grip* greifen), *kʿredn* (zu *kʿrid* die karre schieben), *lern* (zu *līr* leiden), *nedn* (zu *nit̂* mit den hörnern stossen), *redn* (zu *rid̂* reiten), *redn* (zu *rit̂* reissen), *resn* (zu *rıs* erheben), *reren* (zu *rır* reissen), *sbledn* (zu *sblit̂* sich spalten), *sdredn* (zu *sdrid̂* streiten), *sdreʒen* (zu *sdrik* streichen), *sgreren* (zu *sgrır* schreiben), *sgredn* (zu *sgrid̂* schreiten), *sledn* (zu *slit̂* schleissen), *smedn* (zu *smit̂* schmeissen). 2) In einigen fällen, in denen eine lautgesetzliche entwicklung nicht zu erkennen ist: *bed* (afr. ags. *bite*) biss, bissen, *besı* (mhd. nhd. dial. *bisen*, dän *at bisse*) laufen (vom vieh, das in der hitze von insekten geplagt wird), *kʿe·sbesı* schnell und unüberlegt sprechen, *heml* (afr. *himel*) himmel, *rer* (zu *rır* reissen) riss, *sdreʒ* (got. *striks*, ahd. *strich*) strich, *tʿemrı* (afr. *timbra*, ags. *timbrian*) zimmern, *tʿet̂* (mnd. *titte*, ags. *tit*) mutterbrust, *tʿer* (ags. *tife*, nd. *tif*) hündin, *we·dryf* (afr. *widwe*, ags. *widuwe*) wittwe. — Dunkler herkunft ist *kʿetlı* (vgl. Johansen s. 9, *ked* herde) jagen, treiben.

2) Über erhaltene länge vgl. § 24, 2.

kindisch, *mil* (afr. ags. *milde*) milde, *ə Mil* die Milde, ein flüsschen in Schleswig, *riŋ* (afr. **hringa*, ags. *hringan*) läuten, *riŋ* (afr. *ring*, ahd. *giringi*) 1. gering, 2. schlecht, auch in moralischem sinne, 3. schwach, krank, *riŋ* (afr. ags. *hring*) ring, *riŋl* kreis, *riŋlı* (nd. *riŋln*) klirren; *riñ* (ags. *rind*, ahd. *rinta*) rinde, *sbil* (afr. *spilda*, ags. *spildan*) verschütten, *sbliñ* (afr. **splind*, dän. *splind*) splitter, *sbriŋ* (afr. *springa*, ags. *springan*) springen, *sbri•ŋflud, sbri•ŋtid* (ne. *springtide*) springflut, *sbriŋl* stichling, *sdirəm* geruch, *sdirmı* (vgl. Outzen 345 *stierme*) riechen, *sgirəm* (afr. **skirm*, ahd. *scirm*) schirm, *sgirmı* (afr. *skirma*) schirmen, *sgriŋlı* (nd. *šriŋln*) klirren, *sliŋ* (afr. *slinga*, ags. *slingan*) schlingen, *sliŋərı* (nd. *sliŋŗn*, dän. *at slingre*) schlendern, schwanken, *swiŋ* (afr. *swinga*, ags. *swingan*) schwingen, *swiŋlı* etwas um sich herumschwingen, schleudern, *swiñ* (afr. *swinda*, ags. *swindan*) schwinden, *t'iŋ* (afr. *thing*, ags. *þing*) thing, gericht, dazu *Gūətıŋ* Goting, die alte thingstätte auf Föhr, *t'iŋı* (afr. *thingia*, ags. *þingian*) 1. gericht abhalten, 2. dingen, *ū•nt'iŋ* beginnen, anfassen (eine arbeit), *t'iñ* (afr. **tind*, ags. *tind*) zinke, zacke, *t'iñ* (afr. **tinda*) schwellen, intrans., *t'riñ* (afr. *trind*, ags. *trinde*) rund, *t'wiŋ* (afr. *thwinga*, ags. *thwingan*) zwingen, *vil* (afr. ags. *wilde*) wild, *viñ* (afr. *winda*, ags. *windan*) winden, *viñ* (ags. *gewind*, ahd. *winta*) winde, *viñstŗ* garnwinderin, *viñ* (afr. ags. *wind*) wind.

2. wg. *e*.

a) Nach palatalen ist wg. *e* wie im wests. und nthbr. (vgl. Bülbring, Altengl. elementarbuch, § 148 fgg., Sievers, Ags. gram.[3], § 74 fgg.) diphthongiert (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 11). Die entwicklung hat folgende stufen **io* > **ī* > *i*: *fəji•d* (ags. *forgitan*) vergessen, *jil* (wests. *ȝieldan*, afr. *ielda*) gelten, *jil* (wests. *ȝield* afr. *ield*) gelt, *jin* (ahd. *gegin*) gegen, *jistŗ* (ws. *ȝiestran*) gestern, *jiv* (wests. *ȝiefan*, afr. *ieva*) geben, *jiv, jift* gabe, aos. *nāi•šift*, ws. *nei•ersjiv* < *nāi•jūərsjift*, resp. *nei•jūərsjiv* neujahrsgabe für kinder, *jift* heisst auch eine portion futter für vieh.

a) Eine spur von *a/o*-umlaut, der im kent. und angl. (vgl. Bülbring s. 234) eingetreten ist, haben wir in *id* < **īt* < **iota* (kent. angl. *eotan*) essen.

3. wg. *ī* ist vor einfachen, stimmlosen consonanten, manchmal auch vor stimmlosen consonantengruppen, vor denen also die § 16, 2, b besprochene afr. kürzung nicht eingetreten sein kann, zu *i* geworden (vgl. Siebs, P. gr. I[2], 1220): *bil* (afr. *bīta*, ags. *bītan*) beissen, *bliχ* blöde, *di bliksem uk* (zu nd. *bliks* blitz, ags. *blīcan* glänzen) ein fluch, *dik* (afr. *dīk*, ags. *dīc*) deich, *drift* (zu *drīv* treiben) trieb, eifer, *flip* (nd. *flīpŋ*, ne. *to flip*) die unterlippe hängen lassen, weinen, *flit* (afr. ags. *flīt*) fleiss, *giχl* (nd. *gīχl*) geige, *grip* (afr. *grīpa*, ags. *grīpan*) greifen,

is (afr. ags. *īs*) eis, *kʿif* (afr. *tsīfe* < **kīfe*) ausschelte, *kʿikι* (nd. *kʿīkŋ*) gucken, *kʿnif* (ags. *cnīf*) messer, *kʿnip* (afr. *knīpa*, ags. *cnīpan*) kneifen, *lif* (afr. ags. *līf*) leib, *liχem* (afr. *līkhoma*, ags. *līchama*) leichnam, *lik* (afr. *līk*, ags. *līc*) leiche, *lik* (nd. *līk*) gerade, *likιde·nιŋ* gleich, *ali·kιfǫl* einerlei, *likι* (afr. *līkia*, ags. *līcian*) gleichen, ähneln; *list* (ags. *līst*, ahd. *līsta*) leiste, *nip* (ne. *to nip*) in *nip hīər* scharf hören, *nit̂* (ags. *hnītan*) mit den hörnern stossen, *pʿik* (ags. *pīc*) metallspitze, *pʿikι* (ags. *pīcan*) stechen, *pʿip* (afr. ags. *pīpe*) pfeife, *pʿis̑lι* flüstern, *rik* (afr. *rīke*, ags. *rīce*) reich, *rip* (as. *hrīpo*, ahd. *rīfa*) reif, *ripι* zu reif gefrieren, *rip* (afr. *rīp*, ags. *rīpe*) reif, *ripι* reifen; *ris* (ags. *hrīs*) reis, rute, *ri·sbēsem* besen aus reisern, *rit̂* (afr. *wrīta*, ags. *wrītan*) reissen, *sb̲ikr̥* (ndl. *spijker*, dän. *spiger*) nagel, *sb̲ikrι* nageln, *sb̲lit̂* (afr. *splīta*) sich spalten, *sd̲if* (afr. ags. *stīf*) steif, *sd̲iχ* (zu *sd̲īʒ* steigen) steig, *sd̲rik* (afr. *strīka*, ags. *strīcan*) 1. streichen, 2. herumstreifen, *sd̲rip* (mhd. *strīfen*, ne. *to strip*) streifen, *sd̲ripl̥* streifen, *sg̲it̂* (afr. *skīta*, ags. *scītan*) cacare, *sikι* (ags. *sīcan*, ne. *to sigh*) seufzen, *slip* (ags. *slīpan*, ne. *to slip*) schleifen, entschlüpfen, *slipr̥* (ne. *slipper*) pantoffel, *slit̂* (afr. *slīta*, ags. *slītan*) schleissen, *smiχlι* (afr. **smichlia*) schmeicheln, *smit̂* (afr. *smīta*, ags. *smītan*) schmeissen, *tʿwiχ* (afr. ags. *twīg*) zweig, *viχl̥* (nd. *vīχl*) gerte, rute, *ə vik* (ags. *wīc* bucht) Wyk a. Föhr, *vikι* (afr. *wīca*, ags. *wīcan*) weichen, *vis* (afr. ags. *wīs*) weise, *visι* (afr. *wīsa*, ags. *wīsian*) zeigen, *vi·sιŋhīərd* (zu *vas* gewiss) wirklichkeit, *vit̂* (afr. ags. *hwīt*) weiss, *vit̂l̥* wollenes bettlaken (*bleiχ* leinernes bettlaken).[1]

4. Wg. *ū* + *i*-umlaut, im afr. zu *ī*, *ē* entrundet, ist im fö. in geschlossener silbe *i* (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 6; Siebs, P. gr. I², 1227—28): *brid* (afr. *breid*, ags. *brȳd*) braut, *fist* (afr. *fēst*, ags. *fȳst*) faust, *hid* (afr. *hēd*, ags. *hȳd*) haut, *hidlι* (ags. *hȳdan*, ne. *to hide*) verstecken.[2]

1) Kürzung vor stimmhaften consonanten, selbst abweichend von § 24, 1 in ursprünglich offener silbe, liegt vor in: *din* (afr. *thīn*, ags. *þīn*) pron. poss. fem. neutr. und pl.; *glid* (afr. *glīda*, ags. *glīdan*) gleiten, *gnid* (ags. *gnīdan*) reiben, *gnidlι* dasselbe, *kʿrid* (afr. **krīda*) die karre schieben, *lim* (ags. ahd. *līm*) leim, *liιʒ* (zu ags. *līdiʒ* biegsam?) einigermassen, ziemlich, *min* (afr. ags. *mīn*) pron. poss. fem. neutr. und pl., *pʿinιʒι* (afr. *pīnigia*, ags. *pīnian*) peinigen, schmerzen, *rid* (afr. *rīda*, ags. *rīdan*) reiten, *sd̲rid* (afr. *strīda*) streiten, *sd̲rid* (afr. *strīd*) streit, *sg̲rid* (ags. *scrīdan*, ahd. *scrītan*) schreiten, *sid* (afr. ags. *sīde*) 1. seite, 2. lang herabhängend, *silι* verschütten, tropfen, *slidrι* (afr. *slīda*, ags. *slīdan*) gleiten, *slidrιʒ* schlüpfrig, *slidris* rutschbahn, *slim* (ags. *slīm*) schleim, *swiʒι* (afr. *swīgia*, ags. *swīgian*) schweigen, *swin* (afr. ags. *swīn*) schwein, *tʿid* (afr. ags. *tīd*) 1. zeit, 2. flut (ne. *tide*), *tʿidιŋ* (ags. *tīdung*, mhd. *zītunge*) nachricht, *vid* (afr. ags. *wīd*) weit, aos. *vilems*, ws. *wilem* (ags. *hwīlum*) manchmal, *vilr̥t* (ne. *while*) während, *vin* (afr. ags. *wīn* < lat. *vinum*) wein. — Über *ī* > fö. *y* vgl. § 21, 4, anm.

2) Über die vertretung von *ū* + *i*-umlaut durch fö. *a* vgl. § 16, 2, C, anm.

5. wg. *eu* > afr. *ia* > *ī* > fö. *i* (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 8; Siebs, gr. I², 1234): *drip* (afr. *driapa*, ags. *drēopan*) tropfen, triefen, *jidr* *iader*) euter, *jip* (afr. *diap*, ags. *dēop*) tief, *jipti* tiefe (das *d* muss geschwunden sein, vgl. Clement, Herrigs archiv IV, 264 *djip*, *djipte*), (afr. *giata*, ags. *gēotan*) giessen, *lid* (afr. *liode*, ags. *lēode*) leute, *sit* *skiata*, ags. *scēotan*) schiessen, *sdip* (afr. *stiap*, ags. *stēop*) stief, *tχi* *tia*, ags. *tēon*) ziehen, *tχidr* (afr. *tiader*) tüder; *tχidrι* tüdern.[1]

§ 19. *o*.

1. Wg. *o* ist erhalten (vgl. Siebs' P. gr. I², 1200) in *dob* flaschensel, *bιdo·bι* (nd. *bedobm*) bedecken, *forskι* (ahd. *forskōn*) forschen, (afr. ags. *god*) gott, *hok* (nd. *hok*) heck, *hokr* (afr. *hok*) 1. wer, emand, *holt* (afr. ags. *holt*) holz, *holtn* (afr. *holten*) hölzern, *holtιn* ölz; *hopι* (ags. *hoppian*) hüpfen, *jol* (mnd. *jolle*) kleines boot, *k'lots* *k'lots*, ne. *clots*) 1. klotz, 2. holzpantoffel, *k'nob* (nd. *k'nob*, dän. *p*) 1. kleine anhöhe, 2. verhärtung in geschwüren, *k'nol* (ags. *ll*) erdklumpen, *k'noltrι* lärmen, poltern, *k'noslι* (zu ags. *cnossian* tossen werden?) 1. schwer arbeiten, 2. poltern, anstossen beim gen schwerer lasten, *k'rob* (ags. *cropp*) kropf, *lot* (afr. ags. *hlot*) , *lotι* (afr. *hlotia*) losen, *mok* (nd. *mok*) kleiner henkeltopf, *nok* (ags. *cian*, ne. *knock*) schluckauf, *nokι* schluchzen, *of* (afr. *of*) ob, *oks* (afr. *oxa*) ochse, *ol* (afr. *wolle*, *ulle*, ahd. *wolla*) wolle, *p'od* (nd. *pod*) te, *p'or* (nd. *p'or*) garnele, *p'ot* (afr. *pot*, ags. *pott*) topf, *rox* (ags. *ha*, ndl. *roch*) roche, *rok* (afr. *rokk*, ags. *rocc*) rock, *rokι* (ags. *roccian*) kweise ziehen, *sdop* (nd. *stopm*, ne. *to stop*) anhalten, *sgofl* (afr. *ofel*, ags. *scofl*) schaufel, *sgoflι* 1. schaufeln, 2. einen korb geben, *sgol* *schol*, nd. *šol*) scholle (der fisch), *sgos* (nd. *šos*) eisscholle, *sgot* . **skot*, ags. *scot*) schuss, *sop* (afr. **sopp*, an. *soppa*) suppe, *t'oxt* (ags.

1) Über erhaltene länge vgl. § 24, 4. — Eine reihe von beispielen zeigt abhungen, die meistens durch analogie entstanden sind: *lēʒ* lügen, *falē·s* verlieren § 23, 1, anm.), *k'rep* kriechen (vgl. § 17, 5, C, anm.), *fle* fliegen (vgl. § 17, 1, anm.), ieb (vgl. § 17, 5, C, anm.), *flēʒ* fliege (vgl. § 23, 4, anm.), *bad* bitten (vgl. § 16, 2, a,). — Statt *ē* (vgl. § 23, 3) erscheint *i* in *k'imen*, *tχimen* in *Büəleʒsem* und *Vraksem* *kemen*, ags. *comen*) gekommen. — Wg. *ē*, das im afr. vielfach mit *ī* wechselte, z. b. eben *lēt* liess (vgl. Siebs, P. gr. I², 1117 fgg.), in den Rüstringer texten nur als rkommt, wie in *līt* liess, *hīt* hiess (vgl. Heuser, Afr. leseb. 38) und in den nfr. kten *e*- und *i*-formen zeigt, ist auch im fö. in einigen fällen durch *i* vertreten. *i* könnte aber auch durch den folgenden palatal entstanden sein: ws. *fin* (afr. , *fing*, ahd. *fiang*) erhielt, erhielten = aos. *fyn*, *gin* (afr. *gēng*, *gīng*, ahd. *giang*) . Die zugehörigen participia sind *finen* (*fynen*), *ginen*.

tohte, getoxt) mühe, strapaze, *t'ol* (ags. *toll*, an. *tollr*) zoll, *t'onr* (afr. *thoner*, ahd. *donar*) donner.[1]

2. Wg. *a* > fö. *o:*

a) vor nasalen (vgl. Siebs, P. gr. I², 1180): *fomlı* (Outzen 71 *famle, fomle*) betasten, befühlen, *oŋ* (?) verfaultes fleisch in einem geschwür, *oŋlk* unangenehm, *a·poŋkı* (?) *jy k'y oŋket ap* heisst: die kuh wird hinten breiter, so dass man ihr ansieht, dass sie unmittelbar vor dem kalben steht, *p'ront* stolz, erhaben, schön, *sdoŋı* (zu stange) aale stechen mit dem *eilgr* = aalstecher, eigentlich aalger, *sdonr* (zu *standan*) ständer, *lüo·xtsdonr* leuchter, *t'roŋ, t'ro·ŋhartız* (ags. *þrang* drang, vgl. Outzen 366 *trong* enge, angst) ängstlich, bange, *von* (afr. ags. *won*, *wan* falsch, schlecht, fehlend) in *vo·nrıəd* eigentlich schlechter rat, d. h. nutzloses unternehmen, *vo·nāoi* windei, *vo·nsgēben* eigentlich schlecht geschaffen, d. h. verkrüppelt, *vonərāi* unsinn, dummes zeug.[2]

b) vor doppeltenues (vgl. Siebs. P. gr. I², 1188). Dem aos. *o* entspricht in diesen fällen ws. *ā*: *jot* (afr. *gat*, ags. *geat*) strasse, *k'nop* (afr. **knapp*, nd. *k'nap*) knapp, *k'ot* (afr. *katte*, ags. *cat*) katze, *lop* (afr. *lappa*, ags. *læppa*) lappen, *lot* (afr. **latta*, ags. *lætta*) latte, *nopı* (nd. *nappı*, dän. *at nappe*) zupfen, kneifen, *no·pt'āoŋ* kneifzange, *opl* (afr. *appel*, ags. *æppel*) apfel, *ē·rdopl* kartoffel, *āoio·pl* eidotter, *p'lot* (afr. *platte*, platte) platt, *sdop* (afr. *stappa, steppa*, ags. *stæppan*) stapfen, schreiten, *sdop* (afr. *stap*, ags. *stæpe*) stapfe, schritt, *t'op* (afr. **tappa*, ags. *tæppa*) zapfen, *vot* (afr. **watt*) 1. rüstig, 2. vornehm.

3. In folgenden fällen geht fö. *o* auf älteres *u* zurück und entspricht:

a) wg. *u* in geschlossener silbe (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 7, 17; Siebs, P. gr. I², 1203, 1205): *bodlı* (nd. *budln*) brodeln, vom geräusch aufsteigender blasen, *borlı* dasselbe wie *bodlı*, *borl* schaumblase, *borl* 1. bucht, 2. gebückte stellung, *va·nboxt* übermacht, *bol* (vgl. Outzen 30 *böl*, *bull*) stumpf, *bolhi·ded* stumpfhäutig, d. h. unempfindlich gegen tadel, *bolı* (mhd. *bullen*) brüllen, *bolərı* (vgl. Outzen 36 *bullern*) lärmen, *boŋ* (mhd. *bunge*) trommel, *boŋk* (vgl. Outzen 36 *bunk*, nd. *buŋk*) haufe, *boŋkı* häufen, *borəʒ* (afr. *burch*, ags. *burh*) burg, *Borəʒsem*, dorf auf Föhr bei der Lembecksburg, *bosk* (ahd. *busk*) busch, *bot* (vgl. Outzen 37 *but*, *botı* abstössig, unfreundlich, *brolı* (vgl. Outzen 35 *brule*) brüllen, *bromı*

1) Das *o* in *holpen* (afr. **chelpen*, ags. *geholpen*) geholfen und *worpen* (afr. **ewerpen*, ags. *geworpen*) eier gelegt, ist durch nd. einfluss zu erklären. Vgl. die entsprechenden anderen participia unter § 23, 3.

2) In weitaus den meisten fällen ist dehnung des *o* erfolgt, und zwar schon im afr. (vgl. § 20, 1, a) oder später (vgl. § 25, 1). Über erhaltenes *a* vgl. § 16, 1, anm.; (über aos. *āo*, ws. *ā*, *ǫ* vgl. § 30, anm.; über *ē* vgl. § 26, anm.)

brummen, *brot* unfreundlich, *doblt* (afr. *dubled*) doppelt, dazu *doblι* zusammenfalten, *dobl* falte, *dom* (afr. *dumbe*, ags. *dumb*) dumm, *drok* (zu druck?) hilde, *foxt* (setzt kurzes *u* voraus gegenüber ags. ahd. *fūht*) feuchtigkeit, *fol* (afr. *ful*, ags. *full*) voll, *foreȝ* (afr. *furach*, ags. *furh*) furche, *gon* (ags. *unnan*, *geunnan*) gönnen, *gorlι* gurgeln, *grobι* (ahd. *grubilōn*, nd. *grubḷn*) wühlen, *hoŋr* (afr. *hunger*, ags. *hungor*) hunger, *honrt* (afr. ags. *hundred*) hundert, *ho·rlviñ* (me. *hurlen*, ne. *to hurl* heulen, *hurlwind*) wirbelwind, *joŋ* (afr. *jung*, ags. *ȝeong*) jung, *k̔lomp* (nd. *k̔lump*, ne. *clump*) klumpen, *k̔lomrι* (nd. *k̔lumrn*) poltern, lärmen, *k̔norι* knurren, *k̔omr* (afr. *kumber*) kummer, *konst* kunst, *k̔op* (afr. *kop*, ags. *cuppe*) tasse, *k̔orι*, *a·pkorι* (mnd. *kurren* brummen) aufstossen, *kromplι* zusammenschrumpfen, *bιk̔ro·mpen* eng, *lobərιȝ* (nd. *lobəriχ*, ndl. *lobberig*) gallertartig, *lobrsäom* (vgl. Falk-Torp 470) windstill und schwül, *lofι* kriechen, *loft* neben *loxt* (as. ahd. *luft*, ndl. *lucht*) luft, *lok* (afr. *luk*, ags. *luc*) glück, *lokι* glücken, *lomərιȝ* (nd. *luməriχ*) schwül, drückend, *loŋ* (afr. ags. *lungen*) lunge, *lui·lontι* (mhd. *lunzen*, ndl. *lunteren*) faullenzen, *lui·lont*, *lui·lontr* faullenzer, *lonərι* (nd. *lunrn*) donnern, dumpf und hohl klingen, *lonr* dumpfes geräusch, *modr* (me. *mudde*, ne. *mud*) schlamm, schmutz, *modrι* im schmutz wühlen, *y·îmodrι* schmutz aus den gräben schaffen, *mo·drəl* aalquappe; *momlι* (ne. *to mumble* murmeln) 1. murmeln, 2. essen mit zahnlosem munde, dasselbe bedeutet *mompι* (ne. *to mump*); *montr* (ahd. *muntar*) munter, *mots* mütze, *hy·ñmots* pilz, *nol* null, *oŋk* (afr. *unk*, ags. *unc*) uns beiden, uns beide, *oŋkens* (afr. **unker*, ags. *uncer*) unser beider (nach analogie zu *oŋk*, *oŋkens* sind gebildet *joŋk* euch beiden, euch beide, *joŋkens* euer beider, während nach § 16, 2, a *aŋk*, *aŋkens*, vgl. ags. *inc*, *incer*, zu erwarten wäre), *onr* (afr. ags. *under*) unter, *onrn* (afr. *undern*, ags. *underen* morgen) in *mado·nrn* zweites frühstück, *o·nrgud*, *o·nrgurd* mittagessen, *p̔okl* buckel, *p̔oklι* auf dem rücken tragen, *p̔omp* (nd. *pump*) pumpe, *p̔ontr* (nd. *puntr*) wiesbaum, *p̔ontrι* den wiesbaum festbinden, *p̔orι* (dän. *at purre*) 1. leise anstossen, 2. zeigen, *p̔ronk* prunk, *p̔roŋkι* prunken, *rofι* (me. *rubben*, ne. *to ruffle*) reiben, wischen, *roml* rummel, *romlι* (nd. *rumln*) rollen, rummeln, *romp* (nd. me. ne. *rump*) 1. rumpf, 2. eine art wams, *p̔äiro·mp* oberteil des frauenrockes, des sogenannten *p̔äi*; *roŋ* (vgl. Outzen 293 *rung*, got. *hrugga*, ags. *hrung*) stab, auf dem das seitenbrett eines bauernwagens ruht, *Ruŋho·lt* untergegangener ort in Nordfriesland, *rosk* (ags. *rysce*) binse, *sdom* (afr. *stum*) stumm, *sdoml* (nd. *stuml*) 1. stummel, 2. beklagenswerter mensch, meistens von kindern gesagt, *sdomp* stumpf, *sdompι* (nd. *stumpm*) zerstossen, zerhacken, *sdomplι* (me. *stumlen*, ne. *to stumble*) stolpern, *sdont* (ags. *stunt*) kurz,

sdromplι (vgl. afr. *strumphalt*, nd. *strumpḷn*) straucheln, unsicher gehen, *sdront* (vgl. Outzen 396 *strunt*) nutzlose sachen, *sgolr̥* (afr. *skulder*, ags. *sculdor*) schulter, *sgomplι* (nd. *šumpḷn*, dän. *at skumple*) schaukeln, schwanken, *sgomrι* (mnd. *schummeren*, nd. *šumr̥n*) dämmern, *sgort* (ahd. *scurz*, ags. *sceort*) schurz, frauenrock, *sgo·rtḷduk*, *sgo·rluk* schürze, *ī·nsgotι*, *ī·nsgotιʒι* (afr. *sketta*, ags. *scyttan*) vieh einschütten, *sgo·tkāoʒ* schüttkoben, *sgrob* (ne. *shrub*, dän. *skrub*) gestrüpp, unkraut, *sgrob* krätze, *sgrobι* (vgl. Outzen 325 *skrobbe*, nd. *šrupŋ*) schrubben, *sgrobr̥* schrubber; *sgrol* (nd. *schrollen* unzufrieden sein) schrulle, *sgromḷ* (vgl. Outzen 326 *skrummel*) geräusch, gepolter, *sgromlι* (vgl. Outzen 326 *skrumle*) lärmen, brodeln, *sgromp* (ndl. *schrumpelen*, nd. *šrumpŋ*) schrumpfen, *slobr̥* (nd. *slubr̥*) morast, schmutz, *slobrι* (nd. *slubr̥n*, ne. *to slubber*, dän. *at slubbre*) schlürfen, *slofι* (ndl. *slof* pantoffel, dän. *at sluffe*) schlurren, *slok* (vgl. Outzen 330 *sluck*, *slock*) niederhängend, niedergeschlagen, *slokūə·rəd* (dän. *slukoret*) mit hängenden ohren, mutlos, *sloksι* auf- und abbewegen (zu grosser schuhe an der hacke), *slomp* (vgl. Outzen 330 *slump*, *in een slump*) in *ūn ən slomp faku·pι* alles zusammen verkaufen, *ȳb ən slomp* plötzlich; *slont* (nd. *slunt*) lappen, *slorι* (ne. *to slur*) schlurren, *smodι* (nd. *smudr̥n*, ne. *to smut*) in kleinen tropfen regnen, *smo·drin* sprühregen, *snokι* (mnd. *snucken*) schluchzen, *sok* (as. *sulik*) solch, *som* (afr. ags. *sum*) einige, manche, als subj. *somen*; *somr̥* (afr. *sumer*, ags. *sumor*) sommer, *ťokι*, *ťoksι* (ahd. *zuckan* schnell ziehen) ruckweise ziehen, *ťok*, *ťoks* ruck, *ťompι* einfältiger mensch, *ťompιʒ* (vgl. Outzen 367 *tumpig*) einfältig, *ťoŋ* (afr. ags. *tunge*) zunge, *ťrox* (afr. *thruch*, ags. *þurh*) durch, *voxt* (ags. *wuht* neben *wiht*) wesen, ding, *di arəm voxt* der arme kerl; *vonr̥* (afr. *wunder*, ags. *wundor*) wunder.[1]

b) wg. *ū*, das schon im afr. vor stimmlosen consonantengruppen gekürzt ist (vgl. Siebs, P. gr. I², 1226—27). Es kommen hier ausschliesslich die 2. und 3. pers. sing. praes. der starken verba der zweiten ablautsreihe, die *ū* im präsens haben, in betracht. Bei den schwachen verben ist durch einfluss der zahlreichen formen, in denen afr. *ū*, fö. *ȳ*, *y* steht, die kürzung nicht eingetreten: *boxst*, *boxt* (zu *bȳʒ* biegen), *glopst*, *glopt* (zu *glyp* schlüpfen), *sdofst*, *sdoft* (zu *sdȳv* stäuben), *sgofst*, *sgoft* (zu *sgȳr* schieben), *sgrofst*, *sgroft* (zu *sgrȳv* schrauben), *slotst*, *slot* (zu *slyt* schliessen), *snofst*, *snoft* (zu *snȳv* schnauben), *sofst*, *soft* und *soxst*, *soxt* (zu *sȳr*, resp. *sȳʒ* saugen), *sopst*, *sopt* (zu *syp* saufen).

1) Hierher gehören auch die fälle, in denen die dehnung (vgl. § 21, 1, b) unterblieben ist: *droŋken* (afr. *drunken*, ags. *druncen*) 1. getrunken, 2. betrunken, *sbonen* (afr. ags. *spunnen*) gesponnen, *soŋken* (afr. *sunken*, ags. *suncen*) gesunken, *vonen* (afr. ags. *wunnen*) gewonnen.

c) afr. *iu* in geschlossener silbe. Das *i* ist infolge accentwechsels geschwunden, hat aber den vorhergehenden consonanten palatalisiert. Afr. *iu* > fö. *o* entspricht daher:

1. wg. *iu* (vgl. Siebs, P. gr. I², 1235—36): *f͡loxst*, *floxst*, *f͡loxt*, *floxt* 2. und 3. pers. sing. praes. zu *fle* fliegen, *k͑ropst*, *k͑ropt* (zu *k͑rep* kriechen), *l͡oxt*, *loxt* (afr. **liuchta*, got. **liuhtjan*) leuchten, *l͡oxtr̥*, *loxtr̥* leuchter, *l͡o·xtr̥mān*, *lo·xtr̥måon* irrlicht, *l͡oxst*, *loxst*, *l͡oxt*, *loxt* (zu *lē̆ʒ* lügen), *t͡χoxst*, *t͡χoxt* (zu *t͡χi* ziehen).[1]

2. wg. *e*, das im afr. vor *hs*, *ht* brechung zu *iu* erfuhr (vgl. Siebs, P. gr. I², 1194, 1198; über die ags. brechung zu *eo* vgl. Bülbring, Altengl. elementarbuch, § 133 und Sievers, Ags. gram.³, § 83): *n͡oks* (afö. **niuks*, ags. *meox*, got. *maihstus*) mist, *roxt* (afr. *riucht*, ags. *reoht*) recht, *s͡oxst*, *s͡oxt* (< **siuhist*, **siuhiþ*) siehst, sieht, *t͡χoksl̥* (afr. **thiuhsle*, ahd. *dehsala*) beilhacke, *t͡χoksl̥ı* mit der beilhacke abhauen.

3. Wg. *i*, das vor *u*, *w* der folgesilbe zu afr. *iu* umgelautet wurde (vgl. Siebs, P. gr. I², 1197): *joŋk* (afr. *diunck*) dunkel, *joŋkı* dunkel werden, *sd͡oŋk* (afr. **stiunka*) stinken, *s͡oŋ* (afr. *siunga*, *sionga*, got. *siggwan*) singen, *vontr̥* (afr. *winter*, **wiunter*, got. *wintrus*) winter.

§ 20. *u*.

Jedes *u* ist aus älteren *ū* < *ō* gekürzt (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 9, 16, 17) und hat folgende entsprechungen:

1. wg. *a*:

a) wg. *a* vor nasal > afr. *o*, das vor *mb*, *nd* und zum teil vor *ng* gedehnt wurde, ist afö. *ū*, das in geschlossener silbe jüngere kürzung erfuhr (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 6, Siebs, P. gr I², 1180): *fuŋ* (zu *fu* < **fanhan*) ernte, *fø̄r ə fuŋ t͑ōŋkı* erntedankfest feiern, *funıʒi* (afr. *fandia*, ags. *fandian*) krankenbesuch machen, *guŋ* (afr. *gunga*, ags. *gangan*) gehen, *t͑u k͑ɪər guŋ* toben (von der see), *guŋ* gang, steig, *gu·ŋt͑rēd* schritt, *a·mguŋ* 1. umgang, verkehr, 2. epidemische krankheit, *a·mguŋ* 1. verderben (von speisen), 2. herumgehen, 3. entbehren, *bra·dguŋ* (volksetymologische umbildung aus *bra·dgum*) bräutigam, *fø̄·rguŋ* spuken, *e·fīrguŋ* nach dem tode erscheinen, *e·fīrguŋr̥* erscheinung eines verstorbenen, *ū·nguŋ* angang; *hun* (afr. ags. *hond*, *hand*) hand, *fåo·nhun* rechtes wagenpferd, *t͑u·hun* linkes wagenpferd; *k͑um* (afr. *komb*, *kamb*, ags. *comb*, *camb*) kamm, *k͑rum* (ndl. *kram*, ahd. *krampf*) haken, *k͑uŋkr̥* (vgl. Outzen 173 *kunker*, mhd. *kanker*, nhd. dial. *kanker*)

1) Die formen mit nicht palatalisiertem *l* sind aosdringisch und wahrscheinlich durch nd. einfluss entstanden. Daneben sind auch die formen mit *l͡* noch gebräuchlich. — Über *a* vgl. § 16, 2, b, anm.

spinne, *lum* (afr. ags. *lomb*, *lamb*) lamm, *lun* (afr. ags. *lond*, *land*) land, dann auch speciell Föhr, *ȳb't lun* auf Föhr, *by·ilun* nicht Föhr, *lunʒι* landen, *bιlu·nιʒι* enden, ausgang nehmen; *luŋ* (afr. ags. *long*, *lang*) lang (räumlich), *sb̲uŋ* (afr. *spong*, *spang*, ags. *spong*, *spang*) spange, *sd̲run* (afr. ags. *strond*, *strand*) strand, *sd̲runιʒι* stranden, *sd̲un* (afr. *stonda*, ags. *standan*) stehen, *fö·rsd̲unr* hebamme, *t'u·sd̲un* zugeben, *ū·nsd̲un* anstehen, gefallen; *sg̲un* (ags. *sceond*, afr. **skond*) schande, *sun* (afr. ags. *sond*, *sand*) sand, *sunι* die diele mit weissem sand bestreuen, *fasu·nι* versanden, *t'wuŋ* (vgl. Outzen 371 *twong*, zu zwang?) fieber, *t'wu·ŋsg̲r* fieberanfall, *vum* (ags. *wamb*, as. *wamba*) kuhmagen.[1]

b) Dieselbe entwicklung zeigt anglo-fries. *ō* < wg. *a* + nasal + stimmloser spirans (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 6; Siebs, P. gr. I², 1182, 1209): *busem* (ags. *bōs*, *bōsig* < wg. **bans* kuhstall, got. *bansts* scheune) stall, *fu* (afr. *fā* < *fanhan*) bekommen, *gus* (afr. ags. *gōs*) gans, *t'ux* (afr. *tōch*, ags. *tōh* < **tanhu*) zähe, *t'us* (afr. *tōth*, ags. *tōð*, ahd. *zand*) zahn.[2]

2. Wg. *o* vor *r*, *l* + consonant > afr. *ō* > afö. *ū*, das in geschlossener silbe gekürzt ist (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 6; Siebs, P. gr. I², 1200): *burd* (afr. ags. *bord*) brett, *burəʒι* (afr. *borgia*, ags. *borgian*) borgen, *fuləʒι* (afr. *folgia*, ags. *folgian*) folgen, *furəm* (lat. *forma*) form, *furk* (afr. *forke*, ags. *forc*) forke, *fus* (afr. *forth*, ags. *forþ*) fort, vorwärts, *fus wēs* eigentlich fort sein, d. h. nicht in der stube, wol aber im hause sein; *gul* (afr. ags. *gold*) gold, *huləm* (ags. as. *holm*) ist als name einer dorfstrasse in *Būəleʒsem* erhalten, *hurn* (afr. ags. *horn*) horn, *k'urəv* (ndl. nd. *korf*, lat. *corbem*) korb, *k'urt* (afr. *kort*, *kurt*) kurz, *lurəʒ* lende, *mul* (afr. *molde*, ags. *mold*) staub, *sd̲urəm* (afr. ags. *storm*) sturm, *sg̲ul* (afr. *skolde*, ags. *sceolde*) sollte, *surəʒ* (afr. **sorg*, ags. *sorg*) sorge, *vul* (afr. *wolde*, ags. *wolda*) wollte, *vuləv* (afr. *wolf*) wolf, *vurd* (afr. ags. *word*) wort.[3]

3. wg. *ā* vor nasalen > anglo-fries. *ō* > fö. *u* (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 6; Siebs, P. gr. I², 1212): *mu·ndāoi*, *mu·nendāi* (zu *mūn*) montag, *sb̲un* (afr. ags. *spon*) span.[4]

4. wg. *ō* > anglo-fries. *ō* in geschlossener silbe, und vor stimmlosen consonanten auch in offener silbe > fö. *u* (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 6; Siebs, P. gr. I², 1222): *blud* (afr. ags. *blōd*) blut, *brud* (ags. *brōd*,

1) Über aos. *ō*, ws. *ǫ* in compositis und im präteritum der verba der dritten ablautsreihe vgl. § 25, 1.

2) Über aos. *ō*, ws. *ǫ* vgl. § 25, 1, anm.

3) Über erhaltene länge vgl. § 27, 3, anm.; über aos. *ō*, ws. *ǫ* vor ursprünglichem *r* + consonant vgl. § 25, 2, anm.

4) Über erhaltene länge vgl. § 27, 2; über aos. *ō*, ws. *ǫ*, vgl. § 25, 1, anm.

ahd. *bruot*) brut, *buk* (afr. *bōk*, ags. *bōc*) buch, *flud* (afr. ags. *flōd*) flut, *fudrıŋ* (ags. *fōdor*) futter, *fut* (afr. ags. *fōt*) fuss, *futin* fussende des bettes (kopfende = *hōdin*), *glum* (ags. *glōm*) trübung von flüssigkeiten, *glumıʒ* (ne. *gloomy*) trübe, unklar, *grup* (afr. *grōpe*, ags. *grōp*) rinne im stall hinter dem vieh, *gud* (afr. ags. *gōd*) gut, *hud* (afr. ags. *hōd*) hut, *huk* (ags. *hōc*, ne. *hook*) 1. haken, krampe, türangel, 2. ecke, winkel, *hup* (afr. ags. *hōp*) reif, band, *jul* (an. *jól*) weihnacht, *k'luk* (afr. *klōk*) klug, *k'rux*, *k'ru·xhys* (nd. *k'rōx*, ndl. *kroeg*) krug, wirtshaus, *k'uk* (mnd. *kōke*, ahd. *kuocho*) kuchen, *lukı* (afr. *lōkia*, ags. *lōcian*) sehen, blicken, *mud* (afr. ags. *mōd*) mut, *mut* (afr. *mōta*, ags. *mōtan*) müssen, *nut* (lat. *nota*) note, *nutıʒı* anstimmen, *p'lux* (afr. ags. *plōg*) pflug, *rup* in *Būəleʒsem* und *Vraksem*, sonst die umgelautete form *rep* (afr. *hrōpa*, ags. *hrōpan*) rufen, *rut* (ags. *rōt*) wurzel, *sdul* (afr. ags. *stōl*) stuhl, *sgux* (afr. *skō*, ags. *scōh*) schuh, *sut* (afr. *sōt*) russ, *swup*, *swupı*, *swupsı* (me. *swōpen*, ne. *to swoop*) 1. emporschlagen (der flamme), 2. schnell gehen, so dass sich die kleider der frauen stark bewegen. Hierher gehören die präterita der sechsten ablautsreihe: *bux* (afr. ags. *bōk*) buck, *drux* (afr. ags. *drōg*) trug, *gruf* (afr. ags. *grōf*) grub, *lus* (afr. ags. *hlōth*, *hlōð*) lud, *slux* (afr. ags. *slōg*) schlug, ws. *t'wux* (afr. *thwōch*, ags. *þwōh*) wusch, *vuf* (afr. *wōf*) wob.[1]

5. Wg. *au* vor stimmlosen labialen und gutturalen ist über *ō*, *ū* zu *u* geworden: *hup* (afr. *hāp*, ags. *hēap*) haufe, *hupı* (ags. *gehēapian*) häufen, häufeln, *t'up* (< *tu* + *hup*, vgl. nd. *tōhōpŋ*) zusammen; *k'upı* (afr. *kāpia*, ags. *cēapian*) kaufen, *ruk* (afr. *hrāk*, ags. *hrēac*, an. *hraukr*) heuschober, *rukı* heuschober machen, *sbuk* (ndl. *spook*, nd. *spōk*, *spøk*) spuk, *sbukı* spuken, *šuk* (afr. *tsāke*, ags. *cēace*) backe, *uk* (afr. *āk*, ags. *ēac*) auch.[2]

§ 21. *y*.

y ist kürzung von *ȳ* (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 8, 9, 16, 17), das aus älterem *ū* entstanden ist. Es hat folgende entsprechungen:

1. wg. *u* > afr. *ū* > afö. *ȳ*, das in jüngerer zeit in geschlossener silbe meistens gekürzt worden ist (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII. 8):

a) wg. *u* vor nasal + stimmloser spirans (vgl. Siebs, P. gr. I², 1206): *k'yd* (afr. *kūthe*, ags. *cūðe*) konnte, *mys* (afr. *mūth*, ags. *mūð*) mund, *ysŋs* (afr. *ūse*, ags. *ūsser*) pron. poss. unser, daneben häufiger *ȳs*.

1) Auch in offener silbe vor stimmhaften consonanten erscheint bisweilen *u*: *fudr̥* (ags. *fōdor*) futter, *mudr̥* (afr. *mōder*, ags. *mōdor*) mutter, wo nach § 27, 1 *ū* stehen müsste. — Nordische lehnwörter sind: *bruket* (dän. *broget*) bunt, *k'ruk* (an. *krókr*, auch ne. *crook* ist nord. lehnwort) haken, *k'ub* (an. *kópa*, dän. *kope*) möwe.

2) Unbekannter herkunft sind *p'uk* gespenstisches wesen mit grossen augen (dän.?), *sgrupı* schiessen, *slus* wagenspur.

b) wg. *u* vor *nd*, *ng*, *mb*, *ld*, *rm*, *rb* (vgl. Siebs, P. gr. I², 1203, 1205 anm. 3): *gryñ* (afr. ags. *grund*) grund, *hyñ* (afr. ags. *hund*) hund, *kʻrym* (afr. *crumb*, ags. *crumb*) krumm, *myñlιŋ* (afr. *mundelinge*) mündel, *fø•rmyñr̥* (afr. *foremundere*) vormund, *pʻlyñərι* plündern, *pʻyñ* (afr. ags. *pund*) pfund, *ryñ* (afr. **rund*) wolhabend, *ryñhåoid* wolhabenheit, *ryñhu•ned* (zu *hun* hand) woltätig, freigebig, *sd̲yñ* (afr. *stunde*, ags. *stund*) stunde, *syñ* (afr. ags. *sund*) gesund, *tʻyrəv* (afr. ags. *turf*) abgegrabenes und getrocknetes rasenstück zum brennen, *tʻyrn* (afr. **turn*, as. *turn*) turm. Hierher gehören die participia praeteriti der verba der dritten ablautsreihe auf *nd*, *ng*: *byñen* (afr. ags. *bunden*) gebunden, *fyñen* (afr. ags. *funden*) gefunden, *gryñen* (afr. ags. *grunden*) gemahlen, *sb̲ryŋen* (afr. ags. *sprungen*) gesprungen, *slyŋen* (afr. ags. *slungen*) geschlungen, *syŋen* (afr. ags. *sungen*) gesungen, *swyñen* (afr. ags. *swunden*) geschwunden, *tʻyñen* (afr. **tunden* zu *tiñ*) geschwollen, *tʻwyŋen* (afr. ags. *twungen*) gezwungen, *vyñen* (afr. ags. *wunden*) gewunden.

Nach diesen formen sind im aos. entstanden (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 16): *byñ*, *fyñ*, *gryñ*, *sb̲ryŋ*, *slyŋ*, *syŋ*, *swyñ*, *tʻyñ*, *tʻwyŋ*, *vyñ*, band, fand, mahlte usw. Über die im ws. und amr. erhaltenen lautgesetzlichen formen vgl. § 25, 1.[1]

2. wg. *ū* > afr. *ū* in geschlossener silbe und vor stimmlosen consonanten ausser vor *s* (vgl. Bremer, Nd. jb. XIII, 8; Siebs, P. gr. I², 1226): *bryk* (afr. *brūka*, ags. *brūcan*) brauchen, *gιbryk* 1. gebrauch, 2. brauch, sitte, *bryn* (afr. ags. *brūn*) braun, *byk* (afr. *būk*, ags. *būc*) bauch, *byket* dick, *byt̂* und *byt̂en* (afr. *būten*, *abūta*) draussen, *byt̂ι* (vgl. Outzen 37 *büte*, an. *búta*, mnd. *būten*) tauschen, *dyk* (afr. **dūka*, ahd. *tūhhan*) tauchen, *dykr̥* 1. taucher, 2. ein wasservogel, *dyn* (ags. *dūn*) düne, *fyl* (afr. ags. *fūl*) 1. schmutzig, 2. moralisch schlecht, hinterlistig, dasselbe bedeutet *fylk* (< **fūl* + *līk*); *glyp* (afr. *glūpa*, ags. *glūpan*) gleiten, schlüpfen, *gly•phōl* schlupfloch, schlupfwinkel, *fo•ʒlglyp* vogelnetz, *pʻo•ryglyp* netz zum garneelenfang, vgl. Clement, Schleswig 124 *eskglüpper* eidechse; *hyχlι* (mnd. *hūcheln*) heucheln, *hys* (afr. ags. *hūs*) haus, *hytlis* (wol zu *hid̂* > **hūdi* haut) hülle für einen verwundeten finger, *kʻlyt̂* (ags. *clūt*) flick, *kʻlyt̂ι* flicken, *kʻryk* (afr. *krūke*, ags. *crūce*) mass von zwei litern, *kʻrys* (mnd. mhd. *krūs*) kraus, *kʻrys* (afr. *krūs*, lat. *crūcem*) kreuz, *kʻrysιʒι* kreuzen, *kʻyp* (lat. *cūpa*) gefäss, *kʻypι* unmässsig trinken, *kʻy•ptʻan* säufer, *lyk* (afr. *lūka*, ags. *lūcan*) 1. schliessen, 2. luke, *lys* (afr. ags. *lūs*) laus, *lystrι* (ahd. *hlūstrōn*, mnd. *lūsteren*) gehorchen, *gιly•t* (afr. ags. *hlūd* laut) laut, schrei, *mys* (afr. ags. *mūs*) maus,

1) Über nicht gedehntes *u* vgl. § 19, 3, anm.

p'ysti (nd. *p'ūstn*) blasen, *ryχ* (ags. ahd. *rūh*) rauh, *rym* (afr. ags. *rūm*) raum, *rymha·rt* (ags. *rūmheort*) hochherzig, *ryt̂* (ahd. *rūta*, lat. *rūta*) fensterscheibe, *ryt̂et* karriert, *sbyt̂* speichel, *sbyti* (me. *spouten*) spucken, *sdryk* (mhd. *strūch*, ndl. *struik*) 1. in *kūə·lsdryk* stiel einer kohlpflanze, 2. bedauernswerter mensch, *sgyl* (afr. *skūl*) schutz gegen schlechtes wetter, *sgym* (afr. **skūm*, ahd. *skūm*) schaum, *slyt̂* (afr. *slūta*, ags. *slūtan*) schliessen, *snyt̂* (nd. *snūt*, ndl. *snuit*) schnauze, *syp* (afr. *sūpa*, ags. *sūpan*) saufen, *sypr*, *sy·pt'an* säufer, *syt̂r* (afr. *sūter*, ags. *sūtare*) schuster, *t'yl* (vgl. Outzen 367 *tüle*, *tülle*, Kohbrok, Lautstand des *žym*-gebiets s. 44 *tūln*) mund, *t'ym* (afr. *thūm*, ags. *þūm*) daumen, *yt̂* (afr. ags. *ūt*) aus, *ytri* äussern.[1]

3. wg. auslautendes *ō* > anglo-fries. *ū* (vgl. Siebs, P. gr. I², 1224): *hy* (afr. ags. *hū* < **hwō*) wie, *k'y* (afr. *kū*, ags. *cū*, as. *kō*) kuh.

4. wg. *iu*. Das *i* ist infolge accentwechsels geschwunden, hat aber palatalisierung des vorhergehenden consonanten hinterlassen (vgl. § 19, 3, c), während *u* (ausser vor stimmlosen consonantengruppen, vgl. § 19, 3, c, 1) gedehnt (vgl. Siebs, P. gr. I², 1235) und wie altes *ū* zu *ȳ* wurde, das vor stimmlosen consonanten später kürzung erfuhr: *byst* (afr. **biust*, ahd. *biost*) biestmilch, *k'yk* (afr. **kiuken*, got. **kiukein*) küchlein, *sykli* (zu afr. *siak*, ags. *sēoc* siech) siechen, *t̂χyχ* (afr. **tiuch*) zeug.[2]

1) Vereinzelt erscheint *y* statt *ȳ* (vgl. § 28, 1) in ursprünglich offener silbe vor stimmhaften consonanten: *dyri* (afr. *dūria*, lat. *dūrare*) dauern, *glyri* (nd. *glūrn*, ne. *to glower*) starren, stieren, *p'yli* (mnd. *pule* hülse, nd. *p'ūln*) pflücken, *ytpyli* aus den hülsen nehmen, *sgymi* (zu *sgym*) schäumen, *t'yli* (zu *t'yl*) murren, launisch sein. — *ū* muss auch für *fryχt* (lat. *fructus*) frucht, früchte vorausgesetzt werden.

2) Wahrscheinlich durch einfluss des *v* erscheint *y* in *vyf*, *vy·fhōd* (afr. ags. *wīf*) weib, frau, *swymi* (afr. **swīma*, *swoma*, nd. *swīm*) ohnmächtig werden. — *y* haben noch folgende beispiele: *gysi* giessen, in strömen regnen, *hydrki* vor kälte beben, *k'lyfliʒ* (vgl. Outzen 164 klüftig) witzig, scherzhaft, *p'yk* (vgl. Outzen 257) fein, sauber, *p'yts* kleiner topf, *sdyliʒ* schön, hübsch, *sdyliʒhdoid* schönheit, *sdyk* haufe ret oder torf, *sdyki* in haufen aufstellen, *sdyt̂* erstes und letztes stück vom brot, *sgyrni* mit schönen kleidern prunken, *sgyt̂* tuch (in zahlreichen compositis, z. b. *hō·dsgyt̂* kopftuch, *hō·nsgyt̂* handtuch), *syniʒ* sparsam, *syniʒi* sparen.

BOLDIXUM A. FÖHR. JULIUS TEDSEN.

MISCELLEN.

Zur überlieferung zweier Heliandstellen.

Hel. 5689 fgg. *than uuas sido Judeono that sia thia haftun man hangon ni lietin.* In dieser nur in C überlieferten stelle steht nach bejahtem hauptsatze, in dem die unpersönliche wendung 'es ist sitte' vorkommt, das zeitwort des abhängigen nebensatzes im conj. Heyne (1866), Rückert (1876) und Piper (1897) setzten in ihren text '*lietun*', Behaghel (1903) '*lietin*'. In einer gleichwertigen stelle 5404 fgg., die ebenfalls nur in C überliefert ist, haben wir den ind. im nebensatze, sie lautet: *than uuas landuuisa liudio Judeono that sia iaro gihuem enna haftan mann abiddian scoldun;* vgl. dazu 5257 fg. *so uuas iro uuisa than, that sia thar thia helagun tid haldan scoldun.* Dass '*uuisa*' = '*sido*' ist, zeigt 453 fg. *thuo uuas iro uuisa thann, thero liudo landsido, that that ni muosta farlatan nigen idis* .... als beweis für die verwendung des ind. ziehe ich ferner heran: 306 fgg. *so uuas than thero liudeo thau, that siu simla thena bedscepi buggean scolda*, 2731 fg. *so uuas thero liudeo thau that that erlo gihuilic obian scolda* (*scolde* M).

Wenn in fünf gleichwertigen stellen der ind. steht, warum sollte in einem einzigen falle (5689) der conj. statthaben?

Eng mit dem ausdrucke 'es ist sitte' berührt sich die wendung 'es ist gewohnheit'. Leider ist mir dafür kein beispiel aus dem Heliand mit bejahtem hauptsatze bekannt; in Bedas Homilie (Müllenhoff und Scherer, Denkm.[3] 233, 10) lesen wir: *endi thanana sô warth gewonohêd that man hûdigu ahter allero thero waroldi begêd thia gehugd allero godes hêligono.* Nach verneintem hauptsatze aber steht der conj. Hel. 1828 fg. *ne uuarun an them lande giuuono that sia gio fan sulicon er seggean gihordin* (C und M).[1]

Aus diesen beispielen können wir entnehmen, dass nach bejahtem 'es ist sitte' die hs. C in fünf fällen im abhängigen nebensatze den ind. bietet. Es liegt also kein grund vor, auch in der Heliandstelle 5689 fgg. den ind. '*lietun*' nicht anzusetzen.

Man könnte einwenden, dass die stellen 5404. 5257. 453. 306 und 2731 nicht gleichwertig mit 5689 fgg. seien, es stehe in diesen fällen im nebensatze *skulan* oder *môtan* + inf., während in 5689 ein verbum finitum vorkommt. Wenn wir die *that*-sätze aller dieser belegstellen als einfache, erklärende substantivsätze auffassen, so herrscht wegen des modus kein zweifel; aber man könnte auch heischesätze in diesen nebensätzen erblicken und dann sind beide modi möglich. Pratje, Syntax des Heliand I (Nd. jb. 1885) handelt s. 26 fgg. darüber. Der ind. steht dann in heischesätzen, wenn der inhalt des nebensatzes etwas tatsächliches enthält, und das stimmt für die obigen stellen.

Wir können uns auch erklären, wieso der schreiber von C veranlasst wurde, den conj. zu schreiben. Vielleicht schwebten ihm jene conjunctive praeteriti vor, die im Heliand so zahlreich sind; z. b. finden wir einige verszeilen vor unserer stelle 5679 fgg. *that thar io so helag ni uuarth tecan gitogid that sia truodin thiu bat an thia Cristes craft.* Weitere belege verzeichnet Pratje, a. a. o. s. 32—33[2]. In

1) Behaghel, Modi im Heliand s. 28 bemerkt zu dieser stelle, dass C den ind. überliefert, trotzdem aber bezweifelt er die berechtigung desselben und mit recht, denn C bietet ebenfalls den conj.

2) Heliand 3113 fg. '*uuolda im thar uundres filo, tecno togian, that sia gitruodin thiu bat*' steht dasselbe zeitwort im absichtssatze im conj. praet., beispiele bei Pratje, a. a. o. s. 29; vgl. ferner Sievers ausgabe 1878, 503 anm. zu v. 106.

v. 5698 bietet C *'farlieti'*, für das Heyne und Rückert *'farlietin'*, Behaghel und Sievers *'farlietun'* in den text setzten. —

Hel. 852 fg. *Ni uuas noh than thiu tid cuman that hie ina obar thesan middilgard marean s c o l d i* .... C| *scolda* M. Behaghel setzt in seinen text (1903) den ind., seine bemerkung zu dieser stelle vermag mich nicht zu überzeugen. Hel. Synt. § 504, II, a, 3 erklärt er den conj. in C daraus, dass der nbs. die aus dem termin sich ergebende tatsache ohne rücksicht auf ihre verwirklichung oder mit rücksicht auf ihre nichtverwirklichung bezeichnet. In M drückt (ebend. 3) der nbs. die wirklich eintretende tatsache aus. Ich erkläre den conj. in C aus der negation im hpts. Im augenblicke des sprechens war eben die zeit des verkündens n i c h t gekommen.

Der conj. im nebensatze lässt sich aus dem conj. im hauptsatze erklären: 4492 *huan err uuurthi imo thiu tid cuman that hie ina m a h t i g* (= *mahti*, auch in M) *faruuisian uuretharo thiedi*, 4287 fg. *er than giuuand cume, that thie lezto dag liohtes s k i n e* und 4698 fg. (nur in C) *thann ne uuu̧rthi gio thie dag cuman that ik thin f a r l o g n i d i.*

Hängt der *that*-satz von einem bejahten hauptsatze ab, so finden wir im nbs. den ind.: nur in C sind diese zwei stellen überliefert: 5523 fg. *noh uuirthid thiu tid cuman that thia muoder thes mendendia s i n d* (Tat. 201, 3), 3981 fgg. *thiu tid uuas thuo ginahit that hie eft te Hierusalem Judeo liudeo uuison u u e l d a.* In C und M sind im ind. im nbs. erhalten: 94 fgg. *thuo uuarth thiu tid cuman the* (Germ. 30, 67) *thar gitald habdun uuisa man mid uuordun, that s c o l d a thena uuih godas Zacharias besehan*, 787 fgg. *thuo uuarth thiu tid cuman, that thar te Jerusalem Judeo liudi iro thiodgode thionun s c o l d u n* (vgl. Sievers ausgabe 1878, 503 anm. zu v. 106), 4280 fg. *noh uuirdit thiu tid cuman that is afstandan ni scal sten obar odron* (Tat. 144, 2), 4458 fgg. *nu obar tua naht sind tidi cumana, that sia s c u l u n iro gode thienon.* Ähnlich sind 88 fg. und 4181 fgg. (*uuolda* C, *uuelde* M).

Aus den angeführten belegstellen (v. 5523. 3981. 94. 787. 4280 und 4458) ersehen wir, dass der ind. in diesem bestimmten falle nach bejahtem hauptsatze geläufig war; wenn wir dessenungeachtet in v. 852 fg. den conj. finden, so ist sein vorkommen aus der verneinung im übergeordneten satze erklärlich; deshalb möchte ich der hs. C an dieser stelle den vorzug geben.

PRAG. WILLIBALD KAMMEL.

Zu Sigrdrifumǫl 11 (ed. Bugge).

Die strophe lautet:

Limrúnar skalt kunna ef vill lǽkner vesa
ok kunna sǫ́r at sea;
á berke skal rísta ok a barre viþar,
þeims lúta austr limar.

Die letzte zeile hat den erklärern schwierigkeiten bereitet. Detter-Heinzel, Sæmundar Edda II, 430 bemerken zur stelle: „Das kann nur einen durch starre hindernisse oder durch beständige windrichtung verkrüppelten baum bedeuten . . oder könnte der relativsatz ähnlich wie gewisse adjektive — *miþr, framuerþr* u. a. — die östliche seite des baumes bezeichnen?“ Dass die worte nur so zu verstehen sind, dass die zweige des baums sich nach osten neigen, die zweite alternative also abzu-

lehnen ist, scheint mir aus einem lappischen zauberbrauch hervorzugehen. Ich entnehme diesen der Nicolai Lundii Lappi descriptio Lapponiæ in Svenska Landsmål 1905, hft. 5, 8. Der verfasser war von geburt ein Lappe, sohn des ersten predigers lappischer nationalität, und wurde im jahre 1674 in Uppsala als student eingeschrieben.

Die betreffende stelle lautet übersetzt: „Die trommeln (d. i. die bekannten zaubertrommeln) machen sie von einem solchen baum, der sich nach osten neigt *(som lutar sig österut)*, nach dem aufgang der sonne zu; sie sagen, dass er am meisten glück bringt."

Man sieht die genaue übereinstimmung zwischen dem eddischen und lappischen zauberbrauch, nur dass es sich dort um heilkräftige runen hier um zaubertrommeln handelt. Selbst der ausdruck stimmt merkwürdig überein. Wiewol nun natürlich nicht ausgemacht ist, auf welcher seite die entlehnung liegt, bin ich doch geneigt anzunehmen, dass die Norweger diesen glauben von den Lappen bezogen haben, und verweise wegen des einflusses, den diese im zauberwesen auf die Norweger ausgeübt haben, auf die ausführungen Gerings in seiner rectoratsrede 'Über weissagung und zauber im nordischen altertum', Kiel 1902, s. 11.

HEIDELBERG. B. KAHLE.

Zum Meier Helmbrecht.

„Der inhaltliche wert des ausgezeichneten gedichtes ist längst nach gebühr gewürdigt. Aber seine form hat man noch nicht richtig erkannt. Es ist in versen mit ausgefüllten senkungen abgefasst." Mit diesen worten beginnt C. v. Kraus, Zs. f. d. a. 47, 305 einen aufsatz 'Zur kritik des Helmbrecht' und stellt im anschluss daran sogleich in einer fünf seiten langen liste „die besserungen zusammen, die sich aus dieser erkenntnis gegenüber dem texte Panzers ergeben."

Ich habe auf diesen aufsatz, der sich so geradezu an meine adresse wendet. s. z. nicht erwidert, weil ich des vertrauens sein durfte, dass ohnehin jeder aufmerksame und einigermassen sachkundige leser erkennen musste, dass seine behauptungen auf haltloser willkür beruhen. Da aber gegenwärtig eine neue auflage meiner Helmbrechtausgabe erscheinen soll, darf ich mich doch wol nicht der pflicht einer begründeten äusserung entziehen, warum ich die vorgeschlagenen besserungen ablehnen muss.

Ich darf da zunächst wol grundsätzlich bemerken, dass v. Kraus für die darstellung seiner metrischen entdeckung eine etwas antiquierte form gewählt hat. Im allgemeinen stehen wir gegenwärtig ja wol auf dem standpunkte, dass metrische theorien an dem überlieferten, d. h. dem aus den handschriften nach den grundsätzen einer vernünftigen kritik hergestellten texte bewiesen werden müssten; nicht aber darf der text nach vorgefassten metrischen meinungen zurecht geschnitten werden. Hier hingegen wird einfach dekretiert, das gedicht sei in versen mit ausgefüllten senkungen (und weiter unter vermeidung des hiatus) abgefasst und sogleich ergreift der gelehrte Prokrustes den dichter, wirft ihn auf sein bett und hämmert und streckt ihm die füsse so lange, bis sie zu seinem masse passen. Dass der ärmste wirklich auf keinem fusse mehr zu gehen vermag, da er sich endlich aus solcher behandlung entlassen sieht, wird uns nicht weiter in erstaunen setzen.

An beinahe 200 stellen hat v. Kraus den von mir gegebenen text des gedichtes ändern müssen, um seine behauptung durchzuführen. Von diesen 'besserungen' beruht

mehr als die hälfte auf conjecturen, die in der überlieferung keine stütze finden. Für die weit überwiegende zahl dieser conjecturen aber lässt sich aus dem sinn der verse oder allgemeinen sprachlichen erwägungen auch nicht einmal ein scheingrund anführen; sie sind lediglich notwendig, um die behauptung der stets ausgefüllten senkung durchzuführen. Sie erreichen ihr ziel einmal, indem sie längere sprechformen statt der überlieferten einführen (z. b. *unde* statt *und*; *alsô* statt *sô*; *abegründe* st. *abgr.*; *schuolemeister* st. *schuolm.*; *werelt*, *helet* st. *werlt*, *helt*; *sune* st. *sun*; *niuwet* st. *niht* u. ä., wobei sich zu unverfänglichem manches sehr bedenkliche gesellt). Oder aber es muss die überlieferte wortstellung geändert, es müssen nichtssagende flickwörter eingeschoben oder sonst willkürliche, ja störende zusätze gemacht und wo alles das nicht verfangen will, der text gewaltsam geändert werden, um ihn dem geforderten prinzipe gefügig zu machen. v. Kraus schreckt nicht davor zurück, förmliche umdichtungen ganzer versreihen vorzunehmen, die man a. a. o. s. 312 nachlesen mag. Man wundert sich billig, dass bei einem so scrupellosen verfahren immer noch einige verse übrig bleiben, bei denen die von dem behaupteten prinzip verlangte ergänzung oder besserung nicht gelingen wollte.

Zur kleineren hälfte schliessen die von v. Kraus aufgeführten besserungen sich an die überlieferung an. Es war, heisst es s. 312, „in vielen fällen das echte einfach aus einer der beiden handschriften zu holen, so aus A 11 mal, aus B 61 mal, aus allen beiden 5 mal.“ — „Das echte einfach aus einer der beiden handschriften“? Seltsame textkritik! Umso seltsamer, als v. Kraus in der anmerkung ausdrücklich erklärt, dass er meine Beitr. 27, 88 fgg. entwickelte auffassung des handschriftenverhältnisses ebenso für richtig halte, wie natürlich den aus dieser erkenntnis notwendig abgeleiteten kritischen grundsatz „den text“, wie er selbst sagt, „so weit es nur irgend angieng, auf A aufzubauen, das ja tatsächlich die bessere hs. repräsentiert.“ Genauer ausgedrückt, verhält die sache sich so, dass A und B eine gemeinsame vorlage, die selbst nicht ohne fehler war, in der art copiert haben, dass A sie zwar nicht fehlerlos, aber doch unendlich genauer und zuverlässiger widergibt als B, das auf schritt und tritt die willkürlichsten änderungen verrät. Eine besonnene textkritik muss sich also überall, wo nicht zwingende innere gründe vorliegen, an A halten. „Es ist wahrscheinlich“, sagte ich a. a. o. s. 102, „dass hierbei in kleinigkeiten manches in B erhaltene originale, das in A verwischt ist, verloren geht; immerhin wird man bei solchem verfahren das original sicherer und reiner gewinnen, als bei einer reichlicheren auswahl von lesarten aus B, die schliesslich doch nur nach sehr subjectiven momenten geschehen könnte.“ Und ich musste konstatieren, dass die fehler von A „fast mehr aus sich selbst als aus B zu bessern sind.“

Nach v. Kraus gibt nun freilich, nachdem er behauptet hat, der Helmbrecht sei in versen mit ausgefüllten senkungen abgefasst, „ein formaler gesichtspunkt weitere kriterien an die hand“, kriterien, die es augenscheinlich erlauben die entwickelten grundsätze der textkritik völlig umzustürzen. An 61 stellen setzt sonach v. Kraus gegen meine herstellung die lesart von B in den text und zwar in der weit überwiegenden zahl der fälle mit keiner anderen begründung als weil die ausfüllung der senkungen dies erfordert. Mir aber müsste dieser formale gesichtspunkt nicht einfach behauptet, sondern erst bewiesen oder zum mindesten wahrscheinlich gemacht werden, ehe ich mich entschliessen könnte, ihm zu liebe die grundsätze umzustossen, die sich aus einer erwägung der feststehenden tatsachen ergeben. Es ist klar, dass es nach dem gesagten keinen sinn und keine berechtigung hat zu erklären, diese aus B genommenen lesarten stellten das echte einfach dadurch her, dass sie der überlieferung

zu ihrem rechte verhelfen. Sie haben in wahrheit vielmehr keinen andern wert als den von conjecturen und zwar, wie vollkommen feststeht, von conjecturen gegen die wahrscheinlichkeit.

Dass v. Kraus mit diesen lesarten aus B (die nicht vom sinne gefordert werden, der ihnen vielmehr öfter geradezu widerstreitet) dem dichter zuweist, was vielmehr dem schreiber von B gehört, wird auch noch aus einem anderen gesichtspunkte deutlich. Es konnte naturgemäss niemandem entgehen, der sich genauer mit der überlieferung unseres gedichtes beschäftigte, dass B mehr ausgefüllte senkungen zeigt als A; ich habe denn auch a. a. o. s. 98 unter anführung von beispielen ausdrücklich darauf hingewiesen, dass der schreiber von B bei seinen zahlreichen bewussten änderungen „selbst im kleinen nicht ohne plan und absicht verfahren ist; insbesondere wird sein bestreben fehlende senkungen zu ergänzen deutlich." Dass wir hierin aber wirklich nur, wie ich ebd. sagte, die metrik des schreibers zu erkennen haben, nicht die metrik des dichters, wird noch weiter evident. Die Berliner hs. enthält ausser dem Helmbrecht eine abschrift des jüngeren Titurel von derselben hand. Und hier zeigt sich denn auch, worauf ich ebenfalls a. a. o. s. 100 a. bereits aufmerksam gemacht habe, dasselbe verfahren des schreibers. Zarncke, Der Graltempel s. 405 hat von dieser hs. des j. Tit. ausdrücklich festgestellt, dass sie „darauf ausgeht, den vers zu glätten. Fast überall ist der reine jambische rhythmus hergestellt und namentlich der ausfall der anakrusis vermieden. In betreff der einsilbigen worte *dâ*, *dô*, *nû*, *sô*, *wol*, *vil*, *gar*, *zwâr* u. a. hat daher diese hs. kein vertrauen zu beanspruchen[1]." Zarncke nennt ihren schreiber geradezu einen „den vers glättenden bearbeiter."

Ich kann also keines der mittel billigen, durch die v. Kraus versucht hat, der überlieferung seine behauptung aufzuzwingen. Und nicht minder schrecke ich vor dem ergebnis zurück, das er erreicht hat. Denn trotz aller angewandten gewaltmittel müssen dem dichter schliesslich, wenn der behauptete grundsatz durchgeführt werden soll, auf schritt und tritt noch unerträgliche verletzungen der natürlichen betonungen zugemutet werden; in der liste der „härten", die s. 315 fgg. zusammengestellt ist und wirklich nur das gröbste verzeichnet, finden sich betonungen verlangt wie: *nóch kæsé versmúcte, fúr guotén wîn úmbe ein wîp, zc génôz álsô mǽre* usw.

Es wird denke ich nach dem ausgeführten gerechtfertigt erscheinen, wenn ich es ablehne, dem von v. Kraus behaupteten prinzipe irgendwelchen einfluss auf die gestaltung des textes einzuräumen[2].

1) Eben diese wörtchen werden von v. Kraus vielfach aus B gegen A (und meinen text) aufgenommen, um die ausfüllung der senkungen zu erhalten.
2) Es mag noch bemerkt sein, dass die hypothese von v. Kraus soeben auch von Saran abgelehnt worden ist (Jahresber. f. germ. philol. 26. 96 fg.).

FRANKFURT A. M. FRIEDRICH PANZER.

Beiträge zur deutschen wortforschung. II.[1]

8. Nachträgliches zu *schuft* und *welf*.

Herr professor dr. J. Franck, Bonn, schreibt mir zu meinen ausführungen Zeitschr. 37, 260 fg.: „.... ich sah, dass sie gelegentlich ihrer erörterung von *schuft* mich ebenso ungenau citieren wie das D. wb. es tat. Unter beachtung der verweise

1) Vgl. Zeitschr. 37, 393—398.

ergibt sich, dass ich *schuft* wie die synonyma *schurke* und *schubiak* sämtlich als ursprüngliche bezeichnungen des 'pfahles, an dem die tiere sich reiben', fasse, während sie mir etwas ganz anderes zumuten." — Dieser vorwurf ist berechtigt; ich bedaure das versehen.

Francks erklärung ist für nl. nd. *schurk*, hd. *schurke* nicht zu bezweifeln; denn nl. *schurk* hat auch heute noch neben der hd. die bedeutung „scheuerpfahl, pfahl auf der weide, woran das vieh sich reibt."

Nl. *schobbejak*, nd. hd. *schubbjack*, *schubiak* habe ich und, wie ich nachträglich bemerke, schon Richey, Idiot. hamb. (1755) s. 243, sowie das Brem. wb. 4, 701 erklärt als 'lausbub, lausekerl', eigtl. 'der sich die jacke schubbt'. Franck, Etym. wb. der nl. taal 852, erklärt es dagegen, wie *schurk* und *schoft*, als ursprünglich 'scheuerpfahl auf der weide' unter hinweis auf holst. (Schütze 2, 184 fg.) „*schubbjack:* heisst im holst. ein pfahl, den man besonders in der baumarmen marsch auf dem felde einsteckt, damit das vieh sich daran reiben kann. Daher das allgemeine holst. scheltwort *schubbjack* schlechter kerl, an dem sich jeder reiben darf."

Soweit ich habe feststellen können, ist *schubbjack* in der auch sonst, wie es scheint, nirgends bezeugten bedeutung 'scheuerpfahl' in Dithmarschen, Holstein, Lauenburg nicht mehr bekannt. Sollte es aber zu Schützes zeiten (um 1800) wirklich an einigen orten so gebraucht sein, so dürfte darin (wegen des zweiten teils der zusammensetzung, *jack*, die ursprünglich doch wol nur das menschliche bekleidungsstück gemeint haben kann) eine scherzhafte übertragung des ausdrucks *schubbjack* 'lausbub' auf den scheuerpfahl vorgelegen haben, nicht der umgekehrte fall.

Auch betr. nhd. *schuft*, nl. *schoft* 'schurke, elender kerl' muss ich bei meiner Zeitschr. 37, 260 gebrachten, in meinem buche Streckformen (Heidelberg 1906) s. 11 fgg. unter *hunke* — *h(al)únke* und *bunke* — *b(ah)únke* noch näher begründeten etymologie bleiben: nl. *schoft*, nd. hd. *schuft* 'schurke, elender kerl' ist ursprünglich identisch mit nl. *schoft*, nd. *schuft* 'hervorstehender hüft- oder schulterknochen der tiere, bes. des rindviehs'. —

Im anschluss hieran möchte ich noch feststellen, dass auch Franck in seinem Nl. et. wb. 1153 zu nd. *welp*, hd. *welf* 'junges von tieren' schon bemerkt hat: „vermoedelijk duidde de wt. *hwelp* de stom van den jongen hond an; vgl. on. *hvella* 'gillen, klinken' (*hwelp* : *hwell*, even als wt. *gelp* : *gell* (zie *galpen*), nhd. *belfern* : *bellen*)". Über die von mir Zeitschr. 37, 393 nachgewiesenen beziehungen von *welp*, *welf* zu ae. *hwilpe*, nl. nd. *wilp*, *wulp*, ostfries. *wilster* 'regenpfeifer' bringt jedoch Franck noch nichts.

9. Nhd. *seife*.

In den germ. sprachen laufen die beiden wurzeln *sīp* und *sīk* nach form- und bedeutungsentfaltung fast genau parallel; vgl. z. b.:

norw. *sîka* 'seihen' d. i. 'durchsickern lassen' : mnd. *sîpen*, mhd. *sîfen* 'tröpfeln, triefen, sickern';

aengl. *sicerian* = nhd. *sickern* : schwed. *sippra* 'sickern';

ostfries. *sîkern* 'sickern' : waldeck. *seīpern* (aus *sîpern*) 'sickern';

thür. *seikern* 'sickern' : *seipern* 'sickern';

nhd. dial. (schwäb.) *seichen* 'weinen' : norw. *sipa* 'flennen, heulen';

aengl. *sic*, nhd. dial. (D. wb. 10 I, 168) *seiche* 'bächlein' : mnd. *sîp*, *sipe*, nhd. dial. *seife* 'bächlein' (D. wb. 10 I, 190).

So liessen sich noch mehr parallelen anführen; nur eine scheint zu fehlen: die dem nd. (z. b. westf.) *sêke*, mnl. *seycke*, mhd. nhd. *seiche* f. (neben ahd. mhd. nhd. *seich* m.) 'urin' entsprechend gleichbedeutende bildung von der mit labial auslautenden wurzel. Aber auch dies wort wird vorhanden gewesen sein; oder vielmehr, es ist noch da, es hat nur die bedeutung geändert: es ist nhd. mhd. *seife*, ahd. *seifa* (neben nhd. dial. *seipfe*, ahd. *seipha*), mnd. *sêpe* (woraus dän. *sæbe*), nd. *sêp(e)*, *saip(e)*, nl. *zeep* (alter *zēpe*), ae. *sápe*, ne. *soap* 'seife'; aus dem engl. nisl. *sápa*¹), aus dem germ. westfinnisch *saippio*.

Dies wort wurde auch bisher schon in der regel mit germ. *sîpan* 'tröpfeln, sickern' verbunden. Man wies dabei auf die bedeutung 'harz' hin, die aengl. *sáp* hat (neben *sápe* 'seife') und auch (neben der heutigen bedeutung) ahd. *seifa*, *seipha* (bedeutungsentwicklung wie in as. *drupil* 'harz' zu nd. *drüppeln*, hd. *tröpfeln*). Natürlicher aber scheint es mir, für germ. **saipôn*, **saipiôn* von der bedeutung 'urin' auszugehen.

Es ist eine bekannte tatsache, dass in primitiven kulturverhältnissen urin, besonders verfaulter urin die stelle der *seife* vertritt. Das ist in China zum teil noch heute der fall. Ebenso war es bei den Griechen und Römern. „Das gewöhnlichste mittel, welches im altertum zum waschen diente, war der gefaulte u r i n. In Rom standen deshalb die fullonen, denen das geschäft des waschens oblag, recht eigentlich in schlechtem geruch und waren mit ihren werkstätten in entlegene strassen oder vor die stadt verwiesen; sie hatten aber das recht, an den strassenecken grosse gefässe aufzustellen, in denen sie die beiträge der vorübergehenden einsammelten" (Geschichte der seifenfabrikation in C. Deite, Handb. d. seifenfabrikation 1², s. 1).

Auch bei den Germanen ist der urin wol sicher das gebräuchlichste waschmittel gewesen und hat sich auch neben der *seife* noch sehr lange gehalten. Noch vor 150 jahren schrieb Hinrich Friedrich Ziegler, hauptprediger in der Heide, in Norder-Dithmarschen (Richey, Idioticon hamburgense 1755, s. 419): „*Netten* 'pisse, seiche, lotium': In *netten* das leinenzeug waschen ist eine arbeit der geringen oder geitzigen leute, welche die *seife* entweder nicht können oder nicht wollen bezahlen."

Verfaulter urin ist eben eine unreine ammoniaklösung; aus urin wird auch fabrikmässig ammoniak dargestellt; ammoniak aber wird auch heute in waschanstalten, bleichereien, färbereien, auch im haushalt als gut wirkendes mittel zur entfernung von flecken viel benutzt.

Es ist also nicht daran zu zweifeln, dass unsere *seife* eine nachfolgerin der *seiche* ist. Da nun sprachliche gründe dafür sprechen, dass *seiche* und *seife* ursprünglich die gleiche bedeutung gehabt haben, beide worte aber zweifellos älter sind als das waschmittel *seife*, dessen erfindung schon eine sehr hohe kulturstufe voraussetzt, so kann die ursprüngliche, gemeinsame bedeutung von *seiche* und *seife* nur 'urin' gewesen sein. Eine differencierung der bedeutungen wird wol erst in verhältnismässig später, wenn auch noch vorhistorischer, zeit eingetreten sein, als man aus dem urin durch gärenlassen ein vollkommneres waschmittel herstellen lernte. Später, als man feste waschmittel, zunächst aus talg und aschenlauge, bereitete, wurde der name *seife* dann auch auf diese übertragen.

1) Vgl. Falk og Torp, Etym. ordb. over det norske og danske sprog 2, 341a. Das wort ist nicht, wie Kluge, Et. wb. schreibt, altnord.; Fritzner bringt es nicht, und Vigfusson bezeichnet es ausdrücklich als 'modern'.

Über beziehungen von germ. **saipiôn*, **saipôn* zu lat. *sēbum* 'talg' sowie zu dem gall.-lat. (wol sicher aus dem germ. stammenden) *sāpo* 'seife', woraus franz. *savon* usw., bei Plinius, der es zuerst hat 'haarfärbepomade', vgl. bes. Walde, Lat. etym. wb. 545; Falk og Torp, Etym. ordb. over det norske og danske sprog 2, 341a und Schrader, Reallexikon d. indogerm. altertumskunde s. 760.

10. Nhd. dial. *fatzke*.

Schon 1812 verzeichnet Stalder in der nachlese zu seinem Versuch eines schweiz. idiot. 2, 513 aus dem Berner Oberland ein *fazikus* 'possenreisser, hanswurst', also gleichb. mit berlin. *fatzke*. Wie *pfiffikus* aus *pfiffig (-ik)*, eig. der *pfiffige*, *luftikus* aus *luftig (-ik)*, eig. der *luftige* (vgl. z. b. Schmid, Westerwäld. idiot. 106 *lüftig*, *luftig* 'flüchtig, leichtsinnig'), so ist *fazikus* aus *fazig (-ik)* gebildet und eig. der *fazige*, *fatzige* = *fatzer* 'joculator, cavillator, scurra, schwätzer, aufschneider' D. wb. 3, 1365. Demnach wird auch das bisher formell unerklärte *fatzke* nichts anders sein als der *fatz(i)ge*.

11. Nhd. *balz*, *bolz*, *falz*.

Kluge, Etym. wb. (6[2]) 29a stellt nhd. *balz*, mhd. *balze*, wozu nhd. *balzen* 'sich begatten, von auerhähnen usw.', „nach G. Baist zu ital. *balzo* 'sprung', *andare a balzi* 'hüpfen'." Diese erklärung rührt aber nicht von G. Baist her; sie findet sich schon 1741 bei Frisch, Teutsch-lat. wb. 1, 246b, wo *falz* für die üblichere form erklärt wird, aber: „einige jäger sagen *balz; balzen* kommt mit dem ital. *balzare* 'springen' überein."

Diese etymologie ist schon von J. Grimm, dessen eigene erklärungsversuche jedoch ebenso verfehlt sind (D. wb. 1, 1094 fg.), mit recht zurückgewiesen, ebenso von Weigand, Wb. 1[4], 140: „An ital. *balzare* (aus gr. *βαλλίζειν*) 'springen, aufprallen' kann nicht gedacht werden, indem dieses wort selbst in den ital. mundarten den begriff unseres *balzen* nicht einmal streift. Merkwürdig, dass auch das auf *-zen* ausgehende *schnalzen* im 15. jahrhundert für 'sich fleischlich vermischend beiwohnen' vorkommt."

Das *z* in *schnalzen* ist aber anders zu beurteilen als das in *balzen*; in diesem ist es stammhaft, während *schnalzen* intensivbildung (got. *-atjan*, ahd. *-azzen*) ist zu mhd. *snallen* 'knallen', das sicher auch schon mhd. die bedeutung 'futuere' gehabt haben wird, wie noch heute mundartlich, z. b. westfäl. (Woeste 245b) *snallen* 'futuere', *snalle* 'meretrix'. Auch *knallen*, *knullen*, *knellen* ist noch heute weit verbreitet in derselben bedeutung, wozu als streckform auch westf. *karnellen* d. i. *k(ar)néllen* 'futuere'. Vgl. verf., Streckformen s. 88 fg.

Weigand weist auch auf die nebenform *falz* (schon mhd. *valz*) hin, muss aber erklären: „Jenes *balz*, ebensowohl *falz*, ist dunkler herkunft."

Die richtige erklärung ist zweifellos die von Falk og Torp, Etym. ordb. over det norske og danske sprog 1, 17b s. v. *ambolt*. Sie stellen *balz* zur germ. wurz. *belt* „klopfen, stossen, schlagen, hämmern' in mnd. *anebelt*, *ambolt* (woraus dän. *ambolt*), mnl. *anbelt*, nl. *aanbeeld* 'amboss'; und *falz* zur germ. wurz. *felt* (nebenform von *belt*) in aengl. *anfilte*, *onfilt*, nengl. *anvil*, ahd. *anafalz* 'amboss'. Ablautend mit *balz*, *balzen* stehen nhd. *bolz* 'kater' und *bolzen* 'sich begatten, von katzen'; vgl. Falk og Torp a. a. o. 1, 68a.

Für diese etymologie, die schon Jac. Grimm a. a. o. erwähnt, jedoch nur um lehnen, spricht auch steir. (Unger-Khull 395a) *klocken* '1. klopfen; 2. (jägerspr.)

balzen', vgl. steir. *klockholz* 'hölzerner hammer der schuster', *klöckel* 'eiserner hammer für den amboss, klöppel', bei Schmeller-Frommann I², 1324 *klocken*, *klöckeln* 'klopfen, knallen'; vgl. auch nhd. *bumpern, pumpern* 'klopfen, hämmern' und mundartlich 'futuere', ebenso *pumpsen, bumpsen* wozu *pumps, bumps, bums* 'bordell', auch *buffen, puffen*, wozu *puff* = *bums*, wie *knallhütte* zu *knallen*. Derselbe bedeutungsübergang findet sich in zahlreichen anderen wörtern.

12. Nhd. *schöllkraut; schellhengst.*

Über *schöllkraut, schöllwurz* (so — mit *ö* — schon bei Dasypodius 1547), älter *schell-* sagt Kluge, Etym. wb. (6²) 335b nur: '*schellkraut* n., mhd. *schëlkrût, -wurz*, ahd. *scëlla-wurz*; ursprung dunkel'. Auch das mnd. hat *schelle-wort* 'chelidonium majus', ebenso nl. *schelkruid*, älter auch *schelwortel*. Nach Weigand, Wb. 2⁴, 562 soll das wort unter anlehnung an *schelle* 'nola' aus dem mlat. namen der pflanze *celidonia*, lat. *chelidonia* (aus gr. *χελιδόνιον*) entstanden sein. Diese herleitung wird auch von M. Heyne, D. wb. 8, 2504 als wahrscheinlich ('wol') bezeichnet; ebenso auch in den ersten auflagen seines Etym. wbs. von Kluge, sowie Frank, Nl. etym. wb. 838. Diese erklärung hat doch schwere formelle bedenken gegen sich, die auch dann nicht beseitigt werden können, wenn man, wie Vercoulli, Beknopt Etym. wb. der nl. taal² 250b, annimmt, das wort sei durch vermittlung des franz. *chélidoine* zu uns gekommen. Für das ahd. ist diese annahme jedenfalls unmöglich, und nl. *schelwortel* lässt sich doch auch nicht von ahd. *scella-wurz* trennen.

Wie in manchen anderen fällen, hat auch hier die etymologische forschung einen rückschritt zu verzeichnen. Schon 1741 schrieb Joh. Leonh. Frisch in seinem Teutsch-lat. wb. 2, 172b ganz richtig: „Die Niderländer sagen *scheldkraut*, dass es scheint, das *schel* sei das wort *chelid* von *chelidonium*. Weil es aber an der wurzel kleine testiculos hat, daher man es *biber-hödlein* nennet, sonderlich das chelidonium minus, so kan man es von *schelle* herleiten, s. *schellen* testiculi."

Es kann keinem zweifel unterliegen, dass das *schellkraut* seinen namen von den wurzelknollen hat; bei Adam, Nomenclator quadrilinguis (1598) 2, 104 heisst chelidonium minus *pfaffenhödlein*. Nach den mit den hoden verglichenen wurzelknollen oder auch samenkapseln haben zahlreiche pflanzen ihren namen bekommen. So der *hodencoriander* 'coriander testiculatum' von der form des samens, D. wb. 4II, 1654 nach Nemnich; *hodenkraut, knabenkraut* (auch dieser name wegen der hodenförmigen wurzelknollen) 'orchis' a. a. o. nach Nemnich = *geilwurz* (*geil* 'hoden') D. wb. 4I 2, 2605 nach Kirsch; *bocksbeutel, bocksgeilen, bockshoden, bockshödlein* D. wb. 2, 206 sind namen verschiedener pflanzen; ebenso *hahnenhoden, hahnenhödchen, hahnenklötchen, hahnenklösschen* D. w. 4II, 168 sind namen von pflanzen und früchten, die diesen aus derselben anschauung heraus gegeben sind. Formen wie *pfaffenhütchen, hahnenhütchen* sind euphemistische entstellungen aus *-hödchen*.

Also *schell-* in *schellwurz* ist identisch mit *schelle* 'testiculus'. Dies *schelle*, gewöhnlich pl. *schellen* 'testiculi' soll nach M. Heyne, D. wb. 8, 2495 mit übertragener bedeutung identisch sein mit *schelle* 'klingel, nola' — lucus a non lucendo. Wie mnd. *klôt* 'testiculus', nd. *klöten* 'testiculi' zu einer germ. wurzel *klût kleut* 'spalten' (wozu auch nhd. *kloss*, nd. *klût* usw.), so gehört *schellen* 'testiculi', mit ae. *sceallan* 'testiculi', nhd. *scholle* 'erdkloss' usw. ablautend, zu der germ. wurzel *skel*, indog. *(s)kel* 'spalten' in urkelt. **kalljo-* 'hode', kymr. *caill* 'testiculus',

pl. *cailliau*, mbret. *quell:* s. Stokes, Urkelt. sprachschatz 72, Falk og Torp, Etym. ordb. 2, 169.

Nhd. *schellhengst* ist also nicht, wie Kluge, Etym. wb. (6[a]) 335 meint, eine verdeutlichende zusammensetzung für das gleichbedeutende mhd. *schël*, ahd. *scëlo* 'beschäler, zuchthengst', sondern *schellhengst* ist der 'hodenhengst', d. h. der nicht castrierte im gegensatz zum wallach, wie z. b. schweiz. (Stalder 2, 49, D. w. 4II, 1654) *hodenwidder* im gegensatz zum hammel. So erklärt es sich auch, dass das gleichfalls hierhergehörige ahd. *scëlo* nicht blos der 'zuchthengst' ist, sondern auch 'onager, burdo, tragelaphus', Graff, Ahd. sprachsch. 6, 475, und dazu mhd. *schelch* 'tragelaphus'. Vgl. auch J. Grimm, D. wb. 1, 1544 s. v. *beschäler*, ders. Gesch. der deutschen spr. 1, 30fg. Über das dort verglichene ahd. *reinno*, as. *wrênio* usw. 'hengst, admissarius' = ae. *hrán*, aisl. *hreinn* 'renntier' zu *wrînan*, *hrînan*, germ. wurzel *wrī-*, *hrī-*, indog. *(s)kri-* '(brünstig) schreien, wiehern' vgl. verf. P. B. S., Beitr. 29, 524fg.

13. Nhd. *kebse*.

Nhd. *kebse*, mhd. *kebse*, *kebese*, ahd. *kebisa*, *chebis*, mnd. *keves (-kint, -sone)*, as. (Wadstein, Kl. as. sprachdenkm. 200a) *kevis*. aengl. *cefes*, *cyfes*, mnl. *keefse*, nl. *kevis* 'kebsweib'; dazu als m. anord. *kefser* 'sklave'.

Kluge, Etym. wb. (6[a]) 199b bemerkt dazu: „Das wort (germ. *kabisjô*) ist etymologisch leider ganz dunkel." Ist das wort germanisch — und daran ist wegen seines alters und seiner verbreitung durch alle germ. sprachen hindurch kaum zu zweifeln —, so stellt es sich formell ganz ungezwungen als ableitung zu nhd. dial. *kabe*, nhd. (aus nd.) *kaff*, mnd., mnl., nl. *kaf*, aengl. *ceaf*, nengl. *chaff* 'fruchtbalg, bes. des ausgedroschenen getreides'. Auch der bedeutungswandel ist nicht auffällig; vgl. z. b. mnd. *slûve* 'meretrix' : nd. *slûve*, hd. *schlaube* 'schale, fruchthülse, die äussere haut einer kartoffel, bohne, erbse, nuss' usw.; nhd. *balg* 'pellex, scortum' : *balg* 'haut, auch der früchte, z. b. der weinbeeren, hülse der erbsen, des getreides' (vgl. D. wb. 1, 1084fg.); hamb. (Richey 55) *fell* : synecdochice : *een leeg fell* 'eine liederliche hure'; lat. *scortum* 'kebse' : *scortum* 'haut, fell'.

14. Nhd. *knüll*, *knill* 'betrunken'.

Kluge, Etym. wb. (6[a]) 216, gibt *knüll*, *knill* 'betrunken' ohne erklärung. Bei Weigand fehlt das wort. R. Hildebrand, D. wb. 5, 1516 meint: „Der ursprung ist vielleicht bei *knollicht (knöllicht)*, d. i. 'massig, in massen' trinken zu suchen." Dagegen hat O. Weise, Zschr. f. d. wortforsch. 5, 256 *knüll*, *knill* zu schweiz. *knüllen* 'derb schlagen' (vgl. auch *knillen*, *knüllen* D. wb. 5, 1516) gestellt und hingewiesen auf *er hat einen hieb* 'er hat einen rausch' sowie nach Zschr. f. hd. ma. 3, 37 auf schweiz. *er hat einen hips* (zu *hipp* 'schlag') und *er hat einen tips* (zu *tippen* 'schlagen').

Diese deutung ist sicher richtig. Für sie spricht auch die in Schleswig-Holstein übliche wendung *er hat einen guten schlag weg*, *er hat einen schwips*, nd. *swips* (zu *swêp* 'peitsche') und nd. *hê het 'n gôdn bôtz weg* 'er ist tüchtig betrunken' (*bôtz* 'schlag' zu ahd. *bôzzan*, mhd. *bôzen* 'schlagen' = ae. *bêatan*, ne. *beat*, anord. *bauta*). Und im steir. (Unger-Khull 397b) ist *knill*, *knüll* m. 'rausch; in der mehrz.: prügel, schläge'. *Knill*, *knüll* ist also zugleich adj. 'berauscht' und subst. 'rausch'. Das ist auffällig, aber gerade bei dieser bedeutung nicht ohne beispiel. Auch schweiz. (Stalder 2, 523; Staub-Tobler 2, 1159) *holops*, *hallops* ist zugleich adj. 'leicht berauscht' *(er ist holops)* und subst. 'leichter rausch'. *Holops*, *hallops*

aber sind streckformen: *h(ol)óps, h(al)óps* von schweiz. (Stalder 2, 54) *hopps* 'ein bischen betrunken oder verwirrt', bair. (Schmeller-Frommann 2², 1142) *hopps* sein 'berauscht, närrisch sein', *hopps* subst. 'die betrunkenheit'. Also auch die grundform von *holops, halops* ist zugleich adj. und subst. Vgl. verf. Streckformen (Heidelberg 1906) s. 22.

15. Nhd. *sauregurkenzeit.*

Eine befriedigende erklärung dieses ausdrucks ist mir nicht bekannt. Weigand und Kluge bringen nichts darüber. M. Heyne schrieb 1893 D. wb 8, 1924: „*Sauregurkenzeit*, zeit des juli und august, in der die gurken reifen und eingelegt werden; als zeit bekannt, in der ferien und geschäftsstille walten, daher sprichtwörtlich, namentlich bei zeitungsschreibern, zeit, in der in politik und öffentlichem wesen nichts vorfällt; allgemeiner auch *die sauregurkenzeit in einem geschäfte, einer handlung.*"

Diese erklärung könnte vielleicht richtig sein, wenn in der tat nur juli und august die sauregurkenzeit bildeten. Für die politik und somit auch für die zeitungen trifft es allerdings zu: in diesen monaten sind die parlamente geschlossen, minister und volksvertreter sind auf reisen; juli und august sind auf dem gebiet der politik die stille, tote zeit, in der die zeitungen in kummer und sorge leben, weil sie nicht wissen, was für neuigkeiten sie ihren lesern auftischen sollen, und in ihrer verzweiflung zum Arizona Kicker greifen oder gar die seeschlange heraufbeschwören.

Fragt man aber andere leute, wann ihre *sauregurkenzeit* ist, so wird man sehr verschiedene antworten bekommen: die des maurers setzt ein, wenn frostwetter, die des kürschners, wenn tauwetter eintritt. Der beginn der *sauregurkenzeit* für die grossstädtischen schauspiel- und opernhäuser fällt zusammen mit dem anfang, für die bäder und sommerfrischen mit dem ende der schönen jahreszeit.

Wenn M. Heyne nun vom standpunkt des politikers aus die *sauregurkenzeit* erklärt als „die zeit des juli und august, in der die gurken reifen und eingelegt werden" (das letztere dürfte übrigens meistens erst im september und october geschehen), so könnte man mit demselben recht vom standpunkt des pelzwarenhändlers sie erklären als „die zeit vom april bis september, in der die gurken keimen, reifen und eingemacht werden"; oder vom standpunkte der sommerfrischen und bäder als „die zeit vom october bis märz, in der nicht frische, sondern eingemachte gurken gegessen werden".

Und wirklich! so erklärt auch M. Heyne heute (1905) die sauregurkenzeit in der 2. aufl. seines Wbs. 1, 1274: „*die zeit der sauern gurke, die sauregurkenzeit*, stille, geschäftslose zeit, eigentlich bild der winterzeit, wo es auf dem bürgerlichen mittagstische in mitteldeutschen gegenden nicht den frischen, im sommer wachsenden salat, sondern die eingelegte saure gurke gibt".

Nun lässt sich aber doch nicht bestreiten, dass der ausdruck sauregurkenzeit, wie Heyne vor 13 jahren D. wb. a. a. o. ganz richtig sagte, auch auf die monate juli und august angewendet wird. Und warum wird die tote, geschäftsstille zeit gerade nach der gurke benannt? Nach Heynes erklärungen könnte man die zeit der geschäftsflauheit doch ebenso gut z. b. die zeit der sauren zwetsche nennen: im frühling, weil die zwetschenbäume blühen; im sommer, weil dann die zwetschen reifen; im herbst, weil sie dann in sauer eingemacht werden; im winter, weil sie sauer gegessen werden. Oder auch die zeit der gedörrten birnen, auch jede beliebige andere frucht, blume usw. würde, wenn Heynes erklärungen richtig wären, genau so gut passen wie die gurke.

Warum heisst es denn die zeit der sauren gurke?

Der ausdruck scheint sehr jung zu sein. In den deutschen wörterbüchern hab ich ihn sonst nicht gefunden, und Heyne beruft sich weder auf ein älteres wörterbuch, noch gibt er einen litteraturbeleg. Auch in den älteren dialektwörterbüchern find ich den ausdruck nicht, wol aber ein gleichbedeutendes anderes wort, das uns aufklärung geben kann.

Schütze, Holstein. idiotikon (Hamburg 1801), gibt nämlich bd. 2, 364 *kumkummertied* 'schlechte zeit' als hamburgisch, und er hat sicherlich nicht unrecht, wenn er hinzufügt: 'vom hd. *kummer*'. *Kumkummertied* ist zweifellos eine scherzhafte entstellung von *kummertied* 'zeit des kummers, der not, der sorge wegen schlechten geschäftsganges, die zeit, in der man kümmerlich lebt', wie z. b. *kummertage* bei den seeleuten 'tage ohne fleischkost' (D. wb. 5, 2610).

Nun bedeutet *kummer* (D. wb. 5, 2585 s. v. 3) mundartlich auch 'gurke', ebenso wie *kukumer*, *kumkummer* usw. (lat. *cucumer*, *cucumis*), woraus es gekürzt ist, und damit ist auch der ausdruck *sauregurkenzeit* erklärt. Der gang der entwicklung ist klar: In *kummerzeit* 'zeit des kummers und der not' wurde *kummer* scherzhaft als *kummer* 'gurke' gedeutet; daraus erklärt sich dann die *kumkummerzeit*, übersetzt: die *gurkenzeit*, die dann zur *saurengurkenzeit* weitergebildet wurde.

Die frage nach der urheimat der *saurengurkenzeit* ist damit freilich noch nicht erledigt. Denn auch das engl. und das nl. haben den ausdruck: engl. *cucumber-time* 'sauregurkenzeit im geschäft und in der politik', nl. *komkommertijd* 'zeit der sauren gurken, stille, geschäftslose zeit'. Wie im deutschen *kukummer*, *kumkummer* 'gurke' neben *kummer* 'sorge, not' steht, so auch engl. *cucumber*, nl. *komkommer* 'gurke' neben engl. *cumber*, nl. *kommer* 'kummer, not'. Da aber nur das deutsche eine den gang der entwickluug besonders begünstigende kurzform *kummer* (auch *kümmerling*) 'gurke' gebildet zu haben scheint, nicht aber, soweit ich wenigstens sehe, das engl. ein **cumber*, auch nicht das nl. ein **kommer* 'gurke', so möchte ich annehmen, dass der ausdruck von Deutschland ausgegangen ist. Gegen diese annahme könnte allerdings der umstand angeführt werden, dass das wort im engl. schon ein jahrhundert früher belegt ist als im deutschen. Aber derartige scherzhafte volksausdrücke entziehen sich sehr oft lange zeit der aufzeichnuug.

Vgl. Murray, Engl. dict. 2, 1237c, wo das als dunkel ('obscure') bezeichnete *cucumber-time* 'taylers holiday, when they have time to play, and *cucumbers* are in season' bereits aus dem j. 1700 belegt und auch eine der Heyneschen ähnlichen erklärung aus der Pall Mall Gaz. vom 4. sept. 1865 angeführt wird: „Tailors could not be expected to earn much money in *cucumber season* . . . . . because when *cucumbers* are in, the gentry are out of town."

16. Nhd. *den braten riechen.*

Die älteren wörterbücher von Frisch, Adelung usw., sowie die neueren von Weigand, Heyne, Paul erklären die redensart nicht. J. Grimm sagt D. wb. 2, 309: „Weil ein bratengeruch aus der küche durch das ganze haus dringt, so heisst *den braten riechen, schmecken, merken* einen anschlag merken; vgl. lunte riechen."

Diese erklärung wäre verständlich, wenn die redensart das genaue gegenteil bedeutete. Denn wenn man den aus der küche dringenden bratengeruch bemerkt, so wird man doch auf etwas angenehmes und nicht auf etwas böses, nicht auf einen anschlag gefasst sein dürfen. So schreibt 1781 Carl Dähnert, Plattd. wb. nach d. alt. u. neuen pomm. u. rügischen mundart s. 53a: „*De kan all dage brade eten,* sagt der

bauer von einem vornehmen und reichen mann"; *braden-dag* „ist bei den bauren ein feyerlicher tag, hochzeit oder kindtaufe, da es braten giebt"; *braden-rokk* „der besste rock, den man bey feierlichen gelegenheiten anziehet".

Est ist also klar: wenn man einem einen braten bereitete, so wollte man ihn festlich bewirten, also ihm doch nichts unangenehmes zufügen. Und doch heisst *den braten riechen* 'einen anschlag', oder wie Dähnert a. a. o. sagt, 'unrat merken'. Es muss also mit dem braten, der gemeint ist, eine besondere bewantnis haben. Welche? – das geht aus einer stelle hervor, die sich bei Thomas Müntzer findet in seiner flugschrift: Hoch verursachte schutzrede vnd antwort, wider das gaistloße sanfft lebende fleysch zû Wittenberg usw. (1524). Braunes Neudr. 118 s. 36:

„Sich, Merten, *hast du dyßen pratten nicht gerochen* vom fuchß? den man zû herren hoff für einen haßen, den vnerfarnen wildschützen gibt."

Die wendung *den braten riechen* erklärt sich also wie so manche andere aus einem brauch beim hänseln, bei der aufnahme von neulingen in die hanse, die schar der älteren genossen.

17. Nhd. *die lunte riechen.*

In der redensart *die lunte*, auch ohne artikel *lunte, lunten riechen* wird *lunte* in der regel als 'zündschnur' aufgefasst. So auch von M. Heyne, D. wb. 6, 1308: „Die *lunte* hat einen scharfen geruch, der die anwesenheit eines schützen verrät, auch ohne dass man ihn sieht; . . . . . daher sprichwörtlich die *lunte* riechen, auch nur *lunten, lunte riechen* eine gefahr, einen verborgenen sachverhalt wittern."

Sollte hierin aber nicht auch *lunte* in der bedeutung 'fuchsschwanz' stecken können? *Riechen* in dieser verbindung würde sich sehr gut erklären aus der viole, einer drüse des fuchsschwanzes, die einen intensiven, höchst unangenehmen geruch ausströmt. Der *fuchsschwanz* aber findet sich in zahlreichen wendungen, die alle ein „schmeichlerisches, heuchlerisches, hinterlistiges benehmen" bezeichnen: *den fuchsschwanz streichen, mit dem fuchsschwanz streichen, darüber hinfahren, hauen, schlagen, einem einen fuchsschwanz verkaufen, ansetzen, fuchsschwänze(l)n* usw. s. D. wb. 41, 351 fgg. *Lunte riechen* würde also bedeuten: „schmeichlerisches, heuchlerisches, falsches, hinterlistiges benehmen als solches rechtzeitig erkennen". Das aber scheint mir zu der bedeutung von *lunte riechen* besser zu passen, als wenn man hierin *lunte* als zündschnur auffasst; denn wenn man schon die *lunte* des schützen *riechen* kann, dürfte die witterung reichlich spät gekommen sein.

18. Nhd. *lunte* 'fuchsschwanz'.

Lunte 'fuchsschwanz' bringt Kluge nicht. Weigand, Wb. 1[4] und nach ihm M. Heyne, D. wb. 6, 1308 erklären die bedeutung aus der äusseren ähnlichkeit eines fuchsschwanzes mit einer *lunte*, einer 'zündschnur'. Diese ähnlichkeit scheint mir aber doch zu gering zu sein, um eine solche erklärung zuzulassen. Ich glaube vielmehr, dass der bedeutungsübergang von *lunte* 'zündschnur' zu *lunte* 'fuchsschwanz' auf biblischen einfluss zurückzuführen ist, auf die hebräische Herculessage von Simson, der die schwänze von 300 füchsen als *lunten* benutzte, um die getreidefelder, weinberge und ölbäume der Philister in brand zu stecken (Richter 15, 3 fgg.).

19. Nhd. nd. *lückerwalisch.*

Aus einem „Actenmäß. verzeichnus und beschreibung verschiedener im hohen erz-stift Trier . . . entdeckter diebs und rauberbanden o. o. u. j." (1762?) führt Kluge, Rotwelsch 1, 247 verschiedene zigeunernamen an und fährt dann fort: „In dieser

liste fällt mir noch auf s. 17 'redet holländisch, teutsch und *lückerwalisch*' und 'redet mehrentheils die *lückerwalische* sprache' — was entweder zigeunerisch oder rotwelsch sein kann, wenn es nicht gar wallonisch ist."

Was *lückerwalisch* bedeutet, hat schon 1756 Strodtmann, Idiot. osnabr. 331 richtig erklärt: *lükerwalsk küren* 'unverständlich sprechen; wie die leute im stift *Lüttich*'. Der ausfall des inneren dentals ist im nd. lautgesetzlich; auch im nl., wo *Lüttich Luik* lautet.

20. Rotwelsch *asterwitz* oder *afterwitz*?

C. W. Zimmermann gibt in seinem buche: Die diebe in Berlin oder darstellung ihres entstehens, ihrer organisation ..... und ihrer sprache, Berlin 1847 auf s. 142 bis 167 ein glossar der Berliner verbrechersprache. In diesem glossar findet sich für einen 'buckligen' das wort *asterwitz*. Dafür will Kluge, Rotwelsch 1, 373, *afterwitz* lesen; warum? sagt er nicht. M. w. kommt *afterwitz* 'buckliger' in rotwelschen quellen nirgends vor; es wäre auch schwer zu verstehen, wie *afterwitz* zu dieser bedeutung hätte kommen sollen. Auch *asterwitz*[1] hab ich allerdings sonst nicht gefunden, aber es ist als bezeichnung für einen buckligen eine sehr wahrscheinliche, ja man kann wol sagen correkte bildung, die durchaus in den rotwelschen und auch in den volkssprachschatz hineinpasst. *Asterwitz* ist, wie der leutnant von *Versewitz* der Münchner Jugend, nach den zahlreichen ostelbischen namen auf *-witz* gebildet von *ast*, das in Berlin und wol in ganz Norddeutschland scherzhaft 'buckel' bedeutet (vgl. Hans Meyer, Der richtige Berliner in wörtern und redensarten[6] 9b). Wie *asterwitz* (oder besser *astewitz*?) 'buckliger' nach den familiennamen auf *-witz*, so ist *bucklinski* 'buckliger' nach den polnischen auf *-inski* (leipz. Albrecht 95a) *buckelomini* 'buckliger' nach *Piccolomini* gebildet.

21. Got. *þaírkô*, nl. nd. *durk*.

Got. *þaírkô* 'loch, nadelöhr' wird zu gr. τρώγλη 'loch' gestellt (Osthoff, Morphol. unters. 5, VI; Persson, Wurzelerweiterung s. 17; Hirt, Indogerm. ablaut § 222). Innerhalb des germ. hat man nahe verwandte (mit demselben guttural) noch nicht gefunden. Ich erblicke einen solchen in nl. *durk*, frnnl. auch *dork* 'schöpfloch, unterster raum in kleinen schiffen, in dem das auszupumpende wasser sich sammelt' (= hoosgat). Dies *durk*, *dork* wurde bisher (s. Franck, Etym. wb. der nl. taal 219; Vercoullie, Beknopt etym. wb. d. nl. t.[2] 67a) erklärt als 'dunkles loch' ('donker gat') und mit engl. *dark*, ae. *deare*, *deorc* 'dunkel' in verbindung gebracht. Wenn man es aber nicht als 'dunkles loch', sondern schlechthin als 'loch' auffasst, was doch ebenso natürlich ist, dann stellt es sich mit (dem m. w. nirgends verzeichneten, aber sehr gebräuchlichen) dithm. *durk* 'vertiefung, concave beule, z. b. in einem hut, blechgefäss usw.'[2] ganz ungezwungen mit ablaut (got. *aú* : *aí*) zu got. *þairkô* 'loch'. - Wegen der bedeutungen vgl. z. b. nhd. *loch*, dän. *hul*, beide mit der bedeutung 'durchbrochene stelle' (wie got. *þairkô*) und zugleich 'concave beule, vertiefung' z. b. im dän. *randhul* = nhd. *wasserloch* (wie nl. nd. *durk*), ebenso auch nl. *gat*.

22. Anord. *strjúka*, nl. *strooken*, nd. *sträken*.

Zu dän. *stryge*, schwed. *stryka*, norw. dial., anorn. *strjúka* st. v. 'streichen, streifen, über etw. hinfahren, glätten, plätten usw.' bemerken Falk og Torp, Etym.

[1]) Oder besser wol *astewitz*. Die schreibung mit *r* dürfte auf irrtum beruhen.
[2]) Vgl. westfäl. *durk* (Pessler, Das altsächs. bauernhaus s. 131). (Kffm.)

ordb. over det norske og danske sprog 2, 310a: „Udenfor nordisk findes et tilsvarende vb. kun i holl. *strooken* 'stryge, kjæle'" Auch Franck, Etym. wb. der nl. taal 985, und Vercoullie, Beknopt et. wb. d. nl. t.[2] 282b stellen zu dem nl. verbum nur die nord. formen; Vercoullie allerdings auch ein as. *striokan*, das ich jedoch nirgends finde und das wol nur versehentlich ohne stern dasteht.

Zu anord. *strjúka*, nl. *strooken* (mit *oo* aus germ. *au*) gehört aber auch ein im nd. weit verbreitetes und sehr gebräuchliches synonymes sw. v.: mnd. *strāken*, holst., lauenb., altmärk. *strákn*, mecklenb., pomm. ostfries. *strāken* 'überstreichen, streifen; streicheln, streichelnd berühren', wozu auch die iterativbildung z. b. ostfries. *strākeln* 'streicheln, liebkosen, schmeicheln usw.'. Mnd. *ā*, nnd. *â*, *ā* geht mit dehnung in offener silbe zurück auf westgerm. *ŏ*, urgerm. *ŭ*, wie z. b. in mnd. ostfries. usw. *brāken* 'gebrochen', *räken* 'gerochen', *drāpen* 'getroffen' = lauenbg. *brákn*, *rákn*, *drápm*. Dies *ā*, *á* ist dithm. zu *ō* geworden. Daher kann auch dithm. *strōkeln* wie ostfries. *strākeln* iterativbildung von mnd. *strāken* sein; es kann aber auch wie nl. *strooken* altes *au* haben. Auf jeden fall aber gehört es zu unserer sippe.

Zweifelhaft ist es jedoch bei mnd. *strēken*, *streiken* sw. v. 'glatt streichen (die haare); kämmen'. Denn mnd. *ē*, *ei* kann allerdings auf urgerm. *eu* (wie in anord. *strjúka*) zurückgehen, aber auch auf urgerm. *ai* (vgl. Lübben, Mnd. gram. § 24). Im ersteren falle würde es hierher gehören, im letzteren, wahrscheinlicheren falle jedoch identisch sein mit dem zu aengl *strícan*. ne. *strike*, ahd. *strîhhan*, mhd. *strîchen*, nhd. *streichen* (st. v.) gehörigen ahd. *streichôn*, mhd. *streichen*, aengl. *strácian*, ne. *stroke* sw. v. 'streicheln; glatt streichen', wozu ten Doornkaat Koolman, Ostfries. wb. 3, 331b mit unrecht das oben aufgeführte ostfries. *strāken*, *strākeln* stellt.

23. Nl. *aaneen*.

Zu nl. *aaneen*, *bijeen*, *dooreen*, *ineen* usw., verkürzt aus *aaneenander*, *bijeenander* usw., bemerkt Vercoullie, Beknopt etym. wb. det nl. taal[2] 3a: „Nergens elders, zelfs niet in't mnl. bestaan dergelijke verkorte bijw.; het nhd. zegt *aneinander*, *beieinander* enz., het engl. *to one another*, *with one another*."

Diese bemerkung ist nicht zutreffend. Im nd. ist diese verkürzung sehr geläufig. Schon mnd. heisst es ganz gewöhnlich *an een*, *bi een*, *under*, *up*, *mit*, *van een* usw. 'aneinander, beieinander' usw. Noch heute sagt man westfäl. (Woeste 7b) *anên* 'aneinander', *se kwæmen anên* 'sie gerieten aneinander, kamen in streit', (30b) *biên* 'beieinander', (55a) *dörên* 'durcheinander', (112a) *inên* 'ineinander', *inênlôpen* 'ineinanderlaufen, gerinnen', *inêntrẹen* 'zusammentreten', eig. 'ineinandertreten', (282b) *ûtên* 'auseinander'; ebenso in Lauenburg, Holstein, Dithmarschen z. b. *von ên* (*fənên*) = mecklenbg. (Mi 103b) *vonein*, *vanein* 'voneinander', ostfries. (ten Doornkaat Koolman 1, 37a) *an-ên* 'aneinander' usw.

Dagegen ist dithm., holst., lauenbg., mecklenbg. *ûtṇên*, *ûtṇéin*, bei Fritz Reuter *utenein* (neben *ûtṇánə*, F. R. *utenanner*, d. i. *ût-einanner*) offenbar aus *ût-ên* + *ûtenanner*, *ûtṇánə* 'auseinander' zu erklären.

Das mnd. hat aber noch eine andere kurzform gebildet, nämlich *van ander*, *under ander*, *mank ander* usw. 'voneinander, untereinander' usw. Auch diese form hat sich bis heute erhalten, z. b. dithm., holst., lauenbg., mecklenbg. *vonánner* (*fənánə*) 'voneinander'.

KIEL. HEINR. SCHRÖDER.

LITTERATUR.

Hoops, Johannes: Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen altertum. Mit acht abbildungen im text und einer tafel. Strassburg, Trübner 1905. XVI, 689 s. 16 m.

Die deutsche altertumsforschung hat sich bisher nicht sonderlich auf die reconstruction des prähistorischen oder frühhistorischen landschaftsbildes erstreckt. In der regel begnügte man sich mit dem hinweis auf die bündigen, schon ihrer rhetorischen färbung wegen nicht ausreichenden angaben der alten autoren. Die besiedelung ist aber, wie neuerdings A. M. Hansen (Landnåm i Norge, Kristiania 1904) wirkungsvoll gezeigt hat, ohne die kenntnis des terrains nicht wol zu schildern und die wirtschaftlichen zustände werden ohne anschauliche kenntnis des mutterbodens und seiner natürlichen producte nicht in befriedigender weise dargestellt werden können (Sarauw, Aarbøger 1898 s. 69).

Der philologisch geschulte archäolog vermochte allerdings ohne beihilfe des geologen und geographen, des botanikers und zoologen nicht vorwärts zu kommen. Zwar versprachen die ortsnamen und die flurnamen, denen auch Hoops seine aufmerksamkeit widmete (s. 145fgg. 191fgg. u. ö.) mancherlei ausbeute; die untersuchungen von Joh. Steenstrup und A. M. Hansen gaben hierfür neue, anregende beispiele. Weitere aufschlüsse konnten von der etymologischen analyse und der bedeutungsgeschichte des einschlagenden sprachmaterials erhofft werden. Wenn Hoops in dieser letzteren beziehung unsere erwartungen enttäuschte, so ist zu bemerken, dass er hierauf in einem selbständigen buche (Über die altenglischen pflanzennamen) zurückzukommen gedenkt. Möge diese willkommene ergänzung nicht allzu lange auf sich warten lassen!

Der grosse fortschritt, den das vorliegende, sehr verdienstliche werk bedeutet[1], ist dem umstand zu verdanken, dass Hoops, den seine neigung frühzeitig zur botanik geführt hatte, sich mit den ergebnissen naturwissenschaftlicher, namentlich pflanzengeographischer und pflanzengeschichtlicher vorarbeit vertraut gemacht und sie in ebenso taktvoller als kenntnisreicher manier für unsere philologischen aufgaben zu verwerten gewusst hat. Eine elegantere composition und kürzere fassung hätte ich dem dickleibigen, durch widerholungen unnötigerweise aufgeschwellten bande gern gegönnt. Doch nehme ich seine sehr behagliche breite auch als ausdruck der soliden gründlichkeit des schriftstellers.

Er lässt sich über manche dinge vernehmen, die nicht streng zur sache gehören. Ich für meinen teil rechne dazu die behandlung des themas von der urheimat der Indogermanen und von den indogermanischen waldbäumen und kulturpflanzen (s. 112fgg. 342fgg. 377fgg.). Sie steht in keinem guten verhältnis zu dem ton, in dem der verfasser selber schliesslich diese partien einschätzt (s. 384). Sein verdienst wäre nicht geschmälert worden, wenn er unter verzicht auf die vorerst ganz unfruchtbaren discussionen der Indogermanisten sich streng innerhalb der grenzen des seinem buche vorgesetzten titels gehalten, die auf wald- und kulturland gebotenen grundlagen altgermanischer wirtschaft aufgerichtet und — was leider angesichts der beschränkung auf die kulturpflanzen zu kurz geraten musste[2] — bilderserien altgermanischer landschaften entworfen hätte (vgl. z. b. Weber in Englers Botan. jahrb. 35, 15fg.).

1) Ich will es nicht mit dem dilettantischen buche von J. Wimmer, Geschichte des deutschen bodens (Halle 1905) verglichen sehen.

2) Auch die streitfrage über das alter der heide ist s. 107fgg. nicht mit der gerade von Hoops erwarteten eindringlichkeit erörtert.

Lat. *quercus* stellte man bekanntlich mit ahd. *forha* zusammen. Nur die bedeutung machte schwierigkeiten. Hoops rechnet mit einer entwicklung eiche-föhre und vergleicht griech. δρῦς im verhältnis zu anord. *tyrr*, lit. *dervà* (kienholz). Er meint, es sei kein zufall, dass die jüngere bedeutung (föhre) sich zweimal in den germanischen, in einem fall ausserdem in den benachbarten baltischen sprachen finde. „Die auffallende tatsache scheint mir darauf hinzuweisen, dass die Germanen und Balten aus der alten eichenheimat der Indogermanen in gebiete gewandert sind, wo die föhre der herrschende waldbaum war" (s. 119). Einer copulation Germanen-Balten legt vorerst das palatalgesetz unüberwindliche schwierigkeiten in den weg.[1] In germ. **teru͡a*- besitzen wir allerdings höchstwahrscheinlich eine bezeichnung für 'nadelholz' (Much, Zs. f. d. a. 46, 322), aber sie ist weit eher aus einer grundbedeutung 'holz' (vgl. ahd. *harttrugil*) als aus einer grundbedeutung 'eichenholz' entwickelt, die durch Osthoff keineswegs erwiesen worden ist (Zeitschr. 36, 395). Gesetzt den fall, es hätte bei den Germanen der bedeutungswandel eiche > föhre stattgefunden, so bliebe immer noch der anstoss, dass sie aus einem land mit eichenwäldern in gebiete gewandert sein sollen, wo die föhre der herrschende waldbaum war. 'Föhre' und 'eiche' sind zunächst als zeitlich verschiedene vegetationsperioden zu verstehen, und gerade Hoops hat niemand in zweifel darüber gelassen, dass die eiche in der baumflora der urheimat der Indogermanen eine hervorragende, wenn nicht beherrschende stellung einnahm (s. 117). Die cultur der ungetrennten Indogermanen ist nach Hoops die der eichenzeit. Im besonderen verlegt er die heimat der ungetrennten Indogermanen nach Norddeutschland-Dänemark (s. 383). Hier war aber die föhre längst von der eiche verdrängt, als die kultur der Indogermanen aufblühte (s. 343). Nach Norddeutschland-Dänemark (ein ausgesprochenes eichengebiet, vgl. s. 29) sind die Germanen überhaupt nicht zugewandert, wenn wir uns auf den boden der Hoopsschen these stellen[2]; es bleibt demnach von seiner den bedeutungswandel *quercus-forha* erklärenden behauptung nur so viel übrig, dass ein bruchteil der — in Scandinavien nicht ureingesessenen — Germanen nach Scandinavien, wo zwar nicht die föhre, aber doch die fichte eine grosse rolle spielt, aus gegenden mit vorherrschender eichenflora zugewandert ist (s. 130). Der nach Scandinavien eingewanderte bruchteil kann aber nicht für die auch auf die südlicheren Germanen sich erstreckende bedeutungsgeschichte der sippe **teru͡a* verantwortlich sein, und so ist zu hoffen, dass nunmehr die gleichung *quercus* = *forha* als unhaltbar aufgegeben und nicht *forha*, sondern *fairguni* mit *quercus* etymologisch zusammengehalten werde. Gleichfalls auf grund neuerer etymologischer experimente möchte Hoops die esche, die espe und die buche für den idg. wortschatz in anspruch nehmen. Die heimat der Indogermanen sei mithin innerhalb des buchengebiets zu suchen; damit scheide Osteuropa als mögliche heimat aus; Nordeuropa kommt nicht in frage, weil die buche dort erst sehr spät ihren einzug gehalten hat. Es bleibt somit als mögliche heimat der Indogermanen nur Mitteleuropa westlich der linie Königsberg-Odessa übrig; namentlich sei Nordwestdeutschland, die jütische halbinsel und die dänische inselgruppe ins auge zu fassen (s. 130). Nun haben nach allgemeiner annahme diese lande erst in der jüngeren steinzeit ihre indogermanische bevölkerung erhalten (S. Müller, Urgeschichte Europas s. 16); die ihr vorausgehenden paläolithiker hat jüngst auch Hansen von ihnen abgesondert. Dass in Dänemark und auf der cimbrischen halbinsel in der jüngeren steinzeit

1) Vgl. neuerdings z. b. Hirt, Die Indogermanen 1, 127.
2) Vgl. hiergegen jetzt auch Hirt, Die Indogermanen 1, 175. 195 fg.

die buche gedieh, ist angesichts der fundtatsachen völlig ausgeschlossen und von Hoops direct abgelehnt (s. 75. 83 fg.). Gehörten also Dänemark und die cimbrische halbinsel zum territorium der ungetrennten Indogermanen, so kann hier wenigstens der buchenname nicht in umlauf gewesen sein, und wie er in Norddeutschland unter anlehnung an die heimische flora bodenständig geworden sein könnte, ist aus den von Hoops gesammelten indicien (s. 43 fgg.) jedenfalls nicht ersichtlich. Als ausstrahlungscentrum der buche möchte er Böhmen angesehen wissen (s. 61). Der name der buche ist also wahrscheinlich — dafür spricht auch das bei einem erbwort kaum zu begreifende fehlen des ablauts (*fagus*, *φαγός*, *bôk*, *bukas*, *buky*[1]) — ein wandername genau in dem sinne, wie Hoops selber den namen des leins von dem idg. erbgut sonderte und mit seiner einführung von volk zu volk rechnete (s. 349. 351). Ist und bleibt Hoops der ansicht, dass die epoche des engeren zusammenlebens der idg. völker in das jüngere nordeuropäische steinzeitalter fällt und dass die trennung in die beiden grossen kreise der europäischen und der asiatischen sprachen im laufe der kupferzeit erfolgte (s. 342 fg.), so kann die buche den Indogermanen nicht aus heimischen buchenbeständen bekannt gewesen sein und wir gewinnen aus den idg. belegen günstigenfalls, wie in vielen anderen fällen, eine lautliche gleichung, über deren semasiologischen gehalt wir nichts feststellen können, denn die uns bekannten bedeutungen bewegen sich auf der linie ulme — eiche — holunder — buche.

Der gemeinidg. wortschatz beweist für Hoops ferner, dass die ungetrennten Indogermanen getreide gebaut und den acker mit dem pflug bearbeitet haben. Gerste war dieses urvolkes wichtigstes nährkorn, denn ihre kultur reichte weit ins dritte vorchristliche jahrtausend zurück. Hoops war zeitweise geneigt, germ. **bariz* (gerste), lat. *far*, kelt. **barago-* mit hebr. *bar* (getreide) zusammenzustellen und für ein altes lehnwort aus dem semitischen zu halten. Es erscheint ihm aber jetzt plausibler, dass die erwähnte wortsippe mit der von nhd. *borste* zusammengehört und die gerste als 'grannenkorn' bezeichnet worden ist. Somit hätten nur die germanischen sprachen den ursprünglichen sinn bewahrt, im slavischen und italischen müsste der name auf andere halmfrüchte übertragen worden sein. Die grundbedeutung 'gerste' stellt sich mit andern worten als postulat heraus. *hordeum* trennt Hoops von *horrere*, um es an aind. *ghárṣati* (reibt) anzulehnen; die grundbedeutung werde 'geriebenes, grütze, graupen' gewesen sein (über griech. *κριθή* vgl. s. 369), woraus sich dann allmählich in gemeinidg. zeit ein name der gerste als getreideart specialisierte. Ist aber in der urheimat die gerste das hauptgetreide gewesen, so ist das südliche Mitteleuropa ausgeschlossen; wir werden vielmehr mit dem anbau der gerste in ein land mit kurzen sommern verwiesen und nicht zufällig ist die gerste im europäischen norden von den ältesten zeiten bis in die gegenwart die hauptbrotfrucht geblieben, nur in Norddeutschland ist sie aus ihrer stellung als brotkorn in frühhistorischer zeit durch den roggen vertrieben worden. Die heimat der Indogermanen ist also widerum am wahrscheinlichsten in Deutschland, besonders dem nördlichen Deutschland, vielleicht mit einschluss Dänemarks, zu suchen (s. 382). Hoops begegnete sich bei dieser localisierung mit M. Much und Kossinna. Wenn er aber am schluss seiner ausführungen betont, dass er weit davon entfernt sei, ein endgiltiges urteil mit seinen kriterien abgeben zu wollen, so sind wir befugt, diesen ganzen teil des Hoopsschen buches auf sich beruhen zu lassen.

1) Kurd. *būz* (ulme) kann, wie jetzt auch Hirt, Indogermanen 1, 189 bemerkt, keine entscheidende stimme beanspruchen, vgl. slav. *buzu* (holunder).

Wir wenden uns nunmehr zu den capiteln, die dem germanischen altertum gewidmet sind. Sie zerfallen in zwei gruppen. Die erste umfasst die **waldbäume** in folgenden rubriken: 1. Die wandlungen der baumflora Nord- und Mitteleuropas seit dem ende der eiszeit; 2. die baumflora Nord- und Mitteleuropas im steinzeitalter; 3. die waldbäume Deutschlands zur Römerzeit und im frühen mittelalter. Den abschluss bildet ein besonderes capitel unseres anglistischen autors: Die forstliche flora Altenglands in ags. zeit.

Im zweiten abschnitt bespricht er die **kulturpflanzen** und zwar: 1. die kulturpflanzen Mittel- und Nordeuropas im steinzeitalter; 2. die kulturpflanzen Mittel- und Nordeuropas zur bronce- und älteren eisenzeit; 3. die kulturpflanzen der Germanen in vorrömischer und römischer zeit (einführung der römischen obstkultur). Im besonderen erörtert er die ags. zustände und äussert sich in diesem zusammenhang über die continentale heimat der nach Britannien eingewanderten stämme, um schliesslich eine übersicht über die kulturpflanzen Altenglands in ags. zeit und über die kulturpflanzen der altnordischen länder in frühliterarischer zeit zu geben.

Wir richten unsere aufmerksamkeit zunächst auf zwei partien, die sich durch ihre sonderart von den übrigen abheben. Da ist einmal das grundlegende capitel: Wald und steppe in ihren beziehungen zu den prähistorischen siedelungen Mitteleuropas (s. 90—112) und das gleich hervorragende capitel des zweiten teils: Die stellung des ackerbaus im wirtschaftsleben der Germanen zur Römerzeit (s. 483 bis 534).

In „Wald und steppe“ finden wir die umrisslinien zu einem landschaftsbild des alten Germanien. Wir hätten es gerne auch in die einzelheiten hinein ausgeführt gesehen. Das wird jedoch so lange nicht gelingen, als man nicht auf die begriffsbestimmung der hauptsächlichsten termini, die wir noch heute zur charakteristik der landschaft verwenden, eingeht. Was bedeutet 'wald'? Welches wort hatten die Germanen für 'steppe'? Was ist die alte bedeutung von heide, feld, anger, wang, fenne, horst, loh usw.? Wie haben wir uns zur frage nach dem alter des wiesenlandes zu stellen, was bleibt unter 'wiese' *(Idisiaviso)* zu verstehen, wenn es wiesen im neueren sinne des wortes im alten vaterland noch nicht gegeben hat? Was ist z. b. mit den von Hoops s. 107 genannten 'grasfluren' gemeint? Es bleibt also noch viel zu tun, auch nachdem Hoops sich der ebenso wichtigen als schönen aufgabe angenommen hat, über die schattenhaften nachrichten eines Tacitus und eines Plinius hinaus die deutsche landesnatur in reicheren farben aufzufrischen.

Bekanntlich hat mein schwäbischer landsmann R. **Gradmann** in seinem „Pflanzenleben der schwäbischen Alb“ und danach in dem glänzenden aufsatz: „Das mitteleuropäische landschaftsbild nach seiner geschichtlichen entwicklung“ (Geographische zeitschrift VII, 361 fgg.)[1] uns auf neue bahnen geführt. Auch Hoops hat sich selbstverständlich seiner leitung überlassen, als er in den urwald vordrang und waldfreies gelände suchte. Trotz grosser landnot haben die Urgermanen nicht gerodet, dem urwald standen sie machtlos gegenüber und wussten sich nur durch auswanderung zu helfen. Hoops hält daran fest, dass schon die ersten besiedler bestimmte gebiete in waldfreiem zustand vorgefunden haben; denn die geologie lehrt, dass gewisse teile Deutschlands von natur waldfrei gewesen sind. Es sind diejenigen, deren boden durch **löss**[2] gebildet wird. Durch die lössbezirke wurde der prähistorische

1) [Vgl. ferner jahrg. 1906 s. 305 fgg. **Correcturnote.**]
2) Wer vermag über die herkunft und die verbreitung dieses wortes in deutschen mundarten auskunft zu geben?

mensch angezogen: „die offenen waldfreien striche waren es, welche neuen völkerscharen das einrücken in das herz Mitteleuropas ermöglichten; sie sind die grossen heerstrassen geworden, auf denen die menschlichen niederlassungen sich am dichtesten zusammendrängten, die centren, von denen aus die kultur sich verbreitete.“ Dem stimme ich durchaus bei. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dass Hoops eine genauere geographische ortsbestimmung der auf deutschem boden vorhandenen lössbezirke gegeben hätte (vgl. s. 215 fg.).

Auf dem fruchtbaren lössboden gedieh der ackerbau. Wo er die durch ihn gelieferten wirtschaftlichen grundlagen prüft (s. 483 fgg.), berührt sich Hoops mit Max Weber (Conrads Jahrbücher f. nationalökonomie 1904, bd. 83, 433 fgg.). Das angebliche nomadentum der Germanen wird als ein klar erkannter irrtum der älteren gelehrten abgetan. Seit undenklichen zeiten sind die Germanen sesshaft und hätten mit jagd, viehzucht und fischfang die volksernährung nicht zu bestreiten vermocht, wenn nicht der ackerbau einen wesentlichen bestandteil des unterhalts geliefert hätte. Die technische höhe der landeskultur wird aus den uns erhaltenen werkzeugen, namentlich den pflugmodellen erkennbar. Hoops spricht sich dahin aus, dass die verwendung eines von rindern gezogenen hakenpflugs mit sicherheit bis in die bronceperiode zurück sich verfolgen lasse.[1] Zur zeit Caesars hatte also der ackerbau der Germanen das stadium des hackbaues längst überwunden.

Wie ist nun damit der jährliche wechsel der wohnsitze und der feldmarken, von dem uns Caesar berichtet, vereinbar? Es ist nach Hoops dabei nur an einen austausch der acker- und weideflächen zu denken, denn die häuser zählten bereits zum privatbesitz, wurden daher bei dem jährlichen wechsel von den besitzern mitgenommen und immer wider neu aufgebaut. Ein jährlicher wechsel der ganzen feldmarken und wohnsitze ist aber wirtschaftlich absolut zwecklos. Rationell ist ein jährlicher wechsel der fluren innerhalb der gleichen feldmark. Aber auch unter dieser voraussetzung ist der zustand der dinge nur verständlich, wenn man Caesars begründung acceptiert: aus militärischen, nicht aus wirtschaftlichen interessen ergab sich der flurwechsel, auch seine practische durchführung war auf die dauer nur bei militärischer organisation *(magistratus ac principes)* möglich und nur aus einem andauernden kriegszustand erklärbar. Es bleibt daher die frage offen, wie die agrarverhältnisse der Germanen in den normalen friedlichen zeiten geartet waren. Unter diesem gesichtspunkt ist Tacitus Germ. c. 26 zu erklären. Von dem anbaufähigen land einer feldmark wird nur jeweils ein teil, dessen grösse sich nach der zahl der bebauer richtete, von der gesamten markgenossenschaft gemeinsam unter kultur genommen, aber das in anbau genommene land wird nicht dauernd beackert, sondern abwechselnd im turnus werden bald diese, bald jene teile bestellt; innerhalb der feldmark durchwandert das ackerland allmählich die gesamte anbaufähige fläche. Das ackerland wurde nicht von der bauernschaft gemeinsam bewirtschaftet, sondern unter die einzelnen verteilt, daher blieb immer noch brach liegendes land übrig. Caesar schildert also die ackerwirtschaft wandernder, Tacitus den landbau sesshafter volksstämme der Germanen. Die wohnplätze waren bereits fixiert, das haus war nicht bloss eine stätte, wo rast gehalten wurde (got. *razn*), sondern eine mit eingefriedigtem hof oder garten umgebene niederlassung; haben doch ausgrabungen die continuität der ortschaften von der neolithischen bis in die historischen perioden hinein

1) Über germ. **plōʒwaz* als namen für den räderpflug mit breiter schar vgl. s. 506 fg.

erwiesen. Ich begrüsse durchaus zustimmend das s. 531 formulierte ergebnis. Anfechtbar ist nur die weitere behauptung, dass in der periode kriegorischer wanderungen jene eigentümlichen agrarverhältnisse sich entwickelt haben sollen, die uns Caesar schildert, und dass die mitteilungen des Tacitus als 'rückkehr' in normale friedliche verhältnisse aufzufassen seien. Ich wüsste nicht, was z. b. der behauptung entgegenstände, Caesars bericht beziehe sich auf veraltete, aus der periode der raubwirtschaft übrig gebliebene formen, die den abenteuernden landsuchern zugute kamen und deshalb unter ihnen als survival sich erhielten.

Der hauptsache nach beschäftigt sich jedoch Hoops nicht mit wirtschaftsgeschichtlichen, sondern mit pflanzengeschichtlichen und pflanzengeographischen problemen. Und sein nächstes ziel war, den wechsel in der pflanzenbedeckung unseres deutschen waldes zu schildern. Der weg war ihm vorgezeichnet. „Wie allmählich die gegenwärtigen zustände sich vorbereiteten, ersehen wir aus den in schwedischen und dänischen torfmooren übereinander geschichteten waldresten . . . . . da lagert auf moränenschutt mit überresten arktischer laubmoose und der polarweide zuerst eine schicht mit blättern der zitterpappel, darüber eine solche voll von kiefernadeln und kieferzapfen, dann eine mit eicheln und eichenblättern, endlich zu oberst eine mit erlenresten, während etwa auf Seeland am rande des moores buchenwald grünte..... Wir erkennen deutlich aus jenen funden, dass von der eiszeit her das klima stufenweise sich besserte und der waldwechsel dem unmittelbar sich anschloss" (Kirchhoffs Länderkunde Europas 1, 68). Die erforschung der moore war schon längst in den dienst des problems gestellt, Hoops folgt hier den spuren eines v. Fischer-Benzon-Kiel und namentlich eines Weber-Bremen und erregt aufs neue die spannung, mit der wir Webers zusammenfassende bearbeitung seiner in den nordwestdeutschen mooren angestellten beobachtungen erwarten.

Was die für das pflanzenleben entscheidenden klimatischen grundlagen betrifft, so ist einstweilen auch Hoops der meinung, dass nach der eiszeit in Nordeuropa eine stetig fortschreitende erwärmung des klimas erfolgte, dass aber bei dem übergang in die historischen zustände eine allgemeine klimaverschlechterung einsetzte, die bis auf den heutigen tag andauert (s. 37 fg.). Zwar ist von anderer seite die ansicht vertreten worden, dass eine änderung des klimas seit dem ende der diluvialzeit überhaupt nicht erfolgt sei, Hoops glaubt sie aber dahin einschränken zu müssen, dass das klima Mitteleuropas seit der bronzezeit keine wesentlichen wandlungen mehr durchgemacht habe (s. 79), für Nordeuropa sei jedoch ein allmähliches sinken der temperatur constatiert (s. 397). Ich muss es mir versagen, auf diese unsichern vorschläge (vgl. z. b. s. 652 fg.), ich muss es mir auch versagen, auf die geologischen ausgangspunkte, die Hoops sich angeeignet hat, an diesem ort genauer einzugehen.

Das vorhandensein einer ehemaligen glacialflora ist auf unserem boden mit sicherheit festgestellt. Während eine arktische flora dem zurückweichenden eis nach norden folgte oder am gebirge in die höhe stieg, drangen von süden her die ersten waldbäume vor. Neu ist die behauptung unseres autors, gleichzeitig mit der birke und der zitterpappel sei in der auf die glacialflora unmittelbar folgenden vegetationsperiode die kiefer in Mittel- und Nordeuropa aufgetreten. Soweit es sich um trockenen boden handelt, will er in der kiefernzeit die älteste waldperiode der mittel- und nordeuropäischen länder erblicken. Als beweismaterial dienen ihm u. a. namentlich die neuen funde, die an der Kieler föhrde gemacht und von Weber in Englers Botanischen jahrbüchern (bd. 35, 1 fgg.) beschrieben worden sind. Die kiefernperiode würde danach eine dreiteilung gestatten: in der birken-kiefernzeit waren noch birke

und espe die vorherrschenden bäume, sie wurden aber von der kiefer nach und nach zurückgedrängt; in der eigentlichen kiefernzeit herrschte die kiefer über den hochwald; später wurde die hegemonie der kiefer allmählich von den eindringenden laubbäumen gebrochen. Für diesen letzten abschnitt ist das auftreten von linde und hasel bemerkenswert. Sein ende wird durch das auftreten der eiche gekennzeichnet. In scandinavischen mooren werden die kiefernreste nach oben hin immer seltener, während die belege für die eiche zunehmen. Grosse massen von eichenresten in den höheren moorschichten documentieren die eichenperiode, auf die schliesslich die fichten- und buchenperiode gefolgt ist. Wie sich diese schichtungen in den mitteleuropäischen landschaften im einzelnen darstellen, wird s. 39fgg. ausgeführt. In Norddeutschland ist die eichenperiode anscheinend von sehr langer dauer gewesen und erstreckte sich bis zum beginn der historischen epochen. Der eichenperiode schliessen sich erle und fichte an, aber das augenfälligste ist das zurückweichen der nadelhölzer vor den laubbäumen. Wahrscheinlich hängt dies mit dem übergang vom continentalen zum oceanischen klima in Norddeutschland zusammen. Doch dürfte, als der mensch in die durch den rückgang des eises bewohnbar gewordenen gebiete einzog, bereits der laubwald geherrscht haben. Denn die weitaus überwiegende mehrzahl der in den muschelabfallhaufen gefundenen kohlen stammt von der eiche; ausserdem haben die dänischen archäologen die ulme, birke, espe, erle, hasel, weide nachgewiesen. Die buche war damals noch nicht nach Nordeuropa vorgedrungen. Wol aber fällt das steinzeitalter der Schweiz in die buchenzeit (s. 85fgg.) Das nordische steinalter ist mit der eichenflora gleichzeitig: der mensch hat sich also erst sehr lange nach dem aufhören der vereisung in den nordischen ländern niedergelassen (s. 78). An diesem ergebnis scheitert nach meinem dafürhalten die theorie von der baltischen urheimat der Indogermanen und ebenso die annahme, das zeitalter der ungetrennten Indogermanen falle mit der jüngeren nordischen steinzeit zusammen oder habe sich sogar noch in die kupferzeit erstreckt. Fasst man die südeuropäischen zustände ins auge, so ergibt sich, dass, als sich hier die kultur der jüngeren steinzeit entfaltete, die ältere steinzeit des nordens noch nicht abgeschlossen war, dass hier erst später die vollentwickelten jüngeren kulturfactoren sich einstellten (S. Müller, Urgeschichte Europas s. 27fg.). Daraus folgt doch mit zwingender notwendigkeit, dass wir uns z. b. mit den neolithicis der cimbrischen halbinsel in der epoche des sonderlebens indogermanischer völkerschaften befinden.

Über den bestand an waldbäumen zur Römerzeit und im frühen mittelalter referiert Hoops s. 133fgg. Für das mittelrheinische und hessische bergland hatte Jacobi mit seinen untersuchungen der Saalburgfunde wertvolles material geliefert, das die floristik der ersten jahrhunderte unserer zeitrechnung erhellte: nadelhölzer fehlen vollständig, der Taunus war ein ausgesprochenes laubwaldgebiet. Die nordwestdeutsche tiefebene war ungleich bewaldeter als heute und zwar werden wir uns die nordwestdeutschen wälder in der hauptsache als lichte eichenwaldungen (mit gemischten beständen) vorzustellen haben. Die umstrittene frage, ob im mittelalter vor beginn der eigentlichen forstkultur nadelhölzer vorhanden waren, beantwortet Hoops dahin, dass die existenz der fichte seit den römischen funden nicht mehr angezweifelt werden kann; für die kiefer geben die ortsnamen den ausschlag. Hoops meint also, föhre und fichte seien im grösseren teil Nordwestdeutschlands niemals ausgestorben. Aus dem küstengebiet ermangeln wir gänzlich der zeugnisse für das vorhandensein von nadelhölzern in frühhistorischer und mittelalterlicher zeit, aber die natürliche kieferngrenze sei doch ein gut stück weiter nordwestlich verlaufen, als sie seither

angesetzt wurde. Im Harz waren bedeutende fichtenbestände vorhanden, im Thüringerwald war das nadelholz alteinheimisch, in einem grossen teil des sehr dicht bewaldeten ostelbischen gebiets ist die kiefer seit undenklichen zeiten der vorherrschende waldbaum, während die fichte fehlte. Seit jeher ist das starke hervortreten des nadelholzes für die ostdeutschen wälder charakteristisch gewesen, daneben war überall auch laubwald anzutreffen; erst in Preussen verschwindet die buche. Die spontane ausbreitung der waldbäume hatte schon zur Römerzeit ihren abschluss erreicht. Erst infolge der forstkultur und neuerer raubwirtschaft haben sich die modernen veränderungen ergeben, die eine verhältnismässig scharfe abgrenzung zwischen laub- und nadelholzgebieten herbeiführten. Im 15. jahrh. bahnte sich ein umschwung zugunsten der nadelhölzer an und mit der zeit ist es jetzt dahin gekommen, dass heute ²/₃ des deutschen waldes auf nadelhölzer entfallen, während früher ein ähnlich grosser procentsatz dem laubholz zukam (s. 252). — Die forstliche flora Altenglands (s. 254 fgg.) war in ihrem vorrat von holzarten nicht wesentlich von der des heutigen England verschieden; eigentümlich ist der mangel an waldbildenden koniferen, ausser der eibe ist kein einziger nadelholzbaum in der ags. poesie belegt. —

Der zweite hauptteil des buches beschäftigt sich mit den **kulturpflanzen**. Durch glückliche funde hatten die dänischen archäologen festgestellt, dass der körnerbau in die neolithische periode zurückreicht. Auf weitausholendem umweg über Bosnien, Ungarn, Oberitalien, Alpengebiete, Süddeutschland und Böhmen erreicht Hoops Mittel- und Norddeutschland (s. 304 fgg.). Getreidefunde sind spärlich, doch wird die brotfrucht durch das häufige vorkommen von mahlsteinen erwiesen. Überraschend gross ist die ausbeute an verkohlten körnern und körnerabdrücken in Dänemark. Weizen und (sechszeilige) gerste wurden constatiert, ausserdem wurde hirse gebaut, doch hat sie keinesfalls einen altersvorrang vor den anderen getreidearten zu beanspruchen (s. 310 fgg., 325 fgg., 353 fgg.); hülsenfrüchte waren in den ältesten perioden noch unbekannt, auch flachs ist bislang nicht gefunden worden (vgl. s. 327 fgg.), wol aber scheint der apfel und mit ihm der anfang des obstbaues wenigstens im südlicheren Mitteleuropa in die jüngere steinzeit zurückzureichen (s. 334 fgg.). Eine bevorzugte kulturpflanze war seit urzeiten der weizen, der in Dänemark schon in den jüngeren muschelhaufen auftritt (s. 319). Aber auch die gerste war seit der jüngeren steinzeit über ganz Mittel- und Nordeuropa verbreitet (s. 321 fgg.). Wenn nun Hoops von hier aus zu der schlussfolgerung vorschreitet, wir hätten damit die grundlagen des ackerbaues der ungetrennten Indogermanen gewonnen, so vermag ich auch dieser hypothese vorerst nicht beizupflichten. Die sammlung der ackerbauausdrücke (s. 344 fgg.) ist dankenswert, aber sie lässt doch nur, wie Hoops selbst hervorhebt, erkennen, „dass die ackerbauterminologie der idg. sprachen zum grössten teil **nicht** in die periode des arisch-europäischen zusammenlebens zurückreicht" (s. 347). Das sprachgeschichtliche merkmal, das über das alter bezw. die erbwortliche entwicklung uns am ehesten vergewissern könnte, der ablaut, spielt in den betreffenden sippen eine ganz untergeordnete rolle; dass die kulturbegriffe von volk zu volk gewandert sind, erwähnt Hoops selber, und dass der name des *lein* uridg. gewesen sei, ist ihm, obwol das wort durch sämtliche europäischen sprachen geht und überall zahlreiche altertümliche wortbildungen zeigt, vollkommen unwahrscheinlich (s. 351: ebenda über die *rübe*). Als das älteste nährkorn — Hoops sagt: „der Indogermanen" — gilt ihm nicht die hirse, sondern die gerste. Sie war jedenfalls das wichtigste getreide. Um diese behauptung zu beweisen, führt Hoops zunächst die sprachlichen zeugnisse ins feld (s. 358 fgg., 391 fg.): aind. *yavas*, avest. *yava-*, griech. ζέα (vgl. s. 425 fgg.),

lit. *javas*, air. *eorna*. Für diese reihe wird die bedeutung 'gerste' postuliert, ohne dass die hierfür beigebrachten gründe ausreichten; lat. *far* (spelz, vgl. s. 427 fgg.), anord. *barr*, ags. *bere*, got. **bariz* (gerste), akslav. *buru* (hirsenart), cymr. *bara* (brot) sind „angesichts der divergenz der bedeutungen in den einzelsprachen" in ihrer grundbedeutung ebenso schwer zu definieren (s. 361); gehören sie mit *borste* zusammen, so mag man germ. **bariz* als 'borstenähre (grannenkorn)' bestimmen, wenn man sich der üblen consequenzen dieser combination bewusst bleibt; denn sie nötigt, anord. *barr* 'gerste' mit anord. *barr* 'tannennadel' zu identificieren!

Mit der neuerdings mehr und mehr sich aufdrängenden tendenz, die idg. einzelvölker chronologisch zu reducieren, die zeit ihrer entstehung weit später anzusetzen, als es bisher üblich war[1], kann ich mich durchaus nicht befreunden. Noch zur broncezeit findet Hoops im osten und südosten Mitteleuropas italische und griechische stämme. Die einführung der roggenkultur könne erst nach abzug der Graeco-Italiker erfolgt sein (s. 453) und der name des roggens wie die frucht selbst könne erst nach 400 v. Chr. zu den Germanen gelangt sein, weil die zu grunde liegende benennung **u̯rugi̯a* die germanische lautverschiebung nicht mehr mitgemacht habe — urgerm. **roggn-* s. 462 würde sich, wenn erforderlich, sehr schlecht mit dieser datierung vertragen —: all das beruht auf der sehr unsicheren verknüpfung des wortes 'roggen' mit griech. *βρίζα* (s. 447 fgg.). Lässt man sie fallen, wozu wir vorerst allen grund haben, und hält man sich an die lautgeschichtlichen merkmale, so ist nur soviel zu sagen, dass der name und der same des roggens dem sonderleben der Germanen angehört und der westgermanischen sprachgenossenschaft schon durchaus geläufig war.

Aus der broncezeit sind archäologische belege für die bodenkultur verhältnismässig unbedeutend. Weizen ist nur spärlich bezeugt, desgleichen die sechszeilige gerste; bemerkenswert ist der anbau der hirse auf den dänischen inseln — heute gedeiht sie hier, wie in Nordeuropa überhaupt, nicht mehr —, noch bemerkenswerter das auftreten einiger neuer kulturpflanzen: bohne (s. 399 fgg., 464 fg.) d. i. die sog. saubohne, hafer (s. 403 fgg.), der wol die hirse aus dem feld geschlagen hat, roggen und spelz (s. 411 fgg.). Was die letztere, auch als 'dinkel' bezeichnete getreideart anbetrifft, so hält Hoops den namen spelz (vgl. lat. *spelta*) für deutsch, die frucht aber nicht. Die Alemannen seien nicht die urheber und träger der spelzkultur, haben sie vielmehr erst im Decumatenland kennen gelernt, das sich wie das ganze circumalpine kulturgebiet in der broncezeit noch deutlich von dem nordischdeutschen gelände abhob. Doch beweist der sprachschatz, dass hier allmählich die kulturpflanzen des südens, mehr und mehr schon in vorrömischer zeit, aufnahme gefunden haben: lauch, möhre, rübe, melde, flachs und lein, hanf, waid, mohn, apfel (als einzige obstsorte s. 475 fgg.) und etliche heilpflanzen wie bilsenkraut und wermut. In der Römerzeit folgte die einführung der obstkultur, die von Hoops sehr eingehend beschrieben worden ist (s. 534 fgg.). Auch hier bleibt er der bei den philologen nunmehr eingebürgerten methode treu, nicht bloss das etymologische wörterbuch zu befragen, sondern auch gleichmässig die ausgrabungen zu berücksichtigen: so hier in erster linie die Saalburgfunde. Für die sprachgeschichtliche beurteilung von wörtern wie *kirsche*[2], *pflaume, pfirsich* haben sich auf diesem weg neue gesichtspuncte eröffnet: leider bleiben einige anomalien, die ich nicht mit Hoops durch volksetymologische

1) Man vergleiche z. b. die datierung des *Rigveda* bei Hirt, Die Indogermanen 1, 100.

2) *weichsel* ist wahrscheinlich der vorrömische name der einheimischen sorte (vgl. s. 545 fgg.).

anlehnung (so bei *birne* s. 541 fgg.) beseitigen möchte, die ich vielmehr als ausdruck unbekannter phonetischer merkmale (vgl. den lat. wechsel *b* : *p*, *d* : *t*) zu verstehen und damit z. b. *-t-* in ahd. *kutina* (quitte) zu begründen suche. Auch der kastanienbaum war wie der wallnussbaum frühzeitig von den Römern zu uns verpflanzt worden: dem wein, den sie einzelnen germanischen völkerschaften zuführten, folgte bald die rebe (s. 558 fgg.); schon im 2. jahrh. wurde auf dem rechten Rheinufer der weinstock gepflanzt; Hoops meint deshalb, Probus werde mit unrecht als begründer des deutschen weinbaus gefeiert.

Ehe Hoops dazu übergeht, die altenglischen errungenschaften darzulegen, behandelt er die frage nach der continentalen heimat der Angelsachsen, ohne jedoch auf die neuerdings von Salin vorgetragene hypothese einzugehen. Eine beteiligung der Friesen an der besiedelung Britanniens hält er für unwahrscheinlich — wie sollen dann aber die von der sprachgeschichte zu gunsten der Friesen gebotenen indicien gewertet werden? In den spuren von Pogatscher sich bewegend, untersuchte Hoops nochmals die ältesten schichten lateinischer lehnwörter. Er kam zu dem resultat, dass die England besiedelnden stämme eine geraume zeit in einem lande gewohnt haben müssten, wo eine verhältnismässig breite berührungsfläche mit römischer provinzialbevölkerung gegeben war. Das von andern beigebrachte material wird von Hoops vermehrt und so widerum mit nachdruck auf den Niederrhein als station der wandernden stämme hingewiesen (s. 576 fgg.). Hier seien sie in unmittelbarste berührung mit der römischen kulturwelt getreten. Bald nach der mitte des 4. jahrh. scheinen feste ansiedlungen von Sachsen an der nordküste Galliens entstanden zu sein. Von diesem *litus saxonicum* sei der hauptstrom der Sachsen nach Britannien übergesetzt. Da Hoops hier auch die *lex Angliorum et Werinorum* aufzeichnen lässt, können die Angeln von niederrheinischen sitzen aus die ersten landungsversuche an der britischen küste unternommen haben; die hauptmasse des anglischen volkes scheine allerdings von der cimbrischen halbinsel zu stammen (s. 584). Ist in Nordbrabant, Westflandern und Nordfrankreich die heimat der grossen masse der continentalen lateinischen lehnwörter der Angelsachsen zu suchen, so gehören auf grund ihrer altersmerkmale namentlich die bezeichnungen für kulturpflanzen hierher, (z. b. *balcaricum* > *bærlic* als name der neueingeführten zweizeiligen gerste); ferner die lange reihe ags. gemüse und gewürze, sowie der obstsorten, des hopfens (s. 614 fg.) u. a. gewerbe-, zier- und heilpflanzen. Ein genaueres studium aller dieser kategorien wird bis nach erscheinen des von Hoops angekündigten buches über die altenglischen pflanzennamen zu verschieben sein.

Den beschluss macht er mit einer zusammenstellung der „Kulturpflanzen der altnordischen länder in frühliterarischer zeit“ (s. 617 fgg.; für Island hätte Thoroddsens geographie der insel angezogen werden sollen). Das hauptgetreide war in Scandinavien gleichfalls die gerste, der hafer trat an bedeutung hinter ihr zurück, das brotkorn des volkes wurde der roggen (s. 635 fgg.), der zusammen mit dem für feiner geltenden weizen unter *hamalkyrni* zu verstehen ist. Als gartengewächse lernen wir namentlich lauch, rübe, bohne, erbse und vom obst den apfel kennen; als gewerbepflanzen spielten flachs, hanf und hopfen eine rolle; für die heilpflanzen schöpfen wir unser wissen aus Harpestrengs arzneibuch.

Nachträge und ein sehr ausführliches und sorgfältig ausgearbeitetes register bilden den schluss dieses stattlichen buches, dem ein ehrenplatz in der deutschen altertumsforschung gebührt.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Meyer, Elard Hugo: Mythologie der Germanen, gemeinfaßlich dargestellt. Strassburg, K. J. Trübner 1903. XII, 526 s. 8,50 m.

Die hinlänglich bekannte richtung E. H. Meyers überhebt mich der aufgabe, sie nochmals zu beleuchten (vgl. Zeitschr. 24, 96. 25, 399. 28, 245). Auch im vorliegenden werk ist eine annäherung an die heute schon zum durchbruch gelangte religionsgeschichtliche forschung, die im Archiv für religionswissenschaft ihr organ gefunden hat, nicht zu bemerken. Wider einmal erhalten wir eine übersicht über quellen der germanischen mythologie (s. 1—67); die materialien bedürfen aber nicht so sehr einer erneuerten gruppierung als einer neuen historischen wertung nach massgabe der neuen leitenden grundgedanken, die seit Mannhardt unsere gegenwart bewegen. Die darstellung der Meyerschen 'mythologie' beginnt mit dem seelenglauben (s. 68—127) und alpglauben (s. 128—143) und setzt sich in den etappen: elfen (s. 144—225), riesen (s. 226—248), höhere dämonen (s. 249—282) fort. Die götter sind aus den naturgeistern entstanden, folglich wird eine revue über götterleben und götterdienst (s. 283 bis 337) eingeschaltet, um zu den einzelnen göttern (hauptgottheiten s. 338—391; nebengötter s. 391—412) und göttinnen (die nordischen göttinnen s. 413—420; die deutschen göttinnen s. 420—433) überzuleiten. Den beschluss bildet ein referat über die einwirkung des christentums auf die quellen der nordischen mythologie (s. 434—470); mit anmerkungen (s. 471—502), berichtigungen (s. 502), register (s. 503—526) geht das buch zu ende: es fehlt also — von den trockenen, kurzen ausführungen im 7. capitel kann kein aufhebens gemacht werden — die hauptsache, nämlich eine angemessene selbständige behandlung des kultus, und zwar nicht bloss nach seinen primitiven formen, die wir zauber zu nennen gewohnt sind, sondern auch nach seinen höheren formen, die in orakel- und opferwesen ihr ritual gefunden haben.

Mit der neueren auffassung wonach der zauber älter ist als die religion, berührt sich ja der grundgedanke E. H. Meyers in gewissem sinne. Es ist auch gar nicht zu bestreiten, dass E. H. Meyer sich ein verdienst um die klärung jenes problems erworben hat, sofern er ja gleichfalls den götterglauben „als ein jüngeres religiöses gebilde“ bezeichnete. Aber in dieser formel verrät sich schon die verwirrung ganz disparater erscheinungen und der mangel an entgegenkommen gegen die neuere forschung: der götterglaube kann nicht als ein jüngeres religiöses gebilde bezeichnet werden, sondern ist überhaupt erst ein religiöses gebilde; was ihm voraus liegt, ist keine religion, sondern etwas wesensverschiedenes, für das man vorerst an dem namen zauber festhalten möge[1]. Auch beim zauber ist jedoch wie in der religion der kultus d. h. die rituelle handlung das hauptmerkmal. Bei E. H. Meyer wird dieses aber völlig verflüchtigt durch die der naturpoesie angehörenden mythologeme, denen er immer noch einseitige bevorzugung widmet. Zum mindesten verlangt der kultus das gleiche recht und die gleiche hervorhebung; so lange ihm dies nicht widerfährt, kann ich z. b. die behauptung, Balder habe etwas mit dem zwielicht, aber nichts mit dem opfer zu schaffen (s. 406. 502) unmöglich ernst nehmen. Die literarischen nachweise bedürfen jetzt schon wichtiger ergänzungen; ich erinnere an den die deutschen inschriften behandelnden band des Corpus inscriptionum latinarum oder an das Runencorpus Wimmers, an die neueren beiträge Useners, Olriks, der Dania oder des Schweizerischen idiotikons. Vergebens späht man nach etwas mehr als vereinzelten

1) Einig sind wir mit E. H. Meyer bei der these: „durch hundert fasern hängt dieser neue glaube mit dem alten zusammen“ (s. 283); eine verständigung ist daher immer noch nicht ausgeschlossen.

hinweisen auf Oldenbergs Religion des Veda, auf Robertson Smith und Frazer, auf die neueren meister der völkerkunde oder auf die mitarbeiter von L'Année sociologique. Wer sich auf dem laufenden erhalten will, wird demnach gut tun, sich von der führung, die ihm unser autor angedeihen lässt, zu emancipieren.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Wilhelm, Friedrich, Die geschichte der handschriftlichen überlieferung von Strickers Karl dem grossen. Amberg, H. Böes 1904. 290 s. 8 m.

Diese umfangreiche schrift stellt sich als vorbereitung einer neuen ausgabe des Karl vom Stricker dar, welche der verfasser bald zu liefern verspricht. Die alte von Bartsch ist selbst antiquarisch kaum noch zu haben; die neue ist aber nicht nur nötig, sondern wird zweifellos wesentlich besser, etwas ganz vortreffliches werden. Man liest hier eine klare darstellung einer gründlichen, besonnenen, mit staunenswerter zähigkeit durchgeführten untersuchung auf einem gebiete, das 'wenig einschmeichelndes mit sich führt'. Stemmatik kommt gleich nach mathematik, und diese heeressäulen von vier- und fünfstelligen versziffern und noch längeren siglenligaturen können einen im bösen traum heimsuchen. Aber der verfasser weiss sie zu führen, wie ein junger generalstäbler der zur truppe commandiert ist, und er weiss sich auch ebenso viel darum. Es wäre freilich schlimm, wenn seine arbeit die leistung von Bartsch nicht berichtigte; darum ist der ton, in welchem von diesem gelehrten gesprochen wird, nicht erfreulich. Er ist tot, er kann sich nicht wehren. Er gehört der geschichte an, und was er gut und weniger gut geleistet hat, darüber werden die, die es angeht, sich ziemlich einig sein. Man darf nicht vergessen, welche aufgabe die ausgaben von werken zweiten ranges und abwärts, die s. z. von Bartsch und anderen hergestellt worden sind, zu erfüllen hatten und erfüllt haben. Es war richtiger, dass diese denkmäler überhaupt bekannt wurden, als dass ihre überlieferung nach allen regeln durchgeprüft wurde. Man braucht nicht zu leugnen, dass B. den Karl hätte besser herausgeben können, wenn er mehr geduld oder zeit gehabt hätte. Aber daran noch nach 50 jahren schulmeisterlich zu tadeln, besonders wenn man doch mit dem vom vorgänger hinterlassenen material hat arbeiten müssen, dafür fehlt mir der geschmack.

Ausser den von Bartsch benutzten 9 hss. (*A*—*J*) und der von C. von Jecklin bekannt gemachten und verwerteten hs. *K* (vgl. Germ. 22, 129 fgg.) sind auch die von jenem nur genannten hss. fast vollständig herangezogen, neben einigen, bisher zum teil noch unbekannten bruchstücken. Die von R. Priebsch (Deutsche hss. in England I, 96) genannte hs. in Cheltenham, *U*, war dem verf. nicht zugänglich, ebenso die Wolfenbüttler, *S*; warum diese, wird allzu umständlich auseinandergesetzt. Merkwürdig ist es, dass über die nummern 1 und 7 in dem verzeichnis von Bartsch (s. XL—LXII) nichts gesagt wird. Die zweite davon befindet sich nach wie vor in Hamburg, und wird jedem, der sie wünscht, bereitwillig ausgehändigt. Wenn Bartsch sie auch nur aus einer erwähnung von Lachmann (Einl. zu Wolfram von Eschenbach, s. XXXIII) kannte, so war das doch kein grund an ihrem dasein zu zweifeln[1]. Immerhin sind es in allem 17 hss.[2], von denen nur eine, *K*, nicht vollständig ist, die in diesen unter-

1) Sie ist auch sonst noch erwähnt, zuletzt noch von P. Piper, Höfische epik III, 560, von dem doch anzunehmen ist, dass er sie sich selbst angesehen hat.
2) Vgl. oben s. 367 [Red.].

suchungen verarbeitet sind. Das ergebnis wird durch die Hamburger hs. im wesentlichen nicht verändert. Es bleibt trotz der unvollständigkeit des materials bestehen.

Worin dies ergebnis besteht, wird am deutlichsten durch einen vergleich mit dem von C. v. Jecklin mit hilfe von *K* (Cgm. 5154) gewonnenen kritischen standpunkt. Nach diesem zerfällt die überlieferung des Karl in zwei gruppen, eine zahlreichere, mit der führenden hs. *A* (Stadtbibliothek in St. Gallen A 8), die andre durch *H* (Cgm. 438) und *K* vertreten; *F* die in Schilters Thesaurus von Scherz herausgegebene, jetzt verbrannte Strassburger hs., ist eine mischhs. aus beiden redactionen. v. Jecklin hielt **HK* für ursprünglicher, weil sie vielfach dem Rolandsliede des pfaffen Konrad näher steht. Fr. Wilhelm bestätigt die zweiteilung der überlieferung und die stellung von *F* zu den beiden stämmen. Aber ihr verhältnis kehrt er um: die gruppe **A* enthält das gedicht des Strickers, die andere, zu der noch *R* (Cod. pal. 332) kommt, eine bearbeitung, welche den text des pfaffen Konrad wider zu rate gezogen hat.

Damit ist die sichere grundlage für den neuen text des Karl gefunden, der manche verse enthalten wird, die jetzt fehlen und umgekehrt. Der hauptfehler von Bartsch, die falsche bewertung von *F*, war bereits von C. v. Jecklin aufgedeckt, aber der irrtum, in den dieser verfiel, ist nun beseitigt. Lehrreich sind die stellen, welche jenen bestimmten, *K* 1305—1318 und 6951—62 vgl. mit pf. Konr. 24, 11—22 und 210, 21—211, 15. Solange man diese stellen allein vor augen hat, muss man seine auffassung teilen. Erst dadurch, dass durch unwiderlegliche tatsachen gezeigt wird, dass die red. **HKR* aus einer hs. der gruppe **A* abzuleiten ist, wird zum bewusstsein gebracht, dass die beziehung zum Rolandsliede, welche an diesen stellen allen übrigen hss. fehlt, nichts für den echten Strickerschen text beweist.

Der gang der untersuchung ist folgender. Die nach der ausscheidung von *HKR* übrigbleibende masse von hss. hat eine gemeinsame quelle, *a*. Von dieser sind drei stämme ausgegangen, auf welche die hss. sich alle verteilen: *AN*, *GIO* und der rest. Ein zusatz in *GIO*, der als solcher erwiesen wird, weil er in den beiden andern gruppen fehlt, findet sich auch in *H* und *R*.

Der nachweis, dass die redaction **HKR* aus der andern geflossen ist, bildet den höhepunkt der arbeit und muss als ein ausgezeichnetes probestück besonnenen philologischen scharfsinns anerkannt werden (s. 155 fgg.). Selbst der etwas kühn scheinenden annahme, dass zwei glieder in der geschichte der überlieferung einer persönlichkeit zugeschrieben werden, kann man ohne bedenken folgen. Grade in diesem punkte erkennt man das, was die grosse ausführlichkeit der darstellung, die uns sehr wenig von dem material schenkt, rechtfertigt. Die arbeit bringt mehr, als nötig ist, um die grundsätze, nach denen die vorhandene überlieferung bei der herstellung des textes behandelt werden soll, zu erweisen. Das kann überflüssig erscheinen. Aber wenn eine solche arbeit so gut gemacht wird, wie hier, so erfüllt sie tatsächlich etwas anderes als bloss den praktischen zweck. Die geschichte einer so zahlreich erhaltenen und so viele zwischenglieder voraussetzenden überlieferung hat auch ihren zweck in sich. Sie enthält den stoff zu etwas, was man passive oder indirecte litteraturgeschichte nennen kann. Wenn man das material, das sich aus den verschiedenen derartigen untersuchungen über unsere mittelalterliche litteratur ergibt, zusammenstellte, würde man ein bild davon erhalten, wie diese gelesen und vervielfältigt worden ist, das uns die tafel der litterarischen abhängigkeiten der einzelnen werke ergänzen würde. Wir würden mechanische und freiere bearbeitung, vielleicht gar ein stocken und wideraufleben der überlieferung, nicht der einzelnen werke, sondern der gesamten litteratur des 12. - 13. jahrhunderts, unterscheiden können. Da liegt der lohn

der mühsam errechneten stemmas, da führen die chiffern und schemata wider zum leben[1]. Die historie soll doch mehr tun als causalität nachweisen: die braucht gar nicht bewiesen zu werden. Aber die blanken felder unbekannter geistesländer auszufüllen, das scheint mir ihr eigentlicher gewinn. Der verf. — darum darf hier darüber geredet werden — meint, die einzelnen stufen der geschichtlichen entwicklung, welche jede lesart einer hs. seit der urlesart des archetypus durchgemacht hat, zu reconstruieren, sei für den, der eine kritische ausgabe eines mhd. gedichtes nicht bloss mit dilettantenhaftem verständnis lesen, sondern in ihren wissenschaftlichen grundlagen begreifen will, ebenso wichtig wie für den sprachhistoriker die reconstruction der zwischen idg. **ghostis* und nhd. *gast* liegenden entwicklungsphasen, wenn er die lautgestalt des heutigen worts verstehen will (s. VII).

Das ist ja ganz richtig, aber wenig, und nicht ganz gradezu gedacht. Dass der, der den kritischen text macht, die geschichte der überlieferung kennen muss, das ist selbstverständlich. Der leser steht aber anders zu der sache, auch der allerwissenschaftlichste. Er hat die pflicht, sich zu überzeugen, dass er dem herausgeber trauen kann, er mag sich auch in die vorgeschichte des textes versenken sollen oder müssen, aber dann fängt das lesen doch erst an. Man muss dagegen protestieren, dass dies lesen 'dilettantenhaft' sein soll. Auch der vergleich mit **ghostis* zu *gast* hinkt etwas. Eine kritische ausgabe ist kein einfaches geschichtliches ergebnis, sondern ein willkürlicher act, der in einem ganz andern sinne ein gegenstand wissenschaftlicher beobachtung ist, als die lautgeschichte eines wortes. Und schliesslich das missdeutliche wort 'verstehen'. Der verf. scheint 'wissen was ein ding vorher war' gleichzusetzen mit 'das ding verstehn'. Man könnte umgekehrt sagen, das viele fragen nach dem woher und warum hindert uns am ende, die dinge zu verstehn, d. h. sie selbst zu sehn. Es gibt neben der geschichtlichen betrachtung der sprache und litteratur noch eine andere, die ihre äusserungen als zeitlos oder immer gegenwärtig ansieht[2]. Beide sind notwendig und ergänzen sich. Man begreift, weshalb der verfasser die wichtigkeit des historisch-kritischen studiums der texte so unterstreicht. Eine so mühsame und gewissenhafte arbeit, wie die seine, darf es sich nicht gefallen lassen, als geringwertig in die ecke geschoben zu werden. Er hat durchaus recht, gegen die bezeichnung 'handlangerarbeit' zu protestieren. Denn es ist dumm und erfolglos, sich mit solchen worten zu bombardieren. Die tatsache bleibt aber die, dass das erste ziel solcher arbeit der zuverlässige text des alten autors bleibt. Der philolog muss damit zufrieden sein, dass alle künftigen leser seinen text ebenso arglos benutzen können, wie der techniker, der eine eiserne halle gebaut hat, damit, dass alle tausende in der zukunft gefahrlos sich darunter bewegen können. Wir müssen uns hüten 'technisch' und 'wissenschaftlich' zu verwechseln. Die technik des philologen verlangt allerdings entsagung, gewissenhaftigkeit und selbstzucht in einem masse, das nach gewöhnlichem menschlichen empfinden zu dem gewinn nicht ganz im verhältnis steht. Aber sie ist in dem gemeinschaftlichen werke unserer geistigen arbeit unentbehrlich; darum muss man es mit freuden begrüssen, wenn sich eine junge kraft findet, die von ihrer neigung so entschieden dahin gezogen wird.

Über die Hamburger hs. des Karl mögen hier wenige bemerkungen genügen, da der verfasser in seiner ausgabe zweifellos darauf zurückkommen wird. Für die-

1) Meint der verfasser das mit den 'lebensquellen' s. VII?

2) Dass z. b. 'dilettantenhaft' noch geringschätziger ist als 'dilettantisch' lässt sich nicht historisch beweisen, sondern nur hören, ebenso, dass 'seitens' (zweimal auf s. 172) scheusslich und entbehrlich ist.

selbe hat mir herr dr. Burg das concept seiner für die deutsche commission der preussischen akademie hergestellte beschreibung freundlichst zur verfügung gestellt, die ich mit der hs. verglichen habe. In dieser hs. fehlen zunächst die zusätze der redaction *HKR. Unter den übrigen gruppen steht sie *AN am nächsten; wie dort, fehlen v. 111—114 und sind die v. 6834/33 und 10640/39 umgestellt; aber nicht umgestellt sind 3926/25 und es fehlt die charakteristische grosse lücke 5059—5350, sowie die kleine 11001—06. In den lesarten steht ihr das frgm. *K*, aus Maria-Stein, jetzt in Solothurn, sehr nahe (vgl. § 77 und 137). Es muss also zwischen *AN und *ANd ein zwischenglied angenommen werden, aus dem die gemeinschaftliche quelle von *K* und der Hamburger hs. geflossen sein würde.

Durch diese untersuchungen wird auch die frage des zeitlichen verhältnisses zwischen dem Karl und dem Daniel angeregt, sie kann aber erst nach dem erscheinen der neuen ausgabe neu geprüft werden.

Um von dem umfang der arbeit ein richtiges bild zu geben, muss noch erwähnt werden, dass auch das verhältnis der weltchroniken zum text des Karl eingehend behandelt ist.

HAMBURG. G. ROSENHAGEN.

Fremdwörter des siebzehnten jahrhunderts von dr. phil. **Klara Hechtenberg**, Lecturer in Germanic Philology, Oxford. Berlin, B. Behrs verlag 1904. 147 s. 5 m.

Die verfasserin hat aus einer reihe von litteraturwerken, briefen und acten des 17. jhs. fremdwörter zusammengetragen. Ob sie vollständige ausnützung ihrer quellen beabsichtigt hat, weiss ich nicht; erreicht hat sie jedesfalls diese vollständigkeit nicht und die auswahl ist nach meinen stichproben ganz willkürlich. Herangezogen sind auch die briefe der herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans, als ob der sprachgebrauch dieser in Frankreich lebenden prinzessin für die verbreitung von fremdwörtern im deutschen irgendwie in betracht käme.

Die anordnung des wörterbuchs ist vielfach inconsequent. Während etwa *libertas*, *liberté* und *libertät* oder *notabile* und *notabel* in einem artikel behandelt werden, stehen zusammensetzungen mit *prae* an verschiedenen stellen, je nachdem in dem gerade benutzten text das praefix mit *ae* oder mit *ä* geschrieben ist. *pasport* und *pasſport* sind wegen der verschiedenen schreibung des *s* durch mehrere zeilen von einander getrennt, u. ä. m.

Es werden nicht nur einzelne wörter angeführt, sondern auch wortverbindungen. Dagegen ist nichts zu sagen, wenn die wortgruppe als ganzes genommen und übersetzt wird, wie dies z. b. bei *ad unguem* und *ma foy* geschehen ist. Aber es ist doch töricht *ab (erentu)*, *ob (defectum mandati)* anzusetzen und nur die präpositionen zu übersetzen, als ob diese je fremdwörter gewesen wären. Immerhin ist doch in diesen und ähnlichen fällen angedeutet, dass eine wortgruppe vorliegt. Was soll man aber zu den ansätzen *absque* und *cum* sagen? Die controllierbaren belegstellen lauten: '*absque ulla conditione* oder *cum conditione*' und '*transeant cum ceteris erroribus*'.

Irrtümer in den erklärungen fehlen nicht. In dem artikel *par* ist neben *par (sa médiation)*, *par (Dieu)* auch *par nobile fratrum* eingereiht, übersetzt wird *par* mit *durch*, *aus*, *in* usw. *ex usu* wird mit dem particip *usus* zusammengebracht und mit 'ausser gebrauch' statt 'aus dem gebrauch' (im gegensatz zum regulären grammatischen unterricht) glossiert. *paedia Cyri* soll gleich *chiropädie* sein.

Vollständige willkür herrscht in den angaben der sprachen, aus denen ein wort entlehnt ist. Besonders unglücklich sind die herleitungen aus dem englischen. Bei *authoritative* hat wol das *th* irregeführt. *Manto* soll Abraham a S. Clara aus dem englischen haben.

Kurzum die arbeit ist vollständig verfehlt.

WIEN. M. H. JELLINEK.

Alfred Tobler, Das volkslied im Appenzellerlande. Nach mündlicher überlieferung gesammelt (= Schriften der Schweizerischen gesellschaft für volkskunde. 3). Zürich 1903. III, 147 s. 2,80 m.

Seit jahrzehnten ist Alfred Tobler damit beschäftigt, die geistigen documente der eigenart seines Appenzeller volkes zu sammeln, und wer ihn in seiner stillen klause aufgesucht und ihn im verkehr mit seinen landsleuten beobachtet hat, der weiss, dass er wie kein anderer die zauberrute besitzt, die ihm überall herz und mund aufschliesst. Schon manche schöne früchte verdanken wir seiner eifrigen und zielbewussten sammeltätigkeit, vor allem auf dem gebiete des volksliedes. Im jahre 1899 erschien die zweite vermehrte auflage seines 'Sang und klang aus Appenzell', die ein weites material in trefflicher bearbeitung brachte, im jahre 1903 gab er in dem vorliegenden werk, einer darstellung, die jedoch durch reichliche proben belebt ist, ein abgerundetes bild des volksgesanges im Appenzell, im nächsten jahr schilderte er in dem achten bande des Archivs der Schweiz. gesellschaft für volkskunde den volkstanz seiner heimat.

Alle diese schriften Toblers zeigen eine gemeinsame eigenheit: eine warme begeisterung für den gegenstand, den er durchaus beherrscht, und jene 'andacht zum unbedeutenden', ohne die kein wahrer sammler existieren kann. Tobler ist besonders auf dem gebiet des volksliedes seiner heimat ein guter kenner und sicherer führer, er hat ein inneres gefühl dafür, was appenzellische eigenart atmet und was nicht. Widerholt macht er in dem vorliegenden werke darauf aufmerksam, was bodenständig und was import aus anderen Schweizer landschaften oder aus Schwaben und Österreich ist, und leistet damit eine schöne vorarbeit für die lösung der schwierigen, aber notwendigen aufgabe, den geschmack und die art der einzelnen deutschen landschaften im liede zu begreifen und zu charakterisieren.

In der Schweiz ist der import von österreichischen, besonders Tiroler liedern noch stärker als in anderen deutschen landschaften, und er scheint hier nicht bloss durch wandernde Tiroler sängergesellschaften, sondern auch durch directe übertragung im volke vor sich gegangen zu sein. Und dabei spielt wol gerade das Appenzell eine wichtige rolle. Ich zweifle sehr, ob das schnadahüpfel dort, wie in der übrigen Schweiz, von jeher bodenständig war oder ob nicht vielmehr diese liedart sich von den österreichischen gebirgslandschaften Steier und Kärnten nach Tirol und von dort durch Vorarlberg weiter nach der Schweiz gezogen hat. Es ist jedenfalls merkwürdig, wenn kenner wie Titus Tobler und Rochholz übereinstimmend darauf hinweisen, dass diese liedgattung in der nachbarschaft des Vorarlberg besonders daheim war. Sollte es vielleicht mit dem jodel gerade so gegangen sein[1]? Ein analogon zu dieser annahme hätten wir jedesfalls in der weiteren verbreitung des vierzeilers als

1) In den beiden aus antiken schriftstellern angeführten stellen (s. 78) wird es sich weder um jodler, was auch Tobler verneint, noch auch um juchzer im heutigen sinne handeln.

selbständiger gattung und tanzliedes und des jodlers, die in viele landschaften eingedrungen sind, wo sie nachweislich früher nicht daheim waren. Jetzt allerdings ist das jodeln echt bodenständig fast in allen gebirgsgegenden der Schweiz, und was Alfred Tobler über die wirkung des jodlers als friedensstifters sagt (s. 104), habe auch ich mehrfach in anderen Schweizergegenden selbst erlebt: wenn die entscheidung beim schwingen, dem landesüblichen ringkampf, nicht befriedigte und kampfrichter und kämpfer oder auch die kämpfer unter einander sich in die haare zu kommen drohten, dann glättete ein jodler, der angestimmt und bald von mehreren aufgenommen wurde, bald die stürmischen wogen.

Auf das eindringen volkstümlicher lieder hat Tobler eingehend geachtet und wertvolle beobachtungen geliefert. Bei den vierzeilern ist allerdings dieser punkt etwas vernachlässigt, und doch lässt sich auch hier das gleiche, wenn auch lange nicht in so starkem masse, wie bei den liedern beobachten.

Unrichtig ist wol die seit Szadrowskis nachweise immer wider vorgetragene meinung (Tobler s. 122), dass Notker gewisse tonfolgen in seinen sequenzen dem heimischen kühreihen entlehnt habe. Die musikalische ähnlichkeit ist m. e. nicht zu verkennen, aber das umgekehrte causalverhältnis ist richtig: von kirchlichen melodien, die beim gottesdienst erklangen, haben die bauern gewisse tonfolgen entlehnt und in dem kühreihen erhalten. Missverstanden hat Tobler (s. 6) eine stelle der Limburger chronik, die er anführt: die neuen kleidertrachten b e d i n g e n nicht neue gesänge, sondern die neuen moden und die geänderte geschmacksrichtung documentieren sich nur in beiden.

Aber derartige unbedeutende kleinigkeiten können unsern dank für die schöne gabe nicht vermindern.

BASEL. JOHN MEIER.

Herrmann, Paul: Nordische mythologie in gemeinverständlicher darstellung. Leipzig, Wilh. Engelmann 1903. XII, 634 s. 9 m.

Als gegenstück zu der im jahre 1898 erschienenen „Deutschen mythologie“ ist das vorliegende werk concipiert. Über des verf. compilatorische manier habe ich mich bereits ausgelassen (Zeitschr. 35, 101 fg.). In seiner Nordischen mythologie ist er ebenso verfahren und hat seine excerpte nach genau denselben rubriken geordnet. Dabei erhebt er den anspruch, „den heutigen stand der forschung gewissenhaft und objectiv widerzuspiegeln“ und behauptet, sein buch sei auf die „streng wissenschaftlichen“ arbeiten der letzten jahre gegründet. Was dabei herauskam, lässt schon der ins vorwort aufgenommene satz ahnen: „der verf. hat sich bemüht, noch unbefangener als in seiner Deutschen mythologie vorzugehen“. Wir erhalten kunterbunt durcheinander, was in dem einen fall dieser, in einem andern fall jener „gelehrte“ gesagt hat, und dem lieben publikum bleibt es überlassen, sich auf grund wolwollendster berücksichtigung der verschiedensten anschauungen eine eigene meinung zu bilden oder vielmehr, da dies nicht seine sache zu sein pflegt, das widerspruchsvolle gerade als das merkmal einer nordischen mythologie erstaunend hinzunehmen. Fragt z. b. jemand, was denn dieser verf. einer Nordischen mythologie unter einem mythus verstehe, so wird ihm etwa folgende antwort (s. 182 fgg.): „Die germanischen götter sind fast ausschliesslich die vergöttlichten abbilder von naturmächten, geistige reflexe sinnlicher naturerscheinungen. Die götter, die nicht die phantasie aus der lebendig gemachten (!) natur erzeugt hat, sind jung und kein gemeingut des volkes“, d. h. also,

ein echter mythus liegt nur vor, „sofern die äussern vorgänge der natur in geschichten verwandelt werden". Entspricht eine derartige formel „den streng wissenschaftlichen arbeiten der letzten jahre"? Entspricht sie auch nur entfernt dem, was die für die neuere forschung massgebenden schriften Mannhardts gelehrt haben? Hat hier z. b. die grundlegende theorie über den zusammenhang zwischen mythus und ritus (Mannhardt, WF. II, 215 fgg., QF. 51, 13 u. ö.) eine „objective" spiegelung erfahren? Gewiss nicht. Folgen wir unserem gewährsmann weiter in seinen ausführungen, so bekommen wir alsbald zu hören: „es ist nicht richtig, bei jedem attribut, das der mythendichter seinem gott beilegt, bei jeder geschichte, die er von seinem gott erzählt, an einen naturvorgang zu denken."[1] Die tiefgründige weisheit einer autorität wie Siecke wird „objectiv" reproduciert (s. 184) und unmittelbar danach — als liesse sich hier irgend ein innerer zusammenhang herstellen! — die lehre von der priorität des märchens vertreten. Was bleibt denn jetzt noch von jenem „mythus" übrig, wie ihn Herrmann kurz zuvor definiert hatte? Als antwort diene die überraschende behauptung, manche mythen seien ein niederschlag geschichtlicher ereignisse (s. 187), darum sei es unbedingt notwendig, z. b. auch die abgrenzung der verschiedenen götterkulte kennen zu lernen; so gelangen wir schliesslich doch noch zu der „jüngsten (!) mythologischen richtung", welche die göttermythen nicht aus der naturanschauung, sondern aus dem ritual erklären will. Herrmann hat die liebenswürdigkeit, auch dieser richtung recht zu geben, nur dürfe auf jene erklärung nicht das gesamtverhältnis von mythus und ritus begründet werden, denn das ritual enthalte die kunst, die auf grund von naturanschauungen entstandenen götter dem menschen geneigt oder unschädlich zu machen (s. 188). Erst s. 445 gelangt er dazu, das wesen der zauberischen handlungen genauer zu berücksichtigen, die zauberhafte nachahmung der naturvorgänge durch den menschen als das ursprünglichste auszugeben und endlich s. 540 nicht mehr die poesie des mythus, sondern das zauberlied als älteste dichtungsart zu bezeichnen. Also wird ein gericht um das andere aufgetischt und unfehlbar auch dem empfänglichsten liebhaber der appetit verdorben.

1) Dazu vgl. s. 497: „der gottesdienst der Germanen war im wesentlichen ein naturdienst"; s. 508: „sie verehrten eine stammesgottheit, von der sie abzustammen glaubten"; s. 54 fgg.: „götter aus ahnenseelen entstanden".

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Heusler, Andreas: Lied und epos in germanischer sagendichtung. Dortmund, F. W. Ruhfus 1905. 52 s. 1 m.

Der verf. geht von dem buch *Epic and Romance* von W. P. Ker (London 1897) aus, dessen grundgedanken er in die erörterung der fachgenossen einzuführen, dessen auffassung, namentlich was die Eddalieder betrifft, er zu ergänzen und zu berichtigen wünscht. „Kurze erzählende lieder" betrachtet Heusler als das wichtigste organ der helden- und der göttersage (vgl. s. 48). Sie waren seit vorgeschichtlicher zeit vielleicht allgemein bei den Germanen verbreitet und mit dem jungen Hildebrandslied und dem gedicht von Ermenrichs tod haben sich heldenlieder des alten typus mit der ihm eigenen stoffbegrenzung bis in den ausgang des mittelalters erhalten. 'Epen' sind eine jüngere gattung und sind in der stabreimenden zeit anscheinend nur bei den Engländern entstanden. Heliand und Genesis können das vorhandensein sächsischer heldenepen nicht beweisen; ebensowenig ist der Waltharius[1]

1) Über seine entstehung äussert Heusler s. 35 fg. eine vermutung.

ein zeugnis für das bestehen von heimischen heldenepopöen. Erst im 12. jahrhundert gelangte Deutschland zu deutschen weltlichen epen. Nicht von einer widergeburt, sondern von einer geburt des deutschen epos im 12. jahrh. kann man sprechen.

Es handelt sich nun um die hauptfrage: wie gelangte man von den liedern zu den epen? Die Lachmannsche hypothese, von Heusler kurz als 'sammeltheorie' bezeichnet und abgelehnt, setzt voraus, dass der liedstil im wesentlichen identisch ist mit dem epenstil und dass die einzellieder episodisch waren. Eine durchmusterung der erzählenden lieder des germanischen mittelalters zeigt aber als den unbedingt vorwaltenden zustand, dass ein 'lied' nicht eine episode, sondern eine ganze fabel erzählt z. b. das alte Hildebrandslied (s. 9), Þrymskviþa (s. 11), drittes Gudrunlied (s. 12) u. a. Ein episodisches lied ist etwa das Hervǫrlied, es gelangte als schmuckstück eines prosaromans und mit diesem zusammen zum vortrag; die prosa zog den angesponnenen faden weiter: es liegen hier epische formen vor, die sich nur auf Island seit dem 12. jahrh. ausbildeten und weder in England noch in Deutschland ihres gleichen hatten. Ein sächsischer gefolgsmann singt a. 1131 das lied von der *notissima Grimildae erga fratres perfidia* (s. 15 fg.). Auch hier wurde ein umfänglicher sagenstoff in den schranken eines kurzen liedes auf einmal vorgetragen. Dagegen sind die bekannten angaben des Marner über die stoffbegrenzung deutscher lieder mit der annahme episodischer lieder wol vereinbar (s. 16 fg.), während die altdänischen folkeviser nicht als teile eines grösseren ganzen entstanden sind (s. 17 fgg.). Ausnahmsweise lässt sich der fall belegen, dass ein lied zu einem früheren ἐξ ὑπολήψεως hinzugedichtet wurde (DgF 127 : 126) und hier hat die sachlage eine partielle ähnlichkeit mit den voraussetzungen der epischen sammeltheorie; aber das ergebnis des zusammenfügens ist kein epos, sondern bleibt in den schranken der ballade. Auch die abschnitte der färöischen *táttar* sind augenscheinlich keine altererbte einrichtung der skandinavischen balladenpoesie, das muster werden vielmehr die isländischen *rímur* gewesen sein (s. 19), doch handelt es sich um dichtwerke, die in vortragsstücke zerlegt wurden, nicht um eine summierung für sich lebender lieder zu einem grösseren ganzen.

Worin liegt nun der grundunterschied zwischen einem lied und einem epos? In erster linie zweifellos in der erzählweise: „auf der einen seite ein gedrungener, andeutender, springender stil; die liedhafte knappheit. Auf der andern seite ein gemächlicher, verweilender, ausmalender stil; die epische breite" (s. 22). Das unterscheidende merkmal ist das allgemeine tempo der darstellung. In anbetracht des einfachen inhalts seiner fabel hat also z. b. der hauptteil des Hürnen Seyfrid mit seinen 157 strophen den habitus eines epos (nicht eines liedes). „Eine folge von 10 strophen, 40 langzeilen, an beliebiger stelle aus den Nibelungen oder dem Beowulf ausgehoben würde keinerlei zweifel lassen, dass wir es ebenfalls mit epopöen, nicht mit liedern zu tun haben" (s. 23). Um vom liede zum epos zu gelangen, durfte man also nicht addieren: durch addition von einzelliedern entstünde ein liederbuch, aber nicht ein epos. Der weg vom lied zum epos ist anschwellung, verbreiterung des stils (s. 24)[1]. Heusler macht den versuch, die Hamþismál zu der composition eines oberdeutschen epikers umzudichten: es wäre der kriegerische und höfische apparat zu vermehren, nebenfiguren wären zu erfinden, die grosse kampfscene wäre in eine folge von angriffs- und verteidigungsauftritten aufzulösen usw. (s. 24 fgg.). Er hält es andererseits aber doch für denkbar, dass es dichtungen von der art gegeben habe, wie die sammel-

1) Eine andere wenig geschmackvolle formulierung ist s. 51 gebraucht.

theorie voraussetzt d. h. lieder, die die epische breite des stiles haben. Aber der haupteinwand bliebe auch dann noch bestehen, dass dies noch keinen schritt zu dem episodischen, unselbständigen lied bedeute. Heusler ist der meinung (s. 29), dass für die Burgundensage durch die Thiđrekssaga eine dichtung erwiesen ist, die den schritt aus der liedhaften knappheit in die epische breite vollzogen hatte und ein paar jahrzehnte älter war als unser Nibelungenlied, lässt aber auch die möglichkeit offen, wir hätten von einem lateinischen epos des 10. jahrh. auszugehen. Die Burgundensage, als liedstoff, werde jedoch in Österreich in einer ganzen anzahl von gleichlaufenden liedern verbreitet gewesen sein, die denselben grundriss hatten, ihn aber mit verschiedenen auftritten und nebenfiguren füllten: die ependichter verfügten also über eine vielheit von quellen, — nur nicht im sinne der sammeltheorie; sie reihten keine lieder, auch keine liedinhalte aneinander, aber sie trugen aus mehreren liedern zusammen. Die übersetzung aus dem liedstil in den epenstil war das werk der epenverfasser (s. 34). Für den Beowulf braucht man so wenig als für den Waltharius das combinieren gleichlaufender lieder anzurufen (s. 36).

Dies der hauptinhalt der schrift, die noch ausführungen „über die englische geste von Robin Hood und die dänischen Folkeviser von Marsk Stig“ bringt (s. 37 fgg.) und mit „gedanken zur terminologie“ (s. 47 fgg.) schliesst. Sie enthält geistreiche raisonnements, die einer beurteilung unterzogen werden können, wenn Heusler eine beschreibung dessen geliefert haben wird, was er den 'liedstil' nennt[1] und wenn er, was mir vorerst mit volksdichtung und volkstradition unvereinbar erscheint, seine annahme 'klar abgegrenzter' liedinhalte (= sagen) begründet haben wird. Ohne bezugnahme auf das verhältnis, in dem das märchen zur heldensage, der märchenstil zum epenstil sich befindet, wird sich das problem nicht in überzeugender weise abhandeln lassen. [Vgl. jetzt Wundt, Völkerpsychologie 2, 1, 362 fgg.].

1) Diese forderung erscheint um so mehr gerechtfertigt, als Heusler (s. 52) behauptet, wir kennten die lieder, die zum epos ausgeweitet seien.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Hertz, Wilhelm: Gesammelte abhandlungen, hrsg. von Friedrich von der Leyen. Stuttgart und Berlin, Cotta 1905. VIII, 519 s. 10 m.

Was Wilhelm Grimm bei dem 3. bande der KHM für die litteraturgeschichte des märchens geleistet hat, findet nur ein gegenstück an den sammlungen Reinhold Köhlers und Johannes Boltes und danach an den aus gleicher hingebung und gleicher gelehrsamkeit geborenen sagenforschungen eines Wilhelm Hertz. Der unvergessliche mann wird, daran zweifle ich nicht, noch lange nachwirken und vielleicht, nachdem er zu den schatten hinabgestiegen ist, eine kräftigere befruchtung ausüben, als ihm zu seinen lebzeiten beschieden gewesen ist. Die gesamtlage der germanistischen studien ist jetzt für ihn günstiger als vormals. Mit den folkloristischen interessen, die sich immer entschiedener in den vordergrund drängen, wächst das bedürfnis, sich einem führer unterzuordnen: will jemand dem wachstum einer sage nachspüren, so möge er sich Wilhelm Hertz anvertrauen. Wir begrüssen daher die Gesammelten abhandlungen auf das wärmste, denn sie sind bestimmt, im verein mit den andern publicationen von Hertz ein lebendiges ferment in unserer wissenschaft zu bleiben.

Sie enthalten jene studien über die sagenhaften überlieferungen, in deren mittelpunkt die figur des Aristoteles steht; der verstorbene gedachte sie zu einem grossen werk über „Aristoteles im mittelalter“ zu vereinigen. Die erste abhand-

lung: Aristoteles in den Alexanderdichtungen des mittelalters (1890) erscheint hier durch besserungen und nachträge vermehrt, die W. Hertz in sein handexemplar eingefügt hatte (s. 1—155). Es folgt „Die sage vom giftmädchen“ (1893) s. 156—277 (auch bei diesem neudruck konnten spätere zusätze verwertet werden), ferner „Aristoteles bei den Parsen“ (1899) s. 278—297; „Aristoteles als schüler Platos“ (1891 entstanden, aber bisher nicht veröffentlicht) s. 298—311, „Die sagen vom tod des Aristoteles“[1] (aus collectaneen zu dem buch „Aristoteles im mittelalter“ von dem herausgeber zusammengestellt) s. 312—412. Der Salomosage gehören „Die rätsel der königin von Saba“ an; diese (aus der Zs. f. d. a. bekannte) abhandlung ist aus dem nachlass ergänzt und hat einige zusätze von der hand des herausgebers erfahren (s. 413—455). Auch der berühmten abhandlung „Über den namen der Lorelei“ sind einige bemerkungen des nachlasses zugute gekommen (s. 456—490). Eine zierde des bandes ist die ihn beschliessende „Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann“ (s. 491 bis 510). Andere vorträge und aufsätze, die nach dem urteil des herausgebers nicht mehr dem heutigen stand des wissens zu entsprechen schienen, wurden zugunsten der von O. Güntter vorbereiteten biographie zurückgestellt; partikel aus den grossen auf der Münchner staatsbibliothek verwahrten sammlungen zu veröffentlichen, wird späterer gelegenheit vorbehalten.

Der ausspruch von Thiersch: „Die wahre wissenschaft hat keine andere grundlage als die genaueste kunde des details“ (1856) schien W. Hertz besonders geeignet zu sein, um die eigenart Konrad Hofmanns zu beleuchten. Wie dieser gelehrte war Wilhelm Hertz aller systembildung und jeglicher dogmatischen zusammenfassung abgeneigt. Auch seine gelehrte schriftstellerei bewegte sich daher naturgemäss in der einzelforschung, die sich aber auf die totalität mittelalterlicher philologie, auf occident wie orient erstreckte. Dem gesichtskreis Konrad Hofmanns stand er aber auch insofern nahe, als er dessen grosse entdeckung des zusammenhanges des altfranzösischen romans mit dem antiken roman zur rechten zeit gewürdigt hat und gleich seinem partner sich bewusst blieb, „dass die wandernden spielleute des volkes auch aus gelehrten quellen schöpften“ (s. 507). Diese idee wurde zum eckstein seiner sagenkritik. Daher denn die geschichte des antiken romans in seinen sagenforschungen besonders reich bedacht worden ist. Nicht weniger eifrig deckte er die kanäle auf, durch die orientalische überlieferungen in die europäischen litteraturen des mittelalters eingemündet sind (vgl. z. b. s. 450 fg.). Sein hauptinteresse concentrierte sich jedoch auf das spiel der einbildungskraft, das die sage individualisierend zur dichtung stempelt: „bei aller ehrfurcht vor der überlieferung ... rückte jeder seinen gegenstand unwillkürlich in die ihm eigene phantasiebeleuchtung und gab ihm durch umwandlungen und zutaten ein individuelles gepräge. So gewährt die vergleichung der dichterischen widerholungen eines und desselben stoffes bei aller eintönigkeit, die durch das ganze bedingt wird, im einzelnen einen mannigfaltigen, stets sich erneuernden reiz“ (s. 130). Insonderheit war er aufmerksam auf die fälle, wo eine ältere anekdote oder ein volkswitz auf einen grossen namen der geschichte übertragen und jener dadurch zum helden einer sage erhoben wurde; vgl. z. b. die „sage“ vom tode des Homer: sie ist „offenbar ein alter volkswitz, der sich zufällig wie ein fliegender spätsommerfaden der ehrwürdigsten gestalt hellenischer dichtung angeheftet hat“ (s. 359 fg.).

1) Erstes capitel: Die todesarten griechischer denker und dichter in der sagenhaften überlieferung der alten. Zweites capitel: Das buch vom apfel. Drittes capitel Das grab des Aristoteles.

Das „sachregister“, welches von dem herausgeber beigefügt wurde, könnte seinen zweck besser erfüllen, wenn es dem reichen inhalt des buches gemäss beträchtlich erweitert worden wäre.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

J. v. Rozwadowski: Wortbildung und wortbedeutung. Eine untersuchung ihrer grundgesetze. Heidelberg, C. Winters universitätsbuchhandlung 1904. VIII und 109 s. 8°. 3 m.

Rozwadowskis schrift stehe ich anscheinend günstiger gegenüber als die andern beurteiler, die sich schon darüber geäussert haben. Ich verkenne zwar ihre mängel nicht; sie ist ungleich gearbeitet: bemerkungen für den anfänger stehen neben ausführungen, die selbst für den fachmann zu kurz gehalten sind, und der anfang ist weit ausführlicher als der zuletzt ganz mager werdende schluss; sodann ist vieles zu lehrhaft dürr abgefasst, ohne rücksicht oder hinweise auf die wirklichen verhältnisse (so z. b. die erörterungen über die arten des verbums und des adjectivums s. 88 fgg., aber auch anderes); endlich hat der verfasser auch in allgemeinen fragen zu ausschliesslich die geschichtlich erreichbare entwicklung des indogermanischen im auge.

Aber es ist doch auch vieles beachtenswert. Einmal macht er auf einige schwächen an der Wundtschen auffassung aufmerksam: er bezweifelt die unterscheidbarkeit der beiden arten der bedeutungsverdichtung, die entgegensetzung des nominalen und des verbalen prädicats, die ursprünglichkeit der slavischen copulalosen nominalprädicate und anderes mehr. Wenn sein widerspruch nur zu einer verbesserung der Wundtschen einteilungen führt, muss man ihm dankbar sein.

Auch sein gesetz von der zweigliedrigkeit jeder neuen vorstellungsapperception verdient ernste überlegung. Dass er diese zweigliedrigkeit, identification und unterscheidung, ebenso im satz findet (und zwar bei subject und prädicat) wie bei der wortgruppe, ist zwar nichts neues; schon Paul hat diesen gedanken in seinen Principien verwandt zur erklärung der syntactischen unterordnungen als einer art nebenprädicat; und dass keine völlige gleichheit besteht, gibt der verfasser umgekehrt doch auch wider zu; er hat also den graben auch nicht ausfüllen können.

Auch der ausgangspunkt seiner darlegung bedarf noch der erörterung. Jedes wort ist nämlich nach R. schon ein zweigliedriges gebilde, insofern es aus stamm besteht und aus einem stammbildungssuffix, ganz entsprechend seiner herkunft aus einer alten zweigliedrigen zusammensetzung. Er hätte dabei aber auch fälle berücksichtigen sollen, wo kein stammbildungssuffix vorliegt oder vorzuliegen scheint, also nicht bloss alte indogermanische wurzelnomina, oder etwa neuenglische wie *hope, black, whirl*, die verschiedenen wortklassen angehören können, sondern auch nichtindogermanische verhältnisse, bei denen wir die vorgeschichte nicht kennen, und wo nur der satzzusammenhang die art eines wortes näher bestimmt. Denn vielleicht muss man in seinem sinne schon die verwendung als bestimmte wortart, also die 'kategoriale zugehörigkeit', als eines der glieder in betracht ziehen.

Gerade in diesem zusammenhang schliesst der verf. wol auch zuviel aus geschichtlichen verschiebungen in der wortstellung, z. b. aus dem nebeneinander von ausdrücken wie *trinkwasser* und *wasser zum trinken*, zumal angesichts eines nebeneinanders von deutsch *geldbeutel* und franz. *porte-monnaie*. Dass Brugmann die ausdrücke bestimmungs- und erweiterungsgruppen von Behaghel übernommen

hat, soll hier nur im vorbeigehen bemerkt werden, weil R. über deren bedeutung nicht ganz im klaren zu sein scheint.

Eigenartig ist endlich auch der plan, den der verfasser von einer zukünftigen grammatik entwirft; aber so kurz angedeutet, scheint er mir — gelinde gesagt — nicht leicht zu überschauen und zu beurteilen; ich möchte ihn an irgend einer sprache fertig durchgeführt und erprobt sehen.

HEIDELBERG. L. SÜTTERLIN.

Vogt, Walter: Die wortwiderholung ein stilmittel im Ortnit und Wolfdietrich A und in den mhd. spielmannsepen Orendel, Oswald und Salman und Morolf. [Germanistische abhandlungen. XX.] Breslau, M. und H. Marcus 1902. 20. heft. VIII, 86 s. 3 m.

„Widerholung eines wortes oder einer wendung bei widerkehr desselben begriffs oder gedankens innerhalb eines abstands, der den deutlichen eindruck der ersten stelle noch nicht verwischt hat": diese erscheinung an den im titel genannten epen zu beobachten, ihr wesen zu bestimmen, die verschiedenheit ihrer anwendung in den einzelnen gedichten zu verfolgen, hat sich der verfasser der vorliegenden schrift zur aufgabe gemacht.

Er teilt die tatsächlich vorkommenden wortwiderholungen passend in zwei grosse kategorien: begriff oder vorstellung bezw. vorstellungsreihe, denen das oder die betreffenden worte zum ausdrucke dienen, widerholen sich mit logischer notwendigkeit, indem sie durch den fortschreitenden gang der erzählung wider hervorgerufen werden, oder aber die widerholung ist eine willkürliche, nicht logisch bedingte.

Innerhalb der ersten gruppe wird unterschieden: widerkehr des begriffs bei verschiedener situation (rede und gegenrede, wideraufnahme der rede nach einer unterbrechung, rede im wechsel mit erzählung) und widerkehr in verschiedener function bei gleicher situation (widerkehr in haupt- und nebensatz, in verschiedener grammatischer function). In allen diesen fällen findet sich häufig widerholung desselben wortes in einer für uns auffälligen weise dort, wo wir durch verwendung von pronomen, hilfszeitwort oder anderen umschreibungen dies vermeiden würden.

Von grösserem interesse ist die zweite gruppe: wortwiderholung bei willkürlicher gedankenwiderholung. Der verf. setzt diese erscheinung zur variation in beziehung, ja er subsummiert sie grossenteils unter diesen begriff. Damit ist natürlich, obwol dies im buche nicht ganz deutlich zum ausdruck kommt, zugleich die geschichtliche beurteilung gegeben. So aufgefasst wäre die wortwiderholung nichts als eine kunstlose erstarrung, eine entartung der variation. Der verf. darf sich hiebei darauf berufen, dass mit dieser wortwiderholung sich auch die weiterführung der erzählung ähnlich enge verbindet wie mit der variation.

Er dringt in ausführlicher erörterung darauf, dass zwischen „variation mit neuem inhalt" und „variation ohne neuen inhalt" unterschieden werde. Die ganze frage ist vor kurzem durch Behaghel (Zur technik der mhd. poesie, PBB. 30, 431 fgg.) neu aufgenommen und vor einen grossen hintergrund gestellt worden. Es muss hier genügen auf diese lehrreichen und weitausblickenden erörterungen zu verweisen; nur eine grundsätzliche bemerkung zu dem berührten punkte sei gestattet.

Behaghel besteht auf schärferer scheidung der beiden von Vogt aufgestellten kategorien, indem er überhaupt nur die zweite als variation gelten lässt. Was Vogt dagegen als „variation mit neuem inhalt" bezeichnet, will er davon grundsätzlich getrennt wissen; er bezeichnet es als „widerholung mit weiterführung".

Ich muss dem gegenüber gestehen, dass mir eine solche principielle unterscheidung den tatsachen gegenüber unmöglich erscheint, ja ich muss die grenzen zwischen den beiden erscheinungen im stile unserer alten epik (denn nur von diesen, nicht allgemein, rede ich hier und im folgenden) mehr noch als Vogt als durchaus fliessende bezeichnen. Behaghel definiert s. 439 als „widerholung mit weiterführung" diejenige erscheinung, bei der „von zwei aufeinanderfolgenden satzgebilden ein teil (x) der bezeichnung ein und derselben vorstellung gewidmet ist, während der andere teil (y im ersten, y¹ im zweiten satze) verschiedene vorstellungen verkörpert; aber diese stehen logisch auf gleicher stufe, haben das gleiche logische verhältnis zu den übrigen satzgliedern". Aber die beispiele rechtfertigen diese definition nicht. In versen wie Heinr. v. Freiberg 53 (citiert s. 440): *Daz aber ich dise arbeit Hab minem sinne vür geleit, Daz machet eines herren tugent; Sîn hôhez adel, sîn edele jugent Ez mir gebôt und mich sîn bat* sollen die verba als varianten[1] ein und dieselbe, die subjecte aber verschiedene vorstellungen ausdrücken. Ich kann das nicht zugeben und sehe nicht ein, was mich abhalten sollte, auch die subjecte als varianten aufzufassen, da nach der auffassung der zeit doch gewiss *hôhez adel* und *edele jugent* zur *tugent* eines *herren* gehören, ja sie zum grossen teile ausmachen; keinesfalls sind es verschiedene vorstellungen, sondern zum mindesten sich durchschneidende. Oder ich nehme (s. 441) das beispiel Nib. 232. 3: *Die stolzen Burgonden die habent sô gevaren Daz si vor allen schanden ir êre künnen wol bewaren. Man sach dâ vor ir handen vil manegen satel blôz, Dâ von liehten swerten daz velt sô lûte erdôz. Die küenen Tronegære die frumten grôzin leit, Dâ mit volkes kreften daz her zesamene reit; Dâ frumte manegen tôten des küenen Hagenen hant. Sindolt und Hunolt, die Gêrnôtes man, Unt Rûmolt der küene, die hânt sô vil getân, Daz ez Liudegêre mac immer wesen leit*, und kann auch hier keinen grundsätzlichen unterschied zwischen den subjecten und prädicaten anerkennen. Wenn alle prädicate dem ausdruck derselben vorstellung „siegreich kämpfen" dienen, so bezeichnen doch auch die subjecte so wenig verschiedene vorstellungen, dass vielmehr das erste subject, *die stolzen Burgonden*, alle übrigen bereits in sich fasst. Es verhält sich eben doch in wirklichkeit so, dass der dichter den satz: „die Burgunden kämpften siegreich" in der weise ausdrückte, dass er sowol den subjects- als den prädicatsbegriff neben allgemeiner bezeichnung auch noch in einzelne teile zerlegt und vorführt.

Und so sind doch überall auch jene „weiterführungen" keineswegs schlechthin verschiedene vorstellungen, sondern grössen einer gattung, die sich addieren lassen; ihr gemeinsames besteht nicht nur, wie Behaghels definition besagt, in dem gleichen logischen verhältnis zu den übrigen satzgliedern, sondern auch in der gleichmässigen zugehörigkeit zu einem nächst höheren begriff.[2] Und es lässt sich nicht einmal sagen, dass sie in den beispielen, die Behaghel anführt, etwa im gegensatze zu den varianten stets segmente des übergeordneten begriffes darstellten, die, nebeneinander gelagert, sich gegenseitig nicht überschnitten. In beispielen wie Roth. 4648: *Do ginc der herzoge von Merân Ingégin der vrouwen lossam. Luppolt unde Erwin Intfiengen die konigin* ist das allerdings der fall, aber nicht in der oben citierten

1) So will ich die verschiedenen sprachlichen formulierungen derselben oder ähnlicher vorstellungen und vorstellungsreihen bezeichnen.

2) Hierauf beruht ja eben erst die möglichkeit jenes gleichen logischen verhältnisses zu den übrigen satzgliedern.

stelle aus dem Nibelungenliede oder etwa Rol. 6202 (Behaghel s. 440: *Wole vaht Turpin Unt Gerhart vone Rosselin. Ive unde Pegon Vahten umbe den ewigen lon. Wole vahten thie kuonen Karlinge. Wole vaht des keisers kunne* usw., wo *thie kuonen Karlinge* alle vorher und nachher genannten subjecte mit umfasst) oder an der oben angeführten stelle aus Heinr. v. Freiberg.

Erscheint hier also die verschiedenheit der vorstellungen bei der sog. „weiterführung" überschätzt, so geschieht nach der anderen seite ein gleiches in bezug auf die begriffliche identität der varianten.

Es ist ja von vornherein klar, dass von einer wirklichen identität derselben im strengen sinne überhaupt nicht die rede sein kann; einen solchen überfluss hat eben keine sprache, dass sie ein und dieselbe vorstellung oder vorstellungsreihe mit verschiedenen worten von ganz gleicher wirkung zu bezeichnen vermöchte. Auch von hieraus verwischen sich die von Behaghel gezogenen grenzen gegen die sog. „weiterführung". In einem beispiele wie W. Gen. 527: *Daz er* (Gott) *in* (den teufel) *ab dem himele stiez Joch sine gesinden alle Sant in die helle* wäre nach Behaghel s. 442 das object weitergeführt, das verbum aber in inhaltlich identischen varianten zweifach ausgedrückt. Aber liegt (wenn man überhaupt zwei verba annimmt) in dem *in die helle stôzen* nicht ebenfalls eine weiterführung des *ab deme himele stôzen?* Mit diesem war jenes ja doch keineswegs gesagt; Lucifer und seine genossen hätten ja doch, wie mit den neutralen engeln wirklich geschah, aus dem himmel auf die erde verstossen werden können.[1] Und so erscheint mir das wesen des erzählenden stils unserer alten epik überhaupt gerade in dieser unlöslichen verbindung variierender widerholung und gleichzeitiger weiterführung zu liegen. Eben darum ist es mir aber auch unverständlich, wie Vogt s. 37 erklären kann, aufgabe der variation sei es, ruhepunkte zu schaffen. Mir erscheint der alte dichter, der sich beständig dieses stilmittels bedient, vielmehr wie ein schwimmer, der mit aller kraft gegen die andrängenden wogen kämpft, die ihn im vordringen immer wider ein stück zurückwerfen, oder in einem andern bilde zu reden, es geht wie bei der Echternacher springprocession: drei schritte vor und einen oder auch zwei wider zurück, aber immer doch vorwärts.[2] Auf jeden fall aber empfängt man gerade aus der anwendung der variation den eindruck erregtester bewegung.

1) Ich will mich noch durch ein beliebig herausgegriffenes anderes beispiel deutlicher zu machen suchen. Roth. 788 *Den schatz man âne zale nam unde trôg in allez daz an ûz des kuningis kameren, si vôrtin üffe den wagenin hinne zô den kielen maniger slachte gewire* führt Behaghel s. 439 als beleg für weiterführung des verbums auf; in der stelle Iw. 882 *Und enlac ouch niht langer dâ; Er gienc hin ûz zuo in zehant* werden die verba s. 455 als varianten gerechnet. Ich verstehe nicht, wo hier der grundsätzliche unterschied liegen soll. Beide male handelt es sich darum, dass eine bewegung von einem ort an einen andern (schatz aus der kammer auf die schiffe bringen — aus dem bett heraus zu den andern gehen) durch zwei verba ausgedrückt wird, deren erstes die entfernung vom bisherigen ort, das aufgeben der bisherigen stellung, das zweite die bewegung zum neuen ziele bezeichnet. Hier wie dort sind die vorstellungen, die durch die verba ausgedrückt werden, weder völlig verschieden, noch völlig identisch. Sie sind eben teile der übergeordneten vorstellung (bewegung von einem ort zu einem andern) und zwar, da das aufgeben des alten orts das einnehmen eines neuen einschliesst und umgekehrt dieses jenes voraussetzt, teile die sich überschneiden, graphisch ausgedrückt etwa so:

2) Man könnte diese technik der erzählung sich durch eine linie versinnbildlichen, welche in schlingen sich fortbewegt, die sich immer wieder durchschneiden:



Nun gibt es ja, um dazu noch ein wort zu sagen, gewiss sehr viele fälle von variation, wo die varianten begrifflich sich nahezu oder völlig decken. Aber es ist doch klar, dass die verschiedenheit der sprachlichen formulierung, wenn sie schon logisch nichts ausmacht, doch stilistisch-ästhetisch nichts weniger als gleichgiltig sein kann. Wenn ich die weiter oben citierten verse aus dem Rother höre, so weiss ich aus dem zusammenhange, dass mit der *vrouwen lussam* ebenso wie mit der *koningin* Rothers gattin gemeint ist, und für meinen verstand ist es einerlei, ob der begriff so oder so bezeichnet ist; er verlangt nur eindeutigkeit der bezeichnung.[1] Aber auf meine anschauung und mein gefühl wirken die bezeichnungen ganz verschieden; die ästhetische wirkung wird also durch die variation ganz ausserordentlich beeinflusst. Bei varianten für vorstellungsreihen tritt das natürlich noch mehr hervor. Gerade dies aber ist, wo die variation als stilmittel verwendet wird, nicht nur ein wichtiger gesichtspunkt, sondern geradezu der wichtigste. Und so bedürfte Behaghels weitblickende und anregende untersuchung noch einer ergänzung von dieser seite, indem der stoff, den er nach logisch formalen kategorien aufgeteilt und wesentlich vom rein sprachlichen gesichtspunkte betrachtet hat, nochmals sorgfältig auf den inhalt angesehen und in seiner ästhetischen wirkung untersucht würde.

Es wird nun aber gerade aus solcher betrachtung klar, dass wortwiderholung stilistisch wesentlich anders wirken muss als variation. Es ist über wesen und wirkung der ersteren vom verfasser in einem besonderen capitel „Psychologische analyse“ s. 54 fgg. manches klug und anregend gesagt worden. Nicht durchaus freilich scheinen seine erwägungen am platze, denn sie suchen augenscheinlich öfter absicht und kunst dort, wo sie nicht vorhanden sind. Die behandelten epen stehen eben doch als dichtungen überwiegend auf einer sehr niedrigen stufe und man darf nicht immer stil finden wollen in der kunstlosen dürftigkeit ihres ausdrucks. Es ist wol noch zu weit gegangen, wenn der verfasser in seinen ansprechenden schlussbetrachtungen die zahlreichen widerholungen ganz aus entstehungsweise und vortrag dieser dichtungen zu rechtfertigen sucht. Tatsache und art ihrer überlieferung gestatten doch wohl nicht, sie in so weitgehendem masse als stegreifdichtungen zu nehmen, wie hier geschieht.

Im ganzen ergibt sich eigentlich aus dem zweiten „speciellen teil“ der arbeit, in der Wolfdietrich A einerseits, Orendel und Oswald andererseits für sich unter dem angeregten gesichtspunkte betrachtet werden, dass nur in jenem gedichte die wortwiderholung als bewusstes stilmittel verwendet wird. Die ausführungen ergeben hier manches sehr anziehende, namentlich auch in bezug auf das verhältnis von strophe und wortwiderholung. Es ist hübsch zu sehen, wie diese hier vielfach im dienste einer, ich möchte sagen, architectonischen gliederung wirkungsvoll genug verwertet wird. Hier hätten wol vergleiche mit moderner erzählungskunst, die sich desselben mittels oft in raffinierter weise bedient (ich denke z. b. an Selma Lagerlöf und Gustav Frenssen), nahe gelegen und hätten manchen guten ausblick ergeben.

Nachgetragen sei schliesslich noch die beobachtung, dass im Wolfdietrich der fortschritt der erzählung sich hauptsächlich in der vierten zeile der strophe vollzieht;

1) An der fraglichen stelle ist das, wenn man sie im zusammenhange ansieht, freilich streng genommen nicht der fall, da mit den bezeichnungen auch die alte königin gemeint sein könnte. Das ist eben gerade die schwäche der variation, die aus der unmöglichkeit folgt, ein und denselben begriff durch verschiedene sprachliche formulierungen vollkommen eindeutig zu bezeichnen.

man braucht beinahe nur diese zu lesen, um die geschichte aufzunehmen. Es ist das ein nicht uninteressanter gegensatz zum Nibelungenliede, bei dem gerade die vierte zeile so oft von der erzählung abschweift.

FRANKFURT A. M. FRIEDRICH PANZER.

Wiegand, Julius: Stilistische untersuchungen zum könig Rother. [Germanistische abhandlungen. XXII.] Breslau, M. u. H. Marcus 1904. 22. heft. XI, 209 s. 6,40 m.

In erfreulicher weise beginnen die stilistischen untersuchungen über epen der frühmittelhochdeutschen zeit sich zu mehren. In ihrer reihe verdiente das gedicht vom könig Rother vor allem eine stelle. War sein verfasser auch kein grosser künstler, so erhebt sichtliche begabung ihn doch über manchen mehr handwerksmässigen genossen und lässt erwarten, dass er besser als andere auszudrücken vermochte, was in seiner zeit lebendig und ihr gemäss war. Auf der anderen seite konnte auch das traditionelle element im stile unserer nationalen epik an seinem nationalen stoffe am reinsten zur erscheinung kommen.

Einen wichtigen teil der hier zu lösenden aufgabe hatte vor jahren schon Schmedes in seiner bekannten dissertation über die variation im Rother, Nibelungenliede und Gudrun in angriff genommen; durch die vorliegende schrift erfahren seine ausführungen eine umfassende ergänzung.

Der verfasser ist gründlich zu werke gegangen. In sechs abschnitten werden so ziemlich alle bemerkenswerten erscheinungen aufgeführt und erörtert. Das erste capitel bespricht die stilistischen besonderheiten der satzfügung, besonders der wortstellung. Die behandlung von 'umschreibung und schmückendem zusatz' im zweiten abschnitt gibt gelegenheit zu einer sehr willkommenen zusammenstellung sämtlicher im gedichte gebrauchten attributiven adjektiva. Figuren und tropen erörtern das dritte und vierte capitel; das fünfte bringt etwas unorganisch ein paar vereinzelte erscheinungen unter 'breite des stils', wohin manches sonst besprochene gehörte. Am dankbarsten begrüsst man das sechste capitel, das unter dem stichwort 'originalität und nachahmung' ein vollständiges verzeichnis aller reim- und stilformeln des gedichtes nach inhaltlichen gesichtspunkten geordnet vorlegt.

Man wird nicht verkennen, dass einer aufgabe wie sie der verf. sich gestellt hat, den stil einer alten dichtung nach allen seiten darzustellen, erhebliche schwierigkeiten im wege stehen. Sie ganz zu lösen ist ja wol überhaupt unmöglich. Es fehlen uns dafür schon die sprachlichen voraussetzungen, denn man müsste, um wirkung und verdienst eines sprachlichen kunstwerks voll zu empfinden, erst mit der umgangssprache der zeit genau vertraut sein, was in keiner weise zutrifft. Die eigenheiten der wortfügung und wortwahl, und selbst der wortformen, besonders soweit es um mehr oder weniger mundartliches, archaisches und an sich poetisches sich handelt, aber auch der stil im höheren sinne kann eigentlich nur von diesem grunde rein sich abheben. Es fehlen uns für eine wirkliche lösung der aufgabe aber auch die kulturellen voraussetzungen. Auf den hintergrund unserer kultur projiciert muss auch in der ausdrucksweise (z. b. in den personenbezeichnungen) manches auffällig, manches poetisch erscheinen, was jener zeit geläufig und alltäglich war.

Man darf dem verfasser das zeugnis ausstellen, dass er vorsichtig und gerüstet seinen weg gegangen ist. Er hat für alle erscheinungen die belege aus dem gedichte vollständig zusammengetragen; die notwendige unterlage für ihre beurteilung ist er

dadurch zu sichern bemüht, dass er für jeden fall belege aus verwandten gedichten besonders des 12. jahrhunderts entweder selbst zusammenträgt oder in den sammlungen anderer aufweist. Dass referent auch über den stil der Gudrun ausführlicher gehandelt und zu vielen der erörterten erscheinungen belege und grundsätzliche beurteilung gegeben hat, scheint ihm entgangen zu sein; wenigstens ist nirgends darauf bezug genommen.

Im einzelnen müsste ich mit dem verf. über beurteilung und einordnung dieser und jener fälle rechten; im wesentlichen scheint sein urteil vorsichtig und gut. Am wenigsten befriedigt vielleicht der abschnitt über die variation; hier hätten sich die ausführungen von Schmedes nach viel mehr seiten ergänzen und verfeinern lassen als durch den verf. geschehen ist. Was man im ganzen vermisst, ist eine weiter ausblickende ästhetische würdigung der einzelnen erscheinungen wie des gesamten stils, was für eine derartige untersuchung doch eine recht wichtige sache wäre; namentlich bringt der schlussabschnitt mit 'folgerungen und zusammenfassung' nicht, was man hier erwarten konnte. Persönlich darf ich die befriedigung aussprechen, dass die eingehende untersuchung des einzelnen, wie sie hier vorliegt, durchaus die auffassung rechtfertigt, die meine kleine schrift über das altdeutsche volksepos grundsätzlich ausgesprochen hat. Sehr viele von den besonderheiten, die hier zusammengetragen werden, liegen auf der linie jenes typisierenden stils, dessen wesen ich dort zu entwickeln versuchte. So stellt, um einige belege zu geben, der verf. s. 10 fest, dass bei der 'umschreibung' von begriffen durch ein einfaches hauptwort 'auswahl mit besonderer rücksicht auf die situation kaum zu erkennen' ist. S. 11 konstatiert, dass die apposition 'fast ausschliesslich schmückend, einmal bestimmend' vorkommt. Und zwar sind die gebrauchten substantiva eben wider durchaus typische (*herre*, *vrouwe*, *helet*, *degen*, *wîgant* usw.), nicht aber situationsbestimmende, ja sie sind nicht selten der individuellen situation direkt entgegen, wie wenn Rother gerade v. 2968 *der wîgant* genannt wird, wo er zu gerichte fährt, oder v. 4656 Wolfrat, wo er den alten Constantin höflich und barmherzig an der hand führt. S. 28 wird von den attributiven adjektiven festgestellt, dass sie „nicht so sehr veranschaulichend, charakterisierend, malend, als vielmehr lobend oder doch wenigstens hervorhebend, steigernd“ sind, d. h. also es wird das substantiv durch sein attribut beständig aus dem eingeschränkten, individuellen zum idealen, gattungsmässigen erhoben; individualisierende beiwörter sind ganz selten (s. 31 fg.)[1]. So lässt sich denn auch aus den beiwörtern, wie sie sämtliche normale personen der erzählung erhalten (z. b. wenn die männer regelmässig *balt*, *edel*, *êrlîch*, *gôt*, *hêr*, *hêrlîch*, *kône*, *lossam*, *mêre*, *rîch*, *tûr*, *tûrlîch* genannt werden) geradezu das ideal der zeit nach seinen merkmalen aufbauen. Auch in den schilderungen äusserer erscheinung (s. 110 fgg.) zeigt sich keine individualisierung. 'Es findet sich keine schilderung von örtlichkeiten und naturerscheinungen'. 'Über die gestalt der auftretenden personen sagt er wenig'. Wenn daneben eingehende schilderung von gewändern und schätzen auffällt, so bewegt der Rother sich damit

1) Der verf. sondert s. 32 fg. noch 'eine dritte art des schmückenden beiworts' ab, 'eine veranschaulichende, spezialisierende': mit unrecht, wie ich glaube, denn die beispiele gehören alle in die erste gruppe des typisierenden oder idealisierenden beiworts. Wenn etwa die rosse *appelgrâ* genannt werden, so kommt dies attribut freilich nicht der gesamten gattung zu, aber auch nicht jeder ritter ist *balt*, *kône*, *hêrlîch* usw. Hier wie dort idealisiert das beiwort, das nur den erlesenen exemplaren der gattung eignete. Dass da pferde gerade *appelgrâ* heissen, wird denjenigen, der mittelalterliche miniaturen kennt, nicht wundern; werden doch dort die pferde mit einer uns auffälligen vorliebe als apfelschimmel gemalt.

nur auf einer bahn, die, worauf ich mehrfach hingewiesen habe, von der gleichzeitigen und unmittelbar vorhergehenden dichtung ebenso eingeschlagen wird wie in der bildenden kunst. Hier regen auf beiden gebieten sich zuerst die anfänge einer neuen individualisierenden richtung, auf diesem wege vollzieht sich für unsere gesamte altdeutsche kunst, um ein schönes wort Goethes zu brauchen, das aufblühen der aussenwelt.

Auch meine geschichtliche auffassung von dem ununterbrochenen zusammenhang des stils dieser volkstümlichen mhd. epen mit der alten allitterationsepik finde ich durch diese untersuchung bestätigt. 'Stilistisch' sagt der verf. von dem gedichte am schlusse, 'liegt es auf dem weg, der vom Hildebrandslied zu den Nibelungen führt'.

Ihre wahre bedeutung werden untersuchungen wie die vorliegende erhalten, wenn sie einmal mit gleicher sorgfalt für alle bedeutenden gedichte der zeit angestellt sein werden: dann wird aus dem reichtum des vollen materials heraus ein richtiges bild von der formalen entwicklung unserer alten epik mit allen einzelheiten sich zeichnen lassen. Ihren praktischen wert aber behauptet eine derartige untersuchung sofort für das gedicht selbst, von dem sie ausgeht, und der verfasser hat seine ergebnisse auch gleich nach dieser richtung zu nützen gesucht, indem er sie für die frage nach der einheit der dichtung mobil macht, die auch hier sich erhebt. Er beobachtet unterschiede zwischen dem ersten und zweiten teile des epos, die etwa bei v. 2987 aneinander grenzen, namentlich in der wortwahl. Er kommt zu dem schlusse, dass der zweite teil von der tätigkeit eines überarbeiters betroffen wurde, der auch im ersten teile schon manches geändert hatte. Ferner sucht er die interpolationen in übereinstimmung und widerspruch mit früheren bemühungen mit hilfe der genaueren massstäbe, die seine untersuchung ihm in die hand gibt, schärfer abzugrenzen. Ich hätte hier manche einwendung von der inhaltlichen seite zu erheben, doch wird sich gelegenheit bieten darauf in anderem zusammenhange zurückzukommen, so dass sich hier ein genaueres eingehen erübrigt.

FRANKFURT A. M. FRIEDRICH PANZER.

H. Tardel, „Der arme Heinrich" in der neueren dichtung. [Forschungen zur neueren lit.-gesch. herausg. von Fr. Muncker. XXX.] Berlin, Duncker 1905. 69 s. 2 m. (subscr.-preis 1,70 m.).

Tardel bespricht eingehend Hartmann von Aue selbst (wobei illustratoren und übersetzer herangezogen werden), Longfellow, Josef v. Weilen, Ric. Huch, Gerh. Hauptmann und, mit vaterländisch-bremischer sympathie, Fitger („San Marcos tochter"). Der erlösungsgedanke wird (s. 17) als kernmotiv aufgewiesen, Hauptmanns drama gegen blinde gegnerschaft (s. 28) gerecht verteidigt und besonders (s. 57 fg.) die sprache dieses lyrischen dramas gewürdigt. Eine reihe weniger bedeutsamer dichtungen (Rossetti, aber auch Hans Pöhnl; angrenzende motive wie Raabes „Des reiches krone") werden ebenfalls nach möglichkeit in eine psychologische entwicklungsreihe eingezogen.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Wundt, Wilhelm: Völkerpsychologie. **Eine untersuchung der entwicklungsgesetze von sprache, mythus und sitte. Zweiter band: Mythus und religion. Erster teil mit 53 abbildungen im text. Leipzig, W. Engelmann 1905. XI, 617 s. 14 m.**

Man muss auf die litteratur der französischen encyclopädisten des 18. jahrhunderts, auf Auguste Comte oder auf Herbert Spencer zurückgehen, um unter den werken der philosophen einem buch zu begegnen, das sich der von Wundt entworfenen völkerpsychologie vergleichen liesse. Mit dieser sociologischen conception hat sich endlich den ausländern in Deutschland ein würdiger rivale zur seite gesellt; ja es hat allen anschein, dass das vollendete buch die ausländische litteratur überholen werde. Wie es aber auch damit bestellt sein möge, jedesfalls brauchen wir uns jetzt für die sociologische forschungsmethode und die dadurch herbeigeführte umwertung unserer philologisch-historischen grundbegriffe nicht mehr bloss auf Frankreich und England zu berufen.[1]

Den jüngern der wissenschaft ist jetzt zu empfehlen, die mit ungewöhnlicher energie des denkens und mit bewundernswertem fleiss errungenen leitsätze unseres deutschen meisters zur richtschnur zu nehmen. Das bedeutet nicht, dass die französischen und englischen sociologen mit ihren systemen uns in die irre geführt hätten und wir von falschen bahnen umkehren müssten. Im gegenteil. Es ist den in Europa und Amerika gegenwärtig massgebenden sociologischen theorien eine glänzende anerkennung zuteil geworden. In den einfachsten grundgedanken besteht eine höchst erwünschte und ermutigende übereinstimmung der gelehrten. Nur sind diese grundgedanken durch Wundt im zusammenhang eines deutschen systems deduciert und dargestellt worden. Drum werden sie sich leichter in unsere deutsche, philologisch-historische kleinarbeit einfügen. Vielleicht gilt dies aber für keine fachdisciplin in solchem umfang wie für die deutsche philologie. Denn Wundts werk verspricht zu einer psychologie der deutschen geistesgeschichte — so fassen wir das wort „völkerpsychologie" auf — zu werden. Aus den erlebnissen der einzelseele dieses deutschen forschers sehen wir sie sich aufbauen. Wir begrüssen daher den fortschritt des werkes mit verdoppelter freude. Es muss jedem sociologisch, d. h. folkloristisch interessierten Germanisten höchst willkommen sein.

Das buch steht völlig auf der höhe der zeit. Bei ihm liegt es nicht so, dass verstaubte collectaneen aus einer überholten und uns schon fremd gewordenen periode der wissenschaft ausgebreitet würden. Mich hat Wundt geradezu verblüfft durch die ausdehnung seiner gewählten lectüre, durch den sichern instinkt, mit dem er die vorzüglichsten quellen anzubohren wusste, und durch die rüstigkeit, mit der er die allerneuesten forschungen zu bearbeiten verstand.

Man kannte diese fähigkeiten schon aus dem ersten band der Völkerpsychologie, welcher der sprache gewidmet ist (2. umgearbeitete auflage, Leipzig 1904). Dieser teil wurde jedoch gerade von fachmännischer seite angegriffen. Ich kann freilich nicht finden, dass diese angriffe irgend wesentliche glieder der Wundtschen

1) Es ist gelegentlich übel vermerkt worden, dass ich im vorwort zu meinem „Balder" die deutsche principienwissenschaft missgünstig beurteilt habe. Wer so sprach, wird nun darüber belehrt sein, was uns deutschen philologen fehlte, ehe Wundt auf den plan trat. Speciell zur litteratur der religionswissenschaft bemerkte jüngst Troeltsch aus anlass der psychologischen forschungen: „an denen allerdings die deutsche psychologie auffallend wenig beteiligt ist" (Kultur der gegenwart 1, 4, 490).

gedankenreihen getroffen hätten[1]. Ja es ist mir ein bedürfnis, jenen angriffen gegenüber zu betonen, dass Wundt die sprachwissenschaft in hervorragendem masse gefördert hat. Denn er brachte den linguisten die enge ihres horizonts zum bewusstsein; er vollzog eine synthese, an die man sich in der neuzeit nirgends in gleich grosszügigem entwurf gewagt hatte. Die principienwissenschaft war bisher von der articulierten sprache ausgegangen. Wundt hat die gebärdensprache einbezogen und dadurch ein weit breiteres gesichtsfeld gewonnen. Dank jenem offenen sinn für die psychischen realitäten, der ihn, den experimentalpsychologen, auszeichnet, hat er nicht bloss die grenzen der sprachwissenschaft erweitert und ihr beobachtungsmaterial vermehrt, sondern — wie es bei der fixierung positiver grössen zu gehen pflegt — er hat neue prämissen in die deductionen eingestellt und so mussten diese zu neuen schlussergebnissen führen. Sie gipfelten in der äusserst fruchtbaren definition der sprachlichen vorgänge als 'ausdrucksbewegungen'. Mit dieser formel ist das verfahren für die wesensbestimmung der die sprachgeschichte beherrschenden gesetze (der sog. lautgesetze) erheblich vereinfacht worden. Von andern wertvollen sprachwissenschaftlichen gesichtspunkten und combinationen Wundts kann hier füglich abgesehen werden; sie gestatten meines erachtens nicht, von den schwächern oder unhaltbaren partien jenes ersten teils viel aufhebens zu machen, die sich corrigieren, wenn die dem verfasser zur verfügung stehende speciallitteratur ergänzt wird.

Noch höher als der der sprache gewidmete band steht für mich der vorliegende erste teil des zweiten bandes, in dem die psychologischen grundkräfte und die völkergedanken erörtert werden, die die menschheit auf die höhe des mythus und der religion geführt haben. Auch hier sind fachwissenschaftliche details nachzutragen und können ergänzungen vorgenommen werden. Aber es ist kaum zu befürchten, dass dadurch die über eine reiche individualisierung hinaus auf eine wissenschaftliche typik gerichteten tendenzen dieses trefflichen werkes abgeschwächt werden.

Es handelt sich um jene eminent practischen probleme der geschichtswissenschaft, deren sich die philologie zugleich mit der volkskunde bemächtigte. Im besonderen ist hier von Wundt unternommen worden, eine psychologische grundlegung der kunst und der religion zu schreiben. Der kunsthistoriker und der litterarhistoriker ist daher dem verfasser zu nicht geringerem dank verpflichtet als der religionshistoriker, an den sich voraussichtlich der noch ausstehende zweite teil direct wenden wird.

Wundts psychologisches verfahren kommt zunächst in der folkloristisch-sociologischen disposition des stoffes zum ausdruck. Er untersucht die ästhetischen grundwerte nicht wie speculativ gerichtete philosophen, die an einer rationalen psychologie der ästhetik arbeiten. Wundt hat völkerpsychologische d. h. geschichtswissenschaftliche ziele, er definiert die ästhetischen grundbegriffe sub specie historiae und führt — als positivist — uns nicht zu einer ästhetischen theorie, sondern vor die in langen entwicklungsreihen aufeinander folgenden kunstwerke. Mit anderen worten. Seine psychologische grundlegung einer geschichte der kunst und der litteratur concentriert sich erstens auf die primitive kunst und die primitive litteratur, zweitens auf die entwicklung einer hohen idealkunst aus den primitiven formen der

1) Solch gährender tiefsinn, wie er jetzt wider in K. Vosslers Sprache als schöpfung und entwicklung (Heidelberg 1905) begegnet, ist vorerst nur als symptom bemerkenswert.

bildenden und der musischen künste. Damit hat er die kunstpsychologie aus der unleidlichen enge der individualästhetik an die collectivästhetik und collectivpsychologie d. h. an die tatsachen der geschichte verwiesen. Die idealistische speculation hat ihre unentbehrliche positivistische basis erhalten; nicht bloss für die speculative ästhetik, sondern auch für den fachbetrieb der kunstgeschichte und der litteraturgeschichte ist so gründlich wie nie zuvor eine *recherche des origines* besorgt worden.

Hatte Wundt im ersten band seiner Völkerpsychologie die sprache auf ausdrucksbewegungen zurückgeführt, so behauptet er jetzt, eine ähnliche stellung wie die ausdrucksbewegungen zur sprache nehme die phantasie zum mythus ein. Auch hier handelt sichs im letzten grund um individuelle functionen. Wirkenden geschichtlichen wert gewinnen diese aber dadurch, dass die schöpfungen der einzelseele zu functionen der gemeinschaft sich ausweiten. In diesem fall nehmen auch mythische erscheinungen (wie die erscheinungen des sprachlebens) völkerpsychologischen charakter an. Sobald sie nämlich unter die bedingungen des zusammenlebens der individuen geraten, werden sie sociologisch wirksam. Nur was sociologisch zur wirkung gelangt, wird gegenstand der geschichtsforschung; das rein individuelle seelenleben bleibt incommensurabel und unzugänglich.

Bekam nun die sprachpsychologie und die sprachgeschichte damit einen festen ausgangspunkt, dass collective sprachäusserungen in die grosse klasse der ausdrucksbewegungen eingeordnet wurden, so gebührt der religionspsychologie und religionsgeschichte ein identisches princip. Dies wird zunächst nur auf dem wege der individual- und experimentalpsychologie erkannt werden: ihre einzelbeobachtungen haben als allgemeinstes symptom die phantasietätigkeit ergeben. Die analyse der individuellen phantasietätigkeit wird daher zum ersten postulat der religionsgeschichtlichen forschung.

Der phantasie sind nach dem befund des individuellen bewusstseins alle die seelischen erscheinungen zuzuzählen, in denen sich eine bildende tätigkeit offenbart. Die einfachsten phantasiegebilde sind die bilder unserer sinneswahrnehmungen. Denn das räumliche bild der aussenwelt, das wir durch die sinne empfangen, ist nur zu einem teil ein die sinneserregungen treu widerspiegelndes bild der objecte; unsere raumphantasie stattet die den reizen correspondierenden objecte mit eigenschaften aus, die ihnen nicht immanent sind (pseudoskopische täuschungen). Bei aller raumwahrnehmung gesellen sich zu den physiologischen reizen psychische erregungen. Diese bestehen einmal in associativen processen, bei denen elemente früherer vorstellungen reproduciert werden, die, sich den neuen eindrücken angleichend, den vorgestellten gegenstand als mehr oder weniger bekannt erscheinen lassen (erinnerung). Auf experimentellem weg lässt sich feststellen — und das müssen unsere 'mythologen' sich merken! — dass es sich dabei nicht um ein vergleichen oder um eine art des urteilens und schliessens handelt, sondern um anschauung (z. b. in dem einfachsten fall, dass eine lineare zeichnung in der ebene pseudoskopisch als körper erscheint). Dabei ist phantasie beteiligt, denn bildmässig ergänzen wir den in der unmittelbaren empfindung immer nur fragmentarisch gegebenen raum.

Zum andern bekunden sich jene die physiologischen reize begleitenden psychischen erregungen darin, dass bei den sinnlichen eindrücken gefühlsfactoren mitwirken und deren plastik ins ästhetisch-bildnerische heben. Das wesentlichste ist aber drittens, dass mit den physiologischen reizen die so gearteten psychischen erregungen in eins verschmelzen. So kommt zu stand, was man affecte der wahrnehmung (ästhetische affecte) nennen könnte oder was man in der neueren ästhetik als 'einfühlung in die objecte' bezeichnet. Von diesem hauptbegriff der einfühlung in die objecte geht

nun Wundt erfreulicherweise auch für seine collectivästhetik aus. Damit dass ich eine raumvorstellung begriffsmässig fixiere, ist sie noch nicht erschöpft. Es waltet eine innigere beziehung der subjecte zu den ihnen widerfahrenen eindrücken, als aus begriffen deutlich werden könnte. Bilden wir begriffe, so vernachlässigen wir die phantasiemässig-intuitiv erfassten specifischen gefühlswerte der dinge. Von dem bebegrifflichen vorstellen und denken sondert sich das phantasiemässige vorstellen und denken[1], durch das die abstracten vorstellungen leben empfangen, weil wir uns gefühlsmässig an den den vorstellungen correspondierenden objecten beteiligen, uns in sie versenken und mit ihnen eins werden. Nicht wo das denken zum begriff, sondern wo es zum psychischen erlebnis wird, geraten die phantasiekräfte in schwingung und beginnen schöpferisch sich zu betätigen[2].

Mit dem anteil nun, den wir an einem object der wahrnehmung haben, wächst die wirkung seiner eindrücke. Daher sind die phantasiegebilde mit ihren gegenständlichen vorstellungen durch ungewöhnliche lebhaftigkeit ausgezeichnet. Mit andern worten: die ausdrucksbewegungen, die der phantasietätigkeit zu grunde liegen, sind affectmässig. Aus der steigernden rückwirkung, welche die einfühlung in die objecte ausübt, aus der beteiligung des eigenen seins an dem sein der objecte gehen die affecte hervor. Die zurückführung jedweder kunst und jedweder religion auf affect, auf begeisterung, auf gesteigertes leben beruht auf einer evidenten combination psychischer erfahrungen[3] und garantiert einen erheblichen fortschritt unserer erkenntnisse, wenn nur resolut die consequenzen gezogen werden.

An jenen affectmässigen ausdrucksbewegungen, durch begeisterndes erlebnis erzeugt, haben die objecte selber teil genommen und so erscheinen sie selbsttätig und belebt wie die empfindenden subjecte, weil sie infolge affectvoller einfühlung belebend appercipiert wurden (ästhetische illusion). Kennzeichnet das princip der belebenden apperception die entstehung der schöpfungen des menschlichen geistes, so fassen sich in den, schulmässig und ungeschickt als illusionen bezeichneten, phantasievorgängen ihre wirkungen zusammen. Das wesen der phantasie äussert sich darin, dass die wirklichkeit affectmässig 'umgedichtet' wird[4]. Die mitarbeit des temperaments, der affecte muss bei phantasiemässiger geistesarbeit vor allem andern in anschlag gebracht werden. Musterhafte belege hierfür liefert die leicht erregbare kindliche phantasie (s. 63fgg.). Vom kinde wird alles belebt appercipiert, stark entwickelte gefühlswerte begleiten das spiel seiner einbildungskraft und verleihen den objecten die weihe naiver kunst. Wie wir es von der sociologie her gewohnt sind, behandelt Wundt diese kindlichen erlebnisse sehr eingehend, in der überzeugung, dass von hier aus das verständnis für die rolle, welche die phantasie überhaupt in der geschichte gespielt hat, sich erschliessen werde (s. 87fgg.).

Setzt sich die receptivität phantasiemässigen erlebens als productive ausstrahlung des erlebnisses fort, so gelangen wir zu künstlerischem schaffen. Es kann in nichts anderem bestehen als in einer affectvollen objectivierung jenes erlebnisses. Eindrucksvolle seelische erlebnisse bilden den untergrund aller wissenschaft, aller kunst und aller religion. Auf das princip der vitalität, des lebensinteresses müssen sie gleicher-

1) Vgl. Kauffmann, Balder s. 170fg.
2) Dilthey, Erlebnis und dichtung s. 137fgg.
3) Als vermittler religionsgeschichtlichen verständnisses wurde der enthusiasmus bereits Balder s. 172 angezogen.
4) Hierüber hat A. E. Berger neuerdings vortrefflich gesprochen (Die lehre von der naturnachahmung. Darmstadt 1906).

massen bezogen werden. Aber die religion wurzelt am tiefsten in den lebensinteressen der individuen und der völker. Dem völkerpsychologen stellt sich diese erfahrung so dar, dass in der religion menschliches lebensinteresse sich schöpferisch betätigte, ehe die kunst daran teil gewann, dass die religion eine primitivere stufe phantasiemässiger erlebnisse repräsentiert als die kunst. Weil religion das allgemeinere, ist sie das ältere und umgekehrt. Wundt drückt dies so aus: der inhalt der kunst ist vor allem andern mythus und religion (s. 94 fg.). Für uns empfiehlt es sich aber, mit Wundt vom besonderen zum allgemeineren aufzusteigen, von der kunst zur religion vorzudringen. Um die constitutiven elemente primitiver religion zu erforschen, gehen wir mit ihm von den denkmälern primitiver kunst aus. Es ist ihm als hohes verdienst anzurechnen, dass er diesen weg beschritten und erst die formen niederer und höherer kunst analytisch bestimmt hat, ehe er mit den schwer erreichbaren materialien der religion sich befasste. Mit fug und recht ist daher der vorliegende erste teil des zweiten bandes seiner Völkerpsychologie der geschichte der kunstformen gewidmet worden. Nur so konnte eine ausgiebige begründung von Wundts auffassung einer primitiven religion sachgemäss vorbereitet werden. Für dieses scheinbar umständliche verfahren, das kurzsichtige leicht abschrecken könnte, dessen durchführung aber von grosser principieller tragweite ist, gebührt dem verf. besonderer dank.

Und so darf ich mich denn heute auf die kunstgeschichtlichen partien des Wundtschen werkes beschränken. Den abschnitt über die mythenbildende phantasie (s. 527 fgg.) beabsichtige ich später zu behandeln, wenn der zweite band zum abschluss gebracht sein wird.

Eine steigerungsform der sprache und ihrer ausdrucksmittel — einerseits der gebärdensprache, andererseits der artikulierten sprache — besitzen wir an den von affectvollen erregungen eingegebenen kunstformen des tanzes und des gesangs. Der nahe zusammenhang der gebärden mit der sprache offenbart sich auch in der engen verbindung, welche die zur kunst erhobene form der ausdrucksbewegungen, der tanz, mit der rhythmischen kunstform der sprache, mit dem lied eingeht. „Wo immer wir beide bis zu einem punkt zurückverfolgen können, der ihren anfängen naheliegt, da pflegen sich zur rhythmisch bewegten sprache des liedes auch rhythmische körperbewegungen zu gesellen, als ein natürlicher ausdruck der gleichen stimmungen und gefühle“ (s. 394).

Unser interesse wird vornehmlich durch den mimischen tanz gefesselt; denn in der mimik des tänzers findet ekstatische erregung ihre naivste darstellungsform. Ekstase beruht aber auf einfühlung, auf psychischem miterleben eines vorgangs; daher erscheinen die bewegungen des tänzers als die nachahmende, als die mimische objectivierung jenes vorgangs, als sein widerholtes erleben. „Das miterleben ..., kann sich bis zum völligen einswerden mit dem dargestellten erlebnis steigern. Jeder einzelne mimische tänzer versetzt sich daher in die gestalt, die er nachbildet... In diesem miterleben ... liegt die psychologische wurzel des mimischen tanzes. Dieser entspringt daher unmittelbar aus jener imitatorischen mitbewegung, die schon bei den ... gebärden die entscheidende rolle spielt“ (s. 409 fg.). Der ekstatisch-mimische tanz ist eine höhere stufe der 'sprachlichen' ausdrucksbewegungen intensiver affecte. Als ausdrucksformen von erlebnissen können auch die mimischen tänze alle begebenheiten menschlichen lebens umfassen, aber im vordergrund steht naturgemäss das wol und wehe des menschen selbst.

So lange der tanz als reflexartige äusserung individueller erlebnisse sich einstellt, ist er nur eine rasch mit der stimmung verfliegende phantasiemässige schöpfung,

die den charakter der kunst noch nicht trägt. Man erinnere sich jener primitiven religiösen schöpfungen, die Usener mit dem terminus 'augenblicksgötter' belegte. Wundt hat diese fundamentale entdeckung Useners in ihrer ganzen tragweite erfasst und nicht bloss für die primitivste religion, sondern auch für die anfänge der kunst nutzbar gemacht. So spricht er denn bei den rohesten formen mimisch-ekstatischer tänze von 'augenblickstänzen' (z. b. freudentaumel). Wir befinden uns bei ihnen noch auf dem niveau momentaner triebäusserungen, die, sofern sie eine affectvolle spannung entladen, kunst in sich gebunden tragen. Aber erst wo das individuum bewusst sich aneignet und willensmässig nachschafft, was ihm als lebensvorgang begegnet, ist die kunst frei geworden. Die wichtigste und interessanteste kunstform des mimischen tanzes ist der maskentanz (s. 412 fgg.). Die maske ist ein hauptmerkmal des der kunst eigentümlichen gegenständlichen denkens. Sie ist ein zur dauer gelangtes und der widerholung zugängliches mienenspiel d. h. mienenspiel als kunstform. An der maske begreifen wir am leichtesten das wesen der kunst. Heutzutage freilich ist die maske nur noch ein gleichnis für das was wir 'stil' nennen, hinter dem sich das darstellungsmaterial, von der form überwältigt, verbirgt. Ursprünglich aber ist die maske die vergegenständlichung des bewusstseins seelischer ekstase. Der maskierte mensch ist der ekstatische mensch. Mit dem anlegen der maske versetzt er sich in ekstase, fühlt er sich in fremde lebensvorgänge ein, eignet er sich das wesen an, mit dem er sich durch die maske identificiert. Ist für den naiven menschen von heute, für das kind die maske durchaus nicht blosser schein, sondern wirkender charakter, so mag man danach die primitiven völkerpsychologischen verhältnisse abmessen.

Die maske erhob den augenblickstanz in die sphäre der kunst. Sie gestattete dem tänzer durch eine technische erfindung, durch die von dem ersten erlebnis unabhängige widerholung der ekstatischen gebärde, die ekstase von seinem wollen abhängig zu machen. Damit ist der augenblickstanz zugleich zum zaubertanz geworden, in dem kunst und religion ungetrennt beschlossen sind. Das wesen des zaubertanzes besteht nämlich, von seiner künstlerisch-technischen form abgesehen, darin, dass der tänzer in einer durch die maske geregelten mimik die erfahrungen, die er zu erleben wünscht, sinnlich darstellt (vgl. s. 430). Im ablauf dieser darstellung entwickelt er eine kraft, welche jenes erwünschte erlebnis herbeiführt. Das ist die specifische kraft der religion. Sie setzt den menschen in den stand, durch energisch-ekstatisches wollen erlebnisse zu verwirklichen, die er — sei es körperlich, sei es geistig (*μετάνοια*) — zu erfahren wünscht. Diesen specifisch-religiösen vorgang bezeichnet der allgemeine sprachgebrauch als 'wunder'. Das wunder eines von ihm erflehten erlebnisses erfährt der zaubertänzer dadurch, dass er dieses erlebnis mimisch im tanz durchführt. Aus der mimik des tanzes leitet er die an das erlebnis gebundene wirkung ab und die ist zaubermässig, wie das wort 'wunder' bekanntlich einer der alten termini der zauberpraktik ist.

Der maskenstanz war anfänglich nicht, wozu er später geworden ist, ein spiel. Zu ihrer burlesken mimik verwenden die naturvölker so wenig als die mimen der alten ihre masken. Nur bei den feierlich-ernsten zaubertänzen wurden sie getragen (s. 482). Nicht die niederen, sondern die höheren formen der kunst sind an dieses instrument geknüpft.

Die verwendung der masken führte erstmalig zu einer stilisierung des tanzes. Die gleiche entwicklung von der augenblicksleistung zur stilisierten leistung beobachtete Wundt bei der den tanz begleitenden musik (s. 431 fgg.).

Der fortschritt hängt an einer fundamentalen neuerung. So lang das tanzen (und der begleitende lärm) als reflexartige ausdrucksbewegung der ein individuum beherrschenden affecte entsteht, ist es ein so natürliches product wie das sprechen und weit davon entfernt, den charakter der kunst zu tragen. Erst die ausdehnung der einzelleistung auf eine **mehrzahl** von menschen schafft stilisierte formen und nötigt zur auslese: in der gemeinschaft entsteht die kunst. Wo mehrere personen die tanzbewegungen als gemeinschaftsveranstaltung nach einem übereinstimmenden zeitmass ausüben, entsteht der rhythmische tanz (s. 404). Der tanz als gesellschaftlicher brauch gewinnt damit kunstform; er spiegelt **gemeinsame** erlebnisse wider, erhebt sich zu gemeinsamer feier, zum **feste** (erntetänze, kriegstänze, jagdtänze). Wird so der zaubertanz als gemeinschaftstanz geübt, begeht die gemeinschaft einen cultact. Es ist die primitivste form einer culthandlung, die wir kennen.

Wundt hebt mit recht hervor (s. 428), dass damit nur **eine** seite entwicklungsfähiger tanzkunst hervorgehoben ist. Auch der den menschen und seine gemeinschaft erfreuende **genuss** hat von anfang an die sitte gefördert und ist schliesslich als alleiniger zweck des tanzens übrig geblieben. „In diesem übergang aus den religiösen in die profanen formen ist der tanz diejenige kunst, die im lauf der zeit einen vollständigeren motivwandel erfahren hat, als irgend eine andere der musischen künste. Denn ursprünglich eine religiöse ceremonie ist er bei den heutigen culturvölkern ein profanes ausdrucksmittel weltlicher freude geworden... Dieser gewaltige motivwandel liegt zum teil darin begründet..., dass die religiösen motive, aus denen der einstige culttanz hervorging zu denen gehören, die allmählich dem untergang entgegen gehen" (s. 429 fg.).

Seitdem höhere formen der religion den zauber zu entwerten begannen, wurde die form des ekstatischen tanzes gleichgültiger. Schwand der glaube an seine zauberkraft, an seinen cultischen wert, so blieben nur noch die profanen lustgefühle, die eine entlastung des gemüts begleiten (s. 511 fgg.). So kann aus der kunstgeschichte des tanzes in ihren hauptepochen geradezu ein religionsgeschichtliches paradigma für den folkloristen und völkerpsychologen werden.

Halten wir uns an die sociologischen tatsachen, die das studium der naturvölker für den zaubertanz liefert, so gewinnen wir mit ihnen eine uralte form der zauberpraxis. Im gemeinschaftstanz erkennen wir den affectvollen ausdruck von gemeinsamen erfahrungen innerhalb des naturlebens oder des volkslebens. Kein gebiet der belebten natur ist ihm unzugänglich. Die tänze bilden das naturleben nach, indem die tänzer kraft ihrer einfühlung an dem verlauf der naturerscheinungen teilnehmen. Sie sind im stand, vorgänge des naturlebens, wenn das wol oder wehe der gemeinde es erfordert, zu gegebener zeit mit einem zaubermässigen naturcult ins werk zu setzen. Unverstanden und verblasst hat sich solcher cult als 'überlebnis' bei den frühlings- und erntefesten erhalten, die ohne tanz auch heute nicht gefeiert werden. Bei den naturvölkern finden wir tänze, die an die widerkehr der sonne im frühjahr oder an den eintritt oder an das ausbleiben der regenperioden in der zeit des wachstums der feldfrüchte gebunden sind (s. 415 fgg.). Von vegetationstänzen spricht hier Wundt unter anlehnung an die grundlegenden definitionen von Mannhardt. Zaubergehalt besitzen aber auch die tanzscenen aus dem volksleben: jagd-, kriegs- und schwerttänze (s. 421 fgg.). Sie sind rhythmisierte nachbildungen der beim kampf mit tieren oder menschen eintretenden und erwünschten erlebnisse, um erfolgreiche jagd oder sieg im männerkampf wunderbar herbeizuführen. Sie haben durchaus religiös-zaubermässige tendenz.

Schliesslich enthüllt sich hier aber noch ein für das wesen der kunst bedeutsamer factor. Das eine hauptgesetz kunstgeschichtlicher entwicklung ist, dass die ursprünglichen motive durch langdauernde widerholung sich abschwächen. Das zweite hauptgesetz ist, dass auch die kunst (wie die religion) mit der befriedigung zwingender lebensbedürfnisse beginnt, dass aber der praktische zweck allmählich zurücktritt. Der zaubertanz wird zur tanzbelustigung, wie der anfänglich als abwehrzauber gedachte körperschmuck als ein der maske verwandtes zaubermotiv sich einlebte und als in seinen ornamenten verflüchtigtes schmuckmotiv endete (s. 199. 204). So gingen auch die zauberembleme des schildes mit dem stilisierten wappentier in der zierkunst auf (s. 211). Das ursprüngliche ist überall, im gebiete der kunst wie der religion, die von starken affecten eingegebene belebende apperception, für die der tanz die elementarsten anschauungs- und ausdrucksformen liefert.

Wundt hat mit der oft widerholten beobachtung ernst gemacht, dass in der ältesten phase der religion und der kunst nicht der anthropomorphismus, sondern der theriomorphismus vorherrscht. Die mimischen zaubertänze werden von menschlichen tänzern in tiermasken ausgeführt, die begleitenden musikinstrumente liefert das tierhorn und die tiersehne, im ornament und in der bildenden kunst überhaupt haben die tiermotive weit früher berücksichtigung erfahren als die pflanzenmotive, in der poesie reicht das tiermärchen in fernere und dunklere zusammenhänge zurück als die pflanzenfabel[1] und in der religion erhält sich bis in die wundersamen göttertiere der culturvölker der primat des animalischen lebens. Die lösung dieses völkerpsychologischen rätsels bringt Wundts interpretation: die affecte sind es, die dem gegenständlichen denken primitiver zeiten unter dem sinnbild der tiere erschienen. Die tierischen motive der religion und der kunst sind die ursprünglichsten darstellungsformen der affecte.

Mit der weite des blicks, die ihn auszeichnet und seine Völkerpsychologie zu einem denkmal moderner wissenschaftlicher universalität formt, hat Wundt das naiv-volkstümliche und das ideal-künstlerische umspannt. Nachdem ihm die wesenheiten als unzerstörbare mächte klar geworden waren, hat er im heutigen das gestrige, in der nahesten gegenwart die fernsten urzeiten widergefunden. Er widmet der mythologischen fauna Arnold Böcklins das wort: „Was der naiven phantasie der völker der unmittelbare ausdruck der von den mächten der natur angeregten affecte gewesen war, das erneuert so mit absicht die moderne kunst — ein beredtes zeugnis für die unsterblichkeit der mythenbildenden phantasie, deren gebilde immer und immer wider in der kunst ihre auferstehung erleben“ (s. 282).

Wir wenden uns mit kürzeren bemerkungen vom tanz zur poesie. Der sprachliche gefühlsausdruck, der den tanz begleitete, wurde zu liedern. Ihre älteste, der kunst ferne form sind reihen von gefühlslauten, den sprachgebärden entströmende augenblicksgesänge. Die von der gemeinschaft geübte auslese und rhythmische ordnung ergab kunstgerechte lieder. Auch sie wurzeln in jenen elementaren lebensbedürfnissen, denen der tanz dient. Die den zaubertänzen analoge entwicklungsform nennen wir 'beschwörung'. Nicht bloss durch den tanz, sondern auch durch affectvolle sprachäusserung, durch begeisterte rede wirkt der mensch auf den gang des natur- und des volkslebens. Erst die verbindung von mimik und rede ergibt, was wir in vollem sinn unter zauber verstehen. Beim regenzauber begleiten be-

1) Vgl. jetzt auch die einleitenden bemerkungen bei A. Wünsche, Die pflanzenfabel in der weltliteratur, Leipzig 1905.

schwörungen den vegetationstanz (s. 317). Hier liegen die anfänge des cultliedes. Neben den, mimische tänze begleitenden, sacralen liedern primitivster art, darf die profane gattung der an die körperbewegung der arbeit gebundenen gemeinschaftslieder nicht übersehen werden, denn von ihnen gehen die jüngeren gattungen des volksliedes aus, dem die eigenschaft bewahrt geblieben ist, das ganze des profanen lebens widerzuspiegeln (s. 319).

Das cultische sowol als das profane lied gelangte zunächst wol dadurch auf eine höhere stufe, dass augenblicksschöpfungen im gemeinschaftlichen gesang dauer gewannen. Der hauptbeleg für die primitive form der profanen gemeinschaftsdichtung ist das von Bücher untersuchte arbeitslied. Als parallele cultische dichtungsform entstand aus der beschwörung das cultlied (zauberlied mit der abart des zauberspruchs s. 315).

Eine neue etappe sacraler dichtung begann mit der (frühzeitigen) loslösung der rede vom tanz. Unabhängig von ihm ist zunächst das zaubermärchen, dessen hauptmotive ebenso die wechselnden schicksale der menschen bilden, wie dies beim volkslied der fall ist (s. 350). Aber das märchen ist auf den beim zauber gemachten erfahrungen aufgebaut. Die märchendichtung ist jedoch ebensowenig als das volkslied unmittelbarem lebensbedürfnis dienstbar geblieben. Als reine kunstform erzählender dichtung stellt es die anfänge epischer idealkunst dar (s. 326 fgg.). Die glänzenden einzelerörterungen, auf die ich verweise, gipfeln in dem aus märchen unter dem einfluss geschichtlicher erinnerungen entwickelten epos, in dessen hauptgestalten auch Wundt die alten märchenhelden widererkannt hat (s. 382 fgg.).

Der stufenreihe, die vom zaubertanzlied zum zaubermärchen, vom epischen märchen zum epos führt, folgt Wundt auf dem hauptgebiet dichterischer idealkunst. Das dramatische correlat zum zaubermärchen ist der gleichfalls aus dem zaubertanz herstammende mimus. Er ist so allgemein wie das märchen (s. 494), büsst im dramatischen schwank ebenso die zaubermässigen bestandteile ein, wie das märchen im epischen schwank, bewahrt aber (gleich dem zaubermärchen im zauberlied) seine cultische anlage im religiösen mimus, bei dem die masken der mimen auf lange zeit hinaus den zusammenhang mit dem zaubertanz zu erkennen geben. Noch in der hohen idealkunst der griechischen tragödie treten die fundamente sichtbar zu tage. Wundt hätte selbst beim geistlichen schauspiel des mittelalters (s. 477) erwähnen können, dass es auch insofern als culthandlung veranstaltet worden, als es mit den lebenserfahrungen der spielgemeinde eng verbunden geblieben ist, wo das geistliche spiel insceniert wurde, um ein bei aufkommender volksnot geleistetes gelübde zu lösen.

Nach diesen kurzen andeutungen über die fülle des litterarhistorischen stoffes, die Wundt in dem abschnitt über die musischen künste ausgebreitet hat, wende ich mich den bildenden künsten zu, mit denen sein buch anhebt. Ich hätte es für wirksamer und zweckmässiger gehalten, wenn er mit den keimformen der musischen künste begonnen hätte. Auch die geschichte der bildenden kunst versucht Wundt so zu verstehen, dass er sie psychologisch aus der befriedigung zwingender lebensbedürfnisse ableitet und sie unter dem gesichtspunkt der nachbildung des erlebten betrachtet. Von der untersten stufe der augenblickskunst erhebt sich menschliche schöpferkraft zu den höhen der idealkunst, die, dem drama und dem epos vergleichbar, von der tempelarchitektur einerseits und von dem plastischen götterbild andererseits datiert (s. 115 fgg.).

Die ersten regungen bildender plastik verrät der trieb der menschen, ihren körper zu schützen, zu bekleiden und zu schmücken. Sie verwirklichten in waffenrüstung, kleidung und körperschmuck geistige inhalte ihres lebens, die in der plasti-

schen idealkunst reinsten formausdruck gewannen. So wuchs auch die dem bedürfnis des wohnens sich entringende technik des hauses zu einer architektonischen idealkunst aus, der Wundt mit recht besondere sorgfalt gewidmet und eine für die aufgaben der plastik und der malerei tonangebende rolle zugewiesen hat (s. 227 fgg.). Sein hauptabsehen ist dabei auf die entwicklung der gottesdienstlichen architektur gerichtet. Er betont die bedeutung der religiösen ideen für den stil (s. 258); die idealkunst ist ausdruck 'religiöser' gefühle. Die primitiven bauwerke liegen noch im bann des zauberglaubens. So lang allein die zaubermässige vorstellung da war, dass die seele an den leichnam gekettet sei, blieb das grab (die höle) die wohnung des toten. Wurde das grab zum denkmal des toten, so liegt ihm die neuerung zu grund, dass dem verstorbenen ein cultus gewidmet worden ist. Die stelle, an der 'der heros', 'die gottheit' gegenwärtig, wurde durch ein sichtbares mal (steinpfahl, obelisk, bautastein) bezeichnet; ein aufgeschichteter steinhaufe bildete die stätte des blutopfers. Mit diesem zwiefachen cultischen apparat sind für alle zeiten die wesentlichsten bestandteile einer sacralen architektur gewonnen worden, wenn auch der cult mit der zeit andere züge annahm und an die stelle des zaubers der gottesdienst trat. Nun wandelte sich der denkstein zur künstlerisch-religiösen götterstatue, der steinhaufe zum architektonischen kunstwerk des altars, nachdem der bauplan des neueren, oberirdisch errichteten wohnhauses der menschen ('des gebäudes') auf die wohnung der gottheit übertragen, ihr cultus ins haus eingeschlossen und dieses zu einer asylstätte geworden war (s. 234 fgg.). Dem wandel der völkerpsychologischen religiösen motive entsprach ein fortschritt tektonischer kunst.

Ebenso bei der zierkunst. Auch sie wurzelt in der befriedigung zwingender lebensbedürfnisse durch technische mittel (töpferei, gerät, werkzeug, waffen, kleidung). Allmählich trat der praktische zweck zurück und es differencierten sich die instrumente: waffe und werkzeug; es entstand was wir 'schmuck' nennen. Schmuck ist aber stets eine affectwirkung d. h. kunst. Denn sein wesen ist machtwirkung. Körperschmuck bezweckt steigerung des persönlichen eindrucks durch tätowierung, pracht der gewandung, putz der waffen (namentlich des schildes). Machtwirkung des erhöhten lebensgefühls einer persönlichkeit nennen wir heute noch ihren zauber. So ist auch der menschliche schmuck (amulett) ein geeignetes gebiet für das studium des zauberwesens. Nun ist nichts bekannter, als dass der schmuck, die projection affectvollen erlebens, vornehmlich die tierornamentik verwertet. Zauber und theriomorphismus wirken bis auf die modernsten abergläubischen schmuckgegenstände nach.

Mit grosser befriedigung begrüsse ich es, dass Wundt den zaubergehalt der kunst nach gebühr eingeschätzt hat. Sehr schön verfolgt er den übergang des zaubermotivs ins profane schmuckmotiv (s. 199. 204. 211 fg.). Dieses beginnt mit der stilisierung der tiermotive, nachdem deren widerholung allmählich die zu grund liegenden reize abgeschwächt hatte; schliesslich verdunkelt eine stilistische entartung — die zuletzt Salin gründlich verfolgt hat — deren psychologische bedeutung „analog etwa wie der lautwandel den wechsel der ursprünglichen bedeutung der wörter gefördert hat“ (s. 205). Diese hauptgesetze bestätigen sich auch bei der malerei (s. 260 fgg.) und so schliessen wir mit dem ausblick auf die grundverhältnisse der sprachentwicklung, mit denen wir unser referat begonnen haben. Die stufenfolgen der bildenden kunst besitzen nicht bloss ihr analogon an der entwicklung der sprache zum stil einer hohen litteratur, sondern auch an der entwicklung des zaubers (des mythus) zur religion (s. 294. 298 fg.).

Das besondere der religiösen ideenentwicklung ist aber, dass sie auch in den entscheidenden momenten der kunstgeschichte die erste stelle einnehmen. „So führt

die psychologie der bildenden kunst zu einer frage heran, deren beantwortung freilich nicht ihr, sondern der psychologie des mythus und der religion selbst zusteht, zu der frage nämlich: welches sind die entscheidenden merkmale, durch die mythus und religion sich scheiden? Wir werden später auf diese frage zurückkommen und dann wird sich zeigen, dass der übergang vom mythus zur religion und der von der niederen kunst zur idealkunst nur verschiedene seiten eines einzigen vorgangs sind, der vielleicht die grösste jemals dagewesene umwälzung in der geschichte des menschlichen geistes bezeichnet" (s. 299).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Fritz Strich, Franz Grillparzers ästhetik. (Forschungen zur neueren lit.-gesch. herausg. von Fr. Muncker. XXIX.) Berlin, Duncker 1905. VIII, 238 s. 6,60 m. (subscr.-preis 5,50 m.).

Strichs vortreffliche untersuchung geht von einer richtigen charakteristik des verhältnisses Grillparzers zur ästhetik aus, wobei (s. 3) das treffende wort fällt: „Grillparzer ist keiner wissenschaft und keinem gelehrten jemals ganz gerecht geworden.' Doch wird der einfluss seiner lehrer — als anreizung zum widerspruch nämlich — wol überschätzt; verachtung der ästhetik teilen in jener periode die classicisten mit den romantikern, und Gervinus oder Wolfgang Menzel hätten wol auch ohne solche grundstimmung einen Grillparzer in die opposition treiben müssen.

Als breites postament der dramaturgie, die natürlich (s. 89fg.) den kern des werkes bildet, folgt (s. 14fg.) die „allgemeine ästhetik und poetik". Überall weiss der verf. dabei theorie und praxis des dichters glücklich zu gegenseitiger beleuchtung zu verwenden. Der satz, dass die poesie auf geist und sinne wirke (s. 38) wird an metrischen und augenfälligen contrasten (Leander und Naukleros: „Rechts der blonde, grössere. Der braune scheint betrübt") illustriert und das ganze system der gebärdensprache Grillparzers (s. 43), seiner symbolischen requisiten (s. 42: „Der dolch in der ahnfrau, rose und kranz der Sappho, gürtel und kranz der Hero, das goldene vliess und der schleier in der trilogie") wird kundig herangezogen. Für das verhältnis von form und inhalt (s. 61fg.) wird dann die auffassung des symbolischen (s. 66) als ausschlaggebend erkannt; beziehungen zu Kant, Hegel, Schopenhauer werden dabei erläutert, ohne die gewaltsamkeit, mit der O. E. Lessing den dichter zu einem schüler eines dieser philosophen macht. Etwas tiefer könnte — namentlich nach Sauers vorarbeit — die untersuchung über das wunderbare (s. 76) wie auch über den conflict von cultur und natur (s. 87) gehen.

Die dramaturgie selbst baut Str. mit recht ganz auf den satz „das drama ist gegenwart" und versteht daraus die eigenheiten der technik Grillparzers feinsinnig abzuleiten: die auflösung nicht bloss der erzählung, sondern selbst der stimmung und atmosphäre in handlung (s. 98fg. bis 100), die erfüllung selbst des dialogs mit sichtbaren gebärden (s. 106), die annäherung an die drei einheiten (s. 110fg.), schliesslich selbst die stellung zur geschichte (s. 150fg.). Überall ergibt sich dabei für des dichters in sich folgerechte haltung ein harmonisieren classicistischer und romantischer principien (s. 221fg., vgl. 161 u. ö.), aber auch ein compromiss zwischen der theoretisch allein anerkannten dichterischen und der praktisch nicht verschmähten 'wissenschaftlichen' anschauung (s. 15, 199 u. ö.). Ebenso verkennt Strich nicht, dass Gr., so vielfach er auf die neuesten hindeutet (seine scenischen bemerkungen s. 106; seine betonung der psychologischen inconsequenzen s. 163, 173; seine technik in 'miniatur'

s. 128), doch vielfach in den banden der älteren theoretiker befangen blieb und von hier aus das verständnis für die zeitgenössische litteratur verlor: der anbeter Lopes de Vega (s. 10) steht Kleist und Hebbel (s. 233) wie dichtern · einer fremden welt gegenüber.

Ein besonderes verdienst des ruhig und sachlich vorschreitenden buches ist es, den einfluss vergessener lehrer und anreger wie besonders Bouterweks im einzelnen nachgewiesen zu haben.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Raimund Pissin, Otto Heinrich graf v. Loeben (Isidorus Orientalis). Sein leben und seine werke. Mit dem bildnis des dichters. Berlin, Behr 1905. 325 s. 8 m. Gedichte von Otto Gr. v. Loeben. Ausgewählt und herausg. von R. Pissin. Ebenda. XVII, 171 s. 3 m., subscr.-preis [D. lit.-denkm. IV, 135] 2,40 m.

Pissins verdienstliche arbeiten hat Walzel (Literarisches echo 8, 638) mit der ihm eigenen kunst weiterführender kritik besprochen und in den ausführungen über Loebens stil mit recht den wertvollsten teil erkannt und anerkannt. Aber auch der biographische teil ist von bedeutung, nicht bloss weil er für einen grösseren, Eichendorff, (s. 152fg. 291) von P. mit recht unterstrichene und auch für Arnim und Brentano (s. 159) nicht unwichtige ergebnisse bringt, sondern auch weil er Isidorus Orientalis in seinen typischen eigenschaften eines lyrischen epigonen (s. 210) gut zu charakterisieren weiss. Denn als solcher stellt L. in seinem lebenslauf, in seiner beständigen 'sehnsucht' (s. 105), seiner bei jeder gelegenheit ausströmenden lyrik (s. 133), seiner unfähigkeit, über jugendliche unklarheit (s. 227) herauszureifen sich ebenso deutlich dar, wie in seinem stil. Hier freilich bedurfte es tieferen eindringens, um die eigenart so handgreiflich an den tag zu bringen, wie P. es mit der besprechung von L.s lieblingswerken (s. 121 fg., bes. 126) und besonders seinen lieblingsverben (s. 122; 'sich neigen' s. 121) und farbworten (s. 119 fg.) und lieblingsvorstellungen ('ich selbst liege wie ein schleier um mich her' s. 139), seines satzbaues (s. 136) und seiner reimkünstelei (s. 220. 265) getan hat.

Litterarhistorisch wichtig ist besonders aber noch ein anderer zug: L.s beziehungen zu der alten Anakreontik (s. 179 u. ö.) und eklogendichtung (s. 225); aber auch die versuche, Goethes schüler zu werden (s. 213 fg.) sind charakteristisch. Nicht weniger sind das kleinere züge: das verhältnis zu Fouqué (s. 190. 293), zu der unausweichlichen Helmina (s. 293), dem Dresdener kreis (s. 297); seine litteratursatire (s. 194 fg.) oder sein beitrag zu der geschichte des berühmten motivs 'fichtenbaum und palme' (s. 183 anm.).

Der verf. geht seine eigenen wege, weiss z. b. (s. 126) auf negative kriterien wie das fehlen Hardenbergischer adjectiva zu achten, und fragt sich widerholt sorgfältig, wie weit bewusste absicht (s. 125), wie weit zeittendenzen oder persönliche aneignung vorliegt (vgl. hierzu Walzels gewichtige bemerkungen a. a. o.). Er sucht auch zu allgemeineren betrachtungen etwa über den begriff der dichterischen erfahrung (s. 130) aufzusteigen, wobei ihm freilich selber die erfahrung wol noch zu gering zugemessen ist; oder blickt weiterhin auf die für die romantiker so wichtige 'gütergemeinschaft der sinne' (s. 118). Dass er an der berichtigung oder kritik früherer verdienter forscher wie Petrich (s. 123. 141), Steig (s. 162), Welti (s. 218 fg.) etwas zu viel vergnügen findet, ist bei dieser selbständigen art verzeihlich genug; und anzuerkennen ist, dass bei der besprechung dieses nebelhaften (s. 116), 'fiebernden' (s. 74), nur am werden (s. 100) erfreuten poeten überall klare umrisse und urteile angestrebt werden.

Durchaus frei von der biographenkrankheit unbedingten verteidigens meint P. doch L.s sonettdichtung (s. 199. 206) gegen Weltis und anderer geringschätzung verteidigen zu sollen und sucht dieser absicht auch in einer guten, zweckmässig eingeleiteten auswahl zu dienen. Ich vermag Loebens künstlersonette nicht so hoch zu bewerten wie P., freue mich aber die besten wie die auf Flemming und Novalis (s. 130) der allgemeinen beachtung wider näher gebracht zu sehen. Sorgfältige bibliographische nachweise — bei dem vieldichter doppelt schwierig und dankenswert — ergänzen die ergebnisreiche arbeit.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Albert Bielschowsky, Friederike und Lili. Fünf Goethe-aufsätze. Mit einem nachruf und dem bildnis des verf. Zweite unveränd. aufl. (3. und 4. tausend). München, Beck 1906. 210 s. geb. 4 m.

Reiz und verdienst von Bielschowskys berühmter Goethebiographie liegen vor allem — wie eben jetzt Mayne in einer sorgfältig abwägenden geschichte und kritik der deutschen Goethebiographien (in den Neuen jahrbüchern für philologie und pädagogik) betont hat — in seiner kunst des erzählens. So sind denn auch von den aufsätzen, die pietät gesammelt und sympathie befürwortet hat, die erzählenden am höchsten zu schätzen: über Friederike Brion (s. 19), über Goethes Lili (s. 105), obwol schon hier die allzulebhafte anwaltschaft für die — gewiss nicht immer richtig beurteilte — Frankfurter geliebte und braut Goethes zu recht anfechtbaren sätzen führt. Die deutung, die B. (s. 112 anm.) einer, obendrein unter den text verwiesenen, betrachtung Goethes gibt, interpretiert mit einem in solchen fällen üblichen 'offenbar' den vorwurf der koketterie kühn in sein gegenteil um; und die unvereinbarkeit solcher an sich ja nicht allzu argen kunst mit einer 'reinen kindhaften natur' zu behaupten (s. 113), das spricht auch mehr für das wolwollen als für die seelenkenntnis des verfassers. — Aber wir begrüssen hier überall eine liebenswürdig für ihre sache erwärmte persönlichkeit.

Dies gilt auch für die inhaltlich noch stärker anfechtbaren aufsätze, die lieblingsthesen B.s durchführen sollen: 'Die urbilder zu Hermann und Dorothea' (s. 159) und 'Lili und Dorothea' (s. 179). Ist es ja doch eine alte erfahrung, dass männer der wissenschaft die kinder am meisten lieben, die die welt am wenigsten anerkennt. Wie etwa Morris seine auslegung von Goethes 'Märchen', die doch fast nur Petsch und Pochhammer angenommen haben, hartnäckiger verteidigt als die glücklichsten lösungen seiner 'Goethestudien', so hatte auch B. sich in die idee verliebt, Dorothea sei Lili; und ohne überzeugt zu werden, wird man die ausführungen des eifrigen anwalts mit vergnügen lesen.

Entbehrlich aber scheint uns die studie „Über echtheit und chronologie der Sesenheimer lieder" (s. 63). Edw. Schroeders untersuchung — auf die der herausgeber, D. Jacoby, auch bezug nimmt —, hat ihre ergebnisse so von grund aus umgestossen, und auch ihre methode so stark erschüttert, dass diese arbeit füglich wol hätte fortbleiben mögen.

Das beigegebene bild und Klees nekrolog sind gleich gelungen und gleich sympathisch.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Nachtrag zu s. 527.

Zu nr. 21 war in erster linie zu bemerken, dass bereits F. Jostes, Westfälisches trachtenbuch (Berlin 1904) westfäl. *durk* mit got. *þairko* zusammengestellt hat (s. 40). Kffm.

Berichtigung.

S. 413, z. 32 lies: [fytriujʌj], z. 34: [a hojʊi].

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Beowulf nebst dem Finnsburg-bruchstück herausg. von F. Holthausen. II. teil: Einleitung, glossar und anmerkungen. Heidelberg, C. Winter 1906. 2,80 m.

— nebst dem Finnsburg-bruchstück übers. u. erläutert von Hugo Gering. Heidelberg, C. Winter 1906. XII, 121 s. 2 m.

Bugge, Alexander, Die wikinger. Bilder aus der nordischen vergangenheit. Autorisierte übersetzung aus dem norwegischen von Heinz Hungerland. Halle, Niemeyer 1906. (IV), 283 s. 6 m.

Ćurčin, Milan, Das serbische volkslied in der deutschen literatur. [Wiener dissert.] Leipzig, G. Fock 1906. (IV), 220 s. 5 m.

Glossen, Angelsächsische. — A late eight-century latin-anglosaxon glossary preserved in the library of the Leiden university .. ed. by John Henry Hessels. Cambridge, University press. 1906. LVII, 241 s. und 1 facs. 10 sh.

Gottfried von Strassburg, Tristan herausg. von Karl Marold. 1. teil: text. [Teutonia . . . herausg. von W. Uhl. VI.] Leipzig, Avenarius 1906. LXVI, 282 s. und 2 taff.

Grimm, Jacob und **Wilhelm.** — Hamann, Herm., Die literarischen vorlagen der kinder- und hausmärchen und ihre bearbeitung durch die brüder Grimm. [Palaestra herausg. von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt. XLVII.] Berlin, Mayer & Müller 1906. (VI), 147 s. 4,50 m.

Haym, Rudolf, Die romantische schule. Ein beitrag zur geschichte des deutschen geistes. 2. auflage. Berlin, Weidmann 1906. XII, 950 s. 16 m.

Heine. — Heinrich Heine. Gesammelte aufsätze von Hermann Hüffer, herausg. von Ernst Elster. Berlin, Georg Bondi 1906. XI, 301 s. 4 m.

— Herrmann, Helene, Studien zu Heines Romanzero. Berlin, Weidmann 1906. VII, 141 s. 4 m.

Herrmann, Paul, Deutsche mythologie in gemeinverständlicher darstellung. 2. neubearb. aufl. mit 21 abbild. im text. Leipzig, W. Engelmann 1906. X, 445 s. 8 m.

Kock, Axel, Svensk ljudhistoria. Första delen, häftet 1. Lund, Gleerup (Leipzig, O. Harrassowitz) 1906. II, 336 s. 3,25 m.

Konrad von Würzburg. — Laudan, Hans, Die chronologie der werke des K. v. W. Göttinger dissert. 1906. (IV), 152 s.

Lessing. — Juvančič, Friedr., Über gallicismen in Lessings kritischen schriften. (Progr. der staats-oberrealschule in Laibach 1906.) 26 s.

Lichtenberg. — Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen. Nach den handschriften herausg. von Alb. Leitzmann. 3. heft (1775—1779). [Deutsche literatur-denkmale des 18. u. 19. jhs., no. 136.] Berlin, B. Behr 1906. (VI), 602 s. 10 m.

Meier, John, Kunstlieder im volksmunde. Materialien und untersuchungen. Halle, Niemeyer 1906. CXLIV, (II), 92 s.

— Kunstlied und volkslied in Deutschland. Halle, Niemeyer 1906. (VIII), 59 s.

Michaelis, H., Abriss der deutschen lautkunde. Zugleich eine einführung in die weltlautschrift. Leipzig-R., E. Haberland 1906. (IV), 31 s. 1 m.

Mosellanus, Petrus, Paedologia, hrg. von Herm. Michel. [Lat. litteraturdenkmäler des 15. und 16. jhs., hrg. von Max Hermann. 18.] Berlin, Weidmann 1906. LIV, 54 s. 2 m.

Reuschel, Karl, Die deutschen weltgerichtsspiele des mittelalters und der reformationszeit. Eine litterarhistor. untersuchung. [Teutonia ... hrg. von W. Uhl. IV.] Leipzig, Avenarius 1906. XIII, 356 s. 12 m.

Rovlerius, Adrianus, Stuarta tragœdia, hrg. von Roman Wœrner. [Lat. litteraturdenkmäler des 15. u. 16. jhs., hrg. von Max Hermann. 17.] Berlin, Weidmann 1906. XX, 65 s. 1,80 m.

Sachsenspiegel. — Jecht, R., Über die in Görlitz vorhandenen handschriften des Sachsenspiegels und verwandter rechtsquellen. Der Deutschen anthropolog. gesellschaft bei ihrer 37. allgem. versammlung in Görlitz überreicht von der Oberlausitzischen gesellsch. der wissenschaften. Görlitz, H. Tzschaschel in comm. 1906. (II), 42 s. und 8 taff.

Schönbach, Anton E., Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. V. VI. Die überlieferung der werke Bertholds von Regensburg. II. III. [Sitzungsberichte der Kaiserl. akad. der wissenschaften in Wien. CLII/CLIII.] Wien, Hölder 1906. (II), 112 s. 162 s.

Schupp, Joh. Balthasar. — Zschau, Walter Wolfg., Quellen und vorbilder in den 'Lehrreichen schriften' J. B. Schupps. Hall. dissert. 1906. (IV), 112 s.

Texte des mittelalters, Deutsche, herausg. von der Königl. preuss. akademie der wissenschaften. VII: Heinrichs von Neustadt 'Apollonius von Tyrland' nach der Gothaer handschrift, 'Gottes zukunft' und 'Visio Philiberti' nach der Heidelberger handschrift herausg. von S. Singer. Berlin, Weidmann 1906. XIII, 534 s. und 3 taff. 15 m.

Torbiörnson, Tore, Die vergleichende sprachwissenschaft in ihrem werte für die allgemeine bildung und den unterricht. Leipzig-R., E. Haberland 1906. (IV), 56 s. 1,50 m.

Wells, Frederic Lyman, Linguistic lapses with especial reference to the perception of linguistic sounds. [Archives of philosophy, psychology and scientific methods. VI.] New York 1906. 110 s.

Wilmanns, W., Deutsche grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch. 3. abteilung: flexion. 1. hälfte: verbum. 1. u. 2. aufl. Strassburg, Trübner 1906. X, 315 s. 6 m.

Wolfram, Ludw. Herm. — Faust, ein dramatisches gedicht in drei abschnitten von F. Marlow (Ludw. Herm. Wolfram). Leipzig 1839. Neu herausg. u. mit einer biograph. einleitung versehen von Otto Neurath. [Neudrucke literarhistor. seltenheiten herausg. von Fedor v. Zobeltitz. VI.] Berlin, Ernst Frensdorff o. j. 518, 218 s., 1 tafel und 1 facsim. 4 m.

NACHRICHTEN.

Am 4. mai 1906 verstarb zu Weimar professor dr. Hermann Althof, ein treuer freund und mitarbeiter unserer Zeitschrift (geb. zu Detmold am 1. juni 1854); am 16. juni zu Giessen professor dr. Adolf Strack (geb. zu Darmstadt am 1. mai 1860).

Zu correspondierenden mitgliedern der kgl. akademie der wissenschaften zu Berlin wurden erwählt: hofrat prof. dr. A. E. Schönbach in Graz und geh. reg.-rat prof. dr. W. Wilmanns in Bonn; zum ordentlichen mitgliede der k. k. akademie der wissenschaften in Wien prof. dr. J. Seemüller daselbst; zum ehrenmitgliede der kgl. akademie in Gent geh. hofrat prof. dr. Fr. Kluge in Freiburg i. B.

Der privatdocent dr. R. F. Arnold in Wien erhielt den professortitel. An derselben universität habilitierte sich dr. V. Junk für germanische philologie.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder

zur

Deutschen Götter- und Sagen-Welt

herausgegeben von

Julius Lohmeyer

mit Texten von

Felix und Therese Dahn.

Nach Originalen von Woldemar Friedrich, Johannes Gehrts, Hermann Hendrich und Alexander Zick in Lichtdruck ausgeführt.

Erste Serie:

Blatt I: Edda: Odhin auf dem Weltthron.
„ II: Edda: Thôrr auf dem Ziegengespann.
„ III: Nibelungenlied: Kriemhild an der Leiche Siegfrieds.
„ IV: Edda: Walküren auf dem Schlachtfelde.

Zweite Serie:

Blatt I: Edda: Baldur und Nanna.
„ II: Dietrichsage: Wittigs Ende (Rabenschlacht).
„ III: Gudrun: Gudruns Abschied von der Heimat.
„ IV: Edda: Freya auf dem Sonnenwagen.

Dritte Serie:

Blatt I: Edda: Loki bei Thrym, dem Thursen.
„ II: Dietrichsage: Dietrichs Kampf in Laurins Rosengarten.
„ III: Edda: Walhalls Wonnen.
„ IV: Nibelungenlied: Markgraf Rüdigers letzter Kampf.

Blattgröße 64 × 90 cm.

Preis für eine Serie von 4 Blatt: ℳ 20,–; aufgezogen auf Leinen mit Ösen: ℳ 24,–.

Textheft zur ersten bis dritten Serie je ℳ –,30.

Preis des einzelnen Blattes unaufgezogen ℳ 6,–.

Unterstützt und empfohlen vom Königl. Preußischen Kultusministerium.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

08. 45.

Der Herausgeber ist von dem Gedanken ausgegangen, der deutschen Jugend den reichen Hort der germanischen Götterlehre und Sage in ihrer Schönheit, Kraft und erzieherischen Begeisterung zu erschließen und ihr diese gegenüber der griechischen Götterlehre und Sagenwelt noch zu wenig veranschaulichten Schätze unseres Volkstums zuzuführen.

Ist doch in jenen germanischen Überlieferungen das Herrlichste unseres Volksgeistes ausgeprägt: das Heldentum der Treue, zarter Liebe, aufopfernder Freundschaft bis über das Grab hinaus, das hohe Gebot der Pflicht und Ehre, die Vaterlandsliebe, die jauchzend in die Speere springt, der gesunde, niemals rohe Humor neben dem tiefsten Ernst des Gemüts. — —

Diese in tadellosem photographischen Lichtdrucke ausgeführten Nachbildungen der groß und künstlerisch gedachten Kompositionen erster Künstler bilden einen prächtig wirkenden Wandschmuck von dauerndem Wert. Nicht allein die Direktoren der höheren Schulen, sondern auch Künstler und Kunstfreunde werden diese Sammlung freudig begrüßen.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Erste Serie, 1. und 2. Blatt.



Edda: Thor auf dem Ziegengespann. Blattgröße 64 × 90 cm.
Nach dem Original von Johannes Gehrts.



Edda: Odhin auf dem Weltthron. Blattgröße 64 × 90 cm.
Nach dem Original von Johannes Gehrts.

Verkleinerte Wiedergabe der Originale.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Erste Serie, 3. Blatt.



Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Erste Serie, 4. Blatt.



Edda: Walküren auf dem Schlachtfelde.
Nach dem Original von Johannes Gehrts.

Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Zweite Serie, 1. Blatt.



Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Zweite Serie, 2. Blatt.



Dietrichsage: Wittigs Ende (Rabenschlacht).
Nach dem Original von Alexander Zick.

Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Zweite Serie, 3. Blatt.



Gudrun: Gudruns Abschied von der Heimat.
Nach dem Original von Johannes Gehrts.

Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Zweite Serie, 4. Blatt.



Edda: Freya auf dem Sonnenwagen.

Nach dem Original von Woldemar Friedrich. — Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Dritte Serie, 1 Blatt.



Edda: Loki bei Thrym, dem Thursen.

Nach dem Original von Johannes Gehrts. — Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Dritte Serie, 2. Blatt.



Dietrichsage: Dietrichs Kampf in Laurins Rosengarten.
Nach dem Original von Alexander Zick.

Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Dritte Serie, 3. Blatt.



Edda: Walhalls Wonnen.
Nach dem Original von Johannes Gehrts.

Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt.

Dritte Serie, 4. Blatt.



Nibelungenlied: Markgraf Rüdigers letzter Kampf.
Nach dem Original von Alexander Zick.

Verkleinerte Wiedergabe des Originals.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Auszug aus den Urteilen der Presse:

Der ethische und nationale Wert der germanischen Götter- und Heldensage ist von pädagogischen Autoritäten längst anerkannt. Man betont mit Recht ihre reinigende und erhebende Wirkung, ihren tiefen sittlichen Kern; sie gebe das Zeugnis einer Gemütsanlage von seltener Schönheit. Ihre Kenntnis ist jetzt auch eine Forderung der allgemeinen Bildung wegen ihrer bedeutsamen Stellung in der deutschen Literatur und Kunst. Daher weisen die amtlichen Lehrpläne von 1901 bei den Lehraufgaben für den deutschen Unterricht, namentlich in Tertia und Obersekunda, wiederholt auf sie hin. Aber während in neuerer Zeit manche tüchtigen Handbücher brauchbare wissenschaftliche oder gemeinverständliche Darstellungen der germanischen Götter- und Heldensage geliefert haben, fehlt es noch an den erforderlichen bildlichen Darstellungen und Anschauungsmitteln. Wohl haben Künstler wie Schnorr, Schwind, Piloty, Cornelius u. a. ihre Stoffe aus dieser Sage genommen; ihre Statuen und Gemälde suchen sie zu verherrlichen. Aber alle diese Werke sind für den Anschauungsapparat der Schule sehr schwer zu beschaffen, da ihre photographischen Vervielfältigungen für den Gebrauch in der Klasse viel zu klein sind. Um so dankenswerter ist es, daß hervorragende Kenner wie Dahn und Lohmeyer sich dazu entschlossen haben, Wandbilder zur deutschen Götter- und Sagenwelt gemeinsam herauszugeben. Die Bilder sind nach Originalen von Woldemar Friedrich, Johannes Gehrts, Hermann Hendrich und Alexander Zick in Lichtdruck ausgeführt. Die vorliegende erste Serie bringt auf vier Blättern zur Darstellung: 1. Odin-Wodan auf dem Weltthron, nach Gehrts, 2. Thor-Donar auf dem Ziegengespann, nach Gehrts, 3. Kriemhild an der Leiche Siegfrieds, nach Zick, 4. Walküren auf dem Schlachtfelde, nach Gehrts. Der um die Förderung des deutschen und geschichtlichen Unterrichts hochverdiente Verlag hat den Wandbildern eine vorzügliche Ausstattung gegeben. Die Gegenstände kommen sehr klar und scharf zum Ausdruck, die Blattgröße (64 × 90 cm) und die Bildfläche (52½ × 70 cm) reichen für den didaktischen Zweck völlig aus. Der Preis ist im Verhältnis zu dem Gebotenen ein sehr mäßiger. Das Textheft vertieft durch kurze, aber inhaltreiche sachliche Erläuterungen von Dahn das Verständnis und die Würdigung der Bilder. Die folgenden Serien haben Darstellungen aus der nordischen Göttersage sowie aus der Nibelungen-, Gudrun- und Dietrichssage in Aussicht genommen. Wir begrüßen das auch vom Königl. Preußischen Kultusministerium empfohlene ausgezeichnete Werk, welches einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, auf das freudigste und wünschen ihm die verdiente weiteste Verbreitung und den besten Erfolg.

„Lehrproben und Lehrgänge“.

Die Wertschätzung der germanischen Götter- und Heldensage ist erfreulich gestiegen. Diese ist nicht mehr das Stiefkind unter den Mythologien der europäischen Kulturvölker, die mit der „Roheit ihrer Vorstellungen“ nur „Bärenhäuter“ erzieht; die Edda ist nicht mehr das „Gespenst aus dem eisigen Norden“, bei dessen Anblick man sich bekreuzigt. Der „düstere nordische Nebel“, welcher die germanische Sage früher umgab, hat sich gelichtet dank der Sonnenstrahlen der wissenschaftlichen Arbeit von Männern wie Grimm, Uhland, Lachmann, Müllenhoff, Weinhold, auch Kauffmann, Golther, Meyer, Mogk, Gering u. a. Man erblickt in ihr den Spiegel des altgermanischen Volkscharakters, den Hauptüberrest aus der Jugendzeit unseres Volkes, welcher wissenschaftliche Pflege und pädagogische Verwertung verdient. Ihre Bedeutung von rein menschlichem und nationalem Standpunkt ist unbestritten, ihr sittlicher Ernst macht tiefen Eindruck, ihre großangelegten Charaktere mit scharf ausgeprägter Individualität reißen den deutschen Jüngling mit sich fort, wenn — der deutsche Unterricht geschickt geleitet wird. Es geht uns wie Karl Weinhold; wer der germanischen Sage einmal innerlich nahe gekommen, kann nicht mehr von ihr lassen. Unsere Dichter und Künstler beschäftigen sich mit Vorliebe mit ihr. Auch die Lehrpläne von 1901 mit ihrem großen Zuge auf das Nationale, Ethische, Ideale tragen ihr im deutschen Lehrplan für III und O II Rechnung. Ein Versuch, wie man ihre Forderungen erfüllen k a n n, ist meine „Germanische Götter- und Heldensage“. Umfangreichere gemeinverständliche Darstellungen sind die Werke von Herrmann und Meyer. Überall herrscht das freudige Bestreben, die germanische Sage anschaulich, anziehend, verständlich zu machen durch Wort und Bild. 1900 erschien das prachtvoll illustrierte Werk von Döpler-Ranisch „Walhall“ in Buchform, und nun bereichern, einem wirklichen Bedürfnis entsprechend, Lohmeyer und Felix-Therese Dahn, Kenner auf diesem Gebiete, unsern Anschauungsapparat mit Unterstützung und Empfehlung des Kultusministeriums durch ihre „Wandbilder“, deren erste Serie vorliegt. Diese enthält 1. Odin-Wodan auf dem Weltthron, 2. Thor-Donar auf dem Ziegengespann, 3. Kriemhild an der Leiche Siegfrieds, 4. Walküren auf dem Schlachtfelde, 1, 2, 4 nach Gehrts, 3 nach Zick. Die Lichtdruckbilder bringen ihre Gegenstände mit erforderlicher Schärfe und Klarheit zum Ausdruck, ihre Größe (Blattgröße 64 × 90 cm, Bildfläche 52½ × 70 cm) entspricht derjenigen andrer, bewährter Anschauungsbilder für Geschichte, Geographie usw. und genügt auch für größere Klassenräume. Der mäßige Preis ermöglicht weitgehendste Anschaffung und Benutzung in allen Arten von Schulen. Das Textheft erläutert durch kurze, aber inhaltreiche und geschmackvolle, Interesse weckende Schilderungen die bildlich dargestellten Gegenstände, so daß ein rasches und sicheres Verständnis auch ohne dickleibige Kommentare erzielt wird. Die folgenden Serien werden Bilder aus der nordischen Göttersage und aus der Nibelungen-, Gudrun- und Dietrichsage bringen. Wir empfehlen die Wandbilder von Lohmeyer-Dahn allen Arten von Schulen als ausgezeichnetes Lehrmittel auf das wärmste.

A. Zehme-Stendal. **„Monatschrift für höhere Schulen“.**

In welch würdiger Ausführung diese Sagenwelt der Jugend nahe gebracht wird, Lohmeyer kann es nicht mehr sehen. Aber wir danken ihm diese Anregung über das Grab hinaus. In einem beigefügten Textheft geben die dazu wohl Berufensten — Felix und Therese Dahn — erläuternde Bemerkungen zu den Bildern. Den Stoff dieser vier Wandbilder haben Johannes Gehrts und Alexander Zick der Edda und dem Nibelungenliede entlehnt. In tatenverheißender Ruhe lauscht „Odhin-Wotan auf dem Weltthron“ seinen Raben Hugin und Munin. Noch lehnt der Speer ruhig an Odhins Stuhl — bald schwingt ihn der Götterliebling als Siegeswaffe. Noch lauert der Wolf auf den Befehl seines Herrn; aber schon ist er zum Sprunge bereit. — „Thor-Donar auf dem Ziegengespann“ schleudert, als der Gewittergott, seinen nie fehlenden Wurfhammer Miölnir, den Zermalmer. Blitzesschnelle atmet seine ganze Gestalt, verzehrendes Feuer läuternder Kraft leuchtet

aus des Gottes Augen. – „Kriemhild an der Leiche Siegfrieds" läßt noch den Liebreiz edler Weiblichkeit ahnen. Aber schon flammt über ihr Antlitz jene Leidenschaftlichkeit, die sie zur Rächerin werden läßt. — „Die Walküren auf dem Schlachtfelde" bieten ein lebensvolles Bild. Hier feuert eine jungfräulich heldenhafte Gestalt zum Kampfe an, dort steigt jene friedlich lächelnd, den gefallenen Helden im Arm, gen Walhall. Still und starr liegt hier ein Krieger, auch im Tode sein Schwert nicht lassend; dort ein anderer, voller Leben, mit beiden Händen die Erde fassend und doch sehnsüchtigen Blickes hinaufschauend, ob auch ihm die Walküre sich nahe. — In tadellosem photographischen Lichtdrucke empfehlen sich diese Bilder selbst, denen bald neue Serien folgen werden.

„Frauenbildung".

Drei von diesen Blättern sind der Vorstellungswelt der Edda entnommen und nach Originalen von Joh. Gehrts in Lichtdruck gegeben. Odhin-Wothan auf dem Weltthron. In majestätischer Pose mit Speer und Flügelhelm thront der einäugige Götterkönig des germanischen Olymps in einsamer, schwindelnder Höhe, während die Wolken die Stufen des Thrones umwogen. Sinnend das Kinn mit wallendem Bart in die Hand gestützt, Wahrheit und Zukunft erforschend, waltet er hier über das Schicksal der Menschen und Götter, und seine beiden Raben Hugin und Munin raunen ihm verborgene Kunde zu. Prächtig ist die Rücken- und Seitenlehne des Thrones ausgestattet mit Zierraten, wie wir sie an den Wikingerschiffen beobachten. — Walküren auf dem Schlachtfelde. Die Schildjungfrauen heben die Erschlagenen auf ihre Rosse, und im glänzenden, rauschenden Geschwader fliegen die herrlichen Rosse mit ihrer doppelten Bürde hoch durch die Lüfte Walhall, dem Saale Odhins, entgegen, hell beleuchtet von glänzenden Sonnenstrahlen. Äußerst reizvoll ist das wechselnde Spiel von Licht und Schatten auf den Körpern der Walküren und ihrer Pferde, pompös das eben mit fliegender Mähne vom Erdboden aufsteigende glänzend weiße Roß links im Vordergrund. Anklänge an die apokalyptischen Reiter Dürers und Cornelius' sind nicht zu verkennen. — Thoor-Donar. Auf seinem mit zwei schneeweißen Ziegen bespannten Wagen, der die Formen und Ornamente eines Wikingerschiffs zeigt, saust der Schirmherr aller Kultur durch die Wolken. In seiner eisenbehandschuhten Rechten schwingt er den nie fehlenden Wurfhammer, dem Blitze entsprühen. — Aus dem Nibelungenlied hat Zick den Vorwurf zu seinem hochdramatischen „Kriemhild an der Leiche Siegfrieds" genommen. Hagen ist an die Bahre herangetreten, sofort bricht die Wunde auf, und Blut entströmt ihr. Vergebens klagt Kriemhild mit drohend ausgestreckter Rechten ihn des furchtbaren Mordes an. Hagens düstere Gestalt, auf das Schwert gestützt, bleibt unbeweglich stehen, und keine Regung dieser eisernen Gesichtszüge verrät seine innere Bewegung, während die herbeieilenden Männer und Frauen des Hofes Schrecken und wilde Empörung nicht verbergen können. Die Szene, die in einem unterirdischen Gemach spielt, zu dem eine Treppe hinunterführt, erhält ihr Licht von zwei Quellen, von dem Treppeneingang und der Öllampe, die am Gewölbe hängt; hierdurch entwickelt sich ein geistvolles Gegenspiel von tiefstem Dunkel bis hellstem Licht. Während Kriemhild und Siegfrieds Leichnam voll beleuchtet sind, ist Hagen, der den linken Pfosten der Szene bildet, in tiefes Dunkel gehüllt, nur sein hartes, regungsloses Gesicht ist matt beleuchtet. Die Komposition ist glücklich, die hochdramatische Stimmung des Vorganges zum packenden Ausdruck gebracht. Es sind schöne, von berufener Künstlerhand geschaffene Bilder, die wohl geeignet sind, unsre Jugend in die eigentümliche Stimmungswelt der germanischen Götter- und Heldensage einzuführen und in ihr liebevolles Verständnis für die vorgeschichtliche Zeit unseres Volkes zu erwecken.

„Pädagog. Literaturblatt".

Eine der letzten, vielleicht die letzte Tat des leider zu früh verstorbenen, um das deutsche Volkstum wie um die deutsche Jugenderziehung gleich verdienten Julius Lohmeyer ist die Anregung und Vorbereitung zu einem wirklich brauchbaren Anschauungsmittel für die großen Gestalten der deutschen Götter- und Sagenwelt gewesen. Daß der Weg durchs Auge ein weit kürzerer ist als der durchs Ohr, daß gesehene Eindrücke viel stärker wirken und länger haften als gehörte, ist einer der wenigen unbestrittenen pädagogischen Grundsätze, die es gibt. Erzählt wird unserer Jugend jetzt genug von den altgermanischen Göttern und Helden, aber zu sehen bekam sie diese entweder gar nicht oder nur in den fast immer recht mangelhaften Abbildungen von allerhand Jugendbüchern, die doch auch nie eine ganze Klasse gleichzeitig vor Augen haben konnte. Die Phantasie unseres Volkes ist nicht so plastisch angelegt wie die der Griechen. Daher haben wir keine feststehenden Formen für die Gestalten unserer germanischen Mythologie und Sage überliefert bekommen. Erst dem Genius moderner Künstler ist es gelungen, diese in Marmor und Farbe so darzustellen, daß sie den Eindruck wirklichen Lebens machen. Wer durch die bayerischen Königsschlösser gewandert ist, der wird das bezeugen können. Aber unsere Jugend kann solche Kunstreisen nicht machen. Darum füllen die „Wandbilder" Lohmeyers eine tatsächliche Lücke aus. Sie sind nach Originalen der Maler Friedrich, Gehrts, Hendrich und Zick in Lichtdruck ausgeführt, und zwar in geschmackvoller, wahrhaft vornehmer Ausstattung und in einer Größe und Schärfe, die das Bild auch auf den hintersten Bänken der Klasse leicht sichtbar macht. Die erste Reihe besteht aus vier Bildern. Auf dem ersten sitzt Wodan-Odin auf seinem Weltenthron in den Wolken, umgeben von seinen Raben und Wölfen, wahren Idealwölfen. Auf dem zweiten fährt Donar-Thor auf drachenköpfigem Bocksgespann im Gewitter daher, die Haare im Winde flatternd und in der Rechten den furchtbaren „Malmer" schwingend. Das dritte führt uns Kriemhild an der Leiche ihres Siegfried vor, wie sie mit furchtbarer Anklagegebärde die Hand aus dem Bilde herausstreckt nach dem im Vordergrund stehenden finstern Hagen zu. Das letzte endlich zeigt der Jugend den himmlischen Lohn germanischen Heldentums. Prachtvolle Walküren-Jungfrauen heben die noch todestrunkenen Recken vom leichenvollen Schlachtfelde und führen die schwerwunden Männer auf mähnenwallenden Rossen durch Wolkensturm gen Walhall. Es muß freudig anerkannt werden, daß diese vier Wandbilder auf jedes unverdorbene Knabengemüt einen sehr starken Eindruck machen müssen, und zwar in gleicher Weise nach der künstlerischen, sittlichen und nationalpatriotischen Seite hin. Verstärkt noch wird dieser Eindruck werden durch das erklärende Wort des Lehrers, dem das von Felix Dahn, dem jetzt Siebzigjährigen, und seiner Gattin Therese gemeinsam verfaßte Textheft für seine Vorbereitung zur Grundlage dienen kann. Freilich gibt dies nur den Stoff, die Sage, aber in sehr knapper und — wie es bei solchem Meister der Darstellung selbstverständlich ist — ansprechender Form. Die Deutung und Würdigung der Bilder muß der Lehrer aus sich selbst dazu geben. Dieser ersten Reihe werden noch zwei andere folgen, welche Szenen aus der „Edda", „Dietrichsage", „Gudrun" und „Nibelungen" bringen werden. Es ist des Dankes und der Anerkennung wert, daß das Preußische Kultusministerium das Werk nicht nur durch Empfehlung, sondern auch durch Unterstützung gefördert hat. Bei dem für das Gebotene sehr billigen Preis würde es ohne solche Förderung einen schweren Stand haben.

„Tägliche Rundschau".

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

Inhalt.

Seite

Miscellen und litteratur.

Die **Zeitschrift für deutsche philologie** erscheint in bänden von je 4 heften in durchschnittlichem umfang von 9 bogen zum preise von ℳ 20,— pro band. Zu beziehen durch alle buchhandlungen und durch die post (postzeitungsliste 8804 b). Einzelne hefte werden nur im buchhandel und nur zu erhöhtem preise abgegeben.

Alle **manuscripte** und mitteilungen, sowie recensionsexemplare sind an den herausgeber, professor dr. H. Gering in Kiel zu richten. Die manuscripte müssen in druckfertigem zustand abgeliefert werden. Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuscripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Die mitarbeiter, deren beiträge mit ℳ 20.— für den druckbogen honoriert werden, erhalten 10 separatabzüge ohne besondere paginierung kostenfrei geliefert, jedoch nicht vor ausgabe des heftes, in welchem der betr. beitrag erscheint. Eine grössere anzahl separatabzüge kann nur nach rechtzeitig erfolgter verständigung mit der verlagshandlung angefertigt werden. Dieselben werden mit 1 ₰ für jede druckseite berechnet.

Die erste korrektur der beiträge wird in der druckerei, die zweite vom verfasser, die dritte von der redaction gelesen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

